Rom 5997.5.45

Harvard College
Library

FROM THE FUND BEQUEATHED BY

Archibald Cary Coolidge

Class of 1887

PROFESSOR OF HISTORY
1908–1928

DIRECTOR OF THE UNIVERSITY LIBRARY
1910–1928

Archiv

des Vereines

für

siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Dreiunddreißigster Band.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

Hermannstadt.
In Kommission bei Franz Michaelis.
1905.

Archiv

des Vereines

für

ſiebenbürgiſche Landeskunde.

Neue Folge.

Dreiunddreißigſter Band.

1. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausſchuß.

Hermannſtadt.

In Kommiſſion bei Franz Michaelis.

1905.

Rom 5997.5.45

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
FUND
Jan. 27, 1931

Buchdruckerei W. Krafft in Hermannstadt.

Vergleichendes Wörterbuch

der Nösner (siebenbürgischen) und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart nebst siebenbürgisch-niederrheinischem Orts- und Familiennamenverzeichnis sowie einer Karte zur Orientierung über die Urheimat der Siebenbürger Deutschen

von

Dr. Gustav Kisch.

Einleitung.

Wenn etwas geeignet ist, die Notwendigkeit reger Wechselwirkung zwischen siebenbürgisch-deutscher und moselfränkisch-luxemburgischer Volkskunde zu erweisen, so ist es die Geschichte unserer Herkunftsfrage.

Hätte dieser Wechselverkehr vor 100—150 Jahren bestanden, so wären all die Hypothesen von ober- oder niedersächsischer, oberdeutscher oder flandrischer Herkunft unserer Vorfahren unmöglich gewesen.

Äussert sich doch schon im Jahre 1769 der Geograph Vosgien und mit ihm der Luxemburger de Feller u. a. folgendermassen (Gangler a. a. O., S. III f.):

„Les habitants du duché de Luxembourg . . . parlent l'ancienne langue allemande telle que la parlent les Saxons de Transylvanie".

An einer anderen Stelle, wo er von seinen Reisen in Siebenbürgen spricht, sagt derselbe de Feller:

Les Saxons à Bistritz et aux environs en Transylvanie parlent allemand, mais leur langage propre est l'allemand du Luxembourg. L'etonnement de ces Saxons, ainsi que le mien, fut extrême, quand vous decouvrimes l'identité de ces langues. Le naturel, le ton et les maniéres de ces Saxons sont justement les mêmes que ceux des Luxembourgeois (Itinéraire vol. I, p. 277).

Hätte man diese Stimme eines jedenfalls objektiven, uninteressierten Beobachters in weiteren Kreisen gekannt, so wäre man schon vor anderthalb Jahrhunderten der Lösung unserer Herkunftsfrage ebenso nahe gewesen wie heutzutage. Oder hat man sie gekannt und nicht genügend beachtet? Dies ist mir fast wahrscheinlicher.

Der eigentliche Entdecker unserer Urheimat unter uns ist Fr. Marienburg, der schon 1845 auf Grund eigener, an Ort und Stelle erworbener Erfahrung das heute mittelfränkisch genannte Sprachgebiet (zwischen „Elberfeld, Krefeld, Aachen, Trier, Koblenz, Westerwald und Siebengebirge") als das Auswanderungsgebiet der Siebenbürger Sachsen bezeichnete (Vereinsarchiv 1845, III. Bd., 1. Heft, S. 45 ff.). Keintzel gebührt das Verdienst, die Zugehörigkeit der Nösner Mundart zum mittelfränkischen Sprachgebiete dargetan zu haben (Bistritzer Gymnasialprogramm ex 1887, 1 ff.). Ich habe dann in meiner „Bistritzer Mundart, verglichen mit der moselfränkischen" auf den für unsere Herkunftsfrage überaus wichtigen, an sich bedeutenden Unterschied zwischen nordmittelfränkischer oder ripuarischer Mundart (Mittelpunkt: Köln) einerseits und südmittelfränkischer oder moselfränkischer Mundart andererseits hingewiesen und, wie ich glaube, ein für allemal erwiesen, dass mindestens die Nösner Mundart auf Grund lautlicher Kriterien nur innerhalb des moselfränkischen Sprachgebietes lokalisiert werden kann. Diese Ansicht war damals so neu — den Begriff „moselfränkische Mundart" kennt unsere siebenbürgische Literatur vor 1893 überhaupt nicht! —, dass ihr von massgebender Seite (Korrespondenzblatt 1893, S. 77) die Behauptung entgegengestellt wurde, dieselbe werde „auf mehr Widerspruch als Anerkennung stossen". Diese Prophezeiung hat sich nicht erfüllt; vielmehr hat alles, was seither über die in Rede stehenden Mundarten bekannt geworden ist, die Richtigkeit meiner Ansicht bestätigt. Ja Scheiner hat nachher (Vereinsarchiv 1898, S. 75 ff.) den Nachweis zu liefern gesucht, dass alle, auch die südsiebenbürgischen Mundarten nur innerhalb des moselfränkischen Sprachgebietes lokalisiert werden dürften, ein Standpunkt, den auch ich mit der schon in meiner Dissertation angedeuteten Einschränkung einzunehmen geneigt bin, dass die südsiebenbürgisch-sächsischen Mundarten nur nördlich vom Auswanderungsgebiete der Nösner lokalisiert werden können.

Dies wäre gewiss auch das Ergebnis einer gründlichen grammatischen und lexikalischen Untersuchung der nordmoselfränkischen Mundarten von diesem Gesichtspunkte aus, einer „Arbeit, die, mit

Johann Wolff zu reden, mancherlei Aufklärung geben müsste und darum dem Wörterbuch vorangehen sollte".

Im folgenden biete ich nun als Ergänzung der in meiner Dissertation gebotenen vergleichenden Lautlehre ein vergleichendes Wörterbuch (in nuce) der siebenbürgisch-sächsischen und moselfränkisch-luxemburgischen Mundarten einschliesslich eines siebenbürgisch-sächsischen - moselfränkisch - niederrheinischen Orts- und Familiennamensverzeichnisses nebst einer Karte des Auswanderungsgebietes fast ausschliesslich auf Grund eigener, an der Hand der einschlägigen Literatur gemachter Beobachtungen (ich habe die Moselgegenden in Jahren 1888, 1889, 1894, 1901 und 1902 bereist, zweimal mit Unterstützung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde).

Die Heranziehung der Namen zum Vergleiche bedarf einer Aufklärung. Unsere siebenbürgisch-sächsischen Ortsnamen sind, soweit sie überhaupt deutsches Sprachgut und nicht etwa bloss Umbildungen altslawischer, rumänischer oder magyarischer Namen sind, in ihrer dialektischen Form unbedingt altes, aus der Urheimat mitgebrachtes Sprachgut, nicht etwa in dem Sinne, dass sie direkte Übertragungen moselfränkischer Benennungen auf siebenbürgische Ansiedlungen wären — das dürfte nur bei wenigen der Fall sein! —, sondern insofern, als die Art unserer Namengebung und das dazu verwendete Sprachmaterial echt moselfränkischen Charakter trägt. Auf Grund unserer Ortsnamen allein liesse sich der moselfränkische Charakter unserer Mundart nur schwer erweisen. Aber es ist von Bedeutung zu wissen, dass auch unsere Ortsnamen nichts bieten, was uns zwänge, unsere auf Grund lautlicher Kriterien gefundene Urheimat ausserhalb des Mosellandes zu suchen.

Das gilt auch von unseren Familiennamen, diesen Schmerzenskindern aller gewissenhaften Wortforschung. Auch diese kommen nur insofern in Betracht, als sie in ihrer Gesamtheit dem moselfränkischen Familiennamencharakter nicht widersprechen, ja zum Teil auffällig siebenbürgisch - moselfränkisches Gepräge zeigen. Namen wie *Lurz, Deppner, Zirbes, Henkel* u. a. können nur dort bodenständig sein, wo die entsprechenden Wörter allgemein gebräuchlich sind, bezw. den Lautverhältnissen der betreffenden Mundart entsprechen, also wo „link" *lurz* (Linkhand, Scaevola), „Topf" *Deppən* (*Deppner* Töpfer), „Servatius" *Zirbəs*, „Hühnchen" *Henkəl* heisst, und das ist m. W. nur im westmitteldeutschen Sprachgebiete — Genaueres lässt sich kaum sagen! — der Fall. Viele unserer Familiennamen sind altes

Sprachgut und, wenn auch nicht als Familiennamen — solche gab es zur Zeit der Einwanderung nicht —, so doch als Einzel- (Personen-) oder mindestens als Gattungsnamen mitgebracht. Namen wie *Teutsch, Lutsch, Bertleff, Rottmann* gehen ins germanische Altertum zurück und auch die Koseformen für christliche Heiligennamen *(Neckel, Leps, Miess)* zeigen als solche moselfränkisches Gepräge. Die meisten Familiennamen aber sind erst in Siebenbürgen entstanden und durch den alles gleich machenden Amtsstil der kirchlichen und politischen Behörden modernisiert worden. Immerhin ist es wertvoll zu wissen, dass sich fast alle unsere Familiennamen (ausser den offenbar erst in Siebenbürgen entstandenen, wie z. B. Budaker [zum O. N. Budak], Penteker [zum O. N. Pintak], Simbriger [d. h. Siebenbürger] usw.) im westmitteldeutschen Sprachgebiete wiederfinden.

Selbstverständlich liegt aber der Wert dieser Arbeit, wenn ihr ein solcher zukommt, weniger in den Namen als in dem den breiten Bevölkerungsschichten als Umgangssprache dienenden Wortmaterial.

Den Eindruck, den die Nösner Mundart heute auf ein Luxemburger Ohr macht, gibt folgende Bemerkung eines Luxemburgers wieder:

Auch war es uns voriges Jahr (1902) gegönnt, den Herrn Prof. Dr. Kisch hier zu sprechen, ihn mit seinen luxemburgischen Namensvettern zusammenzubringen und ihrer luxemburgisch-niesener Unterhaltung mit grossem Interesse zu folgen. Stichproben des Niesener Dialektes haben wir des öfteren gegeben; eine Übersetzung davon war gar nicht notwendig, so gross ist die Ähnlichkeit und so klein sind die Abweichungen. Am meisten aber nähert sich der Echternacher Dialekt dem Niesener. („Luxemburger Wort", 21. Januar 1904.)

Bistritz (Siebenbürgen), 1. August 1904.

Erzählung

in moselfränkischer und Nösner Mundart:

a) **Moselfränkisch:**

En Wittfrâ hadd en Kô, awwər nei Ken(d)ər, vun de‘n ênt, ən Jong, nemmi en də Schul geng. Dər Jong soll Schmitt we‘rən (wi‘dən).

Də Frâ du‘cht: „Eich well un də Rhein gôn, dô we‘rən (wi‘dən) eich schun ən gôdə Mêstər fenn; de‘r nitt mei Kend en sei Haus of on lîrd əd en seinər Schmedd eppəs Ornt-lijət. Heisər, Wisən, Wengərt kân eich meinəm Jongən net gên, eich hun jo ned əmol en Mauər, awwər fleissich sall ə sein on o‘rbədə lîrən. Wenn dernô ons Herrgott seinə Sêjə dərzô gitt, kân ə schun durechkunn.“

b) **Nösnisch:**

Än Wittfrâ hądd än Kâ, ąwwər [ländl.] nei Kändər, vu di‘n ent, ə Jąng, nammi än də Schûl gäng. Dər Jąng soll Schmitt wi‘rn.

Də Frâ du‘cht: „Eich wäll u dn Rhein gô, dô wi‘rn eich schu än gâdn Mêstər fänn; di‘r nitt mei Känd än sei Haus ąf ąnt lîrd əd än seinər Schmädd äffəst Ornt-lijət. Heisər, Wisn, Wängərt kąn eich meinəm Jąngən nät gê, eich hu(n) jo näd əmol än Mauər, ąwwər [ländl.] fleissich sąll ə sei ąnd u‘rbədn lîrn. Wänn dernô ąnsər Härrgott seinə Sêgn dərzâ gitt, kąn ə schu durichku.“

c) **Neuhochdeutsch:**

Eine Witwe hatte eine Kuh, aber neun Kinder, von denen eines, ein Knabe, nicht mehr in die Schule ging. Der Junge sollte Schmied werden. Die Frau dachte: „Ich will an den Rhein gehen, da werde ich schon einen guten Meister finden, der nimmt mein Kind in sein Haus und lehrt es in seiner Schmiede etwas Ordentliches. Häuser, Wiesen, Weingärten kann ich dem Jungen nicht geben, ich habe ja nicht einmal eine Mauer, aber fleissig soll er sein und arbeiten lernen. Wenn dann unser Herrgott seinen Segen dazu gibt, kann er schon durchkommen.“

Vgl. Jörres (s. u.), S. 12 ff.

Literatur und Abkürzungen.

Ademeit — Beiträge zur Siedlungsgeographie des Unteren Moselgebietes von Dr. Wilhelm Ademeit in Köln. Stuttgart 1903.

Ballas — Beiträge zur Kenntnis der trierischen Volkssprache von Joh. Georg Ballas (ohne Jahr).

ahd., mhd., nhd. = alt-, mittel-, neuhochdeutsch.

Bielz — Handbuch der Landeskunde Siebenbürgens von E. A. Bielz. Hermannstadt 1857.

Büsch — Th. Büsch, Über den Eifeldialekt. Malmedy 1888.

Cramer — Rheinische Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit von Dr. Franz Cramer. Düsseldorf 1901.

Crecelius — Oberhessisches Wörterbuch von Wilhelm Crecelius. Darmstadt I, II, 1899.

DWB. = Grimm, Deutsches Wörterbuch.

F. N. = Familienname.

Follmann, Ma. der Deutschlothringer und Lux., Metz 1886.

Franck — Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche Taal door Dr. Johannes Franck. 'S-Gravenhage 1892.

Fuss, Zur Etymologie nordrheinfr. Provinzialismen. I, II, III. Programm der Rheinischen Ritter-Akademie zu Bedburg. Köln 1873, Düren 1877, Düsseldorf 1880.

Gangler — Lexikon der Luxemburger Umgangssprache von J. F. Gangler. Luxemburg 1847.

Gen. St. Karte — Generalstabskarte des deutschen Reiches (Masstab 1 : 100000).

Görgen — Hémechtste'n vum W. G. Letzeburg 1901.

Haltrich, Plan — Plan zu Vorarbeiten für ein Idiotikon der siebenbürgisch-sächsischen Volkssprache. Kronstadt 1865.

Haltrich, Tiersage. Programm des Gymnasiums in Schässburg. Kronstadt 1854/55.

Hardt — Vokalismus der Sauer-Ma. Echternach 1843.

Hecking — Die Eifel in ihrer Mundart von Dr. Hecking. Prüm 1890.

Heinzerling Ma. — Über den Vokalismus und Konsonantismus der Siegerländer Mundart. Marburg 1871.

Heinzerling WB. — Probe eines Wörterbuches der Siegerländer Mundart von Dr. Jakob Heinzerling. Leipzig 1891.

Hönig — Wörterbuch der Kölner Mundart von Fritz Hönig. Köln 1877.

hunsrück. = Hunsrücker Mundart.

Jacobi = Magy. Lehnworte im Ss. (s. u.) von Dr. J. Jacobi. Schässburg 1895.

Jardon — Grammatik der Achener Mundart von Dr. Arnold Jardon. Aachen 1891.

Joerres — Sparren, Späne und Splitter von Sprache, Sprüchen und Spielen von Dr. P. Joerres. Ahrweiler 1888.

Keintzel, Idiotismen — Nösner Idiotismen von Dr. G. Keintzel. Festgabe der Stadt Bistritz 1897.

Keintzel, Herkunft — G. Keintzel, Über die Herkunft der Siebenbürger Sachsen. Bistritz 1887.

Kisch, F. N. — Bistritzer Familiennamen von Dr. G. Kisch. Bistritz 1897.

Kisch, N. W. u. W. — Nösner Wörter und Wendungen. Ein Beitrag zum siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuch von Dr. Gustav Kisch. Bistritz 1900.

Kisch Ma. = Die Bistritzer Mundart, verglichen mit der moselfränkischen (S. A. aus den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur XVII, 2, Halle 1893).

Kluge = Etymol. Wb. der d. Sprache v. Fr. Kluge. Strassburg 1894.

kobl. = Koblenz(er Ma.).

Korr. Bl. — Korrespondenzblatt des Vereins f. s. Landeskunde. Hermannstadt 1878 ff.

Kramer = Idiotismen des Bistritzer Dialektes v. Fr. Kramer. Bistritz 1876, 1877.

Lacomblet — Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins (Düsseldorf 1840).

ländl. = in den Landgemeinden gebräuchlich.

Laven — Gedichte in Trierischer Mundart von Ph. Laven. Trier (ohne Jahr).

lux. = Luxemburg(isch).

Ma. = Mundart.

mfr. = mittelfränkisch.

moselfr. = moselfränkisch.

Müller Friedrich — Deutsche Sprachdenkmäler aus Siebenbürgen, gesammelt von Fr. Müller. Hermannstadt 1864.

Müller Joseph — Die Aachener Mundart von Joseph Müller und Wilhelm Weitz. Aachen und Leipzig 1836.

Müller Nikolaus — Die Familiennamen des Grossherzogtums Luxemburg, zusammengestellt und geordnet von Dr. Nik. Müller. Luxemburg 1886.

ndl. = niederländisch (holländisch).

ndrhein. = niederrheinisch.

O. N. = Ortsname (im weitesten Sinne, ob nun eine Stadt, ein Dorf, ein Hof, ein Weiler oder eine Gegend).

P. N. = Personenname.

Pfister, Idiotikon — Mundartliche und stammheitliche Nachträge zu A. F. C. Vilmar's Idiotikon von Hessen durch Hermann v. Pfister. Marburg 1886.

Pfister I. — Idiotikon von Hessen durch Vilmar und Pfister. Erstes Ergänzungsheft durch Hermann v. Pfister. Marburg 1889.

Pfister II. Idiotikon von Hessen durch Vilmar und Pfister. 2. Ergänzungsheft von Hermann v. Pfister. Marburg 1894.

Quellen — Quellen zur Geschichte Siebenbürgens aus sächsischen Archiven, herausgegeben vom Ausschuss des Vereins für siebenbürg. Landeskunde I. 1880.

s. v. = sub voce (bei Verweisungen auf ein Wörterbuch).

B. Schmidt — Der Vokalismus der Siegerländer Mundart von Bernhardt Schmidt. Halle a. S. 1894.

K. C. L. Schmidt, Ww. Idiotikon. Hadamar 1800.

Schmitz — Sitten und Bräuche, Lieder, Sprichwörter und Rätsel des Eifler Volkes, nebst einem Idiotikon von J. H. Schmitz. Trier 1856.

Scheiner V. A. — Wredes Berichte über G. Wenkers Sprachatlas etc. von Dr. A. Scheiner. Archiv des Vereines f. s. Landeskunde, N. F. XXVIII. 1. H. Hermannstadt 1898.

Scheiner S. S = D. Ma. der S. S. von Dr. A. Scheiner, S A. aus den Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von Dr. A. Kirchhoff. Stuttgart 1895, IX. 2.

Schuller — Beiträge zu einem Wörterbuche der siebenbürgisch-sächsischen Mundart von Johann Karl Schuller. Prag 1865.

ss. = siebenbürgisch-sächsisch.

sss. = südsiebenbürgisch-sächsisch (soll kurz die im ‚Niederland', d. h. im Süden und in der Mitte Siebenbürgens gesprochenen Ma. bezeichnen).

Spiess — Beiträge zu einem Hennebergischen Idiotikon von Balthasar Spiess. Wien 1881.

urk. = urkundlich.

Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen von Franz Zimmermann und Karl Werner. Hermannstadt 1892 ff.

Vereinsarchiv — Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.

Vietor — Die rheinfränkische Umgangssprache in und um Nassau von Dr. Wilhelm Vietor. Wiesbaden 1875.

Vilmar — Idiotikon von Kurhessen von Dr A. F. C. Vilmar. Marburg und Leipzig 1883.

Vogt — Kgl. Gymnasium mit Realprogymnasium, Neuwied. Die Ortsnamen im Engersgau von Prof. Dr. Paul Vogt. Neuwied 1890.

Weber — Die Luxemburgische Sprache von Joseph Weber. Luxemburg 1899.

Wegeler — Koblenz in seiner Mundart von Dr. Jul. Wegeler. Koblenz 1876.

Wolff O. N. = Deutsche O. N. in Siebenbürgen von J. Wolff. Mühlbach 1879 ff.

Wolff WB. = Vorarbeiten z. s. d. Wb. von J. Wolff. Archiv des Vereins f. s. Landeskunde, XXVII, 3, S. 587.

ww. = westerwäldisch.

† = ausgestorbenes Wort.

< = entstanden aus . . . > = geworden zu . . . —

* = nicht bezeugte, erschlossene Form.

A.

â. Gegenüber der Behauptung, das für die Nösner Ma. charakteristische *â* = nhd. *e* komme moselfr. nicht vor, weise ich auf folgende moselfr. Wörter hin: *Fâlich* f. Felge = nösn. *Falich* Felge, lux. *Sâng* f. Dürre (vgl. nösn. *sângən* sengen), *Pârt* Pferd (vgl. nösn. [ländl.] *Fârt* Pferd), *Fârkəl* Ferkel (ebenso nösn.), *Âkər* (Buch-) Ecker (ebenso nösn.), *Ârwəs* Erbse (nösn. *Ârbəs), gəwât* gewettet (ebenso nösn.), *Ârən* m. Ernte (nösn. *Ârn* m. Ernte), *klâkən* ein Kleck machen (ebenso nösn.), *Trâp* Treppe (ebenso nösn.) usw.

Â=moselfr. *Â* f. Aue (häufiger Flurname) und O. N. (lux.) *Mechəlâ* (Michelau); O. N. „In der Au“ *(en dər Â)* im Landkreis Trier = ss. *än dər Â* (in der Au) in Mettersdorf (Nösnerland). Vgl. den ndrhein. F. N. „von der Au“.

F. N. *Abel* (1620). Ebenso lux. F. N.

âbəsch, (Mettersdorf:) *âbich,* sss. *êpəsch* verkehrt; vgl. moselfr. chatt. *âpsch, œwich, œpsch,* hess. *âbich* verkehrt. Z. B. nösn. *âbəsch ugədô* = moselfr. *œpsch ugədôn* verkehrt angezogen; nösn. *də âbəsch Seit* = moselfr. *də œpsch Seit;* nösn. *än âbəsch Mäntsch* = moselfr. *en œpschə Mäntsch* ein „verdrehter“ Kerl; moselfr.: *wat machst də fər ə œpsch Gəsîcht?* Was machst du für ein „verdrehtes“ Gesicht? — Mhd. ebech.

F. N. *Abraham* (sss.) Ebenso moselfr. F. N.

Âchtər (Klein-Bistritz) Hintergetreide; vgl. moselfr. (eifel.) *achtər* nach, hinter (s. u. *u“cht).* Ndd. ndl. achter.

ąckəln eine unangenehme Empfindung erregen *(əd-ąckəlt mich),* vgl. rheinfr. chatt. *ackəln* „necken“.

Ąckərman(t)chər Lerchen (Schönbirk); vgl. moselfr. *Ackərmän(t)chər* kleinere, graufarbige Bachstelzen.

ąckərn = moselfr. *ackərən, âkərən* pflügen.

Ąckəs, Ackəs (Jaad) Axt, plur. *Âkəs* = moselfr. *Âks, Acks* Axt, plur. *Âksən* (mhd. ackes, acks).

F. N. *Adam.* Ebenso moselfr. (lux.) F. N. Auch *Adami.*

ąddər „aber“ und *ąbbər* „oder“: *dət Îrśt ąbbər dət Zwett* das Erste oder das Zweite; *dət Drätt ąddər* das Dritte aber —; vgl. moselfr. *awwər, abbər* „oder“ und *oddər* „aber“ (altrheinfr. *adder* [Williram]): *eich abbər dau* ich oder du; *dei Vattər awwər* (oder) *dei Mottər; eich sôd-oddər*

(aber) —. Moselfr.: *hê schreift sich Kisch, ə hêsst oddər Kîsch* er schreibt sich „Kisch", er heisst aber „Kîsch". *oddər* in der Bedeutung „aber" und *awwər* „oder" ist für die chatt. Maa. charakteristisch: *hê sôt mər, ich wêr gəsont; eich sôd-oddər, ət wêr net wôr; dei Frû awwər dei Kent* (oder) — *eich kân əd-oddər net bəstemmt sôən* ich kann es aber nicht bestimmt sagen, *eich kạn əd oddər nät bəštämmt sô.* Moselfr. *eich wôr oddər doch frû!* (vgl. *qwwər*), nösn. *eich wôr oddər (qddər) doch frû!* ich war aber doch froh!

Äddər (sss.) neutr. Rutengang im Zaun; Schicht, Reihenlage. Vgl. moselfr. (ww.) *Edər, Ädər* masc. aufgeschichteter Haufe, Schicht: *ən Ädər Holz;* dazu moselfr. *ädərn* zäunen, flechten. Mhd. eter, altsächs. eder.

F. N. ***Adləf, Arləf,*** ss. für F. N. *Adleff.* Vgl. moselfr. ndrhein. F. N. *Adloff, Arloff, Adolf.* In der moselfr., hunsrück., siegerländ. und hess. Ma. wird germ. -dl- > -rl-, z. B. *Kirrəl* Kittel (wie bei uns), *Beirəl* (Beutel). Adleff = *Adolf* = got. P. N. Athaulf (got.), ahd. P. N. Adalwolf. *Arloff* ist auch ndrhein. O. N. (Gen. St. Karte: Euskirchen). *Adleff: Adolf* = *Bertleff* (s. u.): Bertolf.

qf auf = moselfr. *of,* lux. *op;* nösn. ¾ *qf zwê* = moselfr. ¾ *of zwê* (nhd. drei Viertel zwei oder drei Viertel nach Ein); „¾ auf 2" ist siebenbürgisch-moselfr. (chatt.) Eigenheit. Nösn. *qff-əm* (auf dem) *Lạnt* = moselfr. *off-əm Lânt* auf dem Lande; *qf dn Däntsdoch* = moselfr. *of dən Dentsdich* am nächsten Dienstag; *qw-êmol* auf einmal; moselfr. *ow-êmol; sə ess noch ned-of* sie ist noch nicht auf (-gestanden), nösn. *sə äss noch näd-qf;* nösn. *qw-enə Rätt* auf einmal = moselfr. *ow-enə Rett* auf einmal (hess. „auf einen Ritt" auf einmal).

qfâssn, sss. *afêssən* = moselfr. *ofêssən* aufessen, *ofgêss(ən)* aufgegessen, nösn. *qfgâssn,* sss. *qfgêssən.*

qfbâ'dn, sss. *afbêdən* = moselfr. *ofbe'dən* aufbieten.

qfbälsn = moselfr. *ofbelsən* aufschwellen.

qfbänn = moselfr. (lothring.) *ofbenn* aufbinden: *sei bend-of,* nösn. *sei bänd-qf.*

qfbeissn = moselfr. *ofbeissən* aufbeissen, *ofgəbess(ən)* aufgebissen, nösn. *qfgəbässn.*

qfbleibn < -w-, sss. *afble'wən* aufbleiben, *afgəbliwwən* aufgeblieben = moselfr. *ofbleiwən, ofgəbliwwən: sei bleift of* sie bleibt auf, nösn. *sei bleift qf.*

qfblôsn, *qfgəblôsn* = moselfr. *ofblôsən* aufblasen, *ofgəblôsən* aufgeblasen.

qf-bôrn aufbahren; vgl. moselfr. *bôrən* einen Toten aufbahren: *sə hun ət* (das Kind) *gəbôrt* (nösn. *qfgəbôrt*).

qfbrâ'chn, sss. *afbrêchən* = moselfr. *ofbrœchən* aufbrechen, *of-*

gəbrôch(ən) aufgebrochen, nösn. *afgəbrôchn: sei brächt of,* moselfr. *sei brecht of.*

afbrangən, sss. *afbrängən* = moselfr. *ofbrängən* aufbringen, *ofgəbru'cht* aufgebracht, nösn. *afgəbru"cht.*

(af)dâ'mən bei Festgelagen verschwenderisch viel auftragen = moselfr. *deimən,* ripuar. (nordeifel.) *dûmən* dick anhäufen, Butter dick aufschmieren, moselfr. (chatt.) *vərdō'mən* verschleudern.

afdâkn, sss. *afdêkən* = moselfr. *ofdêkən* aufdecken.

afdammən aufdämmen (bildlich) = moselfr. *ofdammən* (ndl. opdammen) aufdämmen, einen Damm erhöhen, aufwerfen.

afdängən = moselfr *ofdengən* (aufdingen) als Lehrling annehmen.

afdannərn refl., ländl. *sich afdandərn* = moselfr. *sich ofdonnərn* (niederfränk. fläm. opdondəren) sich aufputzen. Moselfr. *wat hu't dât* (die) *sich heid-ofgədonnərt!* nösn. *wat hu"t dât* (die) *sich heid-afgədannərt!*

afdäschn = moselfr. *ofdeschən* auftischen.

afdräckn = moselfr. *ofdrekkən* aufdrücken.

afdreibn < *-w-,* sss. *afdreiwən* auftreiben, *afgədriwwən* aufgetrieben = moselfr. *ofdreiwən, ofgədriwwən: ət dreift mich of* es treibt mich auf, nösn *ət dreift mich af.*

afdrô, sss. *afdrôn* = moselfr. *ofdrôn* auftragen, *ofgədrôn* aufgetragen, nösn. *afgədrô,* sss. *afgədrôn: ə drêd-af,* moselfr. *ə drêd-of.*

affäschn = moselfr. *offeschən* auffischen.

affeckəln, sss. *affikələn* = moselfr. *offêkələn* pflegend aufziehen (z. B. ein Küchlein), auffüttern, aufziehen. Näheres unter *feckəln.*

affich = moselfr. *affich* äffisch.

afflânzən, *afgəflânzt* = moselfr. *offlanzən, ofgəflanzt* (kobl.) aufpflanzen, aufgepflanzt

affn hinauf, verstärkt *affnhi* = chatt. henneberg. *of-hî* hinauf (mhd. ûfhin), hess. *auwə.*

affrâssn, sss. *affrêssən* = moselfr. *offrêssən* auffressen.

affu"rn = moselfr. *offu'rən* auffahren.

afgaffəln aufgabeln = moselfr. *ofgûwələn,* ripuar. *opgaffələn* aufgabeln. Nösn. *wô hu'st də dər dât afgəgaffəlt?* = moselfr. *wô hu's də dər dât ofgəgawwəlt?* Vgl. *Gaffəl* (s. u.).

afgê, sss. *afgi"n* = moselfr. *ofgên* 1. aufgeben, 2. aufgegeben.

afgəpackt = moselfr. *ofgəpackt* (aufgepackt) aufgeblasen.

afgô, sss. *afgôn* = moselfr. *ofgôn* aufgehn, *ofgângən* aufgegangen, nösn. *afgangən.*

Afgôf = moselfr. *Ofgôf* f. Aufgabe.

afgru"bn < *-w-,* sss. *afgru'wən* = moselfr. *ofgru'wən* aufgraben: *ə gri"ft of,* nösn. *ə gri"ft af.*

afhâln = moselfr. *ofhâlən* aufhalten.

ąfhêbn < -w-, sss. *afhêwən* = moselfr. *ofhêwən* aufheben: *hêf of!* hebe auf! nösn. *hêf ąf!* Moselfr. *ofgəhu'wən* aufgehoben, sss. *afgəhu'wən.*

ąfhêfn = moselfr. *ofhêfən* aufhäufen, *ofgəhêft* aufgehäuft, nösn. *ąfgəhêft, ąfgəhift.*

ąfhickəln jemand aufgabeln, mitnehmen, zum Mitkommen bewegen, eig. = moselfr. chatt. *ofhickəln,* hess. „aufhuckeln" auf den Rücken nehmen und so tragen; daher in Jaad (bei Bistritz) *hickəril mich!* nimm mich auf den Rücken, trage mich huckepack! Zur Endung *-iln* vgl. chatt. *fickərillən.*

ąfkêfn = moselfr. *ofkêfən* aufkaufen.

ąfkloppn = moselfr *ofkloppən* aufklopfen.

ąfknäppn = moselfr. *ofknäppən* aufknüpfen.

ąfknêfəln = moselfr *ofknêfən* aufknöpfen (lautlich zu „Knauf", nicht zu „Knopf"). Vgl. mhd. knöufel (ss. *Knêfəl*) m. Knopf.

ąfkôchn = moselfr. *ofkôchən* aufkochen.

ąfląngən = moselfr. *oflangən* hinaufreichen, -langen.

ąflêgn = moselfr. *oflê(j)ən* auflegen, *ofgəlu'cht* aufgelegt: *montər* (munter) *ofgəlu'cht*, nösn. *mąntər ąfgəlu'cht.*

ąflichtn = moselfr. *oflîchtən,* eifel. *oplichtən* aufleuchten.

ąflîsn = moselfr. *oflîsən* auflösen.

ąflossn = moselfr. *oflossən* auflassen (z. B. Weingärten nicht mehr bearbeiten, ndl. oplaten).

ąflu'dn = moselfr. *oflu'dən* aufladen.

ąfpälwərn aufpulvern, aufmuntern (durch Medikamente); vgl. moselfr. *Gəpelwər* n. coll. zu Pulver (als Medikament).

ąfpidnən ein Gewebe durch Zupfen in seine Fäden auflösen, auffransen; vgl. moselfr. *pidəmən, auspisəmən* Leinwand zupfen.

Ąfrâf = moselfr. *Ofrôf* m. Aufruf.

ąfraumən = moselfr. *ofraumən* aufräumen (zu mhd. rûmen).

ąfreissn = moselfr. *ofreissən* aufreissen, *ofgəress(ən)* aufgerissen, nösn. *ąfgərässn.*

ąfrepsn = moselfr. *ofrepsən* aufstossen, aufrülpsen.

ąfrichtich = moselfr. *ofrichtich* aufrichtig.

ąfsâzich = moselfr. *ofsœzich* (-z-!) aufsässig. Vgl. *sätzn* (s. u.).

ąfschiddn = moselfr. *ofschiddən* aufschütten: *hê schitt of,* nösn. *hê schitt ąf.*

ąfschlô, sss. *afschlôn* = moselfr. *ofschlôn* aufschlagen, *ofgəschlôn* aufgeschlagen, nösn. *ąfgəschlô.*

ąfschmi'rn = moselfr. *ofschmi'rən* aufschmieren (mhd. ûf + smern).

ąfschnąppn trans. = moselfr. trans. *ofschnappən* (aufschnappen) etwas zufällig hören.

ąfschnąppn intrans. = moselfr. intrans. *ofschnappə(n)* (aufschnappen) in die Höhe fahren (durch Entfernung des Gegengewichtes).

ąfschneidn = moselfr. *ofschneidən* aufschneiden, *ofgəschniddən* aufgeschnitten, nösn. *ąfgəschniddn: sei schneit of* (bezw. *ąf*).

Ąfschneidər = moselfr. *Ofschneidər* m. Aufschneider.

Ąfschräft = moselfr. *Ofschreft* f. Aufschrift.

ąfschreibn < -w-, sss. *afschre'ɯən* aufschreiben, *afgəschriwɯən* aufgeschrieben, moselfr. *ofschreiɯən, ofgəschriɯwən: ə schreift of* er schreibt auf, nösn. *ə schreift ąf.*

Ąfsichtər = moselfr. *Ofsichtər* m. Aufseher.

afsô, sss. *afsôn* = moselfr. *ofsôən* aufsagen.

ąfšpässn = moselfr. *ofšpessən* (auf)spiessen: *ə hu't sə ofgəšpässt,* nösn. *ə hu"t sə ąfgəšpässt.*

ąfšpíln = moselfr. *ofšpillən* aufspielen.

ąfšprängən, *ąfgəšprąngən* = moselfr. *ofšprengən* aufspringen, *ofgəšprongən* aufgesprungen.

ąfšprêdn = moselfr. *ofšprêdən* über etwas ausbreiten: *sei šprêt dət Dôch of,* nösn. *sei sprett dət Dûch ąf.*

ąfštąppn = moselfr. *ofštoppən* aufstopfen.

ąfštô, sss. *afštôn* = moselfr. *ofštôn* aufstehen, *ofgəštann* aufgestanden, nösn. *ąfgəštąnn.*

ąfštoppn = moselfr. *ofstoppən* aufstopfen.

ąfštûssn = moselfr. *ofštûssən* aufstossen: *ət štîsst mər of* (ebenso nösn. [ąf]) es stösst mir auf.

ąfɯi"rfn = moselfr. *ofɯi"rfən* aufwerfen.

ąfɯu"ssn = moselfr. *ofɯu'ssən* aufwachsen.

Ąfząch = moselfr. *Ofzoch* m. Aufzug.

ąfzämmərn = moselfr. *ofzemmərn* aufzimmern.

ąfzêchnən = moselfr. *ofzêchnən* aufzeichnen.

ąfzwängən = moselfr. *ofzwengən* aufzwingen.

Âgərsch m. „Stachelbeere" kommt im Moselfr. nicht vor (moselfr. *Krischəl* < franz. groseille): *Âgərsch* < rum. agriș (acriș) m., (magy egres) ital. span. agraz, portug. agraço, provenz. agras, altfranz. aigret, von lat. acer. Romanisches Lehnwort!

Âi n Ei = moselfr. *Âi* n. Ei: *wei ə rût Âi bəhan(d)ələn; sein Âiər hun zwê Doddər; hê bəkemmərt sich em ongəlu'cht Â'ər;* nösn. *wâi ə rût Âi(chi) bəhândəln; sei Âr hu zwê Doddər; hê bəkümmərt sich üm ąngəlu"cht Â(ich)ər.* Zu *â'* < ei vgl. *Mâ'* (mhd. meie), *Lâ'* (mhd. leie). Moselfr. *Âichə* n. kleines Ei: *zwê klinzich Âichər* = nösn. *zwê klinzich Âichər* zwei kleine Eier(chen).

â'bn, sss *êɯən* = moselfr. *e'ɯən, öiɯən* üben: *ə öift sich* er übt sich, nösn. *ə â'ft sich. êɯən* (sss.) = moselfr. (chatt.) *â'ɯən* üben.

â'cht acht, moselfr. *â(')cht*, altmoselfr. (urk.) *eicht* „acht", *ən Â'chtər* = moselfr. *ən Â'chtər* eine Acht.

Â'chtəl n. = moselfr. *Â(')chtəl*, *Âchtəl* n. Achtel als Hohlmass.

Ąisdoddər = moselfr. *Âisdoddər* Eidotter.

Â'ɷunk = moselfr (chatt.) *Ê'wonk* f. Übung.

Âk, sss. *ÂÊk* f. = moselfr. *ÂÊk*, *ÊÊk* f. Ecke.

Âkər m. die Ecker. Ebenso moselfr. (lux.).

ąlbər *(-w-)* hässlich = moselfr. *âlwər* (ahd. alwâri) grob, ungeschliffen.

F. N. ***Albert***. Ebenso lux F. N.

sss. ***Albərt*** m. = moselfr. (auch henneberg. fränk.) *Ąlbər* m. Dummkopf, adj. *alwər* grob, ungeschliffen.

F. N. ***Albrich***. Moselfr. F. N. *Olbrich*.

Âldər = moselfr. *Aldər* n. Alter.

Aldərn, sss. *Äldərən* Eltern = moselfr. *Äldərən* Eltern.

Âldn pl. = moselfr. *də Âl(d)ən* 1. die Alten, 2. Eltern, 3. Vorfahren.

F. N. ***Alexius*** 1521. Vgl. moselfr. F. N. *Alexius*.

Ąlf m. Alp (vgl. *Mu"rləf* < mar + alp) = moselfr. *Alf* n. Alp (als Schelte: Einfaltspinsel). Alf ist auch moselfr. (Fisch-, Fluss- und) Familien-Name.

O. N. ***Alisch*** (Gross-, Klein-), ss. *Âləsch*, magy. (Nagy-, Kis-) Szőllős, rum. Seleuşul (mare, mica), bei Elisabethstadt; vgl. den moselfr. (lux.) F. N. *Alesch* und den urk. O. N. *Alis dorp* (Lacomblet, Urkundenbuch zur Geschichte des Niederrheins 1197).

sss. ***all Omlenk*** alle Augenblicke, einmal über das andere = moselfr. *all Amelang* jeden Augenblick (zu moselfr. *Amelang* m. n. kurze Zeit [eigentlich ein „Amen" lang]).

alə gôən (mhd. al gânde) = moselfr. *allə gôən* gehend, während des Gehens.

ąllə gu"r = moselfr. *allə gu'r* alle insgesamt; *ąlləmol!* ⏑ ⏑ ⏓ = moselfr. *allə môl!* (allemal) natürlich, selbstverständlich! sss. *allə bît* = moselfr. *allə bêt* beide.

Ąllərsîln = moselfr. *Allərsîlən* (⏑ ⏑ ⏓ ⏑) Allerseelen.

Ąllərhellijn = moselfr. *Allərheljən* (⏑ ⏑ ⏓ ⏑) Allerheiligen.

F. N. ***Alm***, Allem (Mettersdorf). Vgl. moselfr. F. N. *Alm(e)*. *Alm* ist Koseform für Allmann (sss. F. N.) < ahd. P. N. *Adalman*.

O. N. ***Almen***, ss. *Almən*, rum. Alma, magy. Szász-Almás, bei Mediasch. Vgl. O. N. *Almen*, bei Zütphen (Niederlande). O. N. *Almen* wohl = Adalheim: *Al* < Adal (wie Albert < Adalbert, Allmann < Adalman) und *-mən* < -heim (wie sss. *Du'lmən* = Thalheim).

sss. ***Alməs*** n. Almosen, dazu *Alməsmill* f. dem Almosenfond gehörige Mühle, *Alməshärr* m. Al-

mosenier, Armenpfleger. Vgl. moselfr. (lux.) *Almәs* n Almosen.

O. N. (ss.) ***Âlmәsch,*** magy. Solymos, rum. Şoimuşu, bei Gross-Schogen (Nösnerland). Urk. 1319 Solmus. Vgl. ferner ss. O. N. *Almaschken* (*-kәn* ist dem.), rum. *Almaşu,* magy. Szász-Kis-Almás, urk. *Almas* 1317 bei Mediasch. Vgl. O. N. *Almesch* (Gen. St. Karte: Cochem [an der Mosel]).

F. N. ***Alpert*** 1505, 1904. Ebenso moselfr. F. N.

ąlt = moselfr *alt* mitunter, bisweilen; nösn. *ąldәmol* = moselfr. *ąldәmol;* aber moselfr. *allәs* (-s!) alles = nösn. *ąllәs;* sss. *ald îst* = moselfr. (Eifel) *ald eis* mitunter (mhd. alleȝ).

âlt (Jaad), *ậlt* = moselfr. *âl(t)* alt.

Âltfrânsummәr (- ⏑ ⏑) m. = moselfr. *Âlfrâәsummәr* (- ⏑ ⏑ ⏑) m. 1. Altweibersommer, 2. das im Herbste herumfliegende Spinngewebe.

Altdorf, s. ō. von Agnetheln, ss. *Âltrәf* (Wolff, Programm 1880/81, S. 25, Nr. 110). Vgl. *Altdorf* n. w von Düren (Gen. St Karte: Düren, Rgbz. Aachen).

O. N. ***Altenburg*** (Bielz, S. 515), magy. Körösbánya, rum. Baia de Crişu, im siebenbürgischen Erzgebirge. Vgl. O. N. *Altenburg* (Gen. St. Karte Bonn, bei Rech).

Altland die grösste, mittlere Ansiedlungsgruppe der Siebenbürger Sachsen (von „Broos bis Draas"); vgl. den O. N. *Altland* (im Rgbz. Trier, Gen. St. Karte: Birkenfeld).

Alzen, urk. Olchona, Olczna 1291, *Alcyna,* Alzcina, Alcznow, Alzona 1361, magy. Alczina, rum. Olţina, ss. *Âlzәn,* bei Leschkirch. Vgl. *Alzen* (Rgbz. Aachen, Gen. St. Karte: Eupen), *Alzen* (Rgbz. Köln, Gen. St. Karte: Waldbröl). *Alzen* bei Eupen heisst urk. Altina (Lacomblet 1166), Alzena (1174). Alzen gehört zum ahd. P. N. *Alizo* (Koseform [z] der mit Al < adal [edel] als erstem Gliede zsgs P. N.).

F. N. ***Alzner*** 1901, *Altzner* 1762, 1904. Vgl. moselfr. F. N. *Alzer* (zum O. N. Alzen) und F. N. *Alzen* (in „Wissen" bei Neuwind).

äm um, moselfr. *em: em drâ'* um drei Uhr, nösn. *äm drậ'; äm dật* (um das) darum, deshalb, moselfr. *em dât: just em dât!* gerade deshalb! *Äm t Vərräckn nät* (sc. *dân ich dật*) = moselfr. *em t Vərreckə net* (sc. *dôn ich dât*) (soll heissen:) das tue ich um keinen Preis; *äm â'chtə-virzijər* (sc. *Jôr*) = moselfr. *em â'chtəfirzijər Jôr* im Jahre 1848.

äm, am, im: *äm Däppn* im Topf = moselfr. *em, am,* im: *em Deppən.*

ämbänn umbinden = moselfr. (lothring.) *embenn* umbinden: *sei embend-ət* ⏑ ⏑ nösn. *sei ämbänd-ət* ⏑ ⏑ sie umbindet es; moselfr. *sei bend-əd-em* sie bindet es um, nösn. *sei bänd-əd-äm.*

ämbêgn = moselfr. *embê(j)ən* umbiegen (eigentlich: umbeugen).

ämbrangən umbringen = moselfr. *embrengən: ə hu͜ə̆d-ən em-(gə)bru͜ə̆cht* er hat ihn umgebracht, nösn *ə hu͜ə̆dən äm(gə)bru͜ə̆cht.*

F. N. ***Amberg*** 1582. Ebenso lux F. N.

F. N ***Ambrosi*** (sss.) Lux. F. N. *Ambrosy.*

sss. ***ämdân,*** nösn *ämdû* = moselfr. *emdôn* umtun, *(sich) dət Dôch emdôn,* nösn. *sich dət Dâch ämdû(n)* sich das Tuch umschlagen: *sə dêt sich dət Dâch äm,* moselfr. *sə dêt (sich) dət Dôch em.*

F. N. ***Amende*** 1701, 1904. sss. F N. (urk.) *Amend,* „Christian am End" 1432. Vgl. moselfr. F. N. *Amend* (⏑ ⏓), ndrhein. F. N. *am Endt, vom Endt.*

äm-ənt-äm ⏑ ⏑ ⏓ ringsherum (eigentlich: um und um) = moselfr. *em-ən-tem* ⏑ ⏑ ⏓ ringsherum, rundherum.

äməsąst ⏑ ⏑ ⏓ = moselfr. *emməsoss* ⏑ ⏑ ⏓ 1. umsonst, 2. vergebens.

äməsäst (ländl.) umsonst = moselfr. *eməsess* umsonst (mhd umbe sus).

âməst, sss. *emməst* jemand = moselfr. *êməs, ä͜ə̆məs, emməst* jemand. Entwicklung: *emməst* < **emməs* < *iemens* (mhd., gen.) mit epenthetischem *-t.*

âmət jemand = moselfr. *ä͜ə̆mət, êmət* jemand (vgl. *âməst* s. o).

ämfeln ⏑ ⏓ empfehlen: *eich ämfeln, dau ämfilst, hê ämfilt* usw. = moselfr. *emfellən* ⏑ ⏓ ⏑ empfehlen: *eich emfellən, dau emfils(t), hê emfilt* etc.; *mîr hun ən emfollən* wir haben ihn empfohlen, nösn. *mîr hun ən ämfoln.*

ämfrôgn umfragen = moselfr. (lux) *emfrô(g)ən: sə emfrêt sich,* nösn. *sə ämfrêcht sich* sie hält Umfrage.

Ämgąnk m. Umgang = moselfr.-chatt. *Emgank, Emgânk* m. Umgang

ämgê, sss. *ämgi͜ə̆n* = moselfr. (lux) *emgên, emgi͜ə̆n* ⏑ ⏓ umgeben.

sss ***ämgôn,*** nösn. *ämgô* umgehn, moselfr. *emgôn: ət gêd-em,* nösn. *ət gêd-äm* es geht um (von Gespenstererscheinungen).

sss. ***ämgru͜ə̆wən,*** nösn *ämgru͜ə̆bn* umgraben, moselfr. *emgru͜ə̆wən: ə gri͜ə̈ft em* er gräbt um, nösn. *ə gri͜ə̈ft äm.*

ämhân umhauen, moselfr. *emhân.*

Ämkîr f. Umkehr, moselfr. *Emkîr.*

ämkîrn umkehren, moselfr. *emkîrən.*

ämklêdn umkleiden, moselfr. *emklêdən.*

ämkrämmən ⏑ ⏓ ⏑ umgehen, krümmen (Saxonismus: * umkrümmen) = moselfr. *emkremmən* ⏑ ⏓ ⏑: *ə huət mich emkremmt* er hat mich umgangen, nösn. *ə hu͜ə̆t mich ämkrämmt.*

ämku(n) umkommen, nordeifel. *emkun: ə kütt em* er kommt um, nösn. *ə kitt äm.*

Ämlûf, Ämlôf (Passbusch) m. Umlauf, moselfr. *Emlôf.*

Ämməs n. in nösn. *Obnd-ämməs* n. Abendimbiss = moselfr. (hunsrück.) *Emməs, Imməs* n Mahl.

Ąmpərt (Passbusch) m. Sauerampfer; moselfr. *Ampərt* m. Sauerampfer, lux. *Sauər-ampəl* m.; vgl. nordeifel. *ampərich* säuerlich; *ampərə(n)* säuerlich schmecken.

ämrängən ⏑ ⏓ ⏑ umringen = moselfr. *emrengən.*

Ämschlạch m. Umschlag = moselfr. *Emschlâch.*

ämschlängən (modern) umschlingen, moselfr. *emschlengən.*

ämschmeissn = moselfr *emschmeissən* umwerfen.

ämštälpn umstülpen (ein Gefäss), moselfr. *emštelpən.*

sss. ***ämštôn,*** nčsn. *ämstô* 1. umstehen ⏑ ⏓, 2. sterben (vom Vieh) ⏓ — = moselfr. *emštôn* 1. umringen, umstehn, 2. aus dem Wege gehen.

ämštûssn umstossen = moselfr. *emštûssən: ə štîsst sə em* er stösst sie um, nösn. *ə štîsst sə äm.*

ämpi"rn ⏑ ⏓ ⏑ = moselfr. (lothring.) *ämpi"rən,* hunsrück. *impêrə* entbehren.

ämpîrn refl. sich empören. Ebenso moselfr. *(empîrən).*

Ämštạnt = moselfr. *Emštant* m. Umstand; nösn. *sə äs än ạndərn Ämstänt* = moselfr. *sə es en andərn Emständ* sie ist schwanger.

Ąm(t)frâ = moselfr. *Imm(t)frâ* f. Hebamme.

Ämwêch m. Umweg, moselfr. *Emwê(ch)* m.

än in: *än ôbnt (ôwənt)* heute abend = moselfr. *n ôwənt* heute abend; *a Gôtsn!* (Klein-Bistritzer Gruss) = moselfr. *a Gotts N(ummən)* in Gottes Namen.

än — ən = moselfr. *en — ən* ihnen.

ändạndər = moselfr. chatt. *ənân(d)ər* einander.

ąnârtich = moselfr. onârtich unartig (fläm. onârdich).

änbänn = moselfr. *enbenn* (lothring), *enbennən* 1. einbinden, 2. jemandem etwas ernstlich anbefehlen.

Änbạnt = moselfr. *Enbant* m. Einband.

ąnbədu"cht = moselfr. *onbədu"cht* unbedacht.

ąnbəgôft = moselfr. *onbəgôft* unbegabt.

ąnbəkîrt = moselfr. *onbəkîrt* unbekehrt.

ąnbəklett = moselfr. *onbəklêt* unbekleidet.

ąnbəschêdn = moselfr. *onbəschêdən* unbescheiden.

ąnbəschniddn = moselfr. *onbəschniddən* unbeschnitten.

ąnbəschlô = moselfr. *onbəschlôən* unbeschlagen (vom Pferde).

ąnbəschrą't! (unbeschrieen!) unberufen! (sagt man, um etwas Lobenswertes nicht zu „berufen" [bezaubern]) = moselfr. *onbəschrâ't* (holl. onbeschreit) unbeschrieen, unbeweint.

ąnbəschreiflich = moselfr. *onbəschreiflich* unbeschreiblich.

ąnbəschriwwən unbeschrieben: ąnbeschriwwen Pupeier = moselfr. *onbəschriwwən* unbeschrieben: *onbəschriwwən Popeiər* unbeschriebenes Papier.

ąnbəsoricht = moselfr. *onbəsoricht* unbesorgt.

ąnbeštrôft = moselfr. *onbəštrôft* unbestraft.

ąnbəwąsst = moselfr. *onbəwosst* unbewusst.

ąnbəwunt = moselfr. *onbəwunt* unbewohnt.

ąnbəzwänglich (modern) = moselfr. *onbəzwenglich* unbezwinglich.

änbildn einbilden, part. *ängəbilt* = moselfr. *engəbilt* eingebildet.

Änbrąch = moselfr. *Enbroch* m. Einbruch.

änbrôkn = moselfr. *enbrôkən* 1. einbrocken, 2. jemandem etwas Unangenehmes bereiten.

ändâkn eindecken, moselfr. *endêkən* einhüllen.

ändąmmən vollstopfen, so dass nichts mehr hineingeht = moselfr. ndrhein. *endammən* eindämmen. Da zum Dämme machen im Nösnerlande wenig Anlass war, hat unser Wort nur die sekundäre, abgeblasste Bedeutung bewahrt.

sss. ***ändân,*** nösn. *ändû* einsperren, moselfr. *endôn* Vieh eintreiben.

Ąndâr (modern) = moselfr. *Onde'r* n Untier (ndl. ondier n.).

andərhąln = moselfr. *on(d)ərhâlən* unterhalten.

ąndərlossn = moselfr. *on(d)ərlossən* unterlassen.

ąndərsch = moselfr. *on(d)ərsch(tər)* anders.

Ąndäng (modern) = moselfr. *Ondeng* n. Unding.

ąndêlbər = moselfr. *ondêlbûr* unteilbar.

ąndər = moselfr, *on(d)ər* (fläm. ondər) unter.

ąndərbänn unterbinden, *ąndərbąnn* unterbunden = moselfr. *on(d)ərbenn* (lothring.), *onnərbonn: sei on(d)ərbent,* nösn. *sei ąndərbänt.*

Ąndərgąnk = moselfr. *On(d)ərgank* m. Untergang.

ąndərgô = moselfr. *on(d)ərgôən* untergehen, *on(d)ərgangən* untergegangen, nösn. *ąndərgąngən.*

Ąndərgrąnt = moselfr. *On(d)ərgront* m. Untergrund.

ąndərgru^{a}bn, sss. *angdərgru'wən* = moselfr. *on(d)ərgru'wən* untergraben: *sei on(d)ərgri^{ü}ft* sie untergräbt, nösn. *sei ąndərgri^{ü}ft.*

Ąndərhimt = moselfr. *On(d)ərhimt* n. Unterhemd.

Ąndərklet = moselfr. *On(d)ərklêt* n. Unterkleid.

Ąndərleif = moselfr. *On(d)ərleif* m. Unterleib (holl. onderlijf).

ąndərsänkn = moselfr. *on(d)ərsenkən* untersinken.

andərschêdlich, ąndərschidlich = moselfr. *on(d)ərschêdlich, on(d)ərschidlich* (unterschiedlich) verschieden.

ąndəršt = moselfr. *on(d)ərst*:

dət on(d)ərśt Šteck das unterste Stück, nösn. *dət ąndərśt Štück.*

ąndərsû'kn = eifel. *on(d)ərsîkən* untersuchen (ndl. onderzoeken). Mit unterschobenem -k-! Vgl. *sû'kn!*

ąndərschêdn = moselfr. *on(d)ərschêdən* unterscheiden.

Ąndərschet = moselfr. *On(d)ərschêt* m. Unterschied (holl. onderscheid).

Ąndərschräft = moselfr. *On(d)ərschreft* f. Unterschrift.

Ąndərlâch = moselfr. *On(d)ərlôch* f. Unterlage (holl. onderlaag f.).

Ąndərsâtsəl n. Bottich zum Unterstellen (z. B. unter die Dachrinne); vgl. ndrhein. *Ondərsetsəl* n. Stütze, Postament (ndl. ondersetten „daruntersetzen")

ąndərschêdn = moselfr. *on(d)ərschêdən* unterscheiden: *sei on(d)ərschêt,* nösn. *sei ąndərschett.*

andərschlô = moselfr. *on(d)ərschlôn* unterschlagen: *sei ondərschlêt* sie unterschlägt, nösn. *sei ąndərschlêt.*

ąnderštô refl. = moselfr. *sich on(d)ərštôn* sich unterstehen, *onnərštann* (lothring) unterstanden, nösn. *ąndərštąnn.*

Ąndəru^{a}fdêlunk = moselfr. *On(d)ərôfdêlonk* f. Unterabteilung.

ąndərwi^{ä}rfn = moselfr. *on(d)ərwi'rfən* unterwerfen.

ąndərwu^{a}ssn = moselfr. *on(d)ərwu'ssən* klein, gedrungen.

andərwu^{a}ssn ⏑ ⏑ ˊ ⏑ = moselfr. *durichwu'ssən* (vom Fleische) durchwachsen.

Andîwi-səlât f. = moselfr. *Andîwe-zalôt* (⏑ ˊ ⏑ ⏑—) f der Endiviensalat (modern).

F. N. ***Andree*** (sss.). Vgl. moselfr. F. N. *Andrœ, Andre.*

Ändrąck m. Eindruck, moselfr. *Endrock.*

ändräckn eindrücken, moselfr. *endreckən.*

sss. ***ändre^{i}wən*** = moselfr. *endreiwən* eintreiben: *sei dreift en* sie treibt ein, nösn. *sei dreift än.*

ändrô = moselfr. *endrôən* eintragen.

ändummələn = moselfr. *endommələn* einschlummern.

ânə immer. Vgl. ww. *una* immer: *dau heilst jo una* du weinst ja immer, nösn *dau heilst jo ânə. ânə,* Nbf. *einə,* sss. *ängdən* ist genaue Entsprechung zu mhd. Nbf ienden.

a nê! o nein! = moselfr. *ənê, o nê!* o nein!

änə (mhd. einhin) hinein; vgl. chatt. *einə* (< einhin) hinunter.

ąnebn, sss. *anˇwən* = moselfr. *oneuwən* schlecht, nicht gut: *dâdess kên oneuwən Dôch* das ist kein schlechtes Tuch, nösn *dât üss kê* (ländl.) *ąnebn Dâch.*

ąnênich = moselfr. *onênich* uneinig.

ąnərfu^{a}rn = moselfr. *onərfu'rən* unerfahren.

ąnerl, *ąneddəl* = moselfr. *oneddəl* unedel, hunsrück. *onerrəl* (ndl. onedel).

ąnêssich ungeniessbar = moselfr. *onêssich* unappetitlich.

Änfąll = moselfr. *Enfall* m. Einfall.

änfänn refl. sich einfinden = moselfr. (lothring) *sich enfenn, enfennən: sei fent sich en* sie findet sich ein, nösn. *sei fünt sich än.*

ąnfêlbər = moselfr. *onfêlbâr* unfehlbar (ndl. onfeelbaar).

Anfərt f. (Tatsch), *Ąnfərt* f. Antwort; vgl. moselfr. *Anfərt* f. Antwort.

änfidn(ən) = moselfr. *enfiddəmən* einfädeln.

Änfląss = moselfr. *Enfloss* m. Einfluss.

ąnfräntlich = moselfr. *onfrentlich* unfreundlich.

änfräntschæwn refl. sich in eine Familie einführen (durch Heirat), moselfr. *sich enfrentschæwən: mər hun əs engəfrentschəft.*

Ąnfriddn = moselfr. *Onfriddən* m. Unfrieden.

Ąngąn(t)st f. (modern) Ungunst = moselfr. *Ongon(t)st* f. Ungunst.

ąngän(t)stich = moselfr. *ongen(t)stich* ungünstig.

ąngâßn = moselfr. *ongêß(ən)* (mhd. ungez) ohne gegessen zu haben: *hê gêt ongêss fort.*

ąngəâ^{i}ft = moselfr. *ongəe^{i}ft, ongəöft* ungeübt.

ąngəbąnn = moselfr. *ongəbonn* ungebunden.

ąngəbârdich = moselfr. *ongəbârdich* unbärtig (ndl. ongebaard).

ąngəbilt = moselfr. *ongəbilt* ungebildet.

ängəbilt = moselfr. *engəbilt* eingebildet: *sei es gu^{a}r engəbilt.*

ąngəbeddn = moselfr. ndrhein. *ongəbeddən* ungebeten (ndl. ongebeden).

Ängəbrôksəl n. das Eingebrockte in der Suppe = moselfr. *Brôksəl* n. das eingebrockte Brot im Branntwein.

ąngədêlt = moselfr. *ongədêlt* ungeteilt.

ąngədôft = moselfr. (eifel.) *ongədôft* (ndl. ongedoopt) ungetauft.

Ąngədolt = moselfr. *Ongədolt* f. Ungeduld.

ąngəfallich = moselfr. *ongəfällich,* ungefällig (fläm. *ongəfallich).*

ängəflêscht eingefleischt, moselfr. *engəflêscht.*

ąngəheiər = moselfr. *ongəheiər* ungeheuer.

ąngəkôcht = moselfr. *ongəkôcht* ungekocht.

ąngəlämpich ungelenk, unbehilflich; vgl. moselfr. chatt. *bəlemplich* glimpflich, fein säuberlich, bescheiden, trier. *Gəlemp* Glimpf: *met Gəlemp* mit guter Gelegenheit. Vgl. moselfr. adj. *gəlemp* angemessen im Benehmen (angelsächs. gelimpan, mhd. gelimpfen „angemessen sein"). Moselfr. *glempich* sanft, glimpflich.

Ąngəlbäss m. = moselfr. *Angəlbess* m. 1. Insektenstich, 2. das daraus entstehende Geschwür

(zu mhd. angel „Stachel“ + biz „Biss“).

ąngəlîrt = moselfr. *ongəlîrt* ungelehrt.

ąngəluᵘdn = moselfr. *ongəlu'dən* ungeladen.

ąngəmên (modern)=moselfr. *ongəmên* ungemein.

Angənit(chi) ⏑ ⏑ ⏑(⏑) = moselfr. *Angenit(che)* ⏑ ⏑ ⏑(⏑) Agneta(-chen).

Ąngənôt = moselfr. *Ongənôt* f. Ungnade.

Ąngər = moselfr. *Ongər* m. Ungar: *Kinnek vun Ongərən* König von Ungarn, nösn *Kinnək vu Ąngərn*.

Ąngərn = moselfr. *Ongərən* Ungarn.

ąngərôdn = moselfr. *ongərôdən* ungeraten.

Ąngərsch Ungersdorf, urk. Monyoros 1414 (bei Bistritz), magy. Sajó-Magyaros, rum. Modierusiu; vgl. ripuar. *Ungers-* (dial. *Ongərsch-*) -hausen (Gen. St. Karte: Aachen). Beide Namen deuten auf einen Personennamen „Unger“, dial. *Ąngər*, bezw. *Ongər*.

ąngəsąnt = moselfr. *ongəsont* ungesund.

ąngəschäckt = moselfr. *ongəscheckt* ungeschickt.

ąngəschläffn = moselfr. *ongəschleffən* ungeschliffen.

ängəštô, ängəštąnn = moselfr. *engəštôn, engəstann* eingestehen, eingestanden.

ąngəst = moselfr. *angst* (adj.) ängstig, ängstlich: *hê es angst* (nösn. *hê äs ąngəst*) er hat Angst; nösn. *hê hu'd-ən* (acc.) *ąngəst gəmącht (gemâcht)* er hat ihm Angst gemacht.

ąngəštąpt = moselfr. *ongəštopt* ungestopft.

ąngəštrôft = moselfr. *ongəštrôft* ungestraft.

ąngəwäss = moselfr. *ongəwess* ungewiss.

Ąngəwässhêt = moselfr. *Ongəwesshêt* f. Ungewissheit.

ąngəwunt = moselfr. *ongəwunt* ungewohnt.

ąngəzwąngən = moselfr. *ongəzwongən* ungezwungen.

Ąngəzwąngənhêt = moselfr. *Ongəzwongənhêt* f. Ungezwungenheit.

Ąngläck n. = moselfr. *Ongleck* n. Unglück.

Ąnglăckskänt = moselfr. *Ongleckskent* n. Unglückskind.

ąnglăcklich = moselfr. *ongleckIich* unglücklich.

ąnglêflich = moselfr. *onglêflich* unglaublich.

ąnglêwich = moselfr. *onglêwich* ungläubig.

Ângt f. Enge = moselfr. *Ängt* (fläm. holl. engte) f. Enge (—ida!). Vgl. *Dükt, Hicht, Grist* usw.

Ąnhêl = moselfr. *Onhêl* n. Unheil: *Onhêl šteftən*, nösn. *Ąnhêl štäftn*.

ąnhêlbər = moselfr. *onhêlbâr* unheilbar.

änhân = moselfr. *enhâən* 1. einhauen, 2. tüchtig essen.

änhêməsch einheimisch, moselfr. *enhêməsch.*

ąnhêmlich = moselfr. *onhêmlich* unheimlich.

änholn, *ängəholt* einholen, eingeholt, moselfr. *enhollən, engəholt.*

ąnîrlich = moselfr. *onîrlich* unehrlich.

änkê ⌣ ˊ = rheinfr. *enkê(j)ə* ⌣ ˊ ⌣ entgegen.

änkîrn einkehren, moselfr. *enkîrən.*

ąnklôr = moselfr. *onklôr* unklar.

Änkôf m. Einkauf, moselfr. (eifel.) *Enkôf* m

Ąnkraut = moselfr. *Onkraut* n. Unkraut: *Onkraut vərdirft net,* nösn. *Ąnkraut vərdirft nät.*

änkutschn = moselfr. *e(n)kutschən* ein-, zudecken.

ąnmiglich = moselfr. *onmijlich* unmöglich.

änmummməln einmummen, moselfr. *enmummələn.*

ąnn = moselfr. (lothring.) *onn, onnə* unten.

ännästəln refl. = moselfr. *sich ennestə(lə)n* sich einnisten (holl. nestelen refl.).

ąnnätz = moselfr. *onnetz* (unnütz) unartig, frech: *en onnetz Kent,* nösn. *än ąnnätz Känt.*

Annəkətrein(t)chi = moselfr. *Annəkadein(t)chə* Anna-Katharinchen.

ąnnîdich = moselfr. *onnîdich* unnötig.

änprąmpn vollstopfen; part. *ängəprąmpt* = nordeifel. köln. *engəprempt* voll gestopft (zu ndd. prampen „voll stopfen").

Ąnrâ = moselfr. *Onrô* f. 1. Unruhe, 2. Uhrpendel.

Ąnrecht = moselfr. *Onrecht* n. Unrecht.

sss. ***änre^{i}wən*** einreiben, moselfr. *enreiwən.*

ąnrên = moselfr. *onrên* unrein.

änrichtn einrichten, part. *ängəricht* = moselfr. *engəricht* eingerichtet.

ąn(t)s (in der Stadt; sonst überall:) *âs, aus* = moselfr. *(on(t)s* in der Stadt; sonst überall:) *ôs, eis, îs, ûs* usw.

ąns(ər) = moselfr. *ons(ər)* uns(er); *onsər ênt* unsereins, nösn. *ąnsər ent.* Vgl. *âs.*

Ąnsänn = moselfr. *Onsenn* m. Unsinn.

ąnsännich (modern) = moselfr. *onsennich* unsinnig.

ąnschäldich = moselfr. *onschellich* unschuldig.

ąnschlässich = moselfr. *onschlessich* unschlüssig.

änschlô = moselfr. *enschlôən: ət schlêd-en* es schlägt ein, nösn. *ət schlêd-än.*

änschmeissn = moselfr. *enschmeissən* einwerfen.

änschmi^{ä}lzn einschmelzen, moselfr. *enschmi^{ä}lzən.*

änschmi^{ä}rn einschmieren, moselfr. *enschmi^{ä}rən.*

änschmuttərn, gewöhnlich *bəschmuttərn* = ndrhein. fläm. *smoddərən* besudeln, holl. dial. *smûdərən*. Vgl. mittelengl. bismoteren.

Änschräft m. Inschrift, moselfr. *Enschreft.*

änschreidn = moselfr. *enschreidən* einschreiten: *sei schreid-en,* nösn. *sei schreid-än* sie schreitet ein.

(sss.) ***änschre^{i}wən*** = moselfr. *enschreiwən: ə schreift əd-en* er schreibt es ein, nösn. *ə schreift əd-än.*

Änšprąch m. Einspruch = moselfr. *Ensproch.*

änštâ^{i}chn, sss. *ästêchən* = moselfr. *enśtêchən* einstecken: *hê śtecht śə en* er steckt sie ein, nösn. *hê śtächt sə än.*

änštämmən einstimmen, moselfr. *enstemmən.*

änštąmpn = moselfr. *enśtampən* einstampfen.

ąnšti^{ë}rflich = moselfr. *onśti^{ë}rflich* unsterblich.

änštô = moselfr. *enśtôən* einstehen, bürgen für jemanden: *hê stêd-en* er steht ein, nösn. *hê śtêd-än.*

änštrą^{i}n = moselfr. *enśtrâiən* (fläm. holl. instrooijen) einstreuen.

änsummməln = moselfr. *ensummələn* einsammeln.

ąnt — *ən(t)* und (betont — unbetont): *eich sei hâ^{i}, ąnt sei äss dô* ich bin hier, und sie ist da; moselfr. *on(t) — ən: eich sei hai, on sei ess dô; neinən-neinzich,* nösn. *neinə-neinzich* neun und neunzig.

äntąnkn = moselfr. *entonkən* (ein-)tunken.

F. N. *Antoni.* Vgl. lux. F. N. *Antony.*

änträst = moselfr. *entrest* entrüstet.

äntrêdn = moselfr. *entrêdən* eintreten.

ąntrîstlich = moselfr. *ontrîstlich* untröstlich.

ąnvərdrâ^{i}glich unverträglich; vgl. ndrhein. *onvərdraglich* (holl. onverdragelijk) unverträglich.

Ąnvərfrôrnhêt (modern) = moselfr. *Onvərfrôrənhêt* f. Unverfrorenheit.

ąnvərnâftich = moselfr *onvərnôftich* unvernünftig (ndl. onvernuftig).

ąnvərštandich = moselfr. *onvərśtennich* (fläm onverstandich) unverständig.

ąnwällich = moselfr *onwellich* unwillig.

änwällijn, *—gn* = moselfr. *enwellijən* einwilligen: *sei wellicht en* sie willigt ein, nösn *sei wällicht än.*

änwêchn = moselfr. *enwêchən* einweichen.

Ąnweddər = moselfr. *Onwedder* n. Unwetter.

ąnwiddərrâfl^{i}ch = moselfr. *onwiddərôflich* unwiderruflich.

ąnwôr = moselfr. *onwôr* unwahr.

Ąnwôrhêt = moselfr. *Onwôrhêt* f. Unwahrheit.

ąnzəfriddn = moselfr. *onzəfriddən* unzufrieden.

Ąnzəfriddnhêt = moselfr. *Onzəfriddənhêt* Unzufriedenheit.

Ąnzeit = moselfr. *Onzeit* f. Unzeit: *sei kütt* (eifel.) *zor Onzeit*, nösn. *sei kitt zər Ąnzeit.*

ąnzeidich = moselfr. *onzeidich* unzeitig, nordlux. *onzegdech*, sss. *ûzegdich.*

Änzəlt n. Unschlitt, moselfr. *Enzəlt* n.

Änzəltki^{ü}rz f. = moselfr. *Enzəltşki^{ü}rz* f. Talglicht

änzəldich = moselfr. *enzəldich* unschlittartig.

änwäckəln = moselfr. *enweckələn* einwickeln.

änwêchn = moselfr. *enwêchən* einweichen.

änwännich = moselfr. *enwennich* 1. inwendig, 2. innerhalb: *enwennich dər Gəmên*, nösn. *änwännich dər Gəmê* (Gemeinde).

Änwunnər = moselfr. *Enwunnər* m. Einwohner.

Ąppəl, *Appəl* m. = moselfr. *Appəl, Âpəl* m. Apfel.

Appəlbôm m. = moselfr. (Eifel) *Appəlbôm* m. Apfelbaum.

Appəlschu^{e}l f. Apfelschale. Ebenso moselfr.

Apräl m. = moselfr. *Aprel* ⌣ ⊥ m. April.

Apətîk ⌣ ⌣ ⊥ = moselfr. (lux.) *Aptik* f. ⌣ ⊥ Apotheke.

Aprälblâm = moselfr. *Aprelblôm* f. Aprilblume.

är: *t sei är vill* es sind ihrer viele, *t sei noch är ibrich (iwrich)* = rheinfr. chatt. *erə* ihrer: *t sein noch ere iwrich* es sind noch (ihrer) welche übrig.

Ârbəs = moselfr. *Êrbəs, Írbəs,* westerw. *Ârwəs* f. Erbse: „drei viertel auf kalte Erbsen" antwortet man auf die Frage: „wie viel Uhr ist es?" (chatt.), nösn. *drą' virtəl ąf kâld-Ârbəs.*

Ärfdêl = moselfr. *Erfdêl* n. Erbteil.

sss. ***arfəl*** armvoll = lux. *ârbəl* armvoll.

Ąrgi^{ä}ršt m. = moselfr. *Âiərgi^{ä}(r)št* f. Suppe mit geriebenem Nudelteig.

arjərn = moselfr. *ärjərn* ärgern.

F. N. ***Arldt*** 1648, Areldt 1600, *Arlt* 1900. Vgl moselfr. F. N. *Arldt, Arlt* (ahd. P. N. Arawald).

F. N. ***Armbruster.*** Ebenso moselfr. F. N.

Ârn m. = moselfr. (chatt.) *Ârən,* (hunsrück.) *Êrən* m. die Ernte (mhd. arn m.).

F. N. ***Arnold*** 1492. Ebenso moselfr. (lux) F. N.

F. N. ***Arnth*** 1505, *Ohrend* 1700, *Orendt* 1904. Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Arend, Arendt* (in Luxemburg *Ôrənt* ausgesprochen). Arent ist Koseform der mit ahd. Ar(i)n „Aar" als erstem Gliede zsgs. Namen (Arnoald, Arinhart usw.).

ârtich artig, hübsch, nett: *ârtich Kindərchər.* Ebenso moselfr.

F. N. ***Arz,*** *Artz* (sic!), vgl. moselfr. F. N. *Arz, Artz* (sic!) Vgl. die O. N. *Arzdorf* (Gen. St. Karte Bonn), *Arz*bach (Wester-

wald), *Arz*heim (bei Koblenz), *Arz*feld (Eifel) u. a. *Arz* ist Koseform (z) der mit mhd. ar „Aar“ zsgs. P. N.

âs, aus uns = moselfr. *ôs*, hunsrück. *ûs* uns: *ôs Deppən* unser Topf, *ûsər (ôsər)* der unserige, nösn. *ûsər, ausər; aus Däppn* unser Topf.

Âsch f. = moselfr. *Aisch* (eifel.), *Êsch* f. (mhd. esche) Asche.

Âschər m. = moselfr. *Êschər* m. Mischung aus Asche und Kalk.

Ąsp = moselfr. *Asp* f. Espe (mhd. aspe).

âspən = moselfr. *aspən* espen: (adj.): —*Holz* Espenholz.

äss ist, *ässt* isst = moselfr. *ess* ist, *esst* isst: *hê ess dô, sei esst Flêsch* (er ist dort, sie isst Fleisch), nösn. *hê äss dô, sei ässt Flêsch.*

Âssich = moselfr. *Âssich* m. Essig.

âssn essen, sss. *êssən, i̯ssən; gâssn*, sss. *gêssən* gegessen = moselfr. *êssən, gêss(ən)* gegessen: *ə hu̯t gêss(ən)*, nösn. *ə hu̯t gâssn; ąss* ass, *êss* ässe, *gâssn* gegessen; *eich âssn, dau ässt, hê ässt, mîr âssn, îr âsst, sei âssn; äss!* iss!; vgl. moselfr. *êssən* essen, *ôss* ass, *êss* ässe, *gêss(ən)* gegessen; *eich êssə(n), dau ess, hê esst, mîr êssən, îr êsst, sei êssən; ess!* iss! Lux. *i̯ssən, êssən* essen. Moselfr *eich êssən di̯r* (g. part.) *Appəl, hê drenkt di̯s* (g. part.) *wei* ich esse von d(ies)en Äpfeln, er trinkt von d(ies)em Weine; nösn. *eich âssn di̯r Appəl, hê dränkt di̯s Wei.*

Âstrich = moselfr. *Êstrich* m. Estrich.

ätt (ət, t) = moselfr. *ett (ət, t)* 1. es (< germ. it), 2. sie: nösn. *ed-äs hâ* sie (!) ist da. Ebenso moselfr. Frauennamen sind nösn. und moselfr. Neutra: *Ett* (es) sie (von Mädchen); von Frauen wird *Sei* (sie) gesagt. Dieser eigentümliche Gebrauch ist mir nur aus den Moselgegenden bekannt.

atlich etliche: *än atlich Däppn* = moselfr. *en ätlich Deppən* einige (etliche) Töpfe.

atsch! = moselfr. *ätsch!* pfui!

Attəlsdrəf, ss. Name für Billak bei Bistritz. Der Name ist durchaus volkstümlich und jedenfalls alt (anders Wolff a. a. O., S. 16). Vgl. den lux. O. N. *Ettel*brück, dial. *Ättəlbräck.* Das erste Glied beider Namen deutet auf einen Personennamen *Attel, Ettel.* Vgl. den moselfr. O. N. *Etteldorf* (Rgbz. Trier, Kreis Bittburg).

Audränk m. Gurke. Nicht mitgebrachtes, moselfr. nicht vorkommendes Lehnwort: < magy. ugorka: 1. *au-* < *u-* in accentuierter Silbe wie nösn. *dau* < du, *nau* < nu(n) usw.; 2. *-ränk* < -orka wie z. B. O. N. *Dobräng* = magy. Doborka, urk. Duburka, in Anlehnung an nösn. *Rêtänk* (Rettich), *Fi̯rschänk* (Pfirsich), *U̯länk* < rum. alac (Spelt), O. N. *Zâ̯plänk* < Széplak u. a., 3. *-d-k* (in *Audränk*) < -g-k- (in ugorka) durch Dissimilation, wie z. B. sss. *Pädəm* (mhd.

phedem) < lat. pepo (Melone), dial. *Schligowitz* < slav. slivoviza, ss. *Kuptə* Topfgucker < magy. kukta, mhd. bidmen (beben) < ahd. bibimon, nhd. Kartoffel < ital. tartufolo, nhd. Scharteke < scartata u. a. Zur Zeit der Einwanderung gab es in Mitteleuropa keine Gurken. Moselfr. heisst die Gurke Kommkommər = franz. concombre < lat. cucumis.

F. N. ***Auer*** (auch Auerman [Awerman] 1505). Ebenso lux. F. N.

F. N. ***Augustinus*** 1505. Ebenso moselfr. F. N.

****aul-***, *oul-* „Topf" in sss. **aul-*, *aulənděkəl* m. „Topfdeckel", moselfr. *Aul* f. „Topf", mhd. ûle „Topf" = lat. olla „Topf", span. olla, rum. oală. Also: lat. olla > germ. ûla > moselfr. *Aul* und lat. olla > rum. oală — jenes in germ., dies in rum. Entwicklung. Wenn unser *aul-* aus dem Rumänischen stammte, würden wir *Ŭ"lə* sagen, vgl. *Tu"kə* < rum. toacă „Klopfbrett", *Kəmu"rə* < rum. comoară „Schatz" u. a. Zu *Aul* „Topf" gehören die moselfr. Familiennamen „Auler, *Aulner*", im Nösnerlande „*Aulman*" (zum Jahre 1581) — Aulmann: Auler = Fleischmann: Fleischer! — und die moselfr. (lux.) Wörter *Aulgəschir* „Topfgeschirr", *Aulbekər* „Töpfer". Das Wort ist schon zur römischen Zeit dem westlichen Deutschland zugeführt worden.

Aun plur. = Kuschma bei Bistritz; urk. „*dy Awen*" = Grossau bei Hermannstadt. Vgl. O. N. *Auen* (Kreis Mülheim a. Rh.), urk. (hunsrück.) O. N. *(zu) Auen* (Grimm, Deutsche Weistümer).

F. N. ***Auner***. Ebenso moselfr. F. N.

aus aus: *auss-əm* aus dem: *auss-əm Klûstər*. Ebenso moselfr.

ausblêdərn = moselfr. *ausblêdərən* am Munde Ausschlag haben (vom Genuss fetter Speisen): *əd ess mər ausgəblêdərt*.

ausbrängən (ausringen) auswinden (Wäsche); vgl. moselfr. eifel. *(aus)frengən* ausringen (holl. wringen).

Ausdâ^{i}ch (*Austage) der Frühling; vgl. moselfr. *Aussənzeit*, *Aussəlt* (chatt. Ausfahrt) der Frühling.

ausdâ^{i}chtich = moselfr. *ausdâchtich* (lux.) aus dem Gedächtnis entschwunden: *t äss mər — wôrn* (geworden).

ausdêln = moselfr. *ausdêlən* austeilen.

Ausdrąck = moselfr. *Ausdrock* m. Ausdruck.

ausdräcklich = moselfr. *ausdrecklich* ausdrücklich.

ausdräckn = moselfr. *ausdreckən* ausdrücken.

ausənąndər = moselfr. (lux.) *ausənûn(d)ər* auseinander.

Ausfląch = moselfr. *Ausfloch* m. Ausflug.

ausglätschn = moselfr. *ausgletschən* ausgleiten.

aushilijn, aushilign aushungern = lux. *aushilijən* aushöhlen.

auskreischn = moselfr. *auskreischən* ausschreien.

ausrâfn = moselfr. *ausrôfən* (ausrufen) ein Paar von der Kanzel als verlobt proklamieren.

ausschâpn = moselfr. *ausschœpən* ausschöpfen.

Ausschąss = moselfr. *Ausschoss* m. Ausschuss.

ausschluppn, part. *ausgəschluppt* die Pantoffeln ausschliefen lassen = moselfr. *ausschluppən*, part. *ausgəschlupt* ausschlürfen.

aussərhąlf = moselfr. *aussərhalf* ausserhalb.

aussn hinaus. Vgl. moselfr. (lux. [Gross-Bus]) *aus* hinaus: *gank aus!* gehe hinaus! = nösn. *gąnk aussn!*; chatt. hess. *aussə(n)* hinaus (mhd. ûzhin).

ausšprêdn = moselfr. *ausšprêdən* ausbreiten.

austąnkn = moselfr. *austonkən* austunken: *də Schässəl austonkən.*

auswälzich = moselfr. (Eifel) *auswelzich* auswärtig.

auswännich auswendig, ausserhalb: *auswännich dər Kirich* ausserhalb der Kirche. Ebenso moselfr.

ąwəwərglêwəsch = moselfr. *awəwərglêwəsch* abergläubisch.

B.

Bäbä m Schreckgespenst der Kinder. Moselfr. ebenso *(Böbäu, Bobo)*, vgl. moselfr. *dad es bäbä!* Ausruf des Abscheus und Ekels (Kindersprache).

Bâch = moselfr. *Bôch* n. Buch; nösn. *ə rett wâ' ə Bâch* = moselfr. *ə rett wä' ə Bôch* er spricht (gelehrt) wie ein Buch.

Bąch, Bâch (Jaad) f. = moselfr. *Bâch* f. der Bach: *zwô Bâchən*, nösn. *zwô Bąchn.*

Bâch-âkər m. = lux. *Bôâkər* m. die Buchecker.

Bâchâkər. Es ist sehr zu beachten, dass andere Gegenden meist andere Bezeichnungen für „Buchnuss" haben: westfäl. ostfäl. bauk, schweiz. bu°ch neutr., österr. Buchnüsse, ostmitteld. Buchnüsse, auch Bucheichel, fuldaisch Büchel, rheinfr. Büchele, schwäb. Bu°chəle (Kluge s. v.).

sss ***Bächəl*** m. Hügel, nösn. in Zusammensetzungen: *—bächəl* m. (z. B. *Lausbächəl* m. Lauskerl [eigentlich ein ganzer Hügel Läuse]) = moselfr. *Bechəl, Böchəl* m. Hügel; vgl. den O. N. *Hundertbücheln* (s. u.).

Bachnen, ss. *Bąchnən,* rum. Bacna, magy. Bonyha (urk. Bahna, Bohna 1291—1331, Honteruskarte: *bachen)* bei Kokelburg; vgl. *Ba-*

chem (bei Bonn), urk. Bahheim, Bachheim. Näheres unter Westen.

F. N. ***Bachner***. Ebenso moselfr. F. N. (Vgl. O. N. *Bachnen* s. o.).

Bą̂chšti"lz = moselfr. *Bâchšte"lz, —šti"lz* f. Bachstelze.

F. N. ***Back*** (Deutsch-Teckes). Ebenso lux. F. N.

Bąck neutr. = moselfr. *Back* m. Wange, Backe.

Bäckdəräck = moselfr. *Beckdəreck* m. die Wachtel (ahmt den Wachtelschlag nach): *bäck dər n Räck, dau faulər Sträck!* nösn., moselfr. (lux.) Wachtelrufreim.

Backəl m. = moselfr. *Bäckəl* n. Gebäck.

Bąckəs n. = moselfr. *Backəs*, lux. *Bûkəs* n. Backhaus. Dazu der moselfr. F. N. *Backes*.

bąckn, *bąckt, gebąckn* backen = moselfr. (lux.) *backən, backt, gəbackən* backen; nösn. *bąckn* sich verstecken (Spiel) = moselfr. *backən* schmollen, mürrisch sein.

bäckn = moselfr. *beckən* bücken.

bäcksich unangenehm schmekkend, riechend, anrüchig = moselfr. *becksich*.

bäcksn stinken = moselfr. *becksən* aufstossen, rülpsen, nach dem Bocke stinken (mhd. bückesen).

Bąckszą̂nt m. = moselfr. *Backzant* m. Backenzahn (mhd. backezant).

Badorf, vgl. *Baierdorf* (s. u.).

Bâf (ländl., sss.) = moselfr. *Bôf* m. Bube, gewöhnlich *Jong* (nösn. *Jąng*).

Bäffəl = moselfr. *Beffəl* m. Büffel.

Bagendorf, magy. *Bendorf*, rum. *Bendorfŭ*, ss. *Bẽjəndərf*, urk. Begendorff 1415, bei Leschkirch; vgl. „*Begendorf* in Luxemburg" (Wolff, Mühlbacher Pr. S. 17), *Beggen* in Luxemburg, *Beggendorf* bei Aachen und *Bendorf* bei Koblenz.

Bą̂i = moselfr. *Bai* f. Biene: *zwô Baiən*, nösn. *zwô Bą̂i'n*.

Bâi'ch(t) = moselfr. (Eifel) *Bä'ch* n. Pech: *hê es əsu fräich wei ə kleinpchə* (Klümpchen) *Bä'ch* (das sich an alles fest anklebt). Mhd. bech.

bâi'dn bieten, *gəboddn* geboten; vgl. moselfr. *be'dən* bieten, *gəboddən* geboten: *ə hu't vill gəboddən*, nösn. *ə hu"t vill gəboddn*.

Bą̂i'n m. = moselfr. *Baiən* m. Bienenschwarm (mhd. bîe neutr.).

Bą̂i'drəf, ss. Name für Király-Némethy bei Bistritz. Trotz aller gegenteiligen Meinungen behaupte ich, dass sich aus rein sprachlichem Gesichtspunkt die Erklärung von *Bą̂i'drəf* = „Baiersdorf, Baierdorf" unmöglich halten lässt. „Baier" heisst nösn. *Bą̂r* mit deutlichem, nie schwindendem *-r*, vgl. *Wą̂r*, „Weiher", *Mą̂r-hôf* „Maierhof", *Ą̂r* „Eier" usw. Speziell *Bą̂i* mit seinem deutlich hörbaren *-i* deutet auf alles andere, nur nicht auf „Baier". Wenn man einen von der Schriftsprache unbeeinflussten Nösner aus irgend einer Gemeinde fragte,

was *Bą̂ᵉ* bedeuten könne, so wird er vielleicht an ss. *Bą̂ᵉ* „Biene“ denken, aber nie an „Baier“. Also weder lautliche Erwägungen noch das naive Sprachgefühl gestatten die Erklärung *Bą̂ᵉdrəf* = Baier(s)-dorf, und die letztere Form dürfte eine jener zahlreichen etymologisierenden Verdeutschungen (baierstorf: 1532 [Honteruskarte]) bezw Latinisierungen („possessio Bauarica“ 1506) sein, die wir bei uns und anderswo so häufig finden. Anlass dazu mag im vorliegenden Falle der uralte magyarische Name Király-Némethy (urk. Kyrali, Querali: 1264—1313) d. h. „die Deutschen des Königs“ gegeben haben, der allerdings wahrscheinlich mit den zu demselben Flussgebiete gehörenden O. N. Szatmár-Némethy (am Szamos) d. h. „die Deutschen von Szathmár“, Szamos-Némethy (die Deutschen vom Szamos), Oláh-Némethy (bei Nassod im Szamostale) in bedeutungsvoller Beziehung steht. — Da sich mein Sprachgewissen gegen die Erklärung *Bą̂ᵉdrəf* = „Baierdorf“ direkt sträubt, lasse ich die Erklärung des Namens dahingestellt und bemerke nur, dass der F. N. (Personenname) *Bay, Bei, Bey* mir in der Urheimat oft vorgekommen ist, wozu *Bą̂ᵉdrəf* eine Ableitung wäre, gegen die sich sprachlich nichts einwenden lässt; vgl. auch den moselfr. F. N. *Baedorf, Beikirch* und den O. N. Haus-*Bay*, Rhein-*Bay* (Rgbz. Koblenz, Gen. St. Karte: Boppard) und *Badorf* bei Köln. *Bai*, *Bei* bedeutet in allen moselfr. Maa. „Biene“, nösn. *Bą̂ᵉ* (letzteres genau so ausgesprochen wie in *Bą̂ᵉdrəf*). Schliesslich bemerke ich, dass bis jetzt in „Baierdorf“ weder ein bayrisches Dialektwort noch ein bayrischer Flur- oder Familienname noch sonst irgend etwas „Bayerisches“ gefunden worden ist. Die Mundart trägt, wie alle Nösner Mundarten, durchaus moselfr. Charakter.

Bą̂ᵉkinnəgən = moselfr. *Bą̂ᵉəkinnegin* f. Bienenkönigin.

Bą̂ᵉkorf = moselfr. *Baᵉə-korf* m. Bienenkorb.

Bą̂ikraut = moselfr. *Bą̂iə-kraut* n Melisse.

Bą̂ᵉst f = moselfr. *Beᵉs* f. Binse. Beide gehen auf mhd. (md.) biese zurück, nicht auf „Binse“ (mhd. binz). Das zeigt der Vokal.

Bą̂k (mhd. becke) f. = moselfr. (lux.) *Bą̂kecht* f. so viel auf einmal gebacken wird.

Bąckn (Passbusch, Bootsch, Oberneudorf), gewöhnlich *Bąchn* m. „Speckseite“; vgl. altfranz. bacon m. „Speckseite“, provenz. bacon m. „Speckseite“, mittellat. baco, mittelniederl. bake m. „Speckseite“. Auch engl. bacon „Speck“ — daher der englische Familienname Bacon, vgl. unseren Spitznamen *Bąchn* — stammt aus franz. bacon, mag dieses immerhin germanischen Ursprungs sein (Kluge).

F. N. ***Balbierer*** 1703 Vgl. moselfr. F. N. *Balbierer* (d. h. Barbier).

F. N. ***Balck*** 1582. Vgl. moselfr. F. N. *Balk* (ahd. P. N. Baldiko). Vgl. O. N. *Balk*hausen (Gen. St. Karte: Düren).

Baldərchər = moselfr. *Bällərchər, Ballərchər* plur Zahnfleisch der Kinder (mhd. bilər). Vgl. moselfr. *Ballərən* (pl.) Zahnfleisch zahnloser Kinder und Alten.

Bą̂lich = moselfr. *Bâlech* m. 1. Balg, 2. ungezogenes Kind.

Bäll f. = moselfr. *Bell* Beil zum Schärfen der Mühlsteine (mhd. *bil*).

bąlln refl. = moselfr. (ww.) *sich bällən* sich mit Schneeballen werfen.

Bą̂lsəm = moselfr. *Balsəm* m. Balsam.

bą̂lsəmən = ndrhein. *balsəmən* balsamieren, Wohlgerüche verbreiten.

bälsich = moselfr. *belsich* aufgedunsen. Vgl. moselfr. *Belz* Schwulst, *belzech* schwülstig, schwammig, locker (von saftlosen Rüben und Rettichen).

bą̂lt = moselfr. *bâl(t)* bald.

F. N. ***Balthəs*** 1640. Vgl. moselfr. (lux.) *Baltes* (F. N.) < Balthasar.

F. N. ***Balser*** 1579 (d. h. Balthasar). Ebenso moselfr. F. N.

bąmbəląmbə = (lautmalend [Kindersprache], ahmt den Glokkenklang nach); vgl. moselfr. *bambələn* läuten.

Bąmbəltchər pl. dem. Herabhängendes (Kindersprache); zu nösn *bąmbəln* = moselfr. *bambəl(ə)n* schlotterig hängen.

Bämbəsch m. dicker, runder Metallknopf; vgl. moselfr. *Bembəs* m. dickes, bauchiges Branntweinfläschchen.

Bandəl m. = moselfr. *Bändəl* m. Band (z. B. als Strumpfband).

Bändər m. = moselfr. *Bändər, -e-* m. Fassbinder; dazu die ss. moselfr. F. N. *Bender, Bänder, Binder, Fassbender.*

Bąndi, ss. Rufname. Vgl. rheinfr. F. N. *Bondi.*

Bąng f. = ndrhein. *Bong* f. Trommel (mhd. bunge).

Bąngərt, pl. *Bängərt* = moselfr. *Bongərt* m., pl. *Bengərt* Baumgarten. Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Bongert.* Vgl. auch *Bongard* (s. u.)

Bą̂nk, *Bânk* (Jaad) = eifel. *Bânk* m. Bank.

bänn, *bann(ə), gəbąnn* = moselfr. *benn* (lothring.), *bennə(n)* binden, *gəbonn* gebunden: *ə gəbonnən Bôch* ein gebundenes Buch; nösn.: *ə gəbąnnən Bâch.*

Bą̂nt = moselfr. *Bânt* n. Band.

Bâr **m.** = moselfr. *Be'r* (an der oberen Mosel zuverlässig) **m.** *das* Bier.

(gə)bârdich = ndrhein. *bârdich* bärtig.

Barek ⌣ ⌢ f. = moselfr. *Parek* ⌣ ⌢ f. Perücke.

Bœrendorf (Wolff a. a. O., S. 19), magy. Berény, rum. *Berin* (dial.), Biri, Beriu, bei Broos. Vgl. *Bœrendorf* (Eifel, bei Hillesheim), *Berrendorf* (urk. Berentorp) im Kreis Bergheim und *Berrendorf* (Gen. St. Karte: Düren).

Bargəl(tchi, -tchə) n. = chatt. *Bärjəl(tchə)* n. verschnittenes männliches Schwein. Vgl. ndrhein. *Bargəl* Dickwanst.

Bärləfäks m. Schreckgespenst der Kinder: *dər Bärləfäks kit.* Das Wort ist eine volksetymologische Entstellung aus mhd. bilwiz m. „Kobold, neckischer Hausgeist" mit unorganischem -r- wie altchatt. *„Berlewitz"*, Name eines Elfen = mhd. bilwiz, später pilewis, pelewyse (Vilmar 295).

F. N. ***Bartelmœß,*** 1743 *Bartolomes.* Vgl. moselfr. F. N. (z. B. in Wiebelsheim, Rgbz. Koblenz) *Bartelmeß* (= Bartholomäus).

F. N. ***Barth.*** Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Barthmes.*** Vgl. moselfr. lux. F. N. *Barthemes.* Auch *Barthmes* (= Bartholomäus).

F. N. ***Barthold*** 1579. Ebenso moselfr. F. N.

Bartləmê(dậch) ⏑ ⏑ ˊ(-)m. der Bartholomäusjahrmarkt (Mittwoch nach Bartholomäus [24. August]), der grösste Nösner Markt; vgl. moselfr. *Bartləmêsdâch* Bartholomäustag. Die grösste Luxemburger Messe (Jahrmarkt) ist die Bartholomäusmesse.

O. N. ***Bartləmîs,*** ss. Name für Bartholomä (Vorstadt von Kronstadt). Vgl. F. N. *Bartelmœß* (s. d.).

F. N. ***Bartsch.*** Ebenso moselfr. F. N.

sss. ***bäs!*** sei!: *Suss, bäss śtäll!* = eifel. *Suss, bess śtell!* Susanna, sei stille! Vgl. *sąf!* (s. u.).

bäs, *bas* = moselfr. *bes, bäs, bas* bis: *bäs heit* (heute). *(bäs) ąf də Latzt* = moselfr. (bes) *of də Lätzt* (bis) zuletzt.

Bäsch, m. Wald. Ebenso moselfr. Vgl. O. N. *Bäsch* (Gen. St. Karte: Birkenfeld).

Bäschəf, *Bäschof* = *Beschof* m. Bischof.

Bäschmêt Waldfrau (mythisch) = moselfr. *Beschmêt.*

Bâsəm = moselfr. *Bôsəm* Busen (mhd. buosem).

Bäss = moselfr. *Bess* m. Biss.

Bâssəm m. = moselfr. *Bœ̂'səm* (mhd. besme) Besen, nordeifel. *Beissəm* m.; dem. pl. nösn. *Bâssəm(t)chər* = moselfr. *Bœssəm(t)chər.*

Bassen (Bielz), *Baassen,* ss. *Bậsən,* urk. Bazna, Bozna 1359 bis 1372, magy. Felső-Bajom, rum. Bazna; vgl. eifel. O. N. *Bassenheim* (westlich von Koblenz), ferner: *Baasem* (Rgbz. Aachen, bei Kronenburg in der Eifel) und ndrhein. F. N. *Baasen* (Düsseldorf).

bässich bissig. Ebenso moselfr.

ə ***bässkn,*** *bässki* = moselfr. *ə besschə* ein bisschen.

Bässn = moselfr. *Bessən* m. Bissen; *ə Bässkn* = moselfr. *ə Bess-*

chə(n) ein Bisschen: nösn. *zwê Bässkər* = moselfr. *zwê Bess-chər.*

bąstich = moselfr. *bastech* aufgesprungen.

Bât n. Bett, pl. *Bâtər.* Vgl. eifel. *Bœt* Bett, pl. *Bœtər* Betten.

Bątt f. Butte, in welche die Trauben gelesen und auf dem Rücken zur Kelter getragen werden = franz. boute, botte, ital. span. prov bota „Art Weinfass, Kübel, Schlauch". Der pl. *Bąttn* mit stammhaftem -t- zeigt, dass dieses Wort von ss. *Bit,* pl. *Biddn* (mit stammhaftem -d-) „Bütte, Bottich" scharf zu trennen ist. Ähnlich verhält sich ags. byden „Bütte" zu ags. bytt, engl. butt „Butte, grosses Fass". Unser *Bąt* stammt direkt aus der romanischen Wortfamilie, während *Bit,* pl. *Biddn* in dieser Form germanische Lautstufe zeigt. Auch *Bąttər,* moselfr. *Bottər,* ndl. boter, ags. butere < lat. butyrum, griech. βούτυρον statt des, hochdeutschem „Butter" gegenüber zu erwartenden **-d-* beweist direkte Entlehnung aus der romanischen Sippe. Auch rum. bute f. „Fass"!

Bêtschkn n. (dem.) Lämmchen; vgl. lux. *Betschəl* n. (dem.) Zicklein.

Bâtšpąnn = moselfr. (chatt.) *Bâtšpann* n. Bettstatt; vgl. ndrhein. holl. sponde f. „Bettstelle".

Bąttər = moselfr. *Bottər* Butter. Vgl. *Bątt* (s. o.).

bättər, *battər* = moselfr. *bettər, battər* bitter.

Bąttərbrût, -brîtchi = moselfr. *Bottərbrût, -brîtchə* Butterbrot, -brötchen.

F. N. ***Bauch*** 1505. Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

Bê n. = moselfr. *Bên* n. Bein.

bê, *gəbêt* = moselfr. *bœ, bê(n) gəbêt* bähen, rösten: *Brût bê(n).*

bədängən bedingen. Ebenso moselfr.

bədąnkt: *sąft bədąnkt!* (seid bedankt) ich danke euch!; vgl. moselfr. (chatt.) *dô seld-ər schî bədankt sein!* dafür sollt ihr schönen Dank haben!

bədeit bedeutet. Ebenso moselfr. zu moselfr. *bədeidən* bedeuten, nösn. *bədâ'dn.*

bədêlijn, *bədêligη, bədêlicht* = moselfr. *bədêlijən, bədêlicht* beteiligen, beteiligt.

bəderft = moselfr. *bəderft(ich)* bedürftig.

bêdn, *gəbêt* = moselfr. *bêdən* beten, *gəbêt* gebetet.

sss. ***Bədrach*** = moselfr. *Bədroch* m. Betrug.

Bədrâ'fnəs = moselfr. *Bədreifnəs* Betrübnis.

bədrâ'ft = moselfr. *bədre'ft* betrübt.

bədrâ'jn, *bədrâ'gn* betrügen, (sss. *bədrejən), bədruch* betrog, *bədroggn* betrogen; *bədreicht* betrügt = moselfr. *bədrê(j)ən, bədruch, bədroggən; bədreicht* betrügt.

bədreift = moselfr. *bədreift* betreibt; nösn. und moselfr.: *bədreif!* betreibe!; *bədriff* betrieb;

bədreiwən = sss. *bədre'wən* betreiben, *bədriwwən* betrieben.

Bədriff m. = moselfr. *Bədriff* Betrieb.

bədu"cht bedacht. Ebenso moselfr.: *bədu'cht*

bədunzich = moselfr. *bədunzich* winzig, klein (von Kindern). Vgl. *bunzich.*

F. N. ***Beer.*** Ebenso moselfr. F. N.

bəfänn = moselfr. (lothring.) *bəfenn, bəfennə(n)* befinden; *bəfänt* = moselfr. *bəfent* befindet; nösn. *bəfąnn* = moselfr. *bəfonn* befunden.

bəfeln, bəfilt, bəfull, bəfoln = moselfr. *bəfellən* befehlen, *bəfilt* befiehlt, *bəfull* befohl, *bəfollən* befohlen.

(bə)fränt = moselfr. *bəfrent* befreundet: *mîr sei (bə)frent.*

bəfriddicht befriedigt. Ebenso moselfr.

bəgänn = moselfr. *bəgennən* beginnen, *bəgent* beginnt, nösn. *bəgänt.*

Bêgəl m. Brezel = moselfr. *Bêjəl* n. radförmiges Gebäck.

bəgên, bəgênt = moselfr. *bəgên(ən), bəgênt* begegnen, begegnet.

beggəln schlagen, bläuen: *aussnbeggəln* hinausprügeln; vgl. moselfr. (Eifel) *Beggəl* m. Knöchel.

Beggen(dorf), vgl. *Bœgendorf* (s. o.).

bəgläckn = moselfr. *bəgleckən* beglücken, *bəgleckt* beglückt, nösn. *bəgläckt.*

Bəgôwunk f. Begabung. Ebenso moselfr.

Bəgräff = moselfr. *Bəgreff* m. Begriff.

bəgreifn = moselfr. *bəgreifən* ergreifen, anfassen.

bəgru"wən (sss.), *bəgri"ft, bəgru"f!* = moselfr. *bəgru'wən* begraben: *ə sall sich bəgru'wən lossən! bəgri"ft* begräbt, *bəgru"f!* begrabe!

bəhąln = moselfr. *bəhûlən* behalten: *mîr hun eis Šprôch bəhûlən* = nösn. *mîr hu(n) aus Šprôch bəhąln* wir haben unsere Sprache behalten.

F. N. ***Behnisch*** 1786, *Behnesch* 1900. Moselfr. F. N. *Behnisch* (zu ahd. P. N. Benno).

F. N. ***Behrend*** 1844. Moselfr. (lux.) F. N. *Behrend, Berend, Berendt.* Moselfr. *Bêrənt* ist Koseform für Bernhard.

bei c. acc zu: *kutt bei meich!* kommt zu mir! Ebenso moselfr. (Eifel).

sss. ***Beibəs*** = moselfr. *Baiəfûs* n. Bienenkorb. Vgl. eifel. *Milləbəs* Mühlfass ($\frac{1}{2}\frac{1}{4}$ Malter).

beichn = moselfr. *bauchən, beuchə(n)* die Wäsche in Lauge weichen.

beidâ = moselfr. *beidôn* ans Feuer setzen: *hu's-dau Krompîrə beigədôn?* = nösn. *hu"st dau Krąmpîrn beigədô?* Hast du Kartoffeln beigestellt?

beihi ⌣ ⏑ (Mettersdorf) = moselfr. *beihen* ⌣ ⏑ (nordlux.) vorbei.

Beilu^{a}ch = moselfr. *Beilu'cht* f. Beilage, Zugabe (Fleisch).

Beirl, (Minarken:) *Beidəl* = moselfr. *Beidəl, Beirl* (hunsrück.) Beutel.

beirln *(beidəln)* = moselfr. (hunsrück.) *beirln,* (lux.) *beidəln* beuteln.

beissn, *bäss, gəbässn* = moselfr. *beissən, bess, gəbess(ən)* beissen, biss, gebissen.

bêjn, *bêgn* = moselfr. *bê(j)ən* beugen.

bəklâkn refl. = moselfr. *sich bəklæ̂kən* sich beschmutzen (mhd. beklecken).

bəkleiwən (sss.), *bəkleibn* = altchatt. *bekleiben,* moselfr. *bəkleiwən* Wurzel fassen: *də Plânz bəkleift,* nösn. *də Plą̂nz bəkleift* (mhd. beklîben).

bəknêfəln refl. = moselfr. *sich bəknæ̂fələn,* siegerländ. *sech begnêawəln* sich betrinken.

sich bəkridn (sich mit einer Sache befassen) sich betrüben = altmfr. *sich bekröden* sich mit etwas befassen, eifel. *sich bəkriddən,* chatt. *sich kriddən* sich bekümmern.

bəkrit betrübt = altmoselfr. „bekrüt" beschwert, belästigt, behindert. (Vgl. mhd. unbekrüt „unbelästigt".)

bəkuckn (Kinderwort) = moselfr. *bəkuckən* besehen.

bəku(n) = moselfr. (Eifel) *bəku(n)* bekommen.

bəlâ^{i}ft = moselfr. *bəle^{i}ft* beliebt.

bəlâ^{i}wərn refl. = moselfr. (eifel.) *sich bəlæ̂wərn* sich beliebt machen.

O. N. ***Bell,*** ss. *Bäll,* magy. Bolya, rum. Bulia, urk. Bulla 1296, bei Marktschelken; vgl. O. N. *Bell* (Rgbz. Koblenz, bei Mayen in der Eifel); ferner *Bell* (Rgbz. Koblenz, Kreis Simmern), *Bell* (Kreis Gladbach). Vgl. den ss. und moselfr. (lux.) F. N. *Bell* = moselfr. Bill (Personenname), Koseform der mit Bil(i) („Milde") als erstem Gliede zusammengesetzten Namen, ahd. Bilo, Billi.

Belləs m. (sss.) Tölpel = moselfr. *Belləs* m. Tölpel. Nösn. *Belləsch.*

Belleschdorf, ss. *Beləschtərf,* magy. Jövedics, rum. Idiciu, bei Mediasch, urk. billestorf (Honteruskarte) 1432. Vgl. lux. O. N. *Bellesch*-bur (*-bur* = Born) auf J. B. Lieschs Karte; vgl. auch O. N. *Beles* (Gen. St. Karte: Ewringen) in Luxemburg.

bəluksn = moselfr. *bəluksən* hinterlistig übervorteilen.

bəlunn, *bəlunt* = moselfr. *bəlunnən* belohnen, *bəlunt* belohnt.

Bəlunnunk = moselfr. *Bəlunnənk* f. Belohnung.

bənâ^{i}mən zu einem besonderen Zwecke bestimmen (mhd. benuomen „mit Namen nennen, namhaft machen, urkundlich verheissen"), moselfr. *bəne^{i}mən, bənäumən* benennen.

O. N. ***Benden*** (Bielz), magy.

Magyar-Bénye, rum. Bia, bei Blasendorf. Vgl. O. N. *Benden* (bei Köln).

F. N. ***Bender*** 1579, 1904 (in Pintak). Ebenso moselfr. lux. F. N. *Bendər* heisst „Fassbinder".

Bendorf, vgl. Bägendorf (s. o.).

F. N. ***Benedic*** 1505. Ebenso moselfr. F. N.

bənuᵃchtn = moselfr. *bənuˈcht(ə)n* übernachten (mhd. benahten).

bənût sei = moselfr. *bənût sei* benötigen: *ə ess net drof bənût*, nösn. *ə üss nät bənût drąf* er ist darauf nicht angewiesen. Vgl. moselfr. *bənût* „beklemmt" = sss. *bənît* „beklemmt".

bərâfn = moselfr. *bərôfən* bezaubern: nösn. *dət Känd-üss bərâfn* (moselfr. ebenso).

bərâˈmt = moselfr. *bəreˈmt* berühmt.

bərąnnən Mällich = moselfr. *bəronnən Mellich* f. geronnene Milch.

bərêchərn = moselfr. *bərœchərən* beräuchern.

bərêdn (bereiten) fertig machen; moselfr. *rêdən* fertig machen.

Berendorp, vgl. *Bœrendorf* (s. o.).

bərett fertig: *mər hu bərett* wir sind fertig; vgl. moselfr. *rett* fertig.

F. N. ***Berger*** 1505, 1905. Ebenso moselfr. F. N.

Berlər, Bedlər (Minaiken) = moselfr. (hunsrück.) *Berrələr, Beddələr* m. Bettler.

berln, sss. *beddələn* = moselfr. *beddələn*, hunsrück. *berrələ* betteln.

bêrn = moselfr. (ww.) *bêrən* brüllen, heulen, schreien (zunächst vom Vieh).

F. N. ***Bernert***. Ebenso lux. F. N. = ahd. P. N. Berinhard.

F. N. ***Berwerth***. Vgl. lux F. N. *Berward* und moselfr. O. N. *Berfert* (ahd. P. N. Beroward, zu bero „Bär" und „warten" = „pflegen, schützen").

-bəs < *vaz* (Fass) in moselfr. *Milləbəs* n. (< Mühlfass, $\frac{1}{24}$ Malter); vgl. nösn. *-bəs* < vaz in *Blôbəs* n. (< *blâ-*, lat. fla-re, ahd. blâ-jan, ags. blâ-wan, engl. blow „blasen") Stelle zwischen Heidendorf und Baierdorf, wo fast immer der Wind weht; vgl. auch *Fülfəs* (s. d.), *Firbəs* (s. d.), *Beibəs* (s. o.).

bəsâˈkn = eifel. *bəsõkə(n)*, *bəsîkən* besuchen (germ. -k-!).

bəsänn = moselfr. *bəsennən*, (chatt.) *bəsenn* besinnen: *bəsänn dich nur!*

bəsätsn = moselfr. *bəsetz(ə)n* besitzen.

-bəsch in *Kûˈbəsch* m. „Kuhmist" ist = franz. bouse, prov. boza, buza „Kuhmist" ital. (comaskisch) boascia, parm. boazza, churwälsch bovatscha, wahrscheinlich alle zu lat bovisc — (bov — Rind), eine Hypothese, bezüglich deren ich die Ansicht massgebender Kritiker kennen möchte. Lautlich lässt sich gegen diese Erklärung

ebenso wenig etwas Stichhaltiges einwenden wie begrifflich: *-ə-* aus vollem Vokal in tonloser Silbe wie in *Bąckəs* (Backhaus), *wolfəl* (wohlfeil) usw.; *-sch* = franz. -s wie in *rąmpasch* m. = moselfr. *rampas* m. „saurer, schlechter Wein“ von niederen Reben (franz. ram[es] bass[es]), nösn. *Belləsch* m. „grober Kerl“, sss. *Belləs* m. „Zuchtstier, grober Kerl“ = moselfr. (siegerländ.) *Belləs, Böllәs* m. „Zuchtstier, grober Kerl“, nösn. *Bämbəsch* m. „Dickebauch“ = moselfr. (siegerländ.) *Bembəs* m. „Krug mit dickem Bauche“, nösn. *Lepəsch* m. „Laffe“ = moselfr. *Lepəs* m. „Laffe“. Der Übergang von auslautendem -s zu ss. *-sch* in unbetonter Silbe hat also in unserer Ma. seine Analogien, eine Tatsache, die für die (Korrespondenzblatt 1892, S. 41 besprochene) Erklärung von ss. *Ąlməsch* „Kauftrunk“ < ss. *Almәs* „Almosen“ = moselfr. (lux.) *Almәs* „Almosen“ in Betracht kommt.

bəschäldijn, -gn = moselfr. *bəschel(d)ijən* beschuldigen.

bəschêdn 1. bescheiden, 2 verständig, klug (Minarken) = m. moselfr. *bəschêdən* 1. bescheiden, 2. (altmoselfr.) verständig, klug, einsichtig.

bəschêdn = moselfr. *bəschêd(ə)n* bescheiden: *sə bəschêdə mich əsu* sie geben mir eine solche (derbe, abfertigende, kränkende) Antwort.

Bəschet = moselfr. *Bəschêt* m. Bescheid, Antwort.

bəschiddn = moselfr. *bəschiddən*, beschütten, *bəschott* (part.) beschüttet, nösn. *bəschątt.*

bəschlô(n) = moselfr. *bəschlôn* beschlagen.

bəschlubbərn refl. = moselfr. *sich bəschlubbərən* sich beim Essen durch herabfallende Tropfen besudeln (holl. slobbern); vgl. sss. *bəschlabbərən* refl. sich beim Essen besudeln; vgl. moselfr. *schlabbərən* verschütten (engl. to slabber).

bəschmeissn = moselfr. *bəschmeissən* bewerfen.

bəschnuffəln = moselfr. *bəšnuffən* beschnuffeln.

bəschrąmpn zusammengeschrumpft: *dət Kôrn äss bəschrąmpn;* vgl. moselfr. *schrompən* zusammenschrumpfen.

bəschummәln = moselfr. *bəschummələn* betrügen.

bəsôfən Mâtn (Metten) tolle Streiche; vgl. moselfr. (chatt.) *vollə* (d. h. trunkene) *Mâtə* (plur.) tolle Streiche: *dât sei vollə Mâtə,* nösn. *dąt sei bəsôfən Mâtn.*

Bêss f. Beize = moselfr. *Bêss.*

bêssn = moselfr. *bêssən* beizen.

bəštobm bestaubt (Dürrbach); vgl. fläm. *bəstowən,* holl. *bestoven* bestäubt.

bəštreid(ə)n bestreiten: *eich bəštreidn dąt* = moselfr. *eich bəštreidə dât* ich bestreite das.

bəsurln = moselfr. (hunsrück.) *bəsurrəl(ə)n* besudeln.

bətru"chtn = moselfr. *bətru'chtən* betrachten.

Betschn, pl. „Perlen", Verkürzung aus *Betschnûr* (wie *Hintsch*, moselfr. *Hentsch* < Handschuh); *Betschnûr* = moselfr. *Betschnôr* f. (Betschnur) heisst „Rosenkranz" — ein Überbleibsel aus katholischer Zeit.

bətûsəlt = moselfr. *bədusəlt* betrunken.

F. N. ***Beutler***. Ebenso moselfr. F. N. (= Beutelmacher).

bəwqndərn = moselfr. *bəwon(d)ərən* bewundern.

bəwqsst = moselfr. *bəwosst* bewusst.

bəwêrn erproben = moselfr. *bəwêrən* vergewissern (mhd. bewæren).

bəzêchnən bezeichnen. Ebenso moselfr.

Bəzuˑldâch = moselfr. *Bəzuˑldâch* (holl. betaaldag) m. Zahltag.

bəzuˑln bezahlen: *eich bəzuˑln, dau bəziˑl(t)st, hê bəziˑlt, mîr bəzuˑln, (d)îr bəzuˑlt, sei bəzuˑln* = moselfr. *bəzuˑlən* bezahlen: *eich bəzuˑlən, dau bəziˑlst, hê bəziˑlt, mîr bəzuˑlən, dîr bəzuˑlt, sei bəzuˑlən.*

bəzwängən = moselfr. *bəzwengən* bezwingen.

Bî f. = moselfr. *Bê, Bî* f. (Bühne) Zimmerdecke (s. u. *Gəbin*).

Biˑr = moselfr. *Biˑr* m. Bær.

Biˑrich m. Berg; *biˑrij-än* ⌣ ⌣ ⊥ bergab, *biˑrij-aus* ⌣ ⌣ ⊥ bergan = moselfr. (lux.) *Biˑrich* m. Berg; *biˑrij-en* (⌣ ⌣ ⊥) bergab, *biˑrij-aus* ⌣ ⌣ ⊥ bergan. Diese Wörter („bergein, bergaus") in dieser Bedeutung („bergab, bezw. bergauf") sind mir anderswo in deutschen Landen nicht vorgekommen.

F. N. ***Biˑrkəl*** (ss. Name der Familie Bertleff [Deutsch-Budak]). Vgl. lux. F. N. *Berkel.*

Biˑrndrâk m. Lakritze (Bärendreck). Vgl. rhein. (nhd.) „*Bœrendreck*".

Biˑrnzqckər = moselfr. *Biˑrənzockər* m. Lakritze.

bibi! weh weh! (Kinderwort). Ebenso moselfr.

Bibichi = moselfr. *Bibichə* n. ein kleines Weh.

bîbm, gəbîft beben: *ə bîft* (altndd. he bivôt); vgl. moselfr. *bibəln* zittern; lux. *(biwən)*, part. *gəbîft* beben: *ə huˑt gəbîft* (selten).

biddn bitten, *hê bitt* er bittet, *bât* bat, *gəbeddn* gebeten = moselfr *biddən* bitten, *hê bitt* er bittet, *bât* bat, *gəbeddən* gebeten.

F. N. ***Bidner*** 1700, 1904. Vgl. moselfr. F. N. *Bittner* (mhd. bütenære „Böttcher").

F. N. ***Billes***. Moselfr. ndrhein. F. N. *Bülles*. Vgl. auch ndrhein. O N. *Büllesheim* (Gen. St Karte: Euskirchen).

biln, bilt, gəbilt = moselfr. *billən, bilt gəbilt* bellen; bellte, gebellt: *Hont, de vill billə, beissə net* Hunde, die viel bellen, beissen nicht, nösn. *Hqnt, dâˑ vill biln, beissn nät.*

F. N. ***Biltz*** 1762, *Bielz* 1900. Moselfr. F. N. *Bilz;* vgl. O. N. *Bülz* (Gen. St. Karte Prüm).

F. N. ***Binder*** (= Fassbinder). Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

Binkəl n. = moselfr. *Benkəl* n. (Bänkchen) Schemel; dem. nösn. *Binkəltchi* = *Bənkeltchə*; *zwê Binkəltchər* = moselfr. *zwê Benkəltchər*.

Bîr, moselfr. *Bîr,* f. „Birne" = altroman. pira f. „Birne". Pira ist eigentlich pl. n. zu lat. pirum, als sing. f. gefasst. Entsprechend ital. span. pera, rum. peară, franz. poir. Unser Wort bewahrt die alte Form ohne n.

Bîr m. (mhd. bêr) Eber. Ebenso moselfr.

Birbôm Birnbaum; moselfr. *Bîrəbôm* (eifel.).

birəln, part. *gəbirlt* brüllen Ebenso moselfr.

Birjər m. Bürger. Ebenso moselfr.

Birjərschleit Bürgersleute. Ebenso moselfr.

Birk, magy. Petele, rum. Petelea (vgl. lat. betula „Birke"), bei Sächsisch-Regen; vgl *Birk* bei Aachen. Ein anderes *Birk* liegt bei Düren.

Birkər = Bewohner von Birk (s. d.). Vgl. moselfr. F. N. *Birker*.

O. N. ss. ***Bîrldrəf,*** magy. Berlád, rum. Burla, bei Grossschogen (Nösnerland). Vgl. lux. O. N. *Birel*hof im *Birel*er Grund am *Birel*er Bach (Gen. St. Karte Ewringen) und lux. F. N. *Birel, Bierel*.

O. N. ***Birnbaum,*** ss. *Birbôm,* urk. Birbom 1345—1388, magy. Oláh-Girbó, bei Mühlbach; vgl. ndrhein. O. N. *Birnbaum,* dial. *Birbôm,* bei Köln (Kreis Gummersbach).

Bîro m. in *Voggəl Bîro* m. = moselfr. *Bîro, Pîlo* m. (mhd. biro) Goldamsel, Pirol (lautmalend; der Vogel ruft so!). Vgl. moselfr. F. N. *Piro*.

Bîršt f. Bürste. Ebenso moselfr.

bîrštn = moselfr. *bîršt*ən bürsten, *hê bîršt* er bürstet.

Bîrštnbändər = moselfr. *Bî(r)štəbennər* m. Bürstenbinder: *ə seift we*^{i} *ə* —.

Bîrt f. Bürde, Bund: *en Bîrt Štrî* (Stroh). Ebenso moselfr.

F. N. ***Birthler.*** Vgl. moselfr. F. N *Birtel* (Ableitungen auf -er sind häufig).

bîs böse: *ə bîs Känt.* Ebenso moselfr.

Bîsąckəs (⏑ ⏑ ⏑) m. „ausgelassenes Kind, Quälgeist" ist nur volksetymologisch an *bîs* „böse" angelehnt; es gehört zu moselfr. *pîsackən* ärgern, plagen, quälen.

bisərn, sss. *bisən,* Klein-Bistritz *pisn* = moselfr. *bisən, besərn* aufbrausen (besonders vom Vieh, das von Bremsen gequält wird).

Biss, *Bîss* (Jaad) f. = moselfr. *Bîss, Büss* (eifel.) Büchse.

sss. ***bît*** (m.), *bôt* (f.), *bêt* (n.) beide = moselfr. *bît* (m.), *bôt* (f.), *bêt* (n.) beide: nösn. *ąllə bîd Ôssn, ąllə bôt Kâ*^{i}, *ąllə bä*^{i}*t Kandər* (Pass-

busch); nösn. und moselfr. *bôt Seit(ə)n* beide Seiten *(bô-t* < germ. ba „beide“ = mittelengl. bóthe, ags. báthá — wertvolles altes *ô* = germ a); moselfr. *də Ôssən* (Ochsen) *allə bît, də Kôi* (Kühe) *allə bôt, də Kenn(d)ər* (Kinder) *allə bêt.* Die Scheidung der Geschlechter verliert sich allmählich bei uns und in der alten Heimat.

Bitt, Biddn = moselfr. *Bitt* f. Bütte, *Biddən* Bütten; dazu der F. N. *Bidner* (s. d). Vgl. *Bątt* (s. o.).

Biwerswag, urk. Flussname bei Tartlau (Korrespondenzblatt 1878, S. 106); vgl. den lux. O. N. Biver, *Biwer* (Kanton Grevenmachern) und den sehr häufigen moselfr. (lux.) F. N. *Biwer,* Biver. *Biwər* ist die moselfr. Form für „Biber“, franz. bièvre „Biber“, ndl. bever, engl. beaver (spr. *bîwər),* angelsächs. beofor, also mit stammhafter (germ.) labialer Spirans. Vgl. O. N. *Biewer* (Gen. St. Karte: Trier), *Biwer* (Gen. St. Karte: Saarburg), *Bieber* (Gen. St. Karte: Koblenz).

Bläck, Black =moselfr. *Bleck, Black, Bläck* m. Blick.

blâdich = moselfr. *blôdich* blutig; nösn. *Blâdiggəl* = moselfr. *Blôdijjəl* Blutegel; *Blâtschwi̯ᵃrn* m. = moselfr. *Blôtschwi̯r* Blutgeschwür (mhd. swere).

blâ = moselfr. *blê* blühen.

Blâ'ch n. = moselfr. *Blêch* n. Blech.

blą'n = moselfr. *blaiən* schlagen (mhd. bliuwen).

Blâ'štäft n. = moselfr. *Blaišteft* m. Bleistift.

Blâ't n. = moselfr. *Blôt, Bleit* n. Blüte als Gesamtheit (mhd. bluot).

blâksn = moselfr. *blêksən* laut weinen.

Blął m. = moselfr. *Blauəl, Blâ'əl* m. (mhd. bliuwel) breites Holz zum Bleuen der Wäsche.

bląnkərn = moselfr. *blenkərn* blinken.

bläant, blant = moselfr. *bläant, blant, blent* blind.

blarn = moselfr. *blarrən* schreien, plärren.

1. ***Blasendorf,*** nösn *Blu'ᵃsndrəf,* magy. Felső-Balázsfalva, rum. Blajfaleu de sus, bei Bistritz; 2. Blasendorf, sss. *Blu'səndərf,* magy. Balázsfalva, rum. Blaj, am Zusammenfluss der Kokeln; 3. Blasendorf, sss. *Blu'səndərf,* magy. Balázstelke, rum. Blesel, bei Mediasch. Vgl. den ndrhein. F. N. *Blasendorf,* der auf einen Ort gleichen Namens hindeutet; ferner vgl. die O. N. *Blas-weiler* in der Eifel (Kreis Ahrweiler, Rgbz. Koblenz), *Blasseifen* (Rgbz. Köln, Kreis Waldbröl). *Blas* ist sss. und ndrhein. (moselfr.) F. N., urk. bei uns Blasius, Blasii, Blasi, der dial. Aussprache entsprechend *Bluos, Blos.* Der heilige Blasius spielt in der Eifel heute noch seine Rolle.

Blât = moselfr. *Blôt* n. Blut,

blâträstich blutrünstig, moselfr. *blôtrestich: ə hu't sə blôtrestich gəschlôən* er hat sie blutig (blutrünstig) geschlagen.

Blâtstrêp(t)chər = moselfr. *Blôtsdrêp(t)chər* Blutströpfchen (pl.)

blätsblô = moselfr. *bletzblô* blitzblau; nösn. *blätzn* = moselfr. *bletz(ə)n* blitzen: *ət blätzt.*

blêch bleich. Ebenso moselfr.

blêchn = moselfr. *blêchən* bleichen.

Bleddər = moselfr. *Bläddər, Blêdər* Blätter.

bleddərn durchprügeln; vgl. moselfr. (durch-)*leddərn* durchprügeln (eigentlich das Leder *[Leddər]* gerben). Nösn. *bleddərn* < *bəleddərn* (beledern) wie *gretzn* = mhd. gereizen, *frandərn* = mhd. verendern, *bleibn* = mhd. belîben u. a.

bleiwən (sss.), *bleift, bleif! bliff, gəbliwən* (sss.) = moselfr. *bleiwən* bleiben, *bleift* bleibt, *bleif!* bleibe! *bliff* blieb, *gəbliwən* geblieben.

sich ***blîdn*** (Gross-Schogen) sich scheuen, schämen: *blît dich!* Vgl. moselfr. *blît* schüchtern, blöde.

blô blau. Ebenso moselfr. Vgl. moselfr. F. N. *Bloh* (moselfr. *blô* blau).

Blôdər f. (mhd. blâtere) Blase auf der Haut. Ebenso moselfr.; pl. dem. *Blêdərchər* (ebenso nösn.).

Blôs f. Harnblase: *zwô Schweinzblôs(ə)n.* Ebenso moselfr.

F. N. ***Blos*** 1586, *Bloos* (sss. = Blas = Blasius). Ebenso moselfr. F. N. *(Bloos, Blas).*

Blôsbǫ̂lich = moselfr. *Blôsbalech* Blasebalg.

Blôsər m. Bläser. Ebenso moselfr. Vgl. ndrhein. F. N. *Bloser.*

blôsn = moselfr. *blôsən* blasen.

blu^{a}dn (part. *gəblu^{a}t)* = moselfr. *blu'dən* (part. *gəblu't)* Pflanzen entblättern (mhd. blaten „entlauben", niederfränk. bladen).

Blumenau, sss. *Blomənâ,* Vorstadt von Kronstadt; vgl. O. N. *Blumenau,* dial. *Blomənâ,* bei Köln, Kreis Wipperfürth.

blûss bloss. Ebenso moselfr.

Bôch m. (mhd. bouge) Beuge des Leders = moselfr. *Bô(ch)* Bug; vgl. moselfr. *Bôchštomp* m. Fleischteile am Vorderschenkel des Rindviehs; holl. boog m. Bogen, boeg m. Bug.

F. N. ***Bock.*** Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

Bodendorf, ss. *Boddəndərf,* magy. Szász-Buda, rum. Bundorf, urk. Buden-, Bwdendorff 1429, lat. villa Budonis 1509, bei Schässburg; vgl. *Bodendorf,* urk. Budendorp, bei Sinzig am Rhein. Bodendorf, Budendorf = Dorf des Bodo, Budo, altdeutscher P. N., Koseform der mit Bod, Bud (zu germ. biudan „gebieten") als erstem Gliede zusammengesetzten Namen; bei uns F. N. *Both* (in Bistritz 1786 ff), moselfr. F. N. *Both,* (lux.) *Boden* (gen.), *Buden* (gen.).

F. N. *Boeder* 1521. Ebenso moselfr. F. N.

F. N. *Bogner*. Ebenso ndrhein. F. N. Mhd. bogenære „Bogenmacher".

F. N. *Bohn* 1788. Ebenso moselfr. F. N.

bôl aufgedunsen, schwammig, hohl = moselfr. *bol, bôl* aufgedunsen, hohl, löcherig (von Rettichen). Wz. *bul „anschwellen".

F. N. *Bolesch* (Kronstadt). Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Baulesch*.

Bôm, Bêm, pl. dem. *Bêmtchər* = moselfr. (bolchen., eifel.) *Bôm* Baum, *Bêm* Bäume, dem. *Bêmtchər* Bäumchen (pl.), Vgl. nösn. *ə Bêmtchi štô* aufrecht stehen; moselfr. (eifel.). *Bôm štôn* auf dem Kopf stehen und die Beine emporstrecken.

Bombəl(t)chər (Kindersprache) pl. dem. = moselfr. *Bomməl(t)chər* Ohrgehänge.

F. N. *Bömches*. Vgl. moselfr. F. N. *Bœumches* (ss. *Bêm* Bäume).

Bômlôf n. Baumlaub. Ebenso moselfr. (eifel.).

Bômpäckər = moselfr. (eifel.) *Bômpeckər* m. Specht. Vgl. *päckn* (s. u.).

Bômšpätst = moselfr. (eifel.) *Bômšpetzt* f. Baumspitze.

Bomwəl, sss. *Bûwəl* = moselfr. (eifel.) *Bômwoll, Bouwəl* f. Baumwolle.

Bongard, ss. *Bąngərt*, magy. Bongárd, rum. *Bungardu*, bei Lechnitz und Hermannstadt letzteres) deutsch „Baumgarten"); vgl. O. N. *Bongard* in der Eifel (Rgbz. Koblenz, Kreis Adenau) und *Bongard* bei Aachen. — Bongard ist die ältere, vollere Form für heutiges moselfr. *Bongərt* „Baumgarten", ss. *Bąngərt*. Vgl. auch *Bongaart* an der niederländ. preuss. Grenze (Gen. St. Karte: Aachen). Moselfr. *Bongard* heisst urk Bongarde, Bungart (Lacomblet 1139). Moselfr. (lux.) F. N. *Bongard, Bongert*, ndrhein. F. N. *Bungard*.

Bonnesdorf, ss. *Bonnəsdərf, Bunnəsdərf*, urk. (Honteruskarte, 1532) bonystorf, bei Mediasch, magy. dial. (Alsó-)*Bun*, rum. Boiana. Vgl. den moselfr. O. N. *Bonnes*-Kaul *(Kaul* heisst moselfr. und ss. Grube), lux. O. N. *Bon*dorf (Kanton Bedingen). Gehört zum moselfr. (lux.) F. N. *Bonn*, bei uns (1523) *Bon*. Vgl. ndrhein. F. N. *Bonnes* in der Rheinprovinz (Bedburg und Düsseldorf).

O. N. *Bootsch* (bei Sächsisch-Regen); vgl. moselfr. *Botsch* (F. N.; moselfr. *Bôtsch* f. heisst „dickes, plumpes Frauenzimmer") Vgl. auch den Nösner F. N. *Boczs* 1521 (urk.) und den ndrhein. F. N. *Bootz*. Vgl. moselfr. *Botsch* m. kleiner, dicker Kerl.

Bôr f. Bahre. Ebenso moselfr. (modern).

F. N. *Borger*. Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

Bôršt f. Borste. Ebenso moselfr.

bôrštich borstig. Ebenso moselfr.; nösn. *də Bôrštijn, -gn* = moselfr. *də Bôrštij(ə)n* pl. (euphem. für) Schweine.

F. N. ***Both*** 1786. Ebenso moselfr. F. N.

Brąch = moselfr. *Broch* m. Bruch; pl. *Bräch, -e-: en də Brech gô(n)* in die Brüche gehen.

Bräck f. Brücke. Ebenso moselfr., nösn. *Brückəltchi*, pl. *-ər* = moselfr. *Breckəl(t)chə(n)*, pl. *-ər* Brücklein.

Brâdər, pl. *Brâidər* = moselfr. *Brôdər* m Bruder, pl. *Bre'dər.*

Brædt, *Bredt* 1703, *Breth* 1765. Vgl. moselfr. *Breet, Bredt. Brêt* heisst „breit".

brâ' brennen, brühen; moselfr. *breiən* brühen, brennen: *ət breit* es brüht (nösn. *ət brâ't*), moselfr. *broiə, ət broit* brühen, es brüht.

Brâich f. = moselfr. *Brêch* f. Hanfbreche.

brâ'chn, brąch, gəbrôchn = moselfr. *brêchən, brâch, gəbrôch(ən)* 1. brechen, 2. sich erbrechen, 3 Hanf brechen.

brâ'dich = moselfr. *brêdich* brütig d. h. 1. angebrütet (vom Ei), 2. brüten wollend (von der Henne).

Brâ'f = rheinfr. chatt. *Brê'f* m. Brief.

Brâ'holz = moselfr. *Brêholz* n. Brennholz (zu mhd. brüejen [brühen] brennen).

Brâ'länk, sss. *Brælənk,* m. junges Schwein; moselfr. *Brêlə(n)k, Bröilənk, Brîle(n)k* m. junges Schwein.

brą'n = moselfr. *brâ'ən* durcheinandermengen (mhd. briuwen).

sss. ***Brälft*** f. Hochzeit; vgl. altndrhein. Brulloft f. Hochzeit (eigentlich Brautlauf, mhd. brûtlouft), holl. fläm. *bru'loft* (spr. *breuloft)* f. Hochzeit.

bräln (modern) = moselfr. *brellən* brüllen. Vgl. *birəln.*

brąmməln = moselfr. *brommələn* brummen.

Brânâstəl = moselfr. *Brînaistəl* f. Brennessel.

F. N ***Brandsch*** 1795. Moselfr. F. N. *Bransch.*

F. N. ***Brandscher*** (ss. *Brąntschər)* 1700, 1904. Vgl. moselfr. F. N. *Branschart.*

F. N. ***Brandt*** 1833. Ebenso moselfr. F. N.

brangən = moselfr. *brengən* (mhd. brengen) kalben (von der Kuh).

sss. ***brängən, bru'cht, gəbru'cht*** = moselfr. *brängə(n), bru'cht, gəbru'cht* bringen, brachte, gebracht.

brängən = moselfr. *brengən* (< **wr**ingen) ringen; *ausbrängən* auswinden (Wäsche). Vgl. *Brerl.*

Brąnn = nordeifel. *Bronn* m. Brunnen. *Brenn* (pl.) Brunnen (henneberg.).

Brąnt = moselfr. *Brânt* m. 1. Brand, 2. Rausch.

sss. ***Brąntərt*** = altchatt. „Brantreite", heute *Brantrut*, pl. *-dən* f. Feuerbock.

bränslich verbrannt schmekkend. Ebenso moselfr.

Brąsslats f. = moselfr.(eifel.) *Brostlatz* (Brustlatz) die Brust deckendes Kleidungsstück der Männer und Frauen. *Lątz* vgl. moselfr. *Latz* f. der Latz.

Brąst = moselfr. *Brost* f. Brust, *Brest* Brüste (nösn. *Brăst). e Känd-u dər Brąst* ein Säugling. Ebenso moselfr.

Brätsch f. glattes Holzwerkzeug zum Schlagen, Pritsche. Ebenso moselfr. *(Bretsch).*

brątschn = moselfr. *brätschən* viel schwatzen.

brątsəln = moselfr. *brotzəln* bezeichnet das Geräusch bei langsamem Kochen und Braten.

brau braun. Ebenso moselfr.

ə brauch **(ohne -t!)** er braucht (im Sinne von: er hat nötig). Ebenso moselfr. (ohne *-t).*

Brêch = moselfr. *Brêch* f. Hanfbrechwerkzeug.

F. N. ***Breckner*** (ss.) 1700, 1904, Brückner (nhd.) 1705. Vgl. rheinfr. F. N. *Breckner* (dial. *Breck* = Brücke), *Brückner.*

F. N. ***Breed*** 1505, *Bredt.* Vgl. moselfr. F. N. *Bred(e), Bredt.*

Breijum, (Klein-Bistritz) *Breidjəm* = moselfr. (chatt.) *Breijəm, Breidjəm* m. Bräutigam; ww. *Bräum.*

F. N. ***Brenner,*** *Bronner* 1505 (ss. *Brąnn* „Brunnen", *Bränn* pl.) Ebenso moselfr. F. N.: *Brenner, Bronner.*

Brêrl, *Brêdl, Brerl, Bredl,* auch *-dəl* = moselfr. *Brêdəl, Brêrəl, Brêdəl, Breirl* m. Bindknebel (mhd reitel, ahd. *wreitel).

brerln, *brêrln, bredəln, brêdəln* = moselfr. *(b)rêrəln, brêdələn,* eifel. *frêdələn* fest zusammenschnüren.

F. N. ***Bressler*** 1733, 1904. Ebenso moselfr. F. N.

Brêt f. = moselfr. *Brêt,* fläm. holl. breedte f. Breite.

O. N. ****Brêt,*** magy. **Szász-**Bréte, rum. Bretea, bei Bethlen (wie Szász- beweist, einst ein ss. Dorf). Vgl. O N. Breidt, dial. *Brêt,* (Rgbz. Trier, Gen. St. Karte: Berncastel an der Mosel).

F. N. ***Bretel*** 1505. Moselfr. F. N. *Bredel.*

Brett n, pl *Breddər* = moselfr. *Brett* n., *Breddər* Brett, Bretter.

F. N. ***Brets*** (Heltau). Ebenso moselfr. (lux). F. N. Vgl. *Bretzdorf* = magy. Berecztelke (bei Sächsisch-Regen) und O. N. *Bretzenheim* bei Bingen. *Bretzenhof* (Gen. St. Karte: Simmern).

F. N. ***Brewer*** (d. h. *Breiər)* 1454. Vgl. moselfr. (lux) F. N. *Breier* (mhd. briuwer „Bierbrauer").

Brimәs = moselfr. *Brims, Brîmәs* f. Bremse, zu *brim(ə)s(ə)n* bremsen.

brimmich brünstig von Schweinen (zu mhd. bremen „brummen, brüllen", mittelengl. brim „Glut"). Ebenso moselfr. *(brimmich).*

ə ***Brim(t)chi*** (dem.) = moselfr. ə *Brim(t)chə* (ndl. pruimtche) Zigarrenstummel, Stückchen Kautabak.

brôch brach: *dət Lą̂nt lą̂t brôch* = moselfr. *dət Lânt lait brôch* das Land liegt brach.

Brôch f. Brache. Ebenso moselfr. (mhd. brâche).

brôchn = moselfr. *brôchən* brachen (mhd. brâchen).

Brôchveggəltchə = moselfr. *Brôchvî(j)əltchə* (*Brachvögelchen) n. Lerche.

brôdn = moselfr. *brôdən* braten: *eich brôdn, dau brêtst, hê brêt, mîr brôdn, îr brôt, sei brôdn;* part. *gəbrôdn* = moselfr. *brôdən* braten: *eich brôdən, dau brêts(t), hê brêt, mîr brôdən, dîr brôt, sei brôdən; gəbrôdən* gebraten.

F. N. ***Broeser*** 1521. Vgl. lux. F. N. *Broeser*.

Brô f. (mhd. brâ) Kante, Rand. Ebenso moselfr.

Brôk f. das Weiche des Brotes = moselfr. *Brôch* f. das Eingebrockte, eingebrockte Milch, nösn. *Brêkəltchi* = moselfr. *Brêkəltchə* Bröcklein: *ə pu'r Brêkəltchər.*

F. N. ***Broll*** 1608. Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Broos*** (sss.). Ebenso lux. F. N.

Brôs(t) m. die Knospen der Bäume und Sträucher = moselfr. *Brôs* f. Knospe; zu *brôssən* Knospen, Schösslinge treiben (mhd. broz n. Knospe).

Brotdorf (Bielz S. 527, 528) bei Broos, magy. (Al-, Fel-) Kenyér. Vgl. O. N. *Brotdorf* (Rgbz. Trier, Gen. St. Karte: Saarlouis).

Brôtwûršt f. Bratwurst. Ebenso moselfr.

F. N. ***Bruckner.*** Ebenso moselfr. F. N.

Brummər, Brummməl = moselfr. *Brimmər, Brommməl* f. Brombeere.

Brût, Brûdər, Brîtchi, zwê Brîtchər = moselfr. *Brût* n. Brot, *Brûdər* Brote, *Brîtchə* Brötchen, *zwê Brîtchər* zwei Brötchen.

Brûtgrimməl, pl. *-n* f., Brotkrume, Brosame. Ebenso moselfr.

Brûtkorf m. Brotkorb. Ebenso moselfr.

Brûtlu^{a}dn (modern) = moselfr. *Brûtlu't* f. Mund (verächtlich).

Brûtschässəl m. hölzerne Schaufel zum Einschieben (Einschiessen) des Brotes in den Backofen = moselfr. *Brûtsschess(əl)* m. Das Wort gehört zu „Schuss, schiessen" und hat — wie schon das Geschlecht zeigt — mit *Schässəl* f. (= Schüssel f.) nichts zu tun. Der Chatte (Wetterauer) Erasmus Alberus (1540) schreibt in seinem Novum Dictionarii genus: „der Schüssel = das Brett, damit man das Brot in den Ofen scheusst".

brutschəln = moselfr. *brutschələn, prutschələn* um sich spritzen.

bu^{a}dn = moselfr. *bu'd(ə)n* baden: *sei bu't* sie badet.

bu^{a}rbəs Zəlą̂t f. Salat ohne

Zuspeise; vgl. moselfr. *hê esst də Zalôt bu'rbəs* (ohne alles, was dazu gehört). Nösn. *bu'rbəs Fû'ss* = moselfr. *bu'rbəs Fû'ss* nackte Füsse.

Bu^{a}rich m. (mhd. barc) verschnittener Eber. Ebenso moselfr. Vgl. *Bargəl* (s. o).

Bu^{a}rn m. Getreidetriste = moselfr. *Bu'rn* m. Scheunenraum zur Seite der Tenne (mhd. barn).

Bu^{a}rt m. 1. Bart, 2. Kinn. Ebenso moselfr.

Bu^{a}rtsalf = moselfr. *Bu'rtsalf* f. Bartsalbe.

Bu^{a}t n. Bad. Ebenso moselfr.

O. N. ***Buchholz,*** urk. *Bocholz* 1317—1320, magy. Boholz, rum Boholța, bei Gross-Schenk; vgl O. N. *Buchholz* bei Cochem a. d. Mosel, *Buchholz* bei Düren (Rgbz. Aachen), „*Bocholz*" bei Aachen (westlich). Dazu die ndrhein. F. N. *Bocholz, Buchholzer,* bei uns *Buchholzer.*

O. N. ***Budenbach,*** urk. Budinbach 1383, magy. Szibiel, rum. Sibielu, bei Hermannstadt; vgl. O. N. *Budenbach* (Rgbz. Koblenz, links vom Rhein, südl. der Mosel, Gen. St. Karte: Boppard). Budenbach = Bach des Bud (altdeutscher P. N., heute noch moselfr. F. N. *Buden* [gen. patronym.]). Vgl. auch O. N. *Budenheim* bei Mainz.

sss. ***Bu^{e}rwən*** m. „die Barbe", moselfr. *Bu'rwən* m. „die Barbe" = lat. barbus m, franz. barbeau m., ital. barbio m., span. barbo m. „die Barbe". Das alte m. der romanischen Sprachen ist erhalten.

Buhâi ⌣ ˊ m. Ausflug ins Grüne (wobei es oft lärmend zugeht) = nordeifel. *Bohei, Buhai* ⌣ ˊ m. Aufsehen, Lärm, Geschrei: nösn. *en Buhâi mqchn* = moselfr. *Bohei mâchən* grosses Wesen mit etwas machen; niederfränk. buha, boha 1. (interj.) holla!, 2. Geschrei.

Bunn f. Bohne. Ebenso moselfr.

sss. ***Bunn*** f. Bahn. Ebenso moselfr.

bunzich = moselfr. *bunzich, wunzich* winzig.

Burgberg: 1. urk. Borperg 1296, magy. Hőhalom, Vurpod, rum. Burperu, bei Leschkirch; 2. urk. (1248) Burgberg, Burperg, magy. Borberek, rum. Bulperu, bei Karlsburg. Vgl. *Burgberg* in der Eifel (Kreis Prüm).

F. N. ***Burger*** 1505. Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Burger.*

F. N. ***Burghard*** 1750. Ebenso moselfr. F. N.

Burich f. Burg. Ebenso moselfr.

Burjər m. Amtsgehilfe des Dorfrichters. Vgl. moselfr. *Burjər* m Bürger.

Busendorf (Bielz S. 530), ss. Buss, magy. Buzd, rum. Busdu, bei Reussmarkt. Vgl. O. N. *Busendorf* (Lothringen, Kreis Bolchen, Gen. St. Karte: Saarlouis); vgl. auch *Busen*thal (Gen. St. Karte: Trier).

Bûsn m. Bündel gehechelten Hanfes = *Bûssən* m. moselfr. Bündel Flachs (mhd. bôze).

Buss f. Hülse, in dem die Achse des Rades ihren Halt findet = moselfr. *Buss* f. Schraubenmutter am Rade (ahd. buhsa).

F. N. ***Buss.*** 1648 Ebenso moselfr. F. N. Vgl. P. N. *Busso,* Koseform zu P. N. *Buddo* (zu biudan, biutan „gebieten").

Bussbôm m. Buchsbaum. Ebenso moselfr. (eifel.). Vgl. *Fussbôm* (s. u.).

O. N. ***Bussd,*** ss. *Bus*, urk. Bwz, magy Buzd, rum. *Busu* (spr. *Bus)* bei Mediasch; vgl. O. N. *Bust,* nördlich von Diedenhofen (Lothringen). Die ursprüngl. Form ist offenbar *Bus,* welche — wie so oft — das Sächsische und Rumänische treu bewahrt hat. Das auslautende -t ist sekundär, wie z. B. in ss. *näst,* moselfr. *nä'st* nichts, ss. *nâməst, nemməst,* moselfr. *nöiməst,* nimməst (hunsrück.), niemand, ss. *Fi"rscht,* moselfr *Fêrscht* Ferse, ss. *na'stn,* moselfr. *nîstən* niesen usw. Daher die lux. O. N. *Bus* (urk. für „Gross-Bus", franz. Grosbous), ferner *„Bous"* im lux. Kanton Remich, *Bous* Rgbz Trier (bei Saarlouis), *Buss* südlich von Diedenhofen (Lothringen). Daher auch die moselfr. lux. F. N. *Buss, Bous, Bousser* (franz. Schreibung), bei uns F. N. *Buss.*

Butch m. kleiner Kerl (mhd. botech). Ebenso ww., moselfr. In denjenigen siebenbürgischen (Burzenland) und moselfr. (Eifel) Gegenden, in denen *-tch* wie *-tsch* ausgesprochen wird, wird *Butsch* (burzenländ.), *Botsch* (eifel.) gesagt.

C.

F. N. ***Capesius.*** Ebenso lux. F. N. (Latinisierung zu F. N. Kappes, gen patronym. zum F. N. Kapp).

F. N. ***Carl*** 1762. Ebenso moselfr. (lux) F. N.

F. N. ***Caspar*** 1820. Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Caspari.*** Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Caspary.*** Ebenso ndrhein. F. N.

F. N. ***Casper*** 1764, *Kasper* 1904. Moselfr. F. N. *Kasper.*

cha — *jo* ja Ebenso moselfr.: *cha!* ja! — *ə wôr jo hai* er war ja hier (nösn. *ə wôr jo hâ'*).

-chi, *-chə* (auf dem Lande) = altmoselfr. *-chin,* moselfr. *-chə* wird heute ausschliesslich als Deminutivendung gebraucht: *Kentchə* Kindchen, altmoselfr. *Gartchin* (Gärtchen) = nösn. *Gârtchi* Gärtchen, pl. *-chər:* moselfr. *Ken(d)ərchər, Kan(d)ərchər,* nösn. *Kändərchər, Kandərchər* Kinderchen.

F. N. ***Christiani.*** Vgl. lux. F. N *Christiany.*

F. N. ***Conrad*** 1705, lat. gen. patronym. *Conradi* 1648. Ebenso moselfr. F. N. *Conrad, Conrady.*

F. N. ***Cramer,*** *Kramer.* Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Cremer.*** Ebenso lux. F. N.

F. N. ***Crimer*** 1505. Vgl. moselfr. F. N. *Krimer.*

F. N. ***Cseckert*** (= Scheckert) in Wallendorf. Vgl. moselfr. F. N. *Schackert, Schickert* (nösn. Rufname *Tschickert).*

D.

Dâ m. der Tau. Ebenso moselfr. (lux.). Ndl. dauw.

dâ tun, *dêst* tust, *dêt* tut, *dêt* tat, *gədô* getan; moselfr. *dôn* tun, *dês(t)* tust, *dêt* tut, tat, *gədôn* getan. Ndl. *doen. dêst, dêt* ist eine (schon in mhd. Zeit) echt mittelfr. (moselfr. + ripuar.) Lautform. Die Grenze reicht nicht weit nach Süden, der schon (bei Trier) *dût* zeigt.

dâ damals: *eich wôr dâ hâ‘* ich war damals hier; vgl. moselfr. (lux.) *dâ* damals.

Dâch = moselfr. (eifel.) *Dôch* n. Tuch.

Dạch n. = moselfr. *Dâch* n. Dach.

Dạch m. Tag, auch *Dâch* (Jaad), pl. *Dâ‘ch,* sss. *Dæ̂ch*; moselfr. *Dâch,* pl. *Dæ̂ch: gon Dâch!* guten Tag! nösn. *gan Dạch!*

Dạchblet Tageblatt, pl. *Dâchbleddər;* moselfr. *Dâchblât, Dâchblüddər.*

Dạchdâif = moselfr. *Dâchdef* m. Tagedieb

dachən (adj.) = moselfr. *dôchən* aus Tuch, *ə dôchən Klêt* ein Kleid aus Tuch, nösn. *ə dachən Klet.*

Dạchlînər m. = moselfr. *Dâchlînər* m. Tagelöhner.

Dạchlû = moselfr. *Dâchlû(n)* m. Tagelohn.

däck = moselfr. *deck* dick, schwanger; *däck Früntt* = moselfr. *deck Frent* intime Freunde; *deck dôn* prahlen, nösn. *däck dâ.*

däckleiwich = moselfr. *deckleiwich* dickleibig, schwanger.

Däckt = moselfr. *Deckt* f. Dicke. Vgl. O. N. „In der Dikt“, dial. *en dər Dekt* in Luxemburg (Gen. St. Karte: Mettendorf).

dâ‘ — də = moselfr. *dæ̂‘ — də* (betont — unbetont): *dæ̂‘ Frâ, də Frâ* die Frau, nösn. *dâ‘ Frâ, də Frâ.*

F. N. ***Daichendt*** 1901, *Dechend* 1700, *Dæchend* 1763 = moselfr. F. N *Dechent.*

F. N. ***Daichtərt,*** schriftdeutsch Döchtert (F. N. 1705, 1904), = moselfr. (lux.) *Deichtərt* (F. N.) < altmoselfr. diechter (mhd. diehter) m. Enkel.

Dâ^{i}chnt = moselfr. *Dœchənt* m. Dechant (mhd. dech°nt)

Dâ^{i}f = moselfr. *De^{i}f* m. Dieb.

dâ^{i}f = moselfr (chatt.) *dœ^{i}f* tief.

Dâ^{i}ft f. Tiefe = moselfr. *De^{i}ft, Dœ^{i}ft, Da^{i}ft* f. (in Biesdorf bei lux. Wallendorf; Tiefe (ndl. diepte, engl. depth).

dâ^{i}n, *dä^{i}nə* = moselfr *dên, de^{i}nə(n)* dienen.

dą^{i}n gedeihlich sein: *ət widəm nät dą^{i}n;* vgl. moselfr. *daiən* gedeihen: *ət dait net* es gedeiht nicht; dazu: nösn. *Špą^{i}kändər — Dą^{i}kändər* (Sprichwort) = moselfr. *Špâiken(d)ər — Dâiken(d)ər* (kleine) Kinder, die (leicht) speien, gedeihen. Dazu moselfr. *deisam,* nösn. *dą^{i}səm* Gedeihen bringend. Vgl. *Dąseifən* m. bei Heltau.

Dâ^{i}nər = moselfr. *De^{i}nər* m. Diener.

Dâ^{i}n(t)st = moselfr. *Dein(t)st* m. Dienst.

Dâ^{i}ntstmêt, sss. *Dœntstmêt* = moselfr. *Deinstmêt* f. Dienstmagd.

dą^{i}sn ziehen, mühsam arbeiten = moselfr. (eifel.) *dâsən* ziehen (mhd. dinsen).

Dâk = moselfr. *Dœk* f. Decke.

Dâkəl = moselfr. *Dœkəl* m. Deckel.

dâkn, sss. *dœkən* = moselfr. *dœkən* decken.

O. N. ***Dal,*** magy Dál, rum. Dolu, bei Mühlbach; Flurname *Dall* f. bei Bulkesch, *Dąl* f. bei Nadesch, *Dallə*bârch bei Seiburg; *Dällən* pl. bei Blutroth, dem. *Dällchen* bei Nadesch (Vereinsarchiv 1863, S. 351). Alle bezeichnen eine Vertiefung, ein Tälchen. Vgl. lux. *Dall* Tal, *Delt* f. Vertiefung, Tälchen, eifel. *Dalt,* O. N. *Dahl* (bei Gladbach). Vgl. ndrhein. O. N. *Dahl* bei Düsseldorf (Kreis München-Gladbach) und moselfr. *Dal* d. h. Tal. *Dahl* ist moselfr.-lux.-ndrhein. F. N.

Däll = moselfr. *Dell* m. Dill (Doldenart).

sss. ***Dällən*** (pl.) Flurname (in Blutroth). Vgl. moselfr. *Dellen* O N. (Luxemburg, Gen. St. Karte: Mettendorf). Auch Denndorf heisst urk. 1522 *Dellendorf.* Moselfr. Däll, Dell heisst Vertiefung im Felde, Tälchen, ndl. delle „Tal".

O. N. ***Dallendorf*** (Bielz 404, Marienburg Vereinsarchiv VIII, 329), magy. Oláh-Dálya, rum. Daia, bei Mühlbach. Vgl. O. N. *Dollendorf* (Eifel, Gen. St. Karte: Hillesheim). Vgl. auch *Denndorf,* urk. Dellendorf (s. u.).

dälpich qualmig, feuchtwarm, schwül; vgl. moselfr. *delkich, bədölkt* beraucht.

dälpn = moselfr. *dölkən* 1. Feuer löschen, 2. zum Schweigen bringen; vgl. (chatt.) *delpən* mit den Händen drücken.

dâmərn = chatt. — moselfr. *dammərn, dâmərn* mit den Füssen herumtreten, stampfen z. B. das Gras zertreten.

dąmmən voll stopfen; moselfr. ndrhein. *dammən* Dämme machen. Vgl. *ändąmmən* (s. d.).

Dąndər (ländl.) = ndrhein. *Dondər* m. Donner.

Dąndəršdoch (ländl.) = ndrhein. *Dondər(š)dach* Donnerstag.

dängən, dängt gədängt (also schwach wie mhd. dingen) = moselfr. *dengən, dengt, gədengt* dingen, dang, gedungen.

Dąnk m. Dank; chatt. moselfr. *Dânk.*

dąnkəl = moselfr. *donkəl* dunkel.

Dann m. = moselfr. *Dänn* m. die Tenne.

Dąnn = moselfr. *Dänn, Dann* f. Tanne (mittel-ndl. dan).

dänn dünn = moselfr. *denn* dünn.

Dąnnappəl = moselfr. *Dann(ən)appəl* m. Tannenzapfen.

sss. ***Dannəbäsch*** = moselfr. *Dannəbesch* m. Tannenwald.

sss. ***Dąnnəbôm, Dannəbûm*** = eifel. *Dannəbôm* m. Tannenbaum.

Dąnnərkraut n. Hauswurz, moselfr. *Donnərkraut.*

Dąnnerštoch, sss. *Dannərštich* = moselfr. *Donnərštich* m. Donnerstag.

dännleiwich = moselfr *dennleiwich* mit dünnem Stuhlgang behaftet.

dąnstn fein sieben (Mehl); vgl. mittelniederländ. *donst* „feiner Staub“ zur Wz. (sanskr.) dhvans „zerstieben.“

Dänt f. = moselfr. *Dent* f. Dünne.

Dän(t)stoch, sss *Dąstich* = moselfr. *Den(t)stich,* eifel. lux. *Dâstich, Dôstich, Deistich* Dienstag.

(sss.) ***Dąnz, dąnzən*** = moselfr. *Dânz* Tanz, *dânzə(n)* tanzen. Ndl. dansen. Nösn. *Dûnz, dûnzn.*

Danz ist sss. Koseform für Daniel. Vgl. moselfr. lux. F. N. *Dantz.*

Däppn = moselfr. *Deppən Däpp(ə)n* n der Topf (mhd. tüpfen); *zwê Däpn* zwei Töpfe, moselfr. *zwê Deppən.* Nösn. *zwê Däptchər* zwei Töpfchen, moselfr. *zwê Dep(t)chər.* Dazu der ss. moselfr. F. N. *Deppner* (Töpfer).

Dâr, sss. *Dêr.* Tier; moselfr. *De'r,* dem. (pl.) *De'rchər,* sss. *Dêrchər.*

Däsch = moselfr. *Desch* m. Tisch.

Däsch = moselfr. *Desch* m. Tisch: *off-əm Desch* auf dem Tisch, nösn. *ąff-əm Däsch.*

Däschdoch = moselfr *Deschdo"ch* n. Tischtuch.

Dästəl = moselfr. *Destəl* f. Distel.

*(zâ)**dästərn*** düster, dunkel werden = moselfr. *(zô)dä'stərn* düster, dunkel werden.

dąt dass, sss. *dat* = moselfr. *dat* dass: *beweis, datt dât, wat hê sôt, wôr es!* = nösn. *bəweis, dąt dât, wąt hê sôt, wôr äs,* beweise, dass das, was er sagt, wahr ist! Moselfr. *dat dich dər Deiwəl!* =

nösn. *dąt dich dər Teiwəl!* dass dich der Teufel (hole)!

dąt — dət, *t* (betont — unbetont) das: *dąt Känt* jenes Kind, *dət Känt* das Kind; moselfr. *dât — dət, t: dât Kənt, dət Kent* (auch *Känt* [Eifel]).

dätt dieses = moselfr (ww.) *det* dies: *ded-on(t) dât* dies und das, nösn. *däd-ąnt dąt; dät Jôr* dieses Jahr, moselfr. *det Jôr.*

dättmol = moselfr. *dettmôl* diesmal.

dau — *də* du (betont — unbetont): *dau Schôf!* du Schaf! — *vərštêst də mich?* verstehst du mich? Ebenso moselfr.

Dauch f., moselfr. *Dau(ch)* f. „Daube" = mittellat. prov. ital. span. doga, woraus mhd. dûge, ndl. duig, mndl. dyghe „Fassdaube". Dem roman. doga entspricht rum. doagă „Daube"; *Dauch* bewahrt den alten Guttural.

Dauf f. Taube = moselfr. *Dauf* f. Taube, pl. *Dauwən. Zwê Deifchər* = nösn. *zwê Deifkər* zwei Täubchen.

F. N. ***Daum,*** 1505 *Daum.* Moselfr. F. N. *Daum.*

daustər (Wallendorf) = moselfr. (lux. westerw.) *daustər* düster (mhd. dunster).

(sss.) ***Dauwəschlâch*** m. = moselfr. *Dauwəschlâch* m. Taubenschlag.

(sss) ***Dauwəštîssər*** m. Habicht. Ebenso moselfr.

F. N. ***David.*** Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Davidis*** 1551. Ebenso rheinfr. F. N.

debəln schwatzen. Ebenso moselfr. (lux.).

Dêch m. Teig, moselfr. *Dêch:* nösn. *gəschniddn Dêch* = moselfr. *gəschniddən Dêch* (geschnittener Teig) Nudeln.

F. N. ***Dedrich*** 1505, *Deidrich* 1705, *Dadrich* 1786. Moselfr. F. N. *Dedrich* (= Dietrich).

O. N. ***Deés,*** urk. *Déswar* 1291 (vár „Burg", auf der Honteruskarte [1534] *„Burgloz"),* heute Deés am Zusammenfluss der beiden Szamos, uralte, deutsche Gründung (rum. Deşu); vgl. rhein. O. N. *Dees*-en (bei Selters). Die Tatsache, dass unser Dees heute im Magy. *Deésch* gesprochen wird, macht keine Schwierigkeiten; denn der Lautwandel *s* zu magy. *sch* ist Regel, vgl. magy. Tamás = Thomas, Mátyás = Matthias, Ambrus = Ambrosius, monostor = monasterium, Clus = Kulus, Kolo(z)s usw.

dêfn = moselfr. *dêfən* 1. taufen, 2. Wein mit Wasser mischen. Ndl. doepen.

deiər teuer; *də deiər Zeit* die Teuerung: *ə seid-aus wâi də deiər Zeit* er sieht schlecht aus = moselfr. *deiər* teuer: *də deiər Zeit* die Teuerung: *ə seit aus wei də deiər Zeit.* Ndl. *duur* „teuer".

Deint = moselfr. *Deint* n. Deines, das Deinige: *dau wêst Deint, on eich wêss Meint,* nösn. *dau wêst Deint, qnd-eich wêss Meint*

du weisst das Deinige, und ich weiss das Meinige.

deitsch heisst in der eigentlichen „ursächsischen" Bauernsprache so viel wie „siebenbürgisch-sächsisch": *ə kậ nät deitsch* sagt man z. B. von einem Rumänen, der nicht sächsisch kann. Dass das Wort „Sachse, sächsisch" heute bis in die tiefsten Schichten des Volkes gedrungen ist, erklärt sich daraus, dass dies der offizielle Name der „sächsischen Nation" ist. (Hoch)deutsch heisst in der echten Volksmundart *„mu"sərsch"* (s. u.) — und es gibt kaum ein Wort, das den ss. Lautgesetzen mehr widerspräche wie *Ssącks, ssącksəsch:* 1. Ss- (scharfes s) im Anlaut gegenüber ausnahmlos (stimmhaftem) weichem ist ss. unerhört; 2. jedes in einem eigentlich ss. Worte alte -achs wird (wie moselfr.) ss. zu *-u's* z. B. *U's* (Achse), *U'ssəlt* (Achsel), *wu'ssn* (wachsen), *Flu's* (Flachs) usw. So würde „Sachse" ss *Su's* lauten, wie dies im Moselfränkischen tatsächlich der Fall ist: lux. O. N. *Su'ssəm* heisst „Sachsenheim". Der Name *Ssącks* ist uns — das sagt auch das naive Sprachgefühl — von (österreichisch sprechenden) Nichtsachsen beigelegt worden zu einer Zeit, da man alle deutschen Einwanderer in Ungarn „Sachsen" nannte, so wie später „Schwab" in Ungarn Gesamtname deutscher Ansiedler war und es noch ist. Weder sind wir eigentlich „Sachsen", noch heissen wir uns so — wir sind Deutsche und sprechen „Deutsch", gerade so wie der Moselfranke mit dem Franzosen „deitsch" zu sprechen meint, wenn er seine fränkische Mundart gebraucht. Es ist kein Zufall, wenn ein nach Amerika ausgewanderter Luxemburger in Jowa *„Gedichter an onserer Letzeburger deitscher (!) Sprôch"* herausgibt. Was uns der Begriff *Mu"sər, „mu"sərsch"* (eigentlich „soldatisch") ist, das ist dem nicht zum Deutschen Reiche gehörenden Luxemburger und Deutschbelgier der Begriff „Preusse, preussisch": es ist der schriftdeutsch sprechende, zumeist anderskonfessionelle „Ausländer" (das Wort in naivem Sinne gefasst) — wobei es psychologisch einerlei ist, ob der eine oder der andere Teil evangelisch oder katholisch ist. Der Gegensatz ist das Ausschlaggebende. — Vgl. sss. *detsch* deutsch = ndrhein. F. N. Ditsch, *Dötsch* (nordlux *detsch, ditsch* heisst „Deutsch"), dazu sss. F. N. *Detschelt* (Heltau). Bezeichnenderweise gebraucht man auch in den Ortsnamen, die mit magy. Szász- beginnen, im S-S. nie *Ssąksesch-*, sondern einfach den betreffenden Namen ohne Zusatz, z. B. *Rệ* (Szász-Régen), *Eisch* (Szász-Új Ős), *Jockəsdorf* (Szász-Szent-Jakab), *Lu(də)sdrəf* (Szász-Ludvég), *Nậ'ndrəf* (Szász-Ujfalu), *Árkədn* (Szász-

Erked) usw. Soll durchaus der Gegensatz zu nichtdeutschen O. N. kenntlich gemacht werden, so sagt man *deitsch: Deitsch-Zą̈plənk* Deutsch-Zepling zum Unterschiede von *Angersch Zą̈plənk* (Széplak).

dêjich teigig. Ebenso moselfr.

Dêl = moselfr. *Dêl* n. Teil: *hê hu't sei Dêl bəkun,* nösn. *hê hu̇t sei Dêl bəku* er hat sein Teil bekommen; *zwê Dêl* zwei Teile, moselfr. ebenso; nösn. moselfr. *zwê Dêltchər* zwei Teilchen.

dêln, *dêlt, gədêlt* = moselfr. *dêlən* teilen, *dêlt* teilte, *gədêlt* geteilt.

F. N. ***Dengler*** 1706, 1905 Lux. F. N. *Dengler.*

O N. ***Denndorf,*** dial. *Dändrəf* (bei Schässburg). Vgl. den eifel. O. N. *Denn* (Gen. St. Karte: Mayen), *Denn*bach (bei Koblenz). Vgl. mndd. denne „Niederung".

F. N. ***Deppner.*** Lux. F. N. *Deppner* (d. h. Töpfer, zu ss. moselfr. [lux] *Deppən* n. Topf, ein spezifisch moselfr. F. N.!).

dərbei dabei. Ebenso moselfr. (ndl. daarbij).

dərdurich dadurch. Ebenso moselfr. (ndl. daardoor).

derfn dürfen, *derf* darf, *dorft* durfte, *derft* dürfte = moselfr. *derfen, dörfən, derf, dorft, derft.*

dərhändər, *dərhandər* = moselfr. *dərhen(d)ər, dərhan(d)ər* dahinter. (ndl. daarachter, vgl. *u̇cht* s. d.).

də(r)hêm = moselfr. *də(r)hêm* daheim (ahd. dâr heime, Graff 4, 947).

dərlangst = moselfr. *dərlangst* vorbei: *dərlangst sche'ssən* (vorbeischiessen), nösn. *dərlangst schâ'ssn* (ndl. daarlangs).

dərmät, *dərmat* = moselfr. *dərmet, dərmat* damit: *hê ess* — er hat's jetzt, er mag sehen, wie er damit fertig wird (ndl. daarmede).

sss. ***dərni̇̈wən,*** *dərneuwən* = moselfr. *dərneuwən* daneben (ndl. daarnevens). Nösn. *dərnebn.*

dərnô = moselfr. *dərnô* darnach, dann: *dərnô hun ich gəschlôf(ə)n* (ndl. daarna).

dərsalf = moselfr. *dərself* derselbe (ndl. dezelve).

dərtäschn dazwischen, moselfr. *dərteschən* (ndl. daartusschen).

dərvor = moselfr. *dərvor* (eifel.). Dafür: *eich kâ nest dərvor,* nösn. *eich ką̈ nüst dərvor* ich kann nicht(s) dafür. Ndl. daar voor. Moselfr. *hê ess gôt dərvor,* nösn. *hê äss gât dərvor.*

sss. ***dərvun*** davon. Ebenso moselfr. (daarvan). Nösn. *dərvu.*

dərweil = chatt. (henneberg.) *dərweil* unterdessen.

dərwiddər = moselfr. *dərwiddər* dagegen.

dərzâ = moselfr. *dərzô* dazu (ndl daartoe).

dêšchəln Lärm, Getöse machen (vgl. *Gədêšchəl* [s. u.]) = moselfr. *dë'schələn, dîschələn, deischələn* Geräusch machen.

Dêssəm = moselfr. *Dêssəm* m. Teig (mhd. deisme).

· ***dêssəmən*** den Vorteig mit Sauerteig anrichten = moselfr. *dêssəmən* (lux.): *dət Susi dêssəmt* (nösn. ebenso).

di̯ᵉmnô = moselfr. *d'mnô, di̯mnô* demnach.

di̯ᵉr — dər der, *dâ̯ᵗ* — *də* die, *dât — dət* das; g. *di̯ᵉs — dəs* des, dessen; dat. *di̯ᵉm — dəm* dem, *di̯ᵉr — dər* der, *di̯ᵉm — dəm* dem, *di̯n — dən* den, *dâ̯ᵗ — də* die, *dât — dət, t* das; pl. *dâ̯ᵗ — də* die, *di̯ᵉr — dər* der, *di̯ᵉn — dən* den, *dâ̯ᵗ — də* die; moselfr. *di̯r (deᵉr) — dər, dei — də, dât — dət, 't*; g. *di̯s — dəs*; dat. *di̯m (deᵉm) — dəm, di̯r — dər, di̯m — dəm*; acc. *di̯n — dən, dei — də, dât — dət, 't*; pl. *dei — də, di̯r — dər, di̯n — dən, dei — də, di̯ᵉr, di̯ᵉs* deren, dessen (davon): *eich âssn di̯ᵉr Appəl, eich drünkn di̯ᵉs Wei* = moselfr. *eich êssən deᵉr Appəl, eich drenkən deᵉs Wei* ich esse von den Äpfeln, ich trinke von dem Wein; nösn. *di̯ᵉm wid-ət noch iwwəl* (ländl.) *afrepsn* = moselfr. *di̯m wird ət noch iwwəl ofrepsən!* dem wird es noch schlecht bekommen! Das Moselfr. hat im Gegensatze zum Ripuar., das nur r-lose Formen (die) für „der" kennt, auch *deᵉr*; nur im nördlichen Moselfr. kommen die r-Formen ausschliesslich vor. Das Sss. und die Jaader (Nösnerland) Ma. haben *di* für *der*.

di̯ᵉrn = moselfr. (lux.) *di̯ᵉrən* darren.

di̯ᵉstə desto, moselfr. *di̯stə*; nösn. *di̯ᵉstə mî* = moselfr. *di̯stə mî* desto mehr, *di̯stə grîssər* desto grösser, nösn. *di̯stə grissər*.

O. N. ***Dîdənhîfən*** (Flurbenennung) bei Gr.-Scheuern Vgl. moselfr. O. N. *Dîdənhôfən* (Diedenhofen, urk. [ca. 962] Diedenhowen, lat. Theodoni villa [8. Jh.], einst königl. Pfalz.) Ich bin weit entfernt, ursprüngliche Identität dieser beiden, ähnlich klingenden Namen anzunehmen (Vgl. die Einleitung!)

dîdn, dît, gədît = moselfr. *dîdən* tötet, *dît* tötet, *gədît* getötet.

F. N ***Diedrich*** 1703. Ebenso lux. F. N. Vgl. *Daidrich* (s. d.).

F. N. ***Dietrich.*** Ebenso moselfr. F. N

Dill m. = moselfr. *Dill* m die Diele: *zwîn Dill,* nösn. *zwî Dill* zwei Dielen.

diln, dilt, gədilt = moselfr. *dillən* dielen, *dilt* dielte, *gədilt* gedielt.

dimpn viel Tabakrauch ausströmen lassen; moselfr. *dämpən* rauchen, dampfen.

O. N. ***Dînəsdrəf*** * Dienesdorf, magy. Sajó-Udvarhely (Hofstatt), rum. Odorheiu, bei Bethlen Zum P. N. *Dienes* = Dionysius, 1689 lat. gen. patronym. *Dionysii,* heute nösn. F. N. *Dienesch.* Vgl. moselfr. F. N. *Dienes,* lux *Denis;* (auch franz.) *Denis* = Dionysius. Der Palatin und Graf von Szolnok Dionysius (1228) hatte in dieser Gegend Besitzungen; auch magy. Udvarhely (d. h. Hofstatt) deutet auf einen Edelhof.

dinkn denken, *du"cht* dachte, *gədu"cht* gedacht = moselfr. *denkən, du'cht, gədu'cht.*

Dîr f. Türe, moselfr. ebenso; *zwo" Dîrən* zwei Türen, nösn. *zwô Dîrn.*

dîr = moselfr. *dîr* dürr.

(d)îr — (d)ər ihr: *wâ' dîr wällt* = moselfr. (lux.) *dîr — dər* ihr: *we' dîr wellt* wie ihr wollt.

Dirpəl m. Türschwelle = moselfr. *Dirpəl,* ndrhein. *Dürpəl* m. Türschwelle (schon altfränkisch [Leg. Sal. tit. 61 *durpil(us)*), vgl. lux. F. N. *Thurpel.* Näheres Wolff WB., s. v., S. 600 ff.

diss Wôch diese Woche, in dieser Woche. Ebenso moselfr.: *diss Wôch kun ich* (komme ich).

dô da, dort: *hê wôr dô* er war dort. Ebenso moselfr.

Dôchtər f. Tochter, pl. *Dêchtər* Töchter, *sei zwê Dêchtərchər* seine zwei Töchterchen. Ebenso moselfr.

Doddər m. Eidotter. Ebenso moselfr.

Dôf f. Taufe. Ebenso moselfr. (eifel.).

dôf taub. Ebenso moselfr. (eifel.).

dôfštąmm = moselfr. *dôfstomm* taubstumm (Eifel).

Dôfstê = moselfr. (nordeifel.) *Dôfstê(n) m* Taufstein.

dohär daher (lokal), von dort = moselfr. *dôhär* daher.

Doll f. (Klein-Bistritz) Baumwipfel, Dolde (mhd. tolde) = moselfr. *Doll(n)* f. (m.) Dolde, Baumwipfel (mit german. d- und echt moselfr. Wandel von -ld- > *l* wie in nösn. *soll* sollte, *woll* wollte, moselfr. *soll* sollte, *woul* [wollte]). Vgl. ndrhein. F. N. *Doll.*

F. N. ***Donner*** (urk., 16 Jh.) Ebenso lux. F. N.

Dop f (Mettersdorf) „dickes, rundes Frauenzimmer, Stöpsel" (bildlich = moselfr. *dop* f. (dicker, runder) „Kreisel" (Drehspielzeug); vgl. kelt. top „Stöpsel", alfranz. toup-on (-on ist dem.) „Stöpsel", piemont. top-on „Stöpsel", normann toup-in „Kreisel", neufranz. étou-pin „Stöpsel", toupie „Kreisel", span. tope „dicker Knopf", ital. toppo „Klotz", rum. dop n. „Stöpsel", vgl. auch portug. a-tu-pir, en-tupir „stopfen", rum. în-dopare, „vollstopfen" — also ein gemeinroman. Wort, das ins Germanische drang, angels top, engl. top „Kreisel", mhd. topf m. „Kreisel". Diese mhd. t—pf-Form zeigt, dass die Entlehnung nach der Verschiebung von germ. t- > hd z- (im 8. Jahrhundert) und vor der Verschiebung von germ. p- > hd. pf-, welche erst später eintrat, erfolgte. Zur Bedeutungsentwicklung *dop* „Kreisel" > *dop* „dickes, rundes Frauenzimmer" vgl. nösn. *durə* f. „1. Kreisel, 2. dickes, rundes Frauenzimmer": *dą̂d äs än (däck) durə!* Auch mittelndl. (altfläm.) *dop* Kreisel! (Franck, Mndl. Gramm., S. 230).

Dôr n. Tor, *Dêrər* Tore =

moselfr. *Dôr* n. Tor, (chatt.) *Dêrər* Tore.

Dôrn = moselfr. *Dôrən* m. Dorn. Ndl. doorn.

F. N. ***Dörner***. Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Dörr***. Ebenso moselfr. F. N.

Drąck = moselfr. *Drock* m. Druck.

Dräckər = moselfr. *Dreckər* m. Buchdrucker.

Dräckərâ' (⏑ ⏑ ⏓) f. = moselfr. *Dreckərei* (⏑ ⏑ ⏓) f. Buchdruckerei.

dräckn = moselfr. *dreckən* 1. drücken, 2. drucken.

drąf darauf: *drąf gô* sterben = moselfr. *drof* darauf: *drof gôn* sterben.

Dräft f. Anlauf: *ə nit sij-än Dräft* er nimmt sich einen Anlauf = moselfr. *Dreft* f. Ungestüm, Eifer, Leidenschaft.

dräftn einen Viehweg fahrbar, einen Fusssteig gangbar machen; vgl. moselfr. *Dreft* m. Viehtrieb, der Weg, den das Wild einschlägt.

drą' drei = moselfr. *drê'*, (lothring.) *drâ'* drei. Moselfr. (nassau): *ət gêt of drai* es ist gegen drei Uhr, nösn. *ət gêt ąf drą'*.

drâ'chtich trächtig = moselfr. *drêchtich* (fläm. *drachtich*) trächtig.

drâ'f trübe, *drâ'wər* trüber = moselfr. *dreif* trübe, *dreiwər* trüber.

Drâ'fsąl n. Trübsal: *Drâ'fsąl blôsn* im Leid sein (eigentlich wohl: ein Trauerlied anstimmen) = moselfr. *Dre'fsal blôsən: hê blêst Dre'fsal* er ist im Leid.

drą'n = moselfr. *drâ'ən* drohen.

Drâ's = moselfr. *Dre's* f. Drüse.

Drâ'sch m. = moselfr. *Dre'sch, Drêsch* m. unbebaut gebliebenes Land, ungepflügter Acker (Driesch).

Drâ'schlänk m. Champignon (Pilzart) = moselfr. *Dre'schləng, Drêschling* m. Champignon (weil er auf dem *Drâ'sch* [s. o.] wächst).

sich ***drą'sn*** sich strecken = moselfr. *sich drâsən* sich strecken (chatt. *dreisən*).

Drâjər m. Träger, *Dru"gər* m. Querholz beim Lastwagen, worauf die aufliegenden Leitern befestigt sind = moselfr. *Drâjər, Dru'gər* m. Träger, grosser Balken (ndl. drager).

Drâk m. = moselfr. *Drêk, Drêk* m. 1. Leibeskot von Menschen und Tieren (nhd. Dreck heisst „Schmutz, Unflat"), 2. Wertloses, nichts: *dât gêt dich en Drêk* (nichts) *un*, nösn. *dąt gêt dij-än Drâk u* das geht dich nichts an.

dräm darum: *ə gêt dräm əräm* er geht drum herum = moselfr. *drem* darum: *ə gêt drem ərem*.

dräm = moselfr. *drem* darum: *ə kemmərt sich neist drem*, nösn. *ə kämmərt sich näst dräm*.

drän, *dran* drin(nen) = moselfr. *dren, dran* drin(nen)

drängən, *gədrąngən* = mo-

selfr. *drängən, gədrongən* dringen, gedrungen.

Dränkər = moselfr. *Drenkər* m. Trinker.

Drąnkgi"lt (auf dem Lande; städtische Halbmundart: *Dränkgi"lt)* n. Trinkgeld = chatt.-moselfr. *Drankgelt* n. (d. h. Trankgeld) Trinkgeld (auch *Drenkgelt).*

Dränkhôrn m. = moselfr. *Drenkhôrn* m. das Trinkhorn.

Dränkląst = moselfr. *Drenklost* f. Trinklust.

drąnkn trunken = moselfr. *dronkən* betrunken.

dränkn, *drąnk, gədrąnkn* = moselfr. *drenkən, dronk, gədronkən* trinken, trank, getrunken.

Drâs „Draas" (bei Reps) O. N., rum. Drasu, magy. Darócz, Honteruskarte „draus"; vgl. ripuar. (Ober-, Nieder-) *„Drees"* (bei Rheinbach [Bonn]). Vgl. den ndrhein. (Bonn) F. N. Dreeser und Draser (Frankfurt a. M.).

drâschn, sss. *drêschən* = moselfr. (eifel.) *draischən, drâschən* dreschen.

F. N. ***Draser.*** Ebenso moselfr.-rheinfr. F. N.

Drättəl = moselfr. *Drettəl* n. Drittel.

drättər, *drätt, drättət* = moselfr. *drettər* dritter, *drett* dritte, *drettət* drittes.

F. N. ***Draudt*** (Kronstadt). Ebenso moselfr. F. N.

dreich, *dräch* (Jaad), sss. *drech* trocken = moselfr. (kobl.) *drei,* (münstermaifeld.) *dreich* trocken: *hâl t Maul, dau bess jo noch net drei(ch) hen(d)ər də Ûrə(n);* nösn. *hâl dər t Maul, dau bäst jo nämmol dreich händər dn Ûrn;* ripuar. *drüch, drich, drech* trocken.

Dreicht f. Trockenheit, sss. *Drecht* f. = moselfr. *Drei(ch)t, Drecht, Drücht* f. Trockenheit (fläm. holl. droogte, engl. drought).

Dreidoch n. Handtuch = moselfr. (eifel.) *Dreidôch* n. Handtuch (ndl. Droogdoek n.), auch *Drechdôch.*

Dreifeis = moselfr. *Dreifeis* n. Treibeis.

Dreifhaus = moselfr. *Dreifhaus* n. Treibhaus.

Dreifhummər m. Treibhammer. Ebenso moselfr.

dreign, sss. *drejən* = moselfr. eifel. nassau westerw. *dreiən,* ripuar. *drijən* trocknen (trans): *Wâsch dreiən,* nösn. *Wâsch dreign* (altmoselfr. druigen). Westerw. *dreu(j)ən* trocknen (trans.), part. *gədreucht,* nösn. *gədreicht.* Altmoselfr. *druigen.*

(sss., altnösn) ***dreiwən*** treiben, *driff* trieb, *gədriwwən* getrieben = moselfr. *dreiwən, driff, gədriwwən* treiben: *hê dreift* er treibt; nösn. *hê dreift.*

Dreiwər m. Treiber. Ebenso moselfr.

F. N. ***Dresler*** (Drechsler) 1505. Ebenso rheinfr. F. N.

Dribəl (lautges. < **Driwəl)* m. Gerät der Fassbinder zum An-

treiben der hölzernen Reife; vgl. flām. *Dreiwəl* m. eiserne Zwecke zum Eintreiben der Nägel (zu *dreiwən* [s. o.] treiben).

drif, driwwər (Mettersdorf) = moselfr. *driwwər* d(a)rüber.

Driff m. 1. Trieb, 2. Antrieb: *ə hu^{a}t nichən Driff* er hat keinen inneren Antrieb zu einer Sache = moselfr. *Driff* m. Trieb.

Drimməl m. grosses Stück: *ə Drimməl Brût* (Brot) = moselfr. *Dremməl* m.: *ə Dremməl Brût* (holl. drommel m. Haufe, Klumpen, dreumel m. Trumm). Zu mhd. drum n. Stück.

drimmərn = moselfr. *dremmərən* poltern.

driwwər (Mettersdorf) = moselfr. *driwwər* darüber.

drô tragen, *drêst* trägst, *drêt* trägt, *drôt* tragt, *drâch* trug, *gədrô* getragen; moselfr. *drôən, drêst, drêt, drôt, drôch, gədrôən.*

Drôt m. 1. Draht, 2. Bindfaden der Schuster. Ebenso moselfr.

dru daran: *wąt lą't mər dru?* was liegt mir daran? = moselfr. *drun* daran: *wat lait mər drun?*

Dru^{a}cht f. = moselfr. *Dru'cht* (ndl. dragt) f. Trag(bahr)e.

Drummməl f. Trommel, vgl. moselfr. *Drumm* f Trommel (kobl.).

Du^{a}cht = moselfr. *Du'cht* m. Docht.

Du^{a}l n. = moselfr. *Dal* n. Tal.

Du^{a}r = moselfr. *Du'r* f. Darre.

du^{a}r = moselfr. *du'r* dahin (mhd. dar): *eich gô(n) hĭ'r, hê gêt du'r*, nösn. *eich gô hi^{a}r, hê gêt du^{a}r.*

dubbərn (lautmal.) = moselfr. *dubbərən* dumpf tönen.

F. N. ***Dück.*** Moselfr F. N. *Dick.*

duckn refl. = moselfr. *sich tuckən* sich ducken

Dûdngərəspəl n. Totengerippe; vgl. moselfr. *respəln* leises Geräusch machen.

Dûdngərəspəl n. Totengerippe; vgl moselfr. *Gərespəl* n. leises, schnell vorübergehendes Geräusch.

Dûdngrâwər, sss. *Dûdəgrêwər* m. Totengräber = moselfr. *Dûdəgrêwər* m. Totengräber.

Dûdnlu^{a}t, sss. *Dûdəlu't* = *Dûdəlu't* f. Sarg (Totenlade).

Dûdnvogəl, sss. *Dûdəvugəl* m. = moselfr. *Dûdəfugəl* m. Käuzchen

Dukas: *gik än Dukas anjeli* (lat angeli)! geh zum Teufel!; vgl. moselfr. *en Dukas gôən* zugrunde, verloren gehen (nach dem lat. Text der 5. Bitte des Vaterunsers: Ne *ducas* etc., vgl. DWB. II, 1496).

dullich sanft ansteigend von Äckern; vgl. eifel. *Do^{a}lt* f. Tiefe, chatt. *Dell* f. flache Bodenvertiefung (s. o unter *Dällən)*

dum(mə)lich = moselfr *dummələch* schlaftrunken (holl. dommelijk).

dummməln schlummern = moselfr. *dummələn* im Halbschlummer murmeln (holl dommelen).

Dummen m. Daumen. In den Ardennen *Dumm* m. Daumen (auch in Aachen), eifel. *Dummə*.

Dunnesdorf, ss. *Dunnəsdərf,* (lautgesetzl. Entsprechung von :) urk. *Dans*dorff 1393, Danysdorf 1508, magy. Dános, rum. Daneşu. Vgl. urk. (12 Jahrhundert) *Dans*wilere bei Köln. Vgl. moselfr. F. N. Dantz, Dann, Danz, lux. (gen. patron.) Dansy.

dunstər (Deutsch-Budak) = moselfr. *dinstər* (selten) düster. Vgl. *dauster* (s. o.).

duppn stehlen = moselfr. *bəduppən* betrügen, prellen.

durich durch = moselfr. *durech, durich: durech deck on denn* durch Dick und Dünn, nösn. *durich däck och dänn.*

durichbleddərn = moselfr. *durichbladərən* durchblättern.

(ssв.) ***durichdriwwən*** durchtrieben. Ebenso moselfr.

Durichschnätt = moselfr. *Durichschnett* m. Durchschnitt.

Durles, ss. *Durləs,* magy. Darlócz, rum. Durlosu, urk Darlaz, Dorlaz 1317—1325, bei Mediasch. Vgl. (mit Berücksichtigung von „Dürlsdorf = Durlsdorf" in der Zips) *Dürls*feld (Rgbz. Düsseldorf).

F. N. ***Dürr.*** Ebenso moselfr. F. N.

Dürrbach, dial. *Dirbȃch,* auf der Honteruskarte „durrbach" (im Nösnerland). Der Ort ist nach dem im Sommer austrocknenden Bache benannt. Daher auch rum. Dipşa (urk Dypsa 1472, Dypse 1452) = griech. δίψα „Durst", δίψιος „aridus". Das Rumänische hat zahlreiche griech. Wörter: drum „Weg" = δρόμος, eftin „billig" = εὔθυνος u. a. Auch magy. Dipse. Vgl. „Dirbach" in Luxemburg (im Ösling), dial. *Dirbȃch* (2 Orte), *Dürrbach* (Rgbz. Trier, Kreis Prüm) — alles Orte an „dürren" Bächen. Vgl. lux. F. N. *Durbach.*

durrəln = moselfr. *duddələn* (hunsrück.), *durrələ* dudeln.

Dûršt m. Durst = moselfr. *Dû(r)št* m. Durst: *ess ned-ône Hongər an drenk ned-ône Dû(r)št!* iss nicht ohne Hunger und trinke nicht ohne Durst!, nösn. *üss näd-ônə Hąngər ąnt dränk näd-ônə Dûršt!*

dûršt(ə)rich = moselfr. *dû(r)-štərich* durstig.

Dûrt m. Unkraut im Getreide (Trespe, Lolch). Ebenso moselfr. (mhd. turt).

dûs „leise, leise verklingend", moselfr. *dûs* „leise" = franz. douce(ment) „leise, sachte, gelinde" zu doux „sanft" < lat. dulcis.

Dûs f. Dose. Ebenso moselfr.

Dût m. Tod. Ebenso moselfr.

dût tot. Ebenso moselfr.

E.

ê — *ə* ein: *ê — ə Düppn* ein Topf. Ebenso moselfr.

F. N. ***Ebel*** 1689. Ebenso lux. F. N. (ahd. P. N. Ebilo).

F. N. ***Ebert*** 1789. Ebenso lux. F. N.

Êch f. Eiche. Ebenso moselfr.

Êchəl f. (vgl. *Âkər* s. o.) Eichel. Ebenso moselfr.

êchən (adj.) eichen (mhd. eichîn): *êchən Holz*. Ebenso moselfr.

Êchhêrntchi (dem.) Eichhörnchen; vgl. moselfr. *Êchhôrn* m. Eichhörnchen. *Êchhôrn* ist nösn.-moselfr. Familienname, geschrieben „Eichhorn"; *-hôrn* (das Horn) ist nösn. und moselfr. m.

Êchlôf n. Eichenlaub = nordeifel. *Êchənlôf* n. Eichenlaub.

Êchknerəkn (dem.) Gallapfel; vgl. moselfr. *Êchənknorz* f. Gallapfel.

F. N. ***Eckard***. Ebenso moselfr. F. N.

F. N ***Eckerd*** 1703. Vgl. moselfr. F. N *Eckert*.

F. N. ***Eder***. Ebenso moselfr. F. N. (ahd. P. N. Ether [ed = aud, od „Erbgut"]).

Êdəs f. = moselfr. *Êdəs* (rhein.), *Êdrəs* f. Eidechse.

Êdəsngəkreidich n. „veronica spicata" = moselfr. *Êdəskraut* n. (*Eidechsenkraut).

Êdn m. Eidam = moselfr. (echternach.) *Êdəm*, chatt. *Êdə(n)* m. Eidam.

êdn eggen: *mər gô êdn* (wir gehen eggen) = moselfr. *êdən* (chatt.) eggen: *hê êt* er eggt (ebenso nösn.).

êdnən atmen = moselfr. *êdmən* atmen.

êfaldich einfältig, moselfr. *êfäldich*.

Êfəlt m. Einfaltspinsel = moselfr *Êfalt* m. Einfaltspinsel: *dau Êfält!* du Einfaltspinsel!

êfarwich einfärbig, lux. *êfarwech*.

F. N. ***Effler*** urk. 1409: „Johannes Effler, hospes de Hanebach." Vgl. lux. F. N *Effler* = *Efler* d. h. *Eiffler* (trier. F. N.), *Eifeler* (lux. F. N.) = Bewohner der Eifel, dial. *Êfəl*. Ein für die Herkunftsfrage sehr beachtenswerter Name! Vgl. auch O. N. *Effelsberg* (Kreis Rheinbach, nahe der Ahr), urk. (Eifel =) pagus *effl*insis, O. N. *Effel*lesbure 893, auch ein Bach *Effels*berg (vom Michelsberg herunter)

êgəln < *êjəln äugeln; vgl. moselfr. *êjən* (*äugen) aus den Augen sehen.

êgnsännich = moselfr. *êjəsennich* eigensinnig.

êhandich einhändig, moselfr. *ê(n)handich*.

F. N. ***Ehrhardt***. Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Ehrlich*** (ss. *îrlich*). Vgl. moselfr. F. N. *Ihrlich* (auch moselfr. *îrlich* heisst „ehrlich“)

ei-jê! (⏑ ˊ) = moselfr. *eijê* (⏑ ˊ), *ai-ai!* Kosewort beim Streicheln der Wange; nösn. *Eiêchə* (⏑ ˊ ⏑) = moselfr. *Aiaichə, Eiêchə* n. liebkosendes Streicheln der Wange (Kindersprache): moselfr. *mâch* (nösn. *mąch*) *Eiêchə!*

ei lâⁱwər! ei doch; ndrhein. *ei leⁱwər!*, flām. *ei lievə(r)!* ei doch!

eich (betont) — *ich* (unbetont) euch: *mər wenschn ich vill Gläck* (Glück). Ebenso moselfr.

F. N. ***Eichhorn*** 1711. Ebenso lux. F. N.

F. N. ***Eichner.*** Ebenso moselfr. F. N.

Eidər n. Euter: *zwê Eidər* zwei Euter = moselfr. zwê *Eidər*. Vgl. moselfr. *Audər* n. (sing.) Euter

eidərn, *neidərn* Gross-Schogen) eutern: *də Kû neidərt* = moselfr. *neidərən* eutern, ein volles Euter bekommen *də Kô neidərt.*

eiər euer. Ebenso moselfr.

eijô (- ˊ)! o ja! Ebenso moselfr. (eifel.). Entwicklung: *eijô* < *îjô* < *ija* (Vokalisierung des j-!).

Eil f. 1. Eile, 2. Eule. Ebenso moselfr.

Eimbər m. Ingwer = lux. *(G)eimər* m. Ingwer (mhd. imber).

Eis n. Eis. Ebenso moselfr.: *wenn ət dən Êsəl gôt gêt, dərnô gêt ə of t Eis,* nösn. *wänn ət dəm Êsəl gât gêt, dərnô gêt ə ąf t Eis.*

sss. (mediasch.) ***Eis*** (ländl.) **m.** das Eis, besonders grosse Eismassen; vgl. rheinfr. (chatt.) *Eis* **m.** Eis.

Eisbê n. = ndrhein. *Eisbên* n. Hüftbein (holl. ijsbeen).

Eisbət m. Isop (thymianähnlicher Lippenblütler) = moselfr. *Eisobot,* ndrhein. *Heisop* m. Isop (holl. hijzop).

Eisbôm m. Eisbrecher (mhd. îsboum). Ebenso moselfr.

O. N. ***Eisch,*** magy. Szász-Új-Ős, rum. Uşu, bei Lechnitz. Vgl. lux. Bachnamen *Eisch* (mündet in die *U'lzecht* [Alzette]): lux. O. N. *Eischen. Eisch*en und *Ösch* (Oesch) sind lux. F. N. Der ss. Ort ist, wie der magy. Name („Sächsisch-Neu-Ösch“) zeigt, eine ursprünglich deutsche Gründung. Urk. 1332 *Us* (Monum. Vatic Hung. S. 120).

Eischer, ss = Bewohner von *Eisch* (s. d.). Vgl. lux. F. N. *Eischer* (Bewohner von Eischen [in Luxemburg]).

Eisdorf, magy. Jánosfalva, rum. Ianoşfalău, bei Draas. Vgl. den Mescbener Waldnamen *Eisdərf.* Vgl. moselfr. *Eis*weiler (Kreis St. Wendel), *Is*weiler (Kreis Düren). Auch in der Zips liegt ein *Eisdorf.*

F. N. ***Eisenburger*** 1904, Eysembriger 1714. Moselfr. F. N. *Eisenbürger* (zum O. N. *Eisenburg* in Luxemburg).

F. N. ***Eisner.*** Ebenso moselfr. F. N.

Eisschąlpn m., pl. *Eisschälpn*

= moselfr. *Eisschelp* f., pl. *-ən* Eisscholle. Vgl. *Schąlpn* (s. u).

F. N. *Eitel*. Ebenso rheinfr. F. N.

Eitsąck m. Zwerchsack, Quersack. Nicht mitgebrachtes, nicht moselfr., aus magy. iszák „Zwerchsack" entlehntes Wort: 1. *Ei-* < i- in akzentuierter Silbe, wie nösn. *eich* < ich, *Eimbər* < mhd. imber (Ingwer), *Eisbət* mhd. is(o)pe (Isop), O. N. *Eidə* < magy. Ida, *Eidəsch* < magy. Idécs, rum. Idişu, 2. ss. *ts* < magy. -sz-, wie in ss. *kopąts* < magy. kopasz, *jôtsəkat* (sächsische Aussprache für magy.) jó ejszakát, *Tsâkəl* < magy. székely (Szekler) u. a. Magy. iszak < slav. wisak (vgl. magy. imád < slav. vimad, magy. oláh < walah, magy. O. N. Aldorf < [urk] Waldorf); slav. wisak < ital. bisaccia, franz. bisaac, lat. bisaccium d. h. Zweisack, Doppelsack.

Eiwər m. Eifer. Ebenso moselfr. (holl. ijver).

êjən in eigener Person, selbst: *hê wôr êjən hâ'*; moselfr.: *hê wôr êjən hai* er war selbst hier.

êjənhandich (fläm. holl. eigenhandich) eigenhändig: moselfr. *êjenhändich*.

êjənsännich eigensinnig, moselfr. *êjəsennich*.

êjəntimlich eigentümlich. Ebenso moselfr.

Êl f. Elle. Ebenso moselfr. (chatt.)

Êlänt n. Elend: *ə hu"t dət bəsôfən Êlänt* er wird im Rausche wehmütig. Ebenso moselfr.

êlätsich einzeln = moselfr. *êletzich* einzeln: *ən êletzich Himt* (ebenso nösn.). Mhd. einlützec.

əlê allein = moselfr. *əlên* allein.

elləf elf. Ebenso moselfr.

Elm f. (Jaad) Ulme. Ebenso moselfr. (chatt.).

Êm = moselfr. (eifel.) *Êm* m. Oheim.

Êm (ländl.) Oheim; vgl. moselfr. (lothr.) *Êm Pittər* Onkel (Oheim) Peter (Anrede an ältere Männer).

Êmər m. Eimer: *zwê Êmərchər* zwei Eimerchen. Ebenso moselfr.

êmich, (ländl.) *êmichtich* eiterig = moselfr. *êmich* eiternd (von schwer heilenden Geschwüren) zu moselfr. *Ôm* m. Eiter, *êmən* eitern.

êmichtich, *êmich* (Lechnitz) = moselfr. *êmich*, *immech* eiterig, wund.

êmôl — *ə môl* einmal ˊ - — einmal - ˊ = moselfr. *êmol* — *ə môl: ow-êmol* — *ət wôr ə môl*, nösn. *qw-êmol* — *ət wôr ə môl*.

Emrich 1700, 1904. Moselfr. rheinfr. F. N. *Emrich*.

ənąndər = nordeifel. *ənandər* einander.

enblą̂'n einbläuen = moselfr. *enbläuən, enblâiən*.

enər — *ər* einer: *med-ər grûssər Frâ* mit einer grossen Frau (nösn. *mäd-ər grûssər Frâ); mäd-enər* mit einer ˘ ˊ ˘ = *med-ênər* (moselfr.)

enəs dêlts = moselfr. *ên(ə)s dêls* einesteils.

ênəsch = moselfr. *ênəscht* gleich gross.

Engeln, vgl. *Engenthal* (s. u.).

Engenthal, urk. Engudal 1381. Engodal 1394, magy. Ingodály, rum. Migindalu, bei Marktschelken. Vgl. den Eifler O N. *Engeln* (Gen. St. Karte: Mayen). Engeln: Engenthal vgl. Roseln: Rosenthal, Mergeln: Mergenthal [Marienthal].

F. N. ***Engler*** 1521, 1904. Moselfr. (lux.) F. N. *Engler,* Engeler, altlux. (853!) Engilor (Mittelrhein. UB. I, 88). Ahd. P. N. Angelher (= Angil + hari).

ênich einig. Ebenso moselfr.

ennə einen: *eich hun ennə gə holt* ich habe einen geholt Ebenso moselfr.

O. N. ***Ensch*** (ss *Intsch),* magy. Szász-Encs, rum. Ienciu, bei Lechnitz, urk Ench 1407. Vgl. O. N. *Ensch* bei Trier (Gen. St. Karte: Bernkastel). Gehört zum moselfr. (lux.) F. N. *Ensch, Jentsch.*

ênštämmich einstimmig = moselfr. *ênstemmich.*

ent eins: *əd äss mər alləs ent* = moselfr. *ênt* eins: *əd-es mər alləs ênt* es ist mir einerlei.

Êntru^{a}cht f. Eintracht = moselfr. *Êndru'cht* f.

ênzich einzig. Ebenso moselfr. *îr ênzich Kent* ihr einziges Kind (nösn. *îr ênzich Känt).*

ənzont (ländl.) jetzt; vgl. chatt. henneberg. *zont* jetzt (jetzund).

sss ***êpəsch*** = moselfr. *êpsch* verkehrt. Vgl. *âbə(r)sch* (s. o.).

Eppendorf, im 14. Jahrhundert zerstörte Gemeinde bei Jaad, urk. (1311—1341) Ependorf, Eppyndorph, magy. Epe-mezew (d. h. Eppenfeld); auch Neppendorf bei Hermannstadt heisst urk. *Eppendorph,* Epponis villa. Vgl. *Eppenberg* (Gen. St. Karte: Mayen), *Eppenberg* (Gen. St. Karte: Cochem), *Eppenich* (Kreis Düren), *Eppendorf* (Kreis Gelsenkirchen, Westfalen), *Epen* (Gen. St. Karte: Aachen), *Eppenrod* (Gen. St. Karte: Limburg). Vgl. auch rheinfr. F. N. *Eppen*bach. Diese Namen gehören zum alten P. N. Eppo (daher „Epponis villa"), wozu auch der moselfr. (lux.) F. N. *Epp,* Ep(p)stein. Vgl. O. N. *Eppen*burnen im Rgbz. Trier, Kreis Merzig (1037, Heinzel, Geschichte der nfr. Geschäftssprache 391).

əraf = moselfr. *ərof* herauf.

əraff(ər) = moselfr. *əroff(ər)* herauf.

əräm(mər) = moselfr. *əremmər)* herum.

ərämfuchtəln = moselfr. *əremfuchtəln* mit einem Stocke hin- und herfahren.

əräm schlô refl. = moselfr. *sich əremschlôn* ⌣ ⏑ - sich herumschlagen.

əräm schwinzəln = moselfr. *əremschwenzəln* herumschlendern.

ərämtästərn = moselfr. *ərem-ḍestərn* im Dunkeln herumtasten.

ərän, əran = moselfr. *əren, əran* herein.

ərauss(ər) heraus. Ebenso moselfr.

ərbei herbei. Ebenso moselfr.

ərbûst erbost. Ebenso moselfr.

ərfälln = moselfr. *ərfellən* erfüllen.

ərfêrn (refl.) = moselfr *(sich) ərfêr(ə)n* (sich) erschrecken (mhd. erværen).

(sss.) ***ərfîr*** hervor. Ebenso moselfr.

ərfrǫ̂ⁱn = moselfr. *ərfrûiən* erfreuen.

ərfrâⁱsn erfrieren: *hê ərfreist* er erfriert; chatt. moselfr. *ərfreusən: hê ərfreust.*

ərfuᵃrn = moselfr. *ərfuˈrən* erfahren.

ərgaddərn mühsam zusammenbringen, erwerben, moselfr. *ərgaddərən.*

ərhǫ̂ln = moselfr. *ərhûlən* erhalten.

ərhängərt (Passbusch) verhungert, moselfr. *ərhengərt* zu *ərhengərn* verhungern.

əriwwər (ländl.) = moselfr. *əriwwər* herüber.

sich ərkâln sich erkälten = moselfr. *sich ərkûlən* sich erkälten. Vgl. moselfr. *vərkûlən* durch Kälte zugrunde gehen.

ərlâⁱcht = moselfr. *ərlœcht* ausgetrocknet, rissig, leck (von Holzgefässen, die in der Sonne stehen).

Erlêfnəs *(ərlêfnəs)* n. Erlebnis. Ebenso moselfr.

ərlîsn = moselfr. *ərlîsən* erlösen.

Erlôf, Erlêf ˘ ˄ m. (auf dem Lande) Erlaubnis; moselfr. *Erlêf* ˘ ˄ m.: *med- Erlêf zə rêdən* (mit Verlaub zu sprechen).

ərlôft, ərlêft (auf dem Lande) = moselfr. *ərlôft, ərlêft* erlaubt: *hê ərlêft ət nät* er erlaubt es nicht.

ərmâssn, sss. *ərmêssən* = moselfr. *ərmêssən* ermessen, einsehen.

ərmättəln = moselfr. *ərmettələn* ermitteln.

F. N. ***Ernst.*** Ebenso lux. F. N.

əronnər (Kleinbistritz) herunter; moselfr. (trier.) *əronnər.*

ərsänn = moselfr. *ərsenn(ən)* ersinnen.

ərschein erscheinen, part. *ərschinn* erschienen, moselfr. *ərschinn.*

ərschlô, sss. *ərschlôn* = moselfr. *ərschlôən* erschlagen.

ərštâⁱchn = moselfr. *ərštœchən* erstechen: *sei ərštecht deich* sie ersticht dich, nösn. *sei ərštächt deich.*

əru = moselfr. *ərun* heran.

əruᵃf, sss. *ərôf* herab, moselfr. *əruˈf, ərôf,* auch *ərôiwər, əruˈwər,* wie bei uns (sss.).

ərwâln wallen oder sieden machen, leicht aufkochen; vgl. lux. *wâlən* wallen, wogen.

ərwäschn = moselfr. *ərweschən* erwischen.

O. N. ***Êsch*** m. bei Birk (Flurname). Vgl. moselfr. O. N. Kaiser-*Esch* (dial. *Êsch)*, lux. O. N. *Esch* an der Alzette und *Esch* an der Sauer, ndrhein. O. N. *Esch* (Kreis Bergheim), holl. O N *Esch* (Nordbrabant), O N. *Esch* an der Ems (Untertaunuskreis). Vgl. auch den häufigen moselfr. (lux)-ndrhein. F. N. *Esch.*

Esch, vgl. *Eschendorf.*

Eschdorf, vgl. *Eschendorf.*

Eschendorf (bei Bielz S. 530, 555) bei Barátos im südöstlichen Siebenbürgen. Vgl. O. N. *Eschdorf* (Luxemburg); vgl. mhd. esch m. „Saatfeld, Flur" und die lux. F. N. und O. N. *Esch* (an der Alzette), *Esch* (an der Sauer).

êšpannich = moselfr. *êšpännich: ə fi'rt êšpännich* er fährt einspännig.

êstlich öde, unbehaglich, moselfr. *ês(t)lich* unwohl, zum Ohnmächtig werden; *t ass mər əsu êstlich* (mhd. eislich mit unorgan. -t- wie in moselfr. *Brînaistəl* Brennessel, nösn. *Branâstəl, Dâstəl* (mhd. dehsel) m. Krummaxt der Fassbinder.

əsu so (< ein so „taliter" DWB). Ebenso moselfr.: *hê ess əsu grûss; əsu* so: *əsu ə Mantsch* (ländl.) = lux *əsu ə Mantsch!* so ein Mensch! *əsu gu'r* ⌣ ⌣ ⏑ sogar, moselfr. *əsu gu'r.*

əsutchən solchen < *əsultchən* (wie *watchən* < *waltchən* welchen); vgl. moselfr. urkundl. *sulche* solche.

Êt f. Egge. Ebenso moselfr.

O. N. ***Etschdorf,*** ss. *Etschdrəf, I'tschdrəf,* magy. Radnótfája, rum. Iernotfaia, bei S.-Regen. Vgl. O. N. *Atsch* bei Aachen und die auf O. N. gleichen Klanges deutenden ndrhein. F. N. *Etsch*enberg, *Etsch*scheid.

Ettər m. Augeneiter = moselfr. *Êtər* m. Eiter (fläm. etter).

ettərich eiterig, moselfr. *êtərich* (fläm. *ettərich).*

O. N. ***Eulenbach*** (Bielz a. a. O.) rum. Illenbavu oder Elbacu, magy. Illenbák, bei Leschkirch. Vgl. ndrhein. O. N. *Eilendorf* bei Aachen, O. N. *Eil* bei Mülheim a. Rh., F. N. *Eil, Eilen, Eilenbecker.* Besonders wertvoll der Bachname Eulenbach, dial. *Ülənbâch* f. bei Drees (Gen. St. Karte: Bonn).

sss. ***əwêch*** hinweg, vgl. moselfr. *əwech,* nassau. *ənwêch* (hinweg) nach einem Wege hin.

êwəršt oberst: *də êwəršt Nq'gqss* die obere Neugasse; vgl. rheinfr. chatt. *Êwərderfər* Oberdörfer, die im oberen Dorfe Wohnenden. Auch moselfr. (chatt.) *êwəršt* oberst: *en dər êwəršter Štuff* in der obersten Stube, nösn. *än dər êwərštər Štuff. Êwərst* n. Das Oberste. Vgl. moselfr. (ww.) *Oüweršt* n. der obere Brustkasten.

F. N. ***Ewert.*** Ebenso lux. F. N.

sss. F. N. ***Eyb*** 1510, Eiben 1509, Eyw 1505, ***Eyff*** 1700, *Eiff* 1709, Aiff 1904 (ss. *d'f).* Vgl. moselfr. F. N. *Eib, Eiff,* Eiffen, Eiffe,

lux. Eiffens, Eiffes (gen. patronym.), Eiffner. Vgl. auch die moselfr. F. N. Ewen, Even, nösn. F. N. Iwan 1413, Iwan 1416, sss. F. N. *Iwen* 1500, nösn. Eyben 1454, Ayben 1460, vgl. moselfr. F. N. *Iwen*.

F. N. ***Eysen*** 1563. Lux. F. N. *Eisen*.

F.

F. N. ***Fabian***. Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Fabritius***, 1700 Fabricius. Vgl. lux. F. N. *Fabritius*, Fabricius (zu lat. faber „Schmied").

fạchn = moselfr. *fachən* Wolle schlagen.

fạchn = moselfr. *fachən* anfachen.

Fâdər n. = moselfr. *Fôdər* n. Futter (fürs Vieh).

fạf fünf = ndrhein. *feif* (bei Cleve), *fôf* (bei Krefeld) fünf (fläm. feif, holl. vijf).

Fâfərkraut = moselfr. *Pêfərkraut* n Bertram (eigentl. „Pfefferkraut")

Fâ'dər n. Fuhr, Wagenladung = moselfr. *Fôdər* n. (holl. voeder) Wagenladung: *ə Fôdər Hâ'*, nösn *ə Fâ'dər Hạ'* (Heu).

Fä'ndəl (Passbusch), *Fândəl* n. = moselfr. (eifel.) *Fa'n(d)əl, Faondəl* (lux), *Fändəl* m. Fahne (fläm. *Fândəl* n.). Ndl. vaandel n.

Fâ'sslänk m. unterer, den eigentlichen Fuss bekleidende Teil des Strumpfes = *Fe'ssleng* m. (hess. „Füssling") Socke.

Fạ'stn = moselfr. (eifel.) *Peistən* Pfingsten.

-fäks in *Gəfäks* n. „närrische Person" = fläm. holl. *Fêks* f. männersüchtige Frauensperson; vgl. *Bärləfäks* (s. o.).

Fälfəs n. ganz flacher Rutenkorb = siegerländ. *Föllfass, Fölʋəs* n. 1. (im Bergbau) ein aus Spänen oder gespaltenen Ruten geflochtener Korb, in dem die Kohlen in die Kübel gefüllt werden, 2. ganz flacher Korb für Erde, Kartoffeln usw. Linksrhein. kommt das Wort meines Wissens nicht vor, was sehr zu beachten ist. In Kleinbistritz *Felbəs* n., S.-Regen *Fälpas*.

Falich = moselfr. *Falch, Falich, Fâlich* f Felge.

F. N. ***Falk***. Ebenso moselfr. F. N.

O. N. ***Falk***, magy. Szász-Fellák, rum. Felacu, bei Kyrieleis (Nösnerland). Vgl. moselfr. O. N. *Falk* (Lothringen, Kreis Bolchen, bei Busendorf-Kreuzwald).

fälln = moselfr. *fellən* füllen.

fạln falten: *hê fạlt* = moselfr. *fâlən* falten: *hê fâlt* er faltet.

fambərn spekulieren, Kleinhandel treiben; vgl. eifel. *famḥəlen* phantasieren, irre

reden, laut träumen (südwestfäl. *fämmeln* „manipulieren“).

Fängər = moselfr. *Fengər* m. Finger: *də kâst ən em də Fengər (ərem)weckəln*, er ist zu allem zu haben, nösn. *də kâst ən äm dn Fängər wäckəln*.

Fängərhât = moselfr. *Fengərhôt* m. Fingerhut.

Fąnk f. = moselfr. ndrhein. *Fonk* f. der Funke.

Fänk f. = moselfr. *Fenk* f. der Finke: *zwô Fenkən*, nösn. *zwô Fänkn*.

fänkəln = moselfr. *fänkəl(ə)n*, *-e-* funkeln (Umlautsform).

fąnkəlnu^{a}gəlnąi = moselfr. *fonkəlnu'gəlnei* funkelnagelneu.

fänklich funkelnd. Ebenso moselfr.

Fąnkn m. = moselfr. *Fank* m.: *ə lîchł Fank* ein leicht(sinnig)er Kerl (Funke).

Fąnkoch = moselfr. *Pankoch* m. Pfannkuchen.

fänn, *hê fänt*, *gəfąnn* = moselfr. *fenn* finden: *hê fent*, er findet, *gəfonn* gefunden.

fâr, sss. *fâr* = moselfr. *fe'ər*, *feiər* vier.

sss. ***fär*** ferne, ndrhein. *fer* (holl. ver „ferne“).

färgələn mit einem schlecht schneidenden Messer hin und herfahren, moselfr. rhein. *fi'rgələn*, *ferjələn*.

Fârkəl n. Ferkel. Auch ndrhein. (siegerländ.) *Fârkəl* n.

fârn, sss. *fœrən* = moselfr. *fe'rən* führen.

Fąrrhôf m. (nicht der Hof, sondern) das Haus mit dem ganzen Anwesen des Geistlichen; vgl. chatt. „Pfarrhof“ m. die Wohnung des Geistlichen.

F. N. ***Farsch***. Ebenso moselfr. F. N. (Kronstadt). Vgl. den rheinfr. O. N. *Farsch*weiler (Gen. St. Karte: Saarburg).

Fârt = moselfr. *Pârt* (fläm. pârt) n. Pferd.

Fartsbîr f. (eig. Pferdebirne) 1. Rossknödel, 2. kleines, dickes, rundes Kind, vgl. moselfr *Pârtsbîr* f. schlechte, ungeniessbare Birne.

Farwər, sss. *Färwər* = moselfr. *Färwər* m. Färber.

farwich färbig Ebenso moselfr.

Fäsch = moselfr. *Fesch* m. Fisch.

Fäschblôs = moselfr. *Feschblôs* f. Fischblase.

Fäschər in *Fäschərgąss* (Fischergasse) = moselfr. *Feschər* m. Fischer.

Fäschhûrt f. Fischreuse = moselfr. *Feschhûrt* f. Fischreuse.

fäschn = moselfr. *feschən* fischen.

Fâss m. Fuss, *Fâ'ss* Füsse = moselfr. *Fôss* Fuss, *Feuss*, *Fe'ss* Füsse.

fâssərn fesseln; vgl. lux. *Gəfœssər* (pl.) Fesseln (mhd. vezzeren „fesseln“).

Fâsstąppn = moselfr. *Fôsstappən* (pl.) Fusstapfen.

fast = ndrhein. *fas(t)* fest.

Fâtsch f. Wickelband. Nicht mitgebrachtes, nicht volkstümliches, wahrscheinlich aus österr. *Fâtschn* f. „Wickelband“ entlehntes, ursprüngliches roman. Lehnwort (lat. fascia). Echt nösn. (ländl.) sagt man *Wäckəlbậnt,* moselfr. Weckel. Elsäss. *„Fêsche“* f. Winkelband!

Fattət n. = moselfr. (siegerl.) *Fäddət* n. Fett.

faustdäck = moselfr. *faustdeck* faustdick.

faustn = moselfr. ww. *faustən* mit der Faust schlagen.

sss. ***Fêwər*** n. Fieber, vgl. lux. *Fêwər* n. Fieber. Vgl. *Frâ'sn.*

F. N. ***Faysel*** 1505. Vgl. moselfr. F. N. *Feisel.*

Feddər f. Feder. Ebenso moselfr.

feddərn federn, elastisch sein. Ebenso moselfr.

Fedn, sss. *pädəm* Melone = mhd. phedem < lat. pepon-em (Dissimilation p — p > *p* — *d* ähnlich wie in nhd. dial. bidmen < ahd. bibimôn „beben“ u. a. Näheres Kisch, N. W. u. W., S. 9 ff.) Auch dieses Wort tönt uns im rum. pepene „Melone“ in altromanischer Form ans Ohr, ohne zu unserem Lehnwort in unmittelbarer Beziehung zu stehen.

Feibun f. = ndrhein. fläm. *Feichbôn,* ndl. vijgboon f. (Feigbohne) Wolfsbohne.

Feich = moselfr. *Fei(ch)* f. Feige (fläm *Feich,* holl. vijg)

Feiər n. Feuer. Ebenso moselfr.

Feiərômt, sss. *Fe'ərôwənt* = moselfr. *Feiərôwənt* m. Feierabend.

feiərrût feuerrot. Ebenso moselfr.

fein gut, brav, rechtschaffen (nicht „dünn, zierlich“ wie im Nhd.): *t äs ə fein Kärl* ein braver Kerl; *t äss fein* es ist gut, vgl. lux. *fein: t ess fein* es ist gut. Dass *-n* beiderseits nicht abfiel (vgl *Wei, mei, Schwei* u. a.), erklärt sich daraus, dass es ursprüngl. nicht im Auslaut stand (Entlehnung aus franz. fin(e) = gemeinrom. fino, Grundbedeutung „vollkommen, echt, lauter“). Auch fläm *fein.* Vgl. moselfr.: *hê vərštêt mich gânz fein* er versteht mich recht gut, nösn. *hê vərštêt mich gậnz fein; ə fein Jạng* ein prächtiger Junge, ebenso moselfr. *fein* brav: *t sei fein Mêtchər* es sind brave Mädchen. Ebenso moselfr. — Nordlux., nordeifel. *feng* (ebenso sss.).

feirich feurig. Ebenso moselfr.

Feir-l, sss. *Feiərlənk* „Iltis“, moselfr. *Feier,* ripuar. (nordeifel.) *Für* „Iltis“ = altfranz. fuiron, neufranz. furon, portug. furaõ, altspan furon „Iltis“ > spätlat. furo „Iltis“ < lat. fur „Dieb“. Ohne irgendwelche lautlichen oder begrifflichen Bedenken: ss. moselfr. *ei* = ripuar. *ű* wie in ss. moselfr. *Heisər, Meilər* = ripuar. *Hűsər, Mülər* (mhd. hiuser, miuler „Häuser, Mäuler“ < *hûsir, *mûlir). Eine bezeichnendere Benennung dieses

Marders (des Schreckens alles Geflügels) als „Dieb“ kann kaum gedacht werden. *-l, -lənk* in *feiərl(ənk)* ist Dem.-Endung, wie -on in der roman Wortsippe. Sehr wertvoll ist die Erhaltung der nordeifel. ripuarischen Form dieses Wortes in unserer Burzenländer Ma. *fîr(lək)* m. „Iltis“.

Feistər m. = moselfr. *Feist* m. leiser Bauchwind (mhd. vîst).

Feistlänk (pl.) Fausthandschuhe = chatt. *„Fäustling“* m. Fausthandschuh.

feistn = moselfr. *feistən* pedere.

fekəln = moselfr. *fêkələn, fökələn* entspricht lautlich und begrifflich genau dem lat. focillare (zu focus, foveo) „aufwärmen, erquicken, erfrischen“, z. B. ein kleines Kind aufziehen, ein Küchlein pflegen. Lautlich lässt sich gegen diese Erklärung nichts einwenden: 1. der Umlaut (nösn. *-e-*, moselfr. *-ê-, -ö-)* entspricht altem -o-i- regelrecht (vgl. *Tregəltchi* „Trögleín“, *Begn* „Bögen“ u. a.); 2. die Akzentverschiebung nach der ersten Silbe ist germ. Betonungsgesetz; 3. lat. -c- ist in seiner ursprünglichen Aussprache (= k) erhalten, ein Beweis dafür, dass das Wort bereits in vorahd. Zeit entlehnt worden ist (zur selben Zeit wie Kaiser < Caesar, „Keller“ < cellarium u. a.), während in jüngeren lateinischen Lehnwörtern -c- vor palatalen Vokalen als z erscheint (entsprechend der damaligen Aussprache z. B. „Kreuz“ < cruce-m).

fêl feil: *fêl hu* feil haben. Ebenso moselfr. (lux.).

O. N. ***Feldorf,*** magy. Fületelke, rum. Chilitelk, nordwestlich von Schässburg. Vgl. O. N. *Feldorf* (südöstlich von Neuerburg in der Eifel). *Fell* ist moselfr. (lux.) F. N. Vgl. auch den O. N. *Fell* (urk. Velle) an der Mosel.

F. N. ***Fellmer*** 1701. Moselfr. F. N. Föllmer, *Fellmer* < Vilmar (spr. F-) = ahd. P. N. Filomar „vielberühmt“. Vgl. ss. O. N. Felmern, urk. villa *Felmar*, urk. *„felmer“* 1532 (Honterus), magy. *Felmér*, rum. Felmera, ss. *Falmərn.*

Felsdorf, *Felsendorf,* ss. *Fälzəndərf, Fe°lzəndərf,* rum. Felza, magy. Földszin, urk. Velsendorf; vgl. lux *Filsdorf,* dial *Föl(t)sdrəf, Fel(t)sdrəf.* Beide zum moselfr. (lux.) F. N. *Filz, Fels, Felz, Feltz,* nicht zu „Fels“, denn es gibt weder bei unserem „Felsdorf“ noch beim lux. *Filsdorf* Felsen. Übrigens heisst der Fels in unserer Ma. nie „Fels“, sondern *Štê* (Stein).

F. N. ***Felten*** 1710. Ebenso lux. F. N. *Felten* (häufig). Koseform Felten = Valentinus.

Fenes, rum. Feneşu, magy. (Szász-)Fenes *(-sch)* bei Klausenburg, urk. Fenes, Zazfenes, Fenes Saxonica (1297—1336), „fenisch“ (1532), daher der Nösner F. N. *Fenser* (1657, 1905), *Feneser* (1505), *Fenesser* (1521), sss. F. N. *Fenischer*

1522; vgl. moselfr. O N. *Fentsch* (bei Diedenhofen) und moselfr. (lux.) F. N. *Fensch;* vgl. auch die lux. *Finsch*-Mühle (Gen. St. Karte: Neuerburg) und den moselfr. F. N. *Finscher;* ferner O. N. *Fensdorf* (Rgbz. Koblenz).

ferchtərlich (modern) fürchterlich. Ebenso moselfr. (koblenz.).

ferchtn (helles *-e-*) fürchten; *ə fercht* er fürchtet. Ebenso moselfr.

fêršchlich scheu, furchtsam = nordeifel. *fê(r)šlich* ängstlich.

Fês f. Faser. Ebenso moselfr.

F. N. ***Fescher,*** *Fischer* 1579. Lux. F. N. *Fischer, Fescher* (d. h. Fischer). Darnach unsere *Fäschərgąss* (Bistritz) „Fischergasse".

fêsich faserig. Ebenso moselfr.

Fɛ̈ltblâm = moselfr. *Fĕltblôm* f. Feldblume.

Fɛ̈ltdauf = moselfr. *Fĕltdauf* f. Feldtaube.

Fɛ̈ltrątz = moselfr. *Fĕltratz* f. Feldratte.

Fɛ̈rscht = moselfr. *Fĕ(r)scht,* chatt. *Fɛ̈(r)scht* f. Ferse.

Fɛ̈rštngɛ̈lt = moselfr. *Fĕ(r)štəgelt* n. Fersengeld.

fɛ̈rtich fertig, moselfr. *fĕrtich, fɛ̈rtich: mîr zwîn sei fĕrtich* wir sind (mit einander) fertig, nösn. *mîr zwî sei fɛ̈rtich.*

fɛ̈rtich = moselfr. *fĕrtich* fertig.

Fichi, Fichə n. = moselfr. *Fĕchən* (dem.) Koseform zu Sophie, dial. *Fĕ.*

fickn 1. virgis leviter percutere, 2. futuere. Ebenso moselfr.

F. N. ***Fiedler.*** Ebenso lux. F. N.

Filn = moselfr. *Fillən* n. Füllen.

Filt f. die Vielheit. Ebenso moselfr. (< *filida).

F. N. ***Filtsch.*** Vgl. den moselfr. F. N. *Filz,* moselfr. O. N. urk. *Filtsch* (Haltrich, Tiersage S. 13, z. J. 1658), heute moselfr. O. N. *Filsch* (Gen. St. Karte: Saarburg); -tsch- = -z-, wie in nösn. *kirtschər,* moselfr. (lothring.) *kiərtschər* kürzer.

Fimməl m. männlicher Hanf, vgl. *Mêsch* (s. u.). Ebenso moselfr.

fimməln, den *Fimməl* (s. o) ausziehen. Ebenso moselfr.

Finchəl m. Fenchel. Ebenso moselfr.

F. N. ***Fink.*** Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

Fintstər n. = moselfr. *Fintstər* n. und (lothring.) f. Fenster.

Fin(t)stərscheif f. Fensterscheibe. Ebenso moselfr.

sss ***fîr*** 1. für, 2. vor = moselfr. (lux.) *fĭr* 1. für, 2. vor.

Firbəs m. Vorschuss am Stiefel, moselfr. chatt. *Fürbəs* m „Socke", wetterau *Firwəs* m. der am Knöchel abgeschnittene Teil des Strumpfes, als Fussbekleidung statt eines Schuhes getragen und so selbst über den eigentlichen Strumpf gezogen. Mhd. vürvuoz.

Firfmâssər = moselfr. *Firf-*

mêssər n. Messer zum Abschaben der Tierhaut auf der Innenseite, zu *firwən* (mhd vürben) reinigen, putzen, fegen: *ə firft.*

Firlbogn (ländl) m. Fiedelbogen, siegerländ. *Ferrəlbô°gə* m.

firln (auf dem Lande) = moselfr. *fiddələn,* hunsrück. *firrələ(n)* fiedeln.

Firneis = rheinfr. *Ferneis* m. Firniss (mhd. virnîz, mittellat. fernisium).

Fîršchänk m. = moselfr. *Fîschəng* m. Pfirsich. Vgl. *Fîršchänk.*

Fîršt f. = moselfr. (lux.) *Fî(r)scht* f. der First (obere Dachkante). Vgl. moselfr. *of dər Fî(r)št* (also f.) Riedname (bei Wasserbillig) an der Mosel.

sss. ***firun*** = moselfr. *fîrun* - ˘ voran.

fisərn fein regnen, tacite pedere = moselfr. *fisəln: ət fisəlt* es regnet ganz fein.

fispərn hin- und herfahren, herumlaufen = moselfr. (eifel.) *fispələn* hin- und herfahren, an etwas herumarbeiten; *fispərən* emsig sein, chatt. *wispələn.*

fissn = moselfr. chatt *fissəln* futuere.

fitschəln = moselfr. chatt. *futschələn* sich unstet hin- und herbewegen

Fitschifeil m., durch volksetymologische Umdeutung und Umbildung auch *Fitschifeiər* = moselfr. (lux.) *Fitschefeil* f. Pfeil. Bei uns heisst auch ein rasch hin- und herlaufendes Kind so (< mhd. vitzer „Pfeil" + *feil* „Pfeil").

Fląch m. = moselfr. *Floch* m. Flug. Modern.

flâchn = moselfr. *flôchən* fluchen

Flącк m. in: *Flącк mąchn* Platz machen; vgl. fläm. *Flack* n. Ebene, glatter Boden.

fläck = moselfr. *fleck* flügge.

fläckn = moselfr. *fleckən* flicken.

sss. ***Fladdən*** = moselfr. *Fladdə(n)* m. Fladen.

flądərn 1. flattern, 2. sterben, vgl. moselfr. *fladdərən* flattern, *ôffladdərən* (hess. „abflattern") sterben.

Flâdər n. = moselfr. *Flôdər* n. Mühlgerinne.

flâ^{i}gn, sss. *fläjən* = moselfr. *fle^{i}jən: dau fle^{i}chst, hê fle^{i}cht* usw., prät. *eich fluch* (nösn. *dau fleichst, hê fleicht, eich fluch).*

fla^{i}ssn fliessen, *ət fleisst* es fliesst; vgl. moselfr. *fleissən, ət fleisst.*

Flaks f., pl. *Flaksn* = moselfr. (lux.) *Flaks* f. Flechse, *Flaksən* Flechsen.

fląmmən, flummən = moselfr. chatt. *flammən, flummən* schlagen.

Fląndər f. Flitter = moselfr. *Flandər, Flondər* f. leichter, zerreissbarer Stoff zu Kleidern.

Fläps(drəf), magy. Szász-*Fülpös,* rum. *Fîlpişul* mic, bei

Sächsisch-Regen, urk. filpus 1319, Philpus 1332. Vgl. O. N. *Philippsheim* (Gen. St. Karte: Trier), *Philippsweiler* (Gen. St. Karte: Prüm). *Fläps* ist verbreiteter ss. F. N., moselfr. ndrhein. *Flepp, Flöpp,* ebenso Philips (lux. F. N.) = Philippus. Zu dem urk. *filpus* vgl. die ss. und ndrhein. F. N. *Filp* (magy. Fülp[ös], rum. Filp[işu]).

Flarr f. Riss = moselfr. nassau. *Flarr* f. breite unförmliche Wunde.

Flarrn m. Fetzen, vgl. fläm. holl. Flarden, älter *Flarrən* (pl.) Lumpen, Fetzen.

flarrn = moselfr. *flärrən* weinen.

flätschərn ist iterat. zu moselfr. *flettərn* kichern (mhd. vlittern).

Flatsch f. Ohrfeige. Ebenso moselfr. (auch *Flatch* m.).

flatschn = moselfr. *flätschən* mit der Hand schlagen, dass es klatscht.

Flausnmąchər = moselfr. *Flausəmâchər* m. schwatzhafter Mensch.

Flêcht f. Flechte Ebenso moselfr.

flêchtən flechten. Ebenso moselfr.

Fleddərmaus f. Fledermaus.

Fleddərwäsch m. Federwisch. Ebenso moselfr.

F. N. ***Fleischer,*** Flescher (ss. *Flêschər)* 1505 Moselfr. F. N. *Fleischer,* lux. *Flesch* (lux. *Flêsch* „Fleisch").

Fleiss: *mät Fleiss* = moselfr. *met Fleiss* absichtlich: *eich hun ət net met Fleiss gədôn,* nösn. *eich hun ət nät mät Fleiss gədô* ich habe es nicht absichtlich getan.

F. N. ***Fleps,*** *Phleps* (sss.). Vgl. moselfr. F. N. *Flöpp, Flepp, Pflips* Philipp. Vgl. *Fläpsdrəf* (s. o.).

Flêsch n. Fleisch: *t Flêsch äss deiər.* Ebenso moselfr.

Flêschər = moselfr. *Flêschər* m. Fleischhacker (mhd. vleischer).

»Flesten-turm«, Name der Hunyadiburg bei Bistritz (Teutsch, Gesch. d. S. S, 1874, S. 187); vgl. O. N. *„Flesten"* (Gen. St. Karte: Hillesheim, Eifel).

fletn, *gəflet* = moselfr. *flêtən,* part. *gəflêt* (mit dem Munde) pfeifen: *ə flêt,* nösn. *ə flet.*

flichtn, *gəflicht* = moselfr. *flichtən* flüchten, *gəflicht* geflüchtet: *ə flicht* er flüchtet.

sss. ***Fli^{e}tsch*** = moselfr. *Fletsch* f. Bandmasche, Quaste, Troddel (franz la floche); ss. *-tsch* = franz. -ch- wie in ss. *Kutsch* (s. d.) = franz. couche.

flin(t)schn = moselfr. *flen-(t)schən* weinen.

Flittərchər (pl. dem.) Eisengriffel zum Beschreiben der Ostereier mit Scheidewasser = moselfr. (lothring.) *Fleitərchər* (pl. dem) Federmesserchen; chatt. rheinfr. *Flît* f. Aderlasseisen. Mhd. vliete f.

Flîs f. das Floss. Ebenso moselfr.

Flîzər m. Flösser. Ebenso moselfr.

flîzn = moselfr. *flîzən* flössen.

Flû f. der Floh, pl. *Flî: zwô Flî* zwei Flöhe. Ebenso moselfr.

Flu^{a}ss n. = moselfr. (eifel.) *Flu'ss* n. der Flachs (fläm. flas n.).

flu^{a}ssən aus Flachs: *flu^{a}ssən Dûch* = moselfr *flu'ssən Dôch* Tuch aus durchgehecheltem Flachs.

Flu^{a}ssfänk f. = moselfr. *Flu'ssfenk* f. der Flachsfink

Flu^{a}sshôr = moselfr. *Flu'sshôr* n. Flachshaar.

Flu^{a}ssôm = moselfr. *Flu'ssôm* m. Flachssame.

fluddərn = moselfr. *flûdərən* flattern (mhd. vlôdern).

Flqss = moselfr. *Floss* (Fluss) m. (nur in der Bedeutung) Strömung, Lauf: *t es em Floss* es ist im Flusse, es geht. Modern. Vgl. *Bqch.*

flummən (auch *-q-*) = moselfr. *flummən* durchhauen.

flutchərn = moselfr. chatt. *flatchərn* (iterativ) flattern.

flutschn = moselfr., chatt, nassau. *flutschən* spülen, waschen.

flutschnqss = moselfr. *flutschnûss* triefend nass.

Flûz f. Wasserstreifen, Pfütze = moselfr. *Flûz* n. Bächlein (mhd. vlôz; moselfr. z [ts] = mhd. z ist bezeichnend; z (ts) beruht auf germ. [got.] flautja > -tt- > hd. z [ts] und -z auf germ. -t- ohne j = got. flauteis)

fôchn = moselfr. chatt. *fochən* fauchen.

foddərn (ländl.) = moselfr. *foddərən* fordern.

sss ***foljən*** = moselfr. *foljən* (nur =) gehorchen: *hê folicht* er folgt.

F. N. ***Fölker*** 1857, Felker 1648. Vgl. moselfr. F. N. *Völker* (mhd. P. N. Volkêr, ahd. Fulchar).

F. N ***Follberth*** 1642, *Folberth* 1904. Vgl. moselfr. F. N. *Volbrecht* (beide < ahd. P. N. Folcberaht).

for für = eifel. ndrhein. *for*, trier. *fər* für: *for nest a widdər nest* für nichts und wieder nichts, nösn. *for näst ant widdər näst.*

fôrn den Ball zu fangen suchen, auf ihn passen (Ballspiel) = eifel. *fôrən* trachten, streben, nach etwas, wagen, achten auf etwas (mhd vâren „trachten nach etwas").

F. N. ***Forster*** 1521. Ebenso lux F. N. *Forster* (mhd. forstære „Förster").

fortdrô, sss. *fortdrôn* = moselfr. *fortdrôn* weg-, forttragen: *ə drêd-ət fort, ə hu'd-ət fortgədrôn.*

fortlossn = moselfr. *fortlossən* weglassen.

fortschuppərn fortstossen. Ebenso moselfr.

Frâ f. Frau. Ebenso moselfr

Frâchi, *-chə(n)* = moselfr. *Frâchə(n)* n. Vogelweibchen.

frâ^{i}, (sss. *frê* frühe), *frâ^{i}ntər* früher, *um frâ^{i}ntstn* am frühesten = moselfr *froe, fre^{i}* früh, compar. *froedər, fre^{i}tər,* superlat. *fre^{i}tst: um fre^{i}tstən* am frühesten.

frą̂ⁱ = moselfr. (lothring.) *frâⁱ* frei: *eich sei frâⁱ* ich bin frei, nösn. *eich sei frą̂ⁱ*.

frą̂ⁱn refl. = moselfr. *sich frâⁱən: frâⁱ dich!* freue dich!

Frâⁱnt = moselfr. *Freⁱt* f. Frühe.

Frâⁱsn, sss. *Frêsən* = moselfr. (hunsrück.) *dət Freisən* das Fieber.

frâⁱsn = moselfr., ww chatt. *freusən* frieren: *ə freust* er friert, nösn. *ə freist*.

frâⁱsn, sss *frêsən* frieren, *ə freist* er friert = moselfr. *frö̆ⁱsən, freⁱsən* frieren (mhd. vriesen): *freist, freust* friert (mhd. vriuset). Der uralte Unterschied zwischen inf. vr**ie**sen (nösn. *frâⁱsn*, moselfr. *freⁱsən* < *friusan) und vr**iu**set (nösn. *freist*, moselfr. *freist, freust* = ahd. friusit — keine Brechung, weil -i- folgte!) ist treu gewahrt.

Frâⁱštäckəl n. Hauptmahlzeit, Mittagmahl (eig. Frühstück) = rheinfr. (chatt.) *Frêⁱšteck* n. Frühstück.

Frą̂ⁱt f. = (süd)moselfr *Frâⁱt* f. Freude.

Frâⁱjôr sss. *Frœjôr* = moselfr. *Frœⁱjôr* n. Frühling.

F. N. ***Franck*** 1505, *Frank* 1904. Lux. F. N. *Frank*, Franck

frandərn heiraten, vgl. moselfr. *fränərn, vərän(d)ərn, vəranərn* verheiraten, (fläm. *vərandərən* „verändern“).

fränt = moselfr. *frent* verwandt: *mər sei frent* wir sind verwandt, nösn. *mər sei fränt*.

Fränt m. Freund, Verwandter. Ebenso moself.: *Mîr sei Frent vun Âdam an Êwa hĭr*, nösn. *mîr sei Fränt vu Âdam och (ąnd) Êwa hĭr*.

fräntlich = moselfr. *frentlich* freundlich.

Fräntschəf f. = moselfr. (lothring.) *Frentschəf* f. Verwandtschaft, Freundschaft. Vgl. *Wirtschəf* (s. u.); *-schəf* = ahd. -scaf!

Frą̂ršfâⁱss Freiersfüsse: *ąf Frą̂ršfâⁱss štô* = moselfr. *of Freiərš-fêssə štôn* auf Brautschau gehen, heiraten wollen („auf Freiersfüssen stehen“).

fräsch = moselfr. *fresch* frisch.

Frâss f. Gehirnkrampf der Kinder, vgl. moselfr. *frâsslich* schrecklich.

frâssn, ss *frêssən,* reen. *frĭssən* = moselfr. *frêssən, frêssən, frĭssən* fressen.

Frâssn, reen. *Frĭsse(n)* n. = moselfr. *Frêssən,* lux. *Frĭssən* n. Fressen, nösn. *ə gəfąnnən Frâssn* = moselfr. *ə gəfonnə Frêssən* ein willkommener Fund.

frątt wund = altmoselfr. altchatt. *fratt* wund gerieben, mhd. vrat.

Frątz m. mutwilliger, frecher Junge = nordeifel. *Fratz* m. starker Junge.

O. N. ***Frauenberg,*** magy. Asszonynépe, rum. Asinipu, bei Nagy-Enyed (Bielz, S. 531). Vgl. O N. *Frauenberg* (Gen. St. Karte:

Euskirchen, Rgbz. Köln), *Frauenberg* (Gen. St. Karte: Birkenfeld).

Frauendorf, ss. *Frândərf*, magy. Asszonyfalva, rum. Frua, bei Mediasch. Vgl. *Frauen*kron in der Eifel (Gen. St. Karte: Hillesheim), *Frauen*thal (Gen. St. Karte: Düren), *Frauen*weiler (bei Bedburg [Rheinprovinz]).

Freck, magy. Felek (den Lautgesetzen dieser Sprache entsprechend, die Doppelkonsonanz im Anlaut nicht duldet, sondern einen Vokal einschiebt, ausserdem -r- häufig zu -l- wandelt, z. B. Kolompîr = ss. *Krąmpîr*, sss. *Krumpir* < Grundbirne) bei Hermannstadt. Vgl. urk ndrhein. O. N. *Fleck*lo (lô „Wald"). — Lacomblet 1129 — heute O. N. *Freck*-eisen (Luxemburg, Kanton: Echternach), *Freck*-mühle (Gen. St. Karte: Bonn), *Freck*hausen (Gen. St. Karte: Waldbröl, Rgbz. Köln), *Freck*ingen (Kreis Diedenhofen, Lothringen), *Freck*enfeld (Rheinpfalz) *Freck* ist die moselfr.-rhein. Form des nhd. Personennamens *Frick* (vgl. O. N. *Frick*hofen im Rgbz. Wiesbaden). — *Freck* < Frick, wie moselfr.-rhein. *deck* < dick, *scheck!* < schicke usw. — Frick = ahd. Fricco, Koseform der mit frid- „Friede" als erstem Kompositionsgliede zsgs. Namen.

frêgn fragen, *frêj-əmol!* frage einmal, *frôcht* fragte, *gəfrôcht* gefragt = moselfr.-chatt. *frêjə(n)* fragen, *frêj-əmol!* frage einmal! *hê frôcht* er fragte, *gəfrôcht* gefragt.

Freilə Fräulein (modern). Ebenso moselfr.

Freitoch m, sss. *Fregdich* = moselfr. *Freitich*, nordlux.-nordeifel. *Fregdich* Freitag.

Fremt f. Fremde: *ə wôr än dər Fremt.* Ebenso moselfr.

F. N. ***Frens***. Vgl. lux. F. N. *Frentz*.

frettn reiben = moselfr. *frettən* fühlen, herumfühlen.

frêzn (Vieh) füttern; vgl. moselfr. *aus-êzn* füttern. Vgl. *Frôz*.

Friddn = moselfr. *Friddən* m. Friede.

F. N. ***Friedelt*** (nösn.) *Fredel* (sss.). Vgl. moselfr.: *Friedel, Fredel* (ahd. Fridilo, Koseform der mit Wz frid — „Friede" zsgs. P. N.).

F. N. ***Friedrich*** 1708. Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Friedsam*** (sss.). Ebenso moselfr. F. N.

Frisəln pl tant. Scharlach = moselfr. rheinfr. *Frisəl* n. Ausschlag, Masern.

F. N. ***Fritsch***. Ebenso moselfr. (lux.) F. N. Ahd. (Koseform) *Fri*(the)*zo*.

fritt: *gämmər fritt!* lass mich (in Frieden) in Ruhe! Ebenso moselfr (eig. „gib mir Frieden!").

Frôch f. Frage. Ebenso moselfr. *(Frô[ch])*.

F. N ***Fröhlich*** 1768, 1905. Lux. F. N. *Frölich*.

F. N. *Fromm* 1702, 1905. Ebenso moselfr. F. N.

F. N. *Fronius*. Vgl. moselfr. F. N. *Frohn*. (Vgl. Mathesius < Mathes, wie Fronius < Frohn [Latinisierung]).

Frôs f. Frass, Viehfutter = moselfr. *Frôs* f. Vielfrass (mhd. vrâz m.); vgl. lux. ôz f. Atzung.

frû froh. Ebenso moselfr.; compar. nösn. *frûntər*, altmoselfr. *frûdər*.

Frucht f. (heisst nur) Getreide. Ebenso moselfr.

frumm fromm; kirre (von Zugtieren): *ə frumm Ôss*. Ebenso moselfr.

Fuᵃdn = moselfr. *Fu'dəm* m. Faden.

fuᵃl = moselfr. *fu'l* fahl.

Fuᵃlməsch f. = moselfr. *Fu'lmesch* „Loderasche", vgl. franz. flammèche f. „Loderasche". Hiemit konkurriert die Erklärung des franz. flammèche aus dem moselfr *fu'lməsch* < falmisch (Grimm, DWB. s. v.) < mhd. falwische, ahd. falawisca f. „fahle, glimmende Asche", wozu flammèche bloss volksetymologische Anlehnung an „flamme" wäre. Sei dem wie ihm wolle, gegen die Gleichung *fu'lməsch* = franz. *flammèche* ist nichts einzuwenden.

Fuᵃrf f. Farbe. Ebenso moselfr. (in Sierck: *-uᵃ-*, sonst *-u'-*, *-uo-*).

fuᵃrn, fi'ršt, fi'rt; fûr, gəfuᵃrn = moselfr. *fu'rən, fi'rš, fi'rt; fôr, gəfu'rən* fahre, fährst, fährt; fuhr; gefahren.

Fuᵃrt = moselfr. *Fu'rt* f. Fahrt.

F. N. ***Fuasel*** 1833, heute zwar „Foisel", aber *Fuᵃsəl* gesprochen, Faysel 1505, Foszel 1505 = moselfr. *Fu'səl* m. Faselschwein (mhd. vasel „Zuchtstier, Eber"). Vgl. ss. *fuᵃsəln* „Junge bekommen". Vgl. *Faysel*.

fuᵃsəln jungen (Wallendorf) = moselfr. *fu'sələn* sich vermehren (von Pflanzen). Mhd. vaselen.

Fuᵃsich(t), Fuᵃsnich(t) = moselfr. *Fuᵃsnicht, Fu'sicht, Fu'sənt* f. Fastnacht. Mhd. vasenaht.

Fuchtəl f. meretrix. Ebenso moselfr.

fuchtəln mit der Rute herumschlagen. Ebenso moselfr.

fuchtich zornig Ebenso moselfr.

sss ***Fuᵉtər*** = moselfr. *Fu'dər* m. Vater.

fufzə = moselfr. *fufzen* fünfzehn.

fufzich fünfzig. Ebenso moselfr.: *sei es-en dən fufzijən* sie ist 50—60 Jahre alt, nösn. *sei äs-än dn fufzijn*.

F. N. ***Fuhrmann*** 1700, Fwrman 1505. Lux. F. N. *Fuhrmann, Fuhrman*.

sss. F. N. ***Fultz*** 1904, Foolcz *(-û-)* 1505. Vgl. lux. F. N. *Foltz* (= ahd. P. N. Folzo, Koseform der mit Folc „Volk" zsgs. P. N.). Foltz > ss. *Fûltz*, wie „Volk" >

sss. *Vûlk*, „Stolz“ > sss. *Štûlz*, „Holz“ > sss. *Hûlz* usw.

Fummәl f. vulva; vgl. moselfr. *Fummәl* f. liederliches Frauenzimmer.

F. N. ***Funck*** 1765, *Funk* 1904 = moselfr. (lux.) F. N. *Funck, Funk*. Vgl. ndhrein. *Funk* m. altkölnischer Stadtsoldat, „ein rechter Kerl, ein lebhafter Mensch“ (ss. *ә licht Fąnkn* ein schlechter Kerl).

Fun(t)s f. Unschlittkerze = moselfr. *Funsәl* f. schlechte Lampe.

Furk f. „gabelförmiger Bestandteil am Hintergestelle des Wagens“, moselfr. *Furk* f. „Gabel, gabelförmiges Eisen, worin bei kleinen Schiffen das Steuerruder liegt“ = lat. furca „Gabel“, franz. fourche, ital. forca, span. horca, rum. furca „Gabel“ (letzteres bewahrt auch hier wieder die altlat. Form). Näheres Kisch, Zs. f. hd. Maa. 1905, I. Heft.

Furm m. die Form (Kuchenform, Hutform). Ebenso moselfr. Ndl. vorm m.

Fûrt f. = moselfr. *Fûr*, wetterau. *Furcht* f. Furche (epenthetisches *-t)*; sss. *Furr* = moselfr. *Furr* f. die Furche

Furz m.: *aus-әm Furz än Dąnnәr mąchn* = moselfr. *aus-әm Furz en Donnәr(schlâch) mâchәn* aus einer Mücke einen Elefanten machen.

Furzәr m. Art Weidenflöte ohne Mundstück (zusammengedrückte grüne Weidenrinde); moselfr. nassau. *Furz* f. bedeutet dasselbe (lautmalend).

Fuss m. pl. *Fiss* Fuchs. Ebenso moselfr.

F. N. ***Fuss*** (kurzes *-u-l)*. — 1763, 1904 Ebenso moselfr. F. N.

Fussbôm m. „Buchsbaum“ ist volksetymologische Umdeutung und Umbildung aus *Bussbôm* (das [selten] auch noch vorkommt) = moselfr. *Fussbôm,* neben *Bussbôm* (eifel.) m. Buchsbaum.

fussәn fuchsen, vom Fuchse: *ә fussәn Pi̊lz* ein Fuchspelz Ebenso moselfr.

fussich fuchsfarbig, verschossen. Ebenso moselfr.

Fusskaul f. (d. h. Fuchsloch), häufiger Rindname im Nösnerlande; lux. O. N. *Fusskaul* f. (Gen. St. Karte: Mettendorf); vgl. *Fussmühle* (Gen. St. Karte: Berncastel).

fussrût fuchsrot. Ebenso moselfr.

futtәrn = moselfr. *futtәrәn* schimpfen, fluchen.

G.

gäckn jucken = moselfr. *jeckən* jucken.

Gaddər n. Gitter. Ebenso moselfr. (altlux. *Gœdər).*

Gąffəl = lux. *Gâfəl,* nordeifel. *Gaffel* f. Gabel (mit echt ndd. -f-). Die südlichen Gegenden des moselfr. Gebietes haben nie -f-, sondern -w-*(Gąwəl),* hess. *Gawəl.*

gâfn den Reif weiter machen, konisch schlagen (Schmiedekunst, Fassbinderei); vgl. nassau. *gafən* klaffen, ndrhein. *gapən.*

Gäft m. das Gift. Ebenso moselfr. (m.): *dât Mœssər schneit wi' Gäft* das Messer schneidet wie Gift, nösn. *dąt Mûssər schneit wâ' dər Gäft.*

gäftich giftig. Ebenso moselfr.

Gäftmächəl = moselfr. *Geftmechəl* (Giftmichel) m. zorniger Kerl.

Gâ'dər (pl.) Güter, *Gâ'tər* Vieh; vgl. moselfr. *Ge'dər* Güter.

gâ'dich = moselfr. *ge'dich* gütig. Modern.

Gą's = moselfr. (lux.) *Gôs, Gais, Gês* f. Gans.

Gâ't f. = moselfr. *Gê't* f Güte.

Gäksər m. einzelner, abgebrochener Laut. Ebenso moselfr. (Grundhof).

gäksn = moselfr. *gecksən, güksən, gêksən* unartikulierte Laute hervorbringen, schreien (Grundhof).

Gâl f. Hode, gewöhnlich pl. *Gâln.* Ebenso nassau.

gąl, *gôl* (lechnitz.) = moselfr. gäll < *gält, galt* unfruchtbar, nicht trächtig (vom Vieh). Mhd. galt. Vgl. *Galtberg* (Mertesdorf bei Trier) = ss. *Gąltbärch* bei Schässburg, *Gąlprich* bei Bistritz, d. h. Berg für „Galtvieh".

gäldən = moselfr. *gel(d)ən* golden: *gel(d)ən Hochzət,* nösn. *güldən Hochzət* goldene Hochzeit.

gäldn gelten, *gəgąldn* gegolten = moselfr. *geldən* gelten, *gəgoldə(n)* gegolten.

Gąləm m. = moselfr. *Galəm* m. Dunst, Qualm (mhd. galm).

Gąllappəl = moselfr. *Gallappəl* m. Gallapfel.

O. N. ***Gallendorf,*** magy. Gálfalva, rum. Galfaleu, urk. villa Galli, bei Bogeschdorf an der kleinen Kokel. Vgl. O. N. *Gallhausen* in der Rheinprovinz (Kreis Malmedy). Beide gehören zu *Gall* = Gallus (früher bei uns verbreiteter F. N.).

F. N. ***Galles*** (in Urwegen). Ebenso lux. F. N. (= Gallus).

gąllich = moselfr. *gallich* gallig.

Gąlprich (Berg bei Bistritz), sss. *Gąltbärch* (bei Schässburg); vgl. *Galtberg (Galtberch)* bei Mertesdorf (bei Trier). „Galtberg" heisst „Berg für Galtvieh" (d. h. unbefruchtet gebliebenes Vieh, auch:

Kälber, Ochsen). Die moderne Verdeutschung unseres nösn. *Gąlprich* in „Goldberg“ ist lautlich und sachlich ganz unmöglich Vgl. auch den sss. O. N. *Galt* (bei Reps). Vgl. *gąl* (s. o).

Gält? Nicht wahr? Ebenso moselfr.

Galtberg, vgl sss. Bergname *Gąltbrich* m. (bei Hammersdorf) und sss Flurname *Gąlt* m, wornach das Dorf *Galt,* ss. *Gąlt* (magy. Szász-Ugra, rum. Ugră) benannt ist Vgl. auch die schon 1291 urk erwähnte „villa *Gald*“ bei Tövis (magy. Gáld, rum. Galdă).

Gâmən m. Gaumen; vgl. lux. *Gam* f. Mund.

gângich = moselfr. *gêngich* leicht gehend.

Gąnk, *Gânk* (Jaad) m. Gang, moselfr. *Gank, Gânk.*

gänn, sss. *gännən* = moselfr. *gennən* gönnen; *gəgunt* gegönnt, sss. *gəgunt.*

Gąnst, sss. *Gonst* = moselfr. *Gonst* f. Gunst

gąnz, *gânz* (Jaad) ganz. Ebenso moselfr. *(gânz):* Eifel.

Gäppəl = moselfr. *Gəppəl* m. kleiner Hügel (Gipfel).

Gâr(t)kummər f., *Gêrfkummər* = moselfr. *Gêr(t)kummər, Gêrkummər,* altmoselfr „Gerkamer“, *Garfkummər* (koblenz.) f. Sakristei. Mhd. gerwekamer.

Gąršthąlz m. Schelte für schmutzige, unartige Kinder, vgl. moselfr. *Garšt* m. abscheulicher, grober, schmutziger Kerl (mhd. garst m. „stinkender Geruch“).

gąršticht = moselfr. *garšticht* garstig, hässlich, unartig: *seif net garšticht!,* nösn. *net seif* (Mettersdorf) *gąršticht!*

F. N. ***Gassner.*** Ebenso moselfr. F. N. (zu „Gasse“).

gâstər = moselfr. *gêstər* gestern, *gêstər ôwənt* gestern abend, nösn. *gâstər ôbnt* (< **-w-).*

gât = moselfr. *gôt* gut: *t es gôt, iwwəral Fren(t) zə hun* es ist gut, überall Freunde zu haben, nösn. *t äss gât iwwərąl* (ländl.) *Fränt zə hu. gât mąchn* = moselfr. *gôt mâchən* vergelten: *ə well ət nau gôt mâchən,* nösn. *ə wäll ət nau gât mąchn* er will es nun gut machen; *gan Dąch!* = moselfr. nassau. westerw. *gon Dach!* guten Tag!

gâtmâ'dich = moselfr. *gôtme'dich* gutmütig.

sss. ***Gätz*** = Georg (sss. Koseform). Vgl. moselfr. F. N. *Getz.*

gê = moselfr., siegerländ. *gê* jähe, steil.

gê, sss *gi̯n: eich gê, dau gist, hê gitt, mîr gê, îr gett, sei gê; gąf* gab; *eich hu gê; gêf* gäbe; *gäff!* = moselfr. *gên, gi̯n* geben: *eich gên, dau giss, hê gitt, mîr gên, dîr get, sei gên; gôf* gab; *eich hu gê; eich gêf* ich gäbe; *geff!* gib! Nösn. *gämmər* = moselfr. *gemmər!* gib mir! *gemmər zə drenkən!* gib mir zu trinken!, nösn. *gämmər zə dränkn!*

Gəbą̂ⁱ = moselfr. *Gəbai* n. Gebäude, pl. *Gəbaiər*, nösn. *Gəbą̂ⁱər*.

Gəbâⁱdər m.: *Nîsnər Gebâⁱdər* ein auf dem „Gebiete" des Bistritzer Bezirkes Wohnender; vgl. moselfr. *Gəbeⁱdər* m Gebieter (mhd. gebietære).

Gəbâk(s)əl n. = moselfr. *Gəbœksəl* n. Gebäck.

Gəbąksəl n. das Gebacke, *Gəbâksəl* n. Gebäck = ndrhein. *Backsəl* n. Gebäck.

Gəbändəl n. Bündel Hanf. Ebenso moselfr.

Gəbârt n. collect. zu Bart; dazu *gəbârdich* bärtig; vgl. fläm. *gəbârt* bärtig.

Gəbäsch Gebäsch. Ebenso moselfr.

Gəbäss = moselfr. *Gəbess* n. Gebiss.

Gəbât n. = m. *Gəbêt* n. Lager, worauf der Hauptteil der Mühle ruht (mhd. gebette).

Gəbâtsəl n. = moselfr. *Gəbêts(ə)l* Bettzeug.

Gəbauər m. sächsischer Bauer (der rumänische Bauer heisst *Blôch* [Walach], der magyarische *Zûkəl* [Szekler]). Vgl. moselfr. F. N. *Gebauer*. Mhd. gebûre.

Gəberl, Gəbedl (Minarken) n. = moselfr. (hunsr.) *Gəberrəl*, (sonst) *Gəbeddəl* n. Gebettel, Bettelei.

Gəbêt = moselfr. *Gəbêt* n. Gebet: *ə nôm ən en t Gəbêt* (er fragte ihn aus), nösn. *ə nąm en än t Gəbêt*.

Gəbinn = moselfr. (eifel.) *Gəbünn* n. die Decke des Zimmers.

Gəbirich = moselfr. *Gəbirech* n. Gebirge.

Gəblâⁱt, sss. *Gəblêt* = moselfr. *Gəbloit, Gəbleⁱt* n. Geblüte.

Gəblâks n. = moselfr. *Gəblêks* n Geplärre, Geheul.

gəblâmt = moselfr. *gəblômt* mit Blumen verziert.

Gəblarr n. Geplärre, Geheul. Ebenso moselfr

Gəblês n. Geblase. Ebenso moselfr.

Gəbrą̂ⁱssəl = moselfr. *Gəbreissəl* n. Gebräu (auch *Brâⁱsəl*).

Gəbräll = moselfr *Gəbrell(s)* n. Gebrülle.

Gəbrąmməl n. = moselfr. *Gəbromm* n. Gebrumme.

Gəbrêt n. collect. zu „Braten"; vgl. ndrhein. fläm. *Gəbrât* n. der Braten.

Gəbuᵃcht n. Hanfüberreste, Lager von Laub und Stroh, Lager der Schweine: *vum Kąmp ąft Gəbuᵃch* vom Essen ins Bett; vgl. eifel. *Boᵃch, Bâch* m. Lager der Schweine (mhd. bâcht n. „Unrat, Kehricht, Kot").

gədäldich = moselfr. *gədel(d)ich* geduldig.

Gədąn(d)ər (ländl.) = ndrhein. fläm. *Gədondər* n. Gedonner.

gədängich eilig, dringend: *t äss mər gədängich;* vgl. lux. *Gədängs* n. viel Wesen, Umstände.

sss. ***Gədą̂nz*** n., nösn. (ländl.) *Gədûnz* n. das Getanze = moselfr. *Gədanz, Gədûnz*.

Gədârich n. Geflügel = moselfr. *Gədeˈr(š)* n. Getier.

Gədêšchəl n. Lärm, Getöse = moselfr. *Gədäˈsch* n.

Gədinkzêchn = moselfr. *Gədenkzêchən* n. Erinnerungszeichen.

Gədolt f. Geduld. Ebenso moselfr.

Gədräcksəl n. Abdruck, Gedrucktes, Gedrucke = moselfr. *Gədrecks, Drecksəl* n. Gedrucktes, Abdruck, Gedränge (fläm. Drucksel n.).

Gədrâng = ndrhein. fläm. *Gədrang* n. Gedränge.

gədrąngən = moselfr. *gədrongən* gedrungen (von Wuchs).

Gədriff n. Getriebe. Ebenso moselfr.

Gədrimmər = moselfr. *Gədremmər* n. Gepolter.

Gədurl, *Gəduddəl* n. = moselfr. *Gəduddəl,* hunsrück. *Gədurrəl* n. (Gedudel) schlechte, stümperhafte Musik.

Gəfącħ n. = moselfr. *Gəfach* n. Fach in Kasten, Schränken.

Gəfâl, sss. *Gəfêl* = moselfr. *Gəfêl* n. Gefühl.

gəfallich gefällig; vgl. ndrhein. fläm. *gəfallich* zufällig, *bəfallich* gefällig.

Gəfąlln = moselfr. *Gəfallən* m.: *mîr zo Gəfallən kân ə dat schun dôn* mir zuliebe kann er das schon tun, nösn. *mîr zə Gəfąlln kąn ə dąt schu dâ.*

Gəfällssəl n. die Fülle (konkret); moselfr. *Fellsəl* n., *Gəfellsəl.*

Gəfêsich n. = moselfr. *Gəfês* n. Abrechling (vom gedroschenen Getreide).

Gəfi̊r n. = moselfr. *Gəfi̊r* n. das Gefährte, Fuhrwerk: *wad-es dat fîr ə Gəfi̊r?,* nösn. *wąt äss dąt for ə Gəfi̊r?*

Gəfispər n. lebhaftes, hin- und herlaufendes Kind = moselfr. (eifel.) *Gəfispəl, Gəwispəl* n. das Hin- und Herlaufen. Vgl. moselfr. nassau. *fispəlich* lebhaft, unruhig.

Gəflet = moselfr. *Gəflêt* n. Gepfeife.

Gəfluddər n. = moselfr. *Gəfluddər* n. Geflatter, Geflacker.

Gəfôr f. Gefahr. Ebenso moselfr.

Gəfrêzich = moselfr. *Gəfrêss* n. das Essen, Fressen.

Gəfrîs n., pl. *Gəfrîsər* Gesicht: *eich gąw-əm end-än t Gəfrîs* = moselfr. *Gəfrîs, Gəfrîsər: eich gôw-əm ênd-en t Gəfrîs* ich gab ihm eins ins Gesicht.

Gəgângəl = moselfr. (lux.) *Gəgângəl(s)* n. das Hin- und Hergehen.

Gəgeich n. das Gegeige = moselfr. *Gəgei(ch)s* n. Geigerei, schlechtes Geigen.

Gəgiddər n. Gitter, Gatter. Ebenso moselfr.

Gəgîps = moselfr. *Gəgîps, Gəgâps* n. öfteres Gähnen.

gəglîst glasiert; vgl. ndrhein. *gəgleist* glasiert.

Gəgrimməl = moselfr. *Gəgrimməl* n. (collect.) Brosamen.

sss. ***gəgunt*** gegönnt. Ebenso moselfr.

gəhâbərt, sss. *gəhœwərt* = moselfr. *gəhœwərt* gehafert oder mit Hafer gefüttert, übermütig.

Gəhącksəl n. gehacktes Fleisch = moselfr. *Hacksəl, Gəhacks* n. das Gehackte.

Gêhąngər = moselfr. *Gêhongər* m. Heisshunger (*Jähhunger).

Gəhąnnəs = moselfr. *Gəhannəs* Johannes.

Gəhąnnəsbrût = (süd)moselfr. *Gəhann(ə)sbrût* n. Johannisbrot.

Gəhąnnəsdâch = moselfr. *Gəhannəsdâch* m Johannistag.

Gəhêch n. Gehege. Ebenso moselfr.: *ə kütt mər en t Gəhêch,* nösn. *ə kitt mər än t Gəhêch.*

gəhêm geheim. Ebenso moselfr.: *em gəhêm(ən)* im geheimen, nösn. *äm gəhêmən.*

Gəhêmschräft = moselfr. *Gəhêmschreft* f. Geheimschrift.

Gəhîr n. Gehör. Ebenso moselfr.

gəhîrich gehörig. Ebenso moselfr.

F. N. ***Gehl.*** Ebenso lux. F. N.

Geich = moselfr. *Gei(ch)* f. Geige.

geifn verlangen, vgl. eifel. *geipən* verlangen. Vgl. mhd. giwen „das Maul aufreissen".

geign = moselfr. *gei(j)ən* Violin spielen: *geich!, ə geicht,* nösn. *geich!, ə geicht* geige!, er geigt.

F. N. ***Geisler.*** Ebenso moselfr. F. N. (= ahd. P. N. Gisilhar, mhd. Gîselher).

F. N. ***Geist*** 1718, 1905. Ebenso rheinfr. F. N.

O. N. ***Geist,*** sss. *Gîst,* magy. Apácza, rum. Apaţa, bei Kronstadt. Vgl. ndrhein. urk. O. N. *Geist* (Lacomblet 1119).

Geiskru^{a}gn = rheinfr. *Gaizkrûgə* m. Geizhals.

Gəju^{a}ch = moselfr. *Gəju'ch* n. das Jagen.

Gêkəl m. unbeholfener Mensch = moselfr. chatt. *Gêkəl* m. unbeholfener, grosser, schlanker Mensch von schlechter Haltung. Vgl. chatt. *bəgœkəln* bethören (mhd. goukel n. närrisches, törichtes Treiben).

gêkəln hin- und herschwanken; moselfr. *gêkələn, gaukələn* schaukeln.

Gəki^{e}rschəl n. = moselfr. *Gəki'rsch* n. Kehricht.

Gəkimpər n. Gezänke (vgl. *kimpərn* s. u.) = moselfr. *Gəkampər* n. Gezänke.

Gəklopp n. Geklopfe. Ebenso moselfr.

Gəkôchsəl, (passbusch) *Gəkôksəl* n. = moselfr. *Kôchsəl,* ndrhein. *Kôksəl* n. das Gekochte.

Gəkrąbbəl n. das Herumkrabbeln. Ebenso moselfr.

Gəkreidich n. Unkraut; moselfr. *Gəkreiderech n.,* gewöhnlich *Gəkreit(s)* n. Grünzeug, Kräuter (collect), hess. *Gəkrü'dich* n. (collect.) wildwachsende Pflanzen, alt-

fläm. ghecrude n.; rheinfr. *Kreidich* n. Unkraut.

Gəkreisch n. Geschrei. Ebenso moselfr.

Gəkrêsch n. Gerede = moselfr. *Gəkrêsch* n. Geschrei, lux. *Krêsch* m. Schrei. Vgl. *Gəkreisch* (s. o).

Gəkrîs n. Gekröse. Ebenso moselfr.

Gəku^{i}s = moselfr. *Gəkûs* n Gespräch, Geplauder (mhd. gekôse).

gêl gelb. Ebenso moselfr. Vgl. lux. F. N. *Gehl.*

Gəläftər n. eins vom Paar: *mei Gəläftər* meinesgleichen; vgl. rheinfr. *Gəlichtər* n.: *mei Gəlichtər* meines Gleichen, ww. „die sind unseres Gelichters" (gleichen Alters mit uns). Zu ahd. lehtar „matrix, uterus".

Gəlâ^{i}ch n. = lux. (Bollendorf) *Gəlâ^{i}ch* n. (sonst *Gəlêch, Gəlâch, Gəlech* n) Gelächter.

Gəlâ^{i}f(s)t f. Geliebte, moselfr. *Gəle^{i}ft.*

Gəlâk = moselfr. *Gəlêk(s)* n. Leckerei.

Gəlandər n. = ndrhein. (fläm.) *Gəlandər* das Geländer.

gəläŋgən, gəlaŋgən = moselfr. *gəlengən* gelingen, *gəlong(ən)* gelungen.

Gêlänk m = moselfr. *Gêləkər*, nassau. *Gêleng* m die Goldammer.

gəlänt = moselfr. *gəlent* gelinde.

Gəläst = moselfr. *Gəlest* n. Gelüste.

gəlêft erfahren, abgelebt. Moselfr. *gəlêft* gelebt, altfläm. *gheleeft* erfahren.

Gəlês n. Geleise, pl. *Gəlêsər.* Ebenso moselfr.

Gəlet = moselfr. *Gəlêt* n. Geleite.

Gêlfäst m. gelb, blass aussehende Person; vgl. moselfr. *gêl* (nösn. *gêl*) „gelb" + moselfr. *Fest* m. schwächlicher, hinfälliger Mensch (zu mhd. vist).

gêlfästich = moselfr.-westerw. *gêlfestich* gelb aussehend.

gêlich jäh: *näd-äs-əsu gêlich!* iss nicht so gierig!; vgl. moselfr. *gêlich, gêling* gierig: *ess ned-əsu gêling!* (zu *gê* jäh); hunsrück. *gêlich* plötzlich: *wô eich gêlich sti̯rwən* . . ., wenn ich plötzlich sterbe —.

F. N. ***Gellner*** (spr. *-ä-*), *Göllner, Göldner* 1707, Goldner 1505, sss. (urk.) Gwldener. Gellner ist die ss. (lautgesetzliche) Entsprechung zu „Goldener" d. h. Goldarbeiter. Vgl. moselfr. F. N. *Gellner, Göldner.*

Gêlsucht f.: *əd-äs-än dər Gêlsucht* sie ist in der Gelbsucht. Ebenso moselfr.

Gəmâ^{i}cht n. = moselfr. *Gəmêcht*, fläm. *Gəmacht* n. die Genitalien (mhd. gemehte).

Gəmâks = moselfr. *Gəmêks* n. weinerliches Geschrei der Kinder.

Gəmâng = moselfr. chatt. *Gəmâng* n. Gemenge.

Gəmäsch = moselfr. *Gəmesch* n. Gemisch.

Gəmê = moselfr. *Gəmên* f Gemeinde.

Gəmêch = moselfr. *Gəmêch* n. die Mache.

gəmên 1. gemein, 2. leutselig = moselfr. *gəmên* 1. gemein, 2. leutselig.

gəmênsəm = moselfr. *gəmênsam* gemeinsam.

Gəmirk n. Mutmassung, *dəm Gəmirk nô* mutmasslich. Ebenso moselfr.

Gəmu^{a}r m. Mitanspänner (zu mhd. gemaren „zusammenspannen"), der sich mit einem anderen zur gemeinsamen Bewirtschaftung des Ackers vereinigt = nassau. *Gəmorr* m. Mitanspänner.

gənâ genau: *mät gənâər Nât* mit genauer Not. Ebenso moselfr.: *of t Hôr gənâ* aufs Haar genau, nösn. *af t Hôr gənâ.*

gənâch = moselfr. *gənôch* genug.

gənâ^{i}ssn, sss. *gənêssən* = moselfr. chatt. *gənê^{i}ssə(n)* geniessen.

Gənąss = moselfr. *Gənoss* m. Genuss.

sss. ***gənatûrt*** geartet; auch moselfr. *gənatûrt: we^{i} t Kent gənatûrd-ess* wie das Kind von Natur geartet ist, nösn. *wâ^{i} t Känt gənatûrd-äss.*

Gênət = moselfr. chatt. *Gênət* f. Gegend (mhd. Nbf. geinôte).

Gəpîps n. eintöniges Pfeifen (von Vögeln, Mäusen). Ebenso moselfr.

Gəpispər n. Geflüster. Ebenso moselfr. chatt. (chatt. auch *Gəpispəl).*

Gəprîpəl n. Geschwätz = moselfr. *Gəprippəl, Gəpribəl, Gəprêpəl* n. Gebrumme, Gerede.

Gəprudl (Minarken), *Gəprurl* n. wirres, unklares Gerede = moselfr. *Gəbruddəl(s)* n., hunsrück. *Gəbrurrəl* n. Verwirrung, Gemurmel (fläm *Gəpruttəl).*

Gərąch = moselfr. *Gəroch,* siegerländ. *Gərąch* m. Geruch.

Gərämpəl = moselfr. *Gərempəl* n. Gerümpel, Plunder.

gəräng gering Ebenso moselfr.

Gəräpp = moselfr. *Gərepp* n. Gerippe.

Gəräst = moselfr. *Gərest* n. Gerüste.

Gərätsch(səl) n. = moselfr. *Gəretsch* n. Rutschung.

Gəreisch n. Geräusch. Ebenso moselfr.

Gəreisch n. rauschendes Reisig; vgl. moselfr. *(Rauschən* pl.) auch *Reisch* n. (im Winter) rauschendes Buchengebüsch.

Gərêt = moselfr. *Gərêt* n. Wäsche.

Gəretsəl = moselfr. *Gərêts(əl)* n. Gerede.

Gergn, gewöhnlich *Säntt*- (stimmhaftes [weiches] s-) oder *Sant*-Gergn, urk. S. Georgius 1320, Zent-Gyergh 1439, 1532 (Honterus) S. Jorgen, magy. Szász-Szent-György, rum. Sân-Giorgiu, bei Lechnitz. Vgl. moselfr. F. N. (lux.) *Gergen, Georgen, Görgen* (zum letzteren vgl. auch O. N. urk.

Görgen 'Honterus. 1532'. magy. *Görgény-Szent-Imre*, rum. *Sân-Imbrul-Gurgiului*, bei Sächsisch-Regen) und den moselfr. O. N. *Görgenhof*. Vgl. auch den ss O N. *Gergendorf* (Bielz, S. 531).

Gerich Georg. Ebenso moselfr.

gərômt abgerahmt = ndrhein. ndl. *gerômt* abgerahmt.

Gəsaltschəf f. = moselfr. *Gəsäll(t)schaf* (fläm. *Gəselschap* f.) Gesellschaft; die alte -t-lose Form ist bewahrt.

Gəsǫnk = moselfr. *Gəsank* m. Gesang.

gəsǫnt gesund. Ebenso moselfr.

gəsůnt = moselfr. *gəsent* gesinnt.

Gəsůnt n. Gesinde, pl. *Gesündər* = moselfr. *Gəsen(t)* n., pl. *Gəsen(d)ər* Dienstbote(n): *d' Gəsendər sei deiər*, nösn. *də Gəsündər sei deiər*.

Gəsǫnthêt = moselfr. *Gəsonthêt* f. Gesundheit.

Gəsůstərt n. Geschwister. Vgl. altlux. *Gesustert* n., hess. „Geschwisterde" pl. Geschwister. Ndl. *gesusters* n. Vgl. *Süstər* s. d.

Gəsůtz = moselfr. *Gəsetz* n. das Gesitze, beständiges Sitzen.

Gəschůck = moselfr. *Gəschick* n. Geschicke.

gəschůckt = moselfr. *gəschickt* geschickt.

Gəschaddər n. = moselfr. ndrhein. (fläm.) *Gəschatər*, *Gəschetər* n. Gekicher, Gelächter.

geschâ' geschehen, *gəschâch*, part. prät. *gəschâ'(t)* = moselfr. *gəsche'*, *gəschôch* part. prät. *gəsche'(t)*, *gəschit*. Diese Partizipalformen auf -t reichen nicht über die Südgrenze des moselfr. Gebietes hinaus (weiter südlich: *gəschê* [ohne -t]); *gəschâ't:* nösn. *t äss gəschâ'(t)* es ist geschehen = moselfr.: *t ess gəsche'(t)*. Die Flexion von *geschehen* ist für unsere Zwecke wichtig. Nach Braune (Zs. fdph. 4, 258 f.) und Busch (ebenda 10, 322) fehlt moselfr. das sw. prät. (ripuar. *geschiede)*, ripuar. das st. part. (moselfr. *geschê)*; jenes hat beide partt., dies beide prätt.; rheinfr. hat nur st., ndfr. nur sw. Formen. Auch diese wichtige lexikalische Eigentümlichkeit spricht für den moselfr. Charakter der ss. Ma. Denn nösn. lautet das prät. nur *gəsâch* (moselfr. nur *geschoch)*, part. *gəšâ't* (moselfr. *geschit)* und *gəšâ'* (moselfr. *geschê)*.

Gəschâ'ch n. Schuhwerk (zu *Schâch* m. Schuh) = ndrhein. *Gəschöchs* n. Fuss eines Gebäudes.

Gəschâpsəl n. = moselfr. *Schapsəl* n. das oftmalige Schöpfen (Wasser).

Gəschätz = moselfr. *Geschetz* n. Geschütz.

Gəscheithêt f. Gescheitheit. Ebenso moselfr.

Gəschês n. Umstände. Ebenso moselfr.

Gəschetsəl n. das (oftmalige) Scheiden = moselfr. - ndrhein.

Schêtsəl n. das Scheiden, die Scheidung.

Gəschi"lz n. (nösn., im übrigen Siebenbürgen nicht üblich) Verschalung = moselfr. *Gəschi'lz* n. hölzerne Brunneneinfassung, Bogengerüste unter einem Gewölbe. Vgl. moselfr. *Schi'lz* f., *Gəschälz, Gəschi'lz* n. (ww.) Schalen von Obst, Getreide, Kartoffeln usw.

Gəschi"r n. Schererei, allerlei Umstände: *nät mąch dər esu vill Gəschi"r* = moselfr. *Gəschi'r, Gəschär* n. Schererei, Umstände, alles Mögliche: *vill Geschärr of dər Ju'cht.*

Gəschi"rssəl n. das Scheren, Geschere; vgl. moselfr. *Schi'rsəl* n. das Abgeschorene.

sss. *Gəschît* n., urk. 1532 (Honteruskarte) *gescheid,* die Wasser*scheide* zwischen Zeiden (Burzenland) und Schirkanyen (Fogarascher Gebiet). Vgl. ndrhein. O. N. *Scheid* (Hof bei Remscheid), *Scheidt* (Kreis Saarbrücken), O. N. Reiffer-*Scheid* (in der Eifel, Kreis Schleiden) d. h. Ripuarier-*scheide,* Wasserscheide zwischen Ripuariern und Chatten, ein besonders wertvoller O. N.

Gəschîr n. Geschirr. Ebenso moselfr. (lux.).

Gəschitt n. Schotter. Ebenso moselfr.

Gəschlâbər n. Schlempe (Schweinefutter), schlechte Brühe = moselfr. *Gəschlâp, Gəschlabbər* n. dünnes Getränke, schlechte Brühe.

Gəschlâ'cht = moselfr. *Gəschlâch(t)* n. Geschlecht.

Gəschläng (Mettersdorf) = moselfr. *Gəschläng* n. Schlund mit Zubehör (Lunge, Leber, Herz der geschlachteten Tiere). In Koblenz *Schleng* Schlund Vgl. frühnhd. (15. Jh.) *geslinc* n., ahd. geslinge, geslinc.

gəschlu"chtich feines Benehmen habend, wohlgeartet = moselfr. *gəschlu'cht, gəschlacht* gewandt, geschmeidig, nachgebend (mhd. geslaht „wohlgeartet").

Gəschmêss n. Geschmeiss. Ebenso moselfr.

Gəschmi"r = moselfr *Gəschmi'r* n. Geschmiere.

Gəschmi"rssəl = moselfr. *Schmi'rsəl* n. Schmiere, das Geschmiere.

Gəschnąpp n. munteres, geschwätziges Mädchen; vgl. ndrhein. *Gəschnapp* n. Geschwätz, Geplauder (holl. gesnap).

gəschnąpp(ər)ich vorlaut; vgl. moselfr. *schnäppich* vorlaut.

Gəschnuppər n. das Genasche = moselfr. *Gəschnup(s)* n. Nascherei.

gəschnuppərich = moselfr. *schnuppərich* (holl. snoeperig) naschhaft.

Gəschreif n. = moselfr. *Gəschreif(s)* n. Geschreibe, geschriebenes Zeug.

gəschu"ft geschabt, moselfr. *gəschu'ft.*

Gəschu"fsəl n. Geschabe, Abgeschabtes = moselfr. *Schu'fsəl* n.

gəschummərich = moselfr. *schummərich* verschämt.

Gəschwąppəl n. das Hin- und Herschwanken bewegter Flüssigkeiten, moselfr. *Gəschwappəl* n.

Gəsêmich = moselfr. *Gəsêms* n. Sämerei.

gəsîn (mhd gesegenen): *Gott gəsîn ij-ət!* Gott (ge)segne es euch!; vgl. moselfr. *gəsînən* segnen.

Gəsitrich n. Pfütze. Vgl. moselfr. O. N. *Sötrich* (Gen. St. Karte: Diedenhofen).

Gəšpâl n. = moselfr. *Gəšpêl* n. Spülicht.

Gəšpâlssəl = moselfr. ndrhein. *Špôlsəl* n. Spülicht.

Gəšpi̯r (mhd. gesperre) n. Vorrichtung an der Egge zum Anspannen der Pferde; vgl. lux. *Gešpi̯r* n. Gesperre (eines Daches).

gəšpriggəlt = moselfr. *gəšprikəlt* gesprenkelt.

Gəšpriggəl n. Reisig; vgl. moselfr. (lux.) *Šprîjəl* m. Sperrholz, ndl. *Sprokkəl* dürres Reisig.

Gêss = moselfr. *Gêss* f. „Ziege“ (welches Wort nicht vorkommt, wohl aber [moselfr. und ss.] *Zäckəl* Zicklein).

Gêssbu̯ərt = moselfr. *Gêssəbu̯'rt* m. Geissbart.

Gêssəl f. Peitsche. Ebenso moselfr.

Gêst m. Geist Ebenso moselfr.

gəštäckt vôl = moselfr. *gəštecktə voll* ganz voll.

Gəštâng = moselfr. *Gəštêng* n. Stangenwerk.

Gəštäp n. 1. Gewürz (auf einzelnen Gemeinden; z. B. *qllərhąnt Gəštäp* allerlei Gewürz), 2. Pfeffer = moselfr. *Gəštep* n. Staub (mhd. gestüppe).

Gəštrą̈'ssəl = moselfr. *Štrâissəl* n. Streuwerk.

Gətratsch = moselfr. *Gədratsch* n. Geschwätz. Vgl. *tratschn.*

gətrûst getrost. Ebenso moselfr.

Gətschock n. Geschaukel; vgl. fläm. *Gəschock* n. Gestosse des Wagens, das Rütteln, Schütteln.

gəwąldich = moselfr. *gəwäldich* gewaltig.

Gəwalf, sss. *Gəwälf* n. = moselfr. *Gəwelf* n. Gewölbe: *zwê Gəwelwər,* nösn. *zwê Gəwalwər,* sss. *Gəwälwər.*

gəwalft, sss. *gəwälft* = moselfr. *gəwälft* gewölbt.

gəwälknt bewölkt = ndrhein. *gəwolkt* bewölkt.

gəwänn, gəwąnn = moselfr. *gəwenn(ən)* gewinnen, *gəwonn* gewonnen.

Gəwänn = moselfr. *Gəwenn* m. Gewinn.

Gəwann n. Lage nebeneinander hinlaufender Äcker von gleicher Länge; sss. *Gəwąnt* f., dem. *Gəwąntchən,* Flur: *lą̈nk Gəwąnt, Ærbəsgəwąnt* (Erbsenfeld, bei Seiburg). Vgl. lux. *Gəwân* f. Flur, Getreidefelder eines Dorfes. Mhd. gewande f.

Gəwärî = moselfr. *Gəwerf* n. Gewerbe.

gəwäss = moselfr. *gəwess* gewiss.

Gəwässn = moselfr. *Gəwessən* n. Gewissen.

Gəwêf n. Gewebe. Ebenso moselfr.

Gəwêfsəl = moselfr. *Wêfsəl* n. das Gewebe (ndl. *weefsel* n.).

Gəweggəl = moselfr. *Gəwaggəl(s)* n. Gewackel.

gəwên gewöhnen. Ebenso moselfr.

gəwenəklich gewöhnlich. Ebenso moselfr. (lux. *gəwinəklich).*

Gəwi̯r n. Gewehr. Ebenso moselfr.

gəwunt gewohnt: *eich sei əsu gəwunt.* Ebenso moselfr.

gəzârt, sss. *gəzêrt* = moselfr. *gəzeˈrt* geziert.

Gəzaut n. Gezänke; vgl. nassau. *Gəzauks* n. Streit, Wortgezänke.

Gəzeich = moselfr. *Gəzei(ch)* n. Zeug: *näˈstnetzicht Gezei* nichtsnutziges Zeug, nösn. *nästnätzijət Gəzeich.*

Gəzwǫ̂nk = moselfr. *Gəzwânk* m. Zwang: *met Gezwank* mit Zwang, nösn. *mät Gəzwǫ̂nk.*

Gəzwänkich n. coll. kleinere, abgebrochene Äste; vgl. moselfr. *Zwenkəl* m. Zweig.

Gi̯ˑlt = moselfr. (chatt.) *Gäˑlt* n. Geld.

gi̯ˑrn 1. gerne, 2. mit Absicht, *gi̯ˑrn hu* lieben („lieben" kommt nicht vor) = moselfr. *gi̯ˑr* 1. gerne, lieb, 2. mit Absicht: *eich hu dich gi̯ˑr* ich liebe dich, nösn. *eich hu dich gi̯ˑrn*, moselfr. *ə huˈd-ət net gi̯ˑr gədôn,* nösn. *ə huˑd-ət nät gi̯ˑrn gədô*, moselfr. *haff mij-och nur ə winnich gi̯ˑr!* habe mich auch nur ein wenig lieb! nösn. *hǫff mij-och nur ə winnich gi̯ˑrn.*

Gi̯ˑršt m. = moselfr. *Gi̯ˑ(r)št* n. Gerste.

Gi̯ˑrštzǫckər = moselfr. *Gi̯ˑ(r)štənzocker* m. Gerstenzucker.

sss. ***Gîdəsbärch*** m. (bei Agnetheln), *Gottsbrêch* n. (bei Nieder-Eidisch). Vgl. moselfr. O. N. *Gödenroth* (Kreis Simmern), *Godesberg* (bei Bonn), urk. Godansberg, Wodansberg; vgl. altköln. *Goidenstag* = *Wodanstag, ndl. Woensdag, engl. Wednesday (d. h. Mittwoch).

F. N. ***Gierendt*** (sss.). Ebenso moselfr. lux. F. N. (= ahd. P. N. Gêrnôt, ohne lautliche Bedenken: ahd. gêr heisst ss. und moselfr. *Gîr* und -nôt (in tonloser Silbe) > *-ənt,* wie ss. *Geichwêchbərt* < *Geichwêchbrût* = *Geich-* [Krautsuppe] + weich + Brot; vgl. rheinfr. *Blêchərt* < bleich-rot („Bleichert", eine Weinsorte am Niederrhein).

F. N. ***Gierlich,*** urk. Girloch 1505, urk. *Gerlach* 1433. Vgl. moselfr. F. N. *Gierlich* (= ahd. P. N. Gerolah, zu gêr „Speer").

Gieshübel, ss. *Gessiwəl* (!), magy. Kis-Ludas, rum. Gueu, urk. Giszibel 1391—1415, bei Reussmarkt. Vgl. Gieshübel, dial.

Gessiwəl, Gissiwəl (!), ein Hof bei Nassau a. d. Lahn.

F. N. *Gillich* 1765, Gölch 1710, Geltch 1800. Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Gillich. Gilch* heisst ndrhein. „Aegidius" (franz. Giles, span. Gil); auch Gilles, Gelles (Aachen).

O. N. *Gindusdorf* (urk. 1332) bei Sächsisch-Regen—Tekendorf, heute ss. *Gisdrəf, Gäntsdrəf;* vgl. eifel. O. N. *Gindorf* (Gen. St. Karte: Prüm).

ginər, sss. *genər* = altmoselfr. *gener* jener.

gintst jenseits; vgl. ndrhein. fläm. *gints* jenseits.

Gîpsər m. = moselfr. lux. *Gîpsər(t), -â-* m. einmaliges Gähnen.

gîpsn = moselfr *gîpsən, gâpsən* gähnen.

Gîr, pl. *-ən* f. 1. Leinwand, Tuchzwickel, 2. zwickelförmig zulaufendes Gelände. Ebenso moselfr. (lux.). Vgl. den Bachnamen *Gîrəgru'wən* m. bei Felmern, *Gîrəbäsch* m. Ackerfeld bei Bulkesch.

O. N. **Giresch,* rum. *Giriş* (-sch), magy. Gyéres, bei Thoroczko; daher der Nösner F. N. *Gürischer* (1768), *Gierescher* (1700); auch F. N. *Gürsch* (Bistritz). Vgl. lux. O. N. *Guirsch* (Girsch) und lux. F. N. *Gieres, Giersch, Girsch* und *Guirsch* (moselfr. [chatt.] *girsch* heisst „mager"). Unser Giereseh(er): magy. Gyéres (dial. *Gyîräsch* gesprochen) = ss. Nieresch(er): magy. (Szász)-Nyires (spr. Njiräsch). Übrigens bewahrt ja rum. *Giriş(ch)* die alte Form. Die Gegend von Thoroczko, Thorenburg (Thorda), Gyéres ist alter deutscher Kolonistenboden. Vgl. siegerl. O. N. *Gîərschbərich* Giersberg.

girgəln mit einem schlechten Messer schneidend hin- und herfahren, lux. *girjələn.*

F. N. *Girling* (Kreisch), *Girlek* (Ludwigsdorf). Vgl. moselfr. F. N. *Gierling(er), Gerling* (patron. Ableitung zu den mit gêr zsgs. P. N.).

Gîrn m. „mehrzinkige, grosse, eiserne Gabel mit langem Holzstiel zum Fischstechen bei Fackelbeleuchtung" = franz. giron (im Altfranz. ˊ ˘ betont!) „Schoss", „Dreieck" — alle zu ahd. gêro, acc. gêrun m. „Speer" (wegen der Ähnlichkeit). Auch span. *giron.* Vgl. ndrhein. *Gêr* m. Gabel zum Fischfang. Vgl. *Gîr* f. (s. o.).

F. N. ***Girscht*** (sss.). Moselfr. (lux.) F. N. *Girst (-rst* wird im Moselfr. stets *-rscht* gesprochen [Wurst, Durst]). Vgl. auch die „*Gîrschter* Klause" bei Hinkel (Luxemburg). *Girscht* — mit epenthetischem -t- = *Girsch* (s. o.) = Girs, nhd. Gers, gen. zu ahd. Gêr(o), Koseform der mit *gêr* (ahd. gêr „Speer") als erstem Gliede zsgs. P. N. (Gerolah [vgl. ss. *Gierlich*], Gerland, Gerleip, Germuot, Gernand, Gernot, Gerawig u. a.).

sss. ***gîwən*** gähnen. Ebenso eifel. Vgl. *gîpsn* (s. o.).

sss. ***Giwwəl*** = moselfr. *Giwwəl* m. Giebel.

Gläck = moselfr. *Gleck* n. Glück: *eich wenschən dər Gleck.*

gläckn = moselfr. *gleckən* glücken.

sss. ***glad-əsu*** ganz so, moselfr. *glâd-əsu.*

Glâft n. Lippe = altchatt. *Gleft, Gleff(e)* n. Lippe; *lef* = *lef* in „Lefze" (lat. labium): „dem öbersten gleff" (Alberus) = nösn. *dəm êwərštn Glâft.*

glâ^{i}nich, sss. *glânich* = moselfr. *glînich, glênich* glühend; auch *gleunich* (= *glühendig).

gläntsich glänzend. Ebenso moselfr.

glât glatt. Ebenso moselfr.

glätschn = moselfr. *gletschən* ausgleiten.

Glätschschâgn = moselfr. *Gletschschong* m. Schlittschuhe.

glätsn glänzend machen (matt gefärbtes Ziegenleder); vgl. moselfr. *gletzərən* glänzen.

glêbm < *-w-*, sss. *glîwən* glauben = moselfr. *glêwən* glauben: *ə glêft* er glaubt, nösn. *ə glêft;* nösn. *glôft* glaubte, moselfr. *glôft* (eifel.), *gəglôft* geglaubt, nösn. *gəglôft.*

gleich sogleich, sofort. Ebenso moselfr. Vgl. nösn. *gleich enzənt* (petersdorf.) gleich jetzt = nordeifel. *gleich əzunt* jetzt.

Glês n. Geleise. Ebenso moselfr.

glêwich = moselfr. *glêwech* gläubig.

Glittwąssər = moselfr. *Littwassər* n. Gelenkwasser. (mhd. glit = lit. n. „Gelenk").

F. N. ***Glokner.*** Moselfr. F. N. *Glockner.*

Gnôt f. Gnade. Ebenso moselfr.

Gô m., sss. *Gôn(ən)* m. Abteilung eines Feldstückes, so viel auf einmal bearbeitet wird = moselfr. *Gôn* m (beim Kornschneiden) eine Anzahl Schnitter (mhd. jân m. „Reihe gemähten Grases, geschnittenen Getreides").

gô gehen, (sss. *gôn), gäng* ging, *gąngən* gegangen, *gąnk!* gehe! = moselfr. *gôən* gehen, *geng* ging, *gangən* gegangen, *gank!* gehe!: *eich gôn, dau gês, hê gêt; mîr gôn, dîr gôt, sei gôn,* nösn. *eich gô, dau gêst, hê gêt, mîr gô, îr gôt, sei gô.* Nösn. *gąnk zəm Teiwəl!* = moselfr. *gank zəm Deiwəl!* geh zum Teufel!

F. N. ***Göbbel,*** *Gebbel, Gebel* 1586, *Geubul* (spr. -ő-) 1311 (in Bistritz). Vgl. moselfr. F. N. *Göbel, Gebel, Gebbel, Göbbel* (Koseform der mit God- als erstem Gliede zsgs. P. N.).

gockəln = moselfr. *gockələn* hin- und herschwanken.

gocklich schwankend = moselfr. *gocklich* langsam wankend.

Gôf f. Gabe. Ebenso moselfr.

F. N. ***Gökler*** 1701, 1904, zu ss. *gêkəln* (gaukeln), *Gêkəl* unbeholfener Mensch. Vgl. den moselfr. F. N. *Goekel.*

O. N. ***Goldbach*** (Bielz a. a. O. S. 531), Oláh-Újfalu; vgl. moselfr.

O. N. *Goldbach* (Gen. St. Karte St. Wendel).

goldich golden. Ebenso moselfr.

F. N. ***Goldschmid*** 1505, *Goldschmidt* 1904. Moselfr. F. N. *Goldschmidt.*

gômərich schmerzlich verlangend; vgl. moselfr. chatt. *bəgämmərich* begehrlich, lüstern.

gômərn gierig verlangen nach einer bestimmten Speise (mhd. jâmern), moselfr. *jômərn.*

F. N. ***Goos.*** Ebenso lux. F. N. Vgl. O. N. *Goss*berg (Eifel, bei Gerolstein).

Gôssəm (Passbusch) f., *Gôsən* m. „Höhlung welche entsteht, wenn man beide hohlen Hände aneinanderfügt," sss. *Gûsəm* moselfr. *Gôssəl* f. altndrhein. (um 1100) gôsne; vgl. franz. gousset m. „Höhlung unter der Achsel", gousse f. „Hülse", romagnolisch goss(a), mailänd. guss(a).

Gôt, *Gôdi* = moselfr. *Gôt* f. Patin.

Gott hälw-ich! (Gott helfe euch!) Grüss Gott! = moselfr. *Gott helw-ich!* Begrüssungformel der Arbeiter.

Gott. Dafür gebraucht man ss. und moselfr. (lux.) gewöhnlich *qnsər (aus) Härrgott,* bzw. *ons (eis, ûs) Herrgott:* nösn. *eich hun ən mâ'ssn äm Gotts wälln biddn* = moselfr. *eich hun ən em Gotts wellən biddə meissən* ich habe ihn um Gottes willen (dringend) bitten müssen. *Gottsədqnk!* ⏑ ⏑ + = moselfr. *Gottsədank!* Gott sei Dank! *ə es Gottsədank noch hai* er ist gottlob! noch hier, nösn. *ə äss Gottsədank noch hâ'.*

F. N. ***Gött*** 1711, 1904. Ebenso moselfr. F. N. (= ahd. P. N. Godo),

F. N. ***Göttert*** 1620. Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Gottschack*** 1505. Moselfr. (lux.) F. N. *Gottschalk* (ahd. P. N. Godoscalc[us]).

F. N. ***Gottschick*** 1700, 1904. Ebenso moselfr. F. N.

Götzenberg, sss. *Gîzəmbrich,* Berg bei Heltau. Vgl. *Götzenberg,* westl. von Schellenberg (Gen. St. Karte Dillenburg [Westerwald]); O. N. *Götzenbrück* (Kreis Saargemünd).

F. N. ***Graef.*** Ebenso moselfr. F. N. *Græf, Gref.* Nösn. *Grêf* heisst Dorfrichter, wie in Hessen. Vgl. lux. O. N. *Greven*-machern.

F. N. ***Graeser.*** Ebenso moselfr. F. N.

Grâf f. Grube (in *Sänkgrâf* Senkgrube) = moselfr. *Grôf* f. Grube.

Grąf = moselfr. *Grâf* n. Grab: *ə ess med-enəm Fôs-em Grâf,* nösn. *ə äss mäd-enəm Fâs-äm Grąf* er ist mit einem Fuss im Grab.

Gräff = moselfr. *Greff* m. Griff.

F. N. ***Graffius*** 1788. Ebenso moselfr. F. N.

Grâfschräft = moselfr. *Grâfschreft* f. Grabschrift.

Grąfštê = moselfr. *Grâfštên* m. Grabstein.

Graft f. Gang zwischen Mauer und Berg in Kronstadt. Mhd. (md. nd.) graft, graht f. Graben. — Vgl. köln. Stadtgraben *Kraft* oder *Kracht* (Vereinsarchiv 1863, 364), holl. O. N. *Graft;* ndl. *gracht* f. heisst „Graben, die beiderseitigen Gänge des Grabens". Nördlich von Aachen liegt ein O. N. *Gracht* (schon auf ndl. Gebiete). Vgl. ndrhein. O. N. *Graft* (Kreis Moers).

grâ', sss. *grên* = moselfr. *grä'n* grün: *sə ess mər net gre'n* sie ist mir nicht zugetan, gewogen, nösn. *sə äss mər nät grâ'*.

Grâ'f f. = moselfr. *Grêf* m. 1. Griebe; 2. Hautausschlag am Munde: *ə hu't Grêwən gêss,* nösn. *ə hu't Grâ'bn gâssn* (er hat Grieben gegessen).

sss. ***Graimerich*** n. Flurname bei Alzen. Vgl. moselfr. O. N. *Greimerath* (Kreis Saarburg), *Greimersburg* (Kreis Cochem).

Grâ'nət = moselfr. *Gre'nt* n. Grünes (mit germ. -t).

Grâ'špô = moselfr. *Gre'nšpô* m. Grünspan.

Grâ'ss m. das nach Ausscheidung der Kleie beim zweiten Sieben übrig bleibende grobe Mehl. Daraus gebackenes Brot heisst *Grâ'ssbrût.* Vgl. moselfr. *Gre'ssmêl* n. Griesmehl und moselfr. *Grêss* m. Art groben Brotes (zu mhd. griez „Gries, grobes Mehl").

grâ'ssn = moselfr. *gre'ssən* grüssen.

Grąl = moselfr. *Graul* m. Greuel: *'t es ə Graul!,* nösn. *t äs-ə Grâl!* es ist ein Greuel. Auch sss. Flurname (Mediasch).

grąln = moselfr. *graulən* fürchten: *eich grauələn,* nösn. *eich grąln* 1. ich empfinde Ekel, 2. Angst (sss.).

Grâmət f. = moselfr. *Grômət* Grummet.

grämmich = moselfr. *gremmich* grimmig.

Grąndeis = moselfr. *Grondeis* n. Grundeis.

Gränděl = moselfr. *Grendəl* m. Gründling (Fischart).

Gränděl = moselfr. *Grendəl* m. Pflugbaum (mhd. grindel).

gräntich = moselfr. *grendich* (grindig) mit Kopfgrind behaftet.

grandich = moselfr. *grandech* mürrisch.

Gränt = moselfr. *Grent* m. Grind.

Grąnt = moselfr. *Gront* m. Grund.

gräntlich = moselfr. *grentlich* gründlich.

Grąntsôfn (pl. tant.) Hefe, trübe, schlammige Flüssigkeit als Bodensatz = ndrhein. fläm. (lautlich entsprechend) *Grontsop* n. (Grundsuppe) Hefe. Vgl. lux. *Sôf* Brühe.

Grąntštê = moselfr. *Grontštê* m. Grundstein.

Grąntwôrt (modern) = moselfr. *Grontwôrt* n. Grundwort.

Grą̂nz m. Groll, Zorn; vgl. moselfr. *granzech* zornig.

Grąp f, gewöhnlich dem. *Grąptchi* „Stück Traube"; vgl. moselfr. *Grap* f. „eine Handvoll", z. B. *en Grap Kî(r)schən* (Kirschen", nösn. *Kîrschn)*. Vgl. franz. grappe „Traube, Traubenkamm", altfranz. crape, provenz. graps „manus curva", ital. grappo 1. „das Zugreifen", 2. „Traube". Auch ital. grappa f. „Klammer, Kralle" und franz. grappin „Enterhaken" sind verwandt. Das g- unseres und der romanischen Wörter gegenüber nhd. k- (Krapfen m. „Haken") ist charakteristisch. Verwandtschaft soll nicht geleugnet werden.

grąpəšchn = moselfr. *grapschən* hastig zugreifen.

grąss finster, düster (vom Blicke des Menschen) = moselfr. *grass* starr (von den Augen).

F. N. ***Grass*** (so hiess Joh. Honterus). Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

F. N. ***Grasser***. Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

Grätz = moselfr. *Gretz* f. Grütze (im Kopf), Witz.

Grêf m. Ortsrichter, Ortsvorstand = altmoselfr. *grêf* m., heute noch chatt. (hess.) *Grêwe* m. Ortsvorstand, aachen *grêve, grîf* m. Zunftvorstand. In Siebenbürgen ist das Wort spezifisch nösn. (Bistritz und S.-Regen); der Süden sagt *Hann* (s. u). Dazu der F. N. „Græf" (s. d.). Vgl. sss. Flurname *Grêwəwiss* f., *Grêwəsteck* n., *Grêwəbärch* m. (Denndorf), *Grêwəngass* (Heltau). Vgl. die westdeutschen O. N. *Grev*enberg (Kreis Aachen), *Grev*enbroich (Rgbz. Düsseldorf), *Grev*enstein (Kreis Arnstein), *Grev*enbricht (Niederlande, Limburg).

F. N. ***Greger*** (Weingartskirch), *Greger* 1505 (Bistritz). Vgl. moseltal. F. N. *Greger* (= Gregor).

Grei m. Zorn, adj. *greidich* zornig; vgl. ndrhein. *Grein* m. Murrkopf.

Greimrich (Markname bei Schässburg; Haltrich, Tiersage, S. 13). Vgl. O. N. *Greimerath* bei Koblenz. S. o. *Graimerich.*

greifn greifen, *gräff* griff, *gəgräffn* gegriffen = moselfr. *greifən* greifen, *gräff* griff, *gəgreffən* gegriffen.

grein weinen = moselfr. *greinən* weinen.

greisərlich entsetzlich = lux. *greislich* entsetzlich.

F. N. ***Grell*** 1709. Ebenso moselfr. F. N.

sss. ***grengən*** = nordmoselfr. *grengən* weinen. Vgl. *grein* (s. v.).

F. N. ***Grether*** (sss.). Ebenso moselfr. F. N.

gretzən reizen, necken. Vgl. moselfr. *retzen,* nordeifel. *grêzən* reizen (mhd. gereizen).

gribbəln, sss. *griwwəln* = moselfr. *griwwələn* stochern, grübeln: *en dər Nu's* — in der Nase grübeln.

Grimməl, sss. (Rode) auch *Jriməl* f. = moselfr. *Grimməl* f., ripuar.

Jrimǝl „Krümchen, Brosamen“. Bei aller Verwandtschaft mit „Krume“ ist doch sehr zu beachten, dass gerade die moselfr.-ripuar Maa. im Gegensatze zu den hd. und ndd. Ma. nie *k-*, sondern *g-*, bzw. (lokal entsprechend) *j-* haben. Dieses *g-* ist in diesem Worte gemeinromanisch: franz. se grumeler „sich klumpen“, zu lat. grumulus „Häufchen“ zu lat. grumus, ital. span. portug. grumo „Klümpchen“. Auch das rum. grum m. „Haufen“ bewahrt die alte Form. Moselfr. *Grimmǝl* f. Krume: *gem-mǝr ǝ Grimmǝltchǝ Brût!* (ebenso nösn.).

Grippǝs f. = moselfr. *Grips* f. 1. (Griebs) Kernhaus des Obstes; 2. Adamsapfel (oberes Ende des Schildknorpels).

grisǝln körnig sein (vom Brote, so dass einem beim Essen die Zähne knirschen) = moselfr. *grisǝlǝn* (-ĭ-) schauernd überlaufen: *ǝt grisǝlt mich.*

grislich kleinkörnig = moselfr. *grischelech* (lux.), *Grislich* einen eiskalt überlaufend (z. B wenn man beim Brotessen auf Steine beisst).

Grisst = moselfr. *Grisst* (eifel.), *Grîst* f. Grösse.

gritschǝln, auch *gritschgratsch mąchn* (Kindersprache) = moselfr. *gratschǝlǝn* unleserlich schreiben, hudeln.

Gritt neutr. = *Margrit* Margarete. Ebenso moselfr.; dem. *Grittchǝn,* nösn. *Grittchi, -chǝ* Gretchen.

grô grau. Ebenso moselfr.

grôf grob. Ebenso moselfr.

Grôfhêt f. Grobheit. Ebenso moselfr.

F. N. *Groh* 1700, 1904. Moselfr. F. N. *Groh* (mhd. grâ „grau“).

Grompi͡er (Jaad), *Krąmpîr* (in Deutschbudak) = moselfr. *Grompîr* f. (Grundbirne) Kartoffel. Merkwürdig, dass auch dieses, erst kaum 2 Jahrhunderte alte Wort, das unmöglich mitgebracht ist, hüben und drüben fast ganz übereinstimmt — ein Beweis für die auch anderweitig bestätigte Tatsache, dass die Lautgesetze unter i. a. gleichen Bedingungen mit der Notwendigkeit der Naturgesetze wirken.

F. N. *Gross* 1505, 1905. Ebenso moselfr. F. N.

Groi f., „Winkel der gespreizten Beine“, moselfr. *Grai,* nösn. *sich vǝrgroiǝn* „die Beine zu weit spreizen“, moselfr. *graiǝn* „mit gespreizten Beinen gehen“; zu lat. gradus „Schritt“, vgl. Livius: pleno gradu „in vollem Marsche, schnell und ordentlich aufmarschierend. Zum Schwund des -d in *Groi, Grai* vgl. franz. grè = ital. grado „Schritt“, lat. gradus (Kluge s. v.); vgl. auch nösn. *sî* (Grün[Kartenspiel]) < szekler. sűd, sőd < magy. zöld „grün“.

grôlich graulich (zu „grau“). Ebenso moselfr.

F. N. *Gröllmann* 1710 (heute *Grell*mann). Ebenso moselfr. F. N.

Grôt m. Grat, Bergrücken; sss. Flurname *Grót* n. (Agnetheln). Vgl. westmitteld. *Grôt:* wetterau. *bis uf də Grót* (bis auf den Grat [ganz und gar]) einen verderben, ausziehen. Ebenso moselfr.

Grôsn m. 1. Baumstumpf, 2. kleiner dicker Kerl, 3. (sss.) Kernhaus des Obstes; dem. *Grêzkn* n. Inneres des Kohlkopfes; vgl. moselfr. *Grotzə(n)* m. 1. Kernhaus des Obstes, 2. verschrumpftes Kernobst, Kind etc.

gruᵃbn, sss. *gruˈwən* graben, *grôf* grub, *gruˈf!* grabe!, *gəgruˈwən* gegraben. Moselfr. *gruˈwən, grôf, gruˈf!, gəgruˈwən.*

gruᵃt = moselfr. *gruˈt* gerade.

sss. ***Gruᵉwən*** = moselfr. *Gruˈwən, Gruˈf* m. Graben.

Gruptchi n. (dem.) ein kleines Kind; vgl. moselfr. (eifel.) *gruppich* klein.

F. N. ***Gruss*** 1705. Ndrhein. F. N. *Gruss* 1890 (Mühlheim am Rhein). *Grûss* heisst nösn. und moselfr. „gross".

grûss gross, *grissər* grösser = moselfr. *grûss* gross, *grissər* (lux.), *grîssər* grösser.

Grûssmammi (Stadt Bistritz) = moselfr. *Grûssmamm* f. Grossmutter.

guᵃr = moselfr. *guˈr* gar: *allə guˈr* alle; *ə huˈt mich guˈr huˈrt gəschlôn*, nösn. *ə huˈt mich guˈr huˈrt gəschlôn.*

Guᵃrf = moselfr. *Guˈrt, Gârf* f. Garbe; pl. *-ən.*

Guᵃrgəl f. = moselfr. *Guˈrjəl* f., fläm. *Gergəl* m. Fassdaubenfuge für den Boden.

guᵃrgəln = *guˈrjələn* eine Rinne in die Fassdauben, worin der Boden fusst, machen. Vgl. *Guᵃrgəl* (s. o.). Fläm. *girjələn.*

Guᵃrn = moselfr. *Guˈrən* n. Garn.

Guᵃrtn = moselfr. *Goᵃ(r)tə(n),* (lux) *Guˈrt* m. Garten.

guᵃrz bitter; vgl. moselfr. *guˈrzich,* siegerländ. *gârz,* altndrhein. *garzt* bitter.

F. N. ***Gundthart*** 1668. Vgl. moselfr. F. N. *Gundert* (= ahd. P. N. Gundhart).

F. N. ***Gunnesch,*** Gunesch, Gandesch (1765), *Gondesch* (1648), Gondysch (1478), Gwndesch (1505), Gundisch (1489); vgl. den O. N. *Gonneschhof* (Luxemburg).

F. N. ***Günther.*** Ebenso moselfr. F. N.

Gunz, sss. *Gundsər* m. = moselfr. *Gunz, Gunsər, Gunsərt* m. Gänserich (mhd. ganze m.).

Gup f., „kurzes Ärmelkleid", sss. (Zendresch) auch *Jup* = moselfr. *Jup* f., franz. jupe (im Altfranz. -u- gesprochen), provenz. jupa, f. „Jacke". *g-* < j- macht keine Schwierigkeiten, vgl. *gôt, gaˈt* < Jaad (Dorf bei Bistritz), *ginər* (jener), *ginst* (jenseit), *gômərn* (< jâmərn) „schmerzlich verlangen", *gohannəs* (Johannes) u. a. Die Entlehnung aus magy. guba (Jakobi, S. 16) ist lautlich un-

möglich, da -a im Auslaut magy. Lehnwörter nie abfällt, sondern zu -ə wird, z. B. *bundə* < magy. bunda „Winterpelz", *laptə* < labda „Ball", *pulkə* < pulyka „Truthahn", während der Abfall von franz. -e in moselfr. Wörtern Regel ist, z. B. *grap* (s. o.), *hup* (s. u.) u. a. Damit soll nicht gesagt sein, dass ss. moselfr. *gup, jup* und magy. guba nichts miteinander zu tun hätten (magy. guba = kroat. serb guba, rum. giubea, ital. dial. gibba, span. [al-]juba). Nur ist unser *gup, jup* nicht direkt aus magy. guba oder vielleicht aus rum. giubea entlehnt, sondern altes mitgebrachtes moselfr. Lehnwort.

Guptchi: *ə Guptchi (-tchi* ist dem.) *schlô* den Ball so hoch emporschlagen, dass er leicht aufgefangen werden kann. Vgl moselfr. (eifel.) *Gupball* m. Fangball und moselfr. *gaupən* in hohler Hand auffangen, iterat. *gapschən* (kobl.). Vgl. *fôrn* (s. d.).

Gurr f. 1. Stute, 2. Weib (Schelte) = moselfr. *Gurr* f. 1. schlechtes Pferd (altmoselfr. „Stute"), 2. mageres Weib (Schelte).

Gûrt f. Gurt, lux. *Gûrt.*

F. N. ***Gürtler*** 1788, Gwrtler 1505. Moselfr. F. N. *Gürtler* (Gürtelmacher).

F. N. ***Gust.*** Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Gwldener*** (urk.) = moselfr. F. N. *Guldner.* Vgl. Gellner (s. o.).

F. N. ***Gwnther*** 1505. Lux. F. N. *Gunther.*

H.

Hê? Was (beliebt)? = moselfr. eifel. *Hê?* Was (beliebt)?

Hê f. (Haue) Hacke. Ebenso moselfr.

Haal *(Hâl)* f. Riedname (Heidendorf); vgl. O. N. *Haal* (Gen. St. Karte: Aachen).

Hąckichər = moselfr. *Hackərchər* pl. dem. die ersten Zähne (Kindersprache).

Hâdrich = moselfr. chatt. *Hâdərich* m. Hederich (Gundelrebe).

F. N. ***Haefner*** 1833. Ebenso moselfr. F. N.

Hąff (ohne Umlaut und ohne -t, wie mhd. ahd. huf) f. Hüfte = moselfr. (siegerländ.) *Hoft* (ohne Umlaut), *Häff* (ohne -t) f. Hüfte.

Häffəl m. Hügel = nordeifel. *Höffəl,* aachen. *Höfəl* m. Hügel (holl. heuvel m. Hügel). An der Mosel ist mir nur *Hiwəl* (= mhd. hübel) m. vorgekommen. Vgl. *Gąffəl* (s. o.). Vgl. O. N. (Eifel) „In den *Höffeln*" (Gen. St. Karte: Hillesheim) und *Hövel* (Gen. St. Karte: Bonn).

Hâfn Presshefe (pl. tant.) = eifel. *Haifən* Hefe.

F. N. ***Hager***. Ebenso moselfr. F. N.

hahär von hier(her) < *hâ'-här* = moselfr. *haihär* hier her.

hahi (< *hâ'-hi*) = moselfr. *haihin* hierhin.

O. N. ***Hahnebach,*** (dial. *Hunnəbich),* urk. *Hambach* (1380), bei Hermannstadt; vgl. *Hambach* (Kreis Jülich, Rgbz. Aachen), *Hannebach* (Kreis Adenau, Rgbz. Koblenz), *Hannbach* (Gen. St. Karte: Birkenfeld).

F. N. ***Hahner,*** *Haner* 1788. Moselfr. F. N. *Hahner* (ahd. P. N. Haginher).

F. N. ***Hähner***. Ebenso moselfr. F. N.

Hą' = moselfr. (sauertal.) *Ha'* n. Heu.

hâ' hier = moselfr. *hai* hier, chatt. *hæ'* hier, nösn. *hâ' än* (- ˇ) = moselfr. *hai en* (- ˇ) hierinnen, nösn. *ha' aus* hier aussen; vgl. rheinfr. *haus* hier aussen; nösn. *hâ' niddn* = moselfr. *hai niddən* (hienieden) hier unten; nösn. *hâ' ąnt dô* = moselfr. *hai an-dô* hie und da; nösn. *hâimätt* (modern) = moselfr. *haimett* hiemit.

Hâ'chəl = moselfr. *Hæchəl,* eifel. *Haichəl* f. Hechel.

hâ'chəln = moselfr. *hæchələn,* eifel. *haichəln* hecheln.

Hâ'cht, sss. *Hêcht* f. = moselfr. *Hæcht* f. Hecht.

Hâ'dər = moselfr. *He'dər* m. Hüter.

hâ'dn = moselfr. *he'dən* hüten, *he't* hütet, *gəheit* gehütet; nösn. *hâ't* hütet, *gəhâ't* gehütet.

Hą'gąffəl = moselfr. *Hâ'gâfəl,* fläm. *Hôigaffəl* f. Heugabel.

F. N. ***Hain*** (sss.), *Hen* 1625; vgl. moselfr. F. N. *Hein.*

Hâ'tchi, *Ha'tchə* n. Hütchen, *Hâ'tchər* (pl.) = moselfr. chatt. *Hæ'tchə, Hæ'tchər* (pl.) Hütchen.

hâklich = moselfr. (koblenz.) *hækəlich* heikel, empfindlich kritisch, schwierig: *dad-es-en hækəlich Sach,* nösn. *dąd-äs-än hâklich Sąch* das ist eine heikle Sache, henneberg. *hâkəlich* wählerisch.

hâksn nach Luft schnappen wie die Kurzatmigen = eifel. *hæchzən* keuchen.

Hâl f. 1. Hölle, 2. Winkel zwischen Ofen und Wand = moselfr. *Hæl, Häll* f. 1. Hölle, 2. Winkel zwischen Ofen und Wand.

Hąl f = moselfr. *Hâl* f. Halle.

hąlf = moselfr. *half* halb: *ən half Brût* ein halbes Brot, nösn. *ə hąlf Brût, hąlw-ąnt half* = moselfr. *halw-an half* (halb und halb) fast, beinahe.

Half n. = moselfr. *Hälf* n. Axtstiel (mhd. halp, help m. Handhabe, Stiel).

hälfn helfen, *hälf!* hilf! *hälft* hilft = moselfr. *helfən, helf! helft.*

Hąlftər **m.** = moselfr. *Haləftər* **m.** die Halfter (holl. halfter m.).

hąllich, sss. *hąldich* meines Dafürhaltens, vielleicht, etwa; vgl.

chatt. henneberg. *haltich* eben (man kann „haltich“ nicht alles wissen) < halte + ich.

hąln halten, *hâl* hielt, *hąl!* halte! *gəhąln* gehalten = moselfr. *hâlən* halten, *he'l* hielt, *hâl* halte! *gəhâl(ən)* gehalten.

Hąl(t)s = moselfr rheinfr. *Hâl(t)s* m. Hals.

hąlt eben = moselfr. *halt* eben: *sei ess halt krank* sie ist eben krank, nösn. *sei äss hąlt krąnk.*

hąlwər halb: *äm hąlwər zwê, äm hąlwər zwelləf* = moselfr. *em halwər zwê,* (um) halb zwei (Uhr), *em halwər zwelləf* (um) halb zwölf (Uhr).

hąlwich zur Hälfte; vgl. chatt. henneberg. *halbich* zur Hälfte.

Hameruden, urk. *Hamerod* 1532, magy. Homorod, rum. Homorodu, bei Reps; vgl. moselfr. urk. „Hämerod“ (Grimm, Weistümer), dial. heute *Hemmərôt, Hämmərôt* = „Himmerod“ in der Eifel (Gen. St. Karte: Prüm); ferner O. N. *Himmerod* (Rgbz. Köln, Gen. St. Karte: Waldbröhl).

Hąmm f. Schinken = moselfr. *Hamm* f. der Schinken; *zwê Hamtchər* zwei kleine Schinken, nösn. *zwê Hąmtchər.* Mhd. hamme.

O. N. ***Hamm,*** ss. *Hąm,* m. häufiger Riedname, = „Ort an der Flussbeuge“ oder „umzäuntes Feld“; ebenso moselfr. ndrhein., z. B. *Hamm* (Ort an der Flussbeuge, Gen. St. Karte.: Saarburg), *Ham* (Gen. St. Karte: Diedenhofen), *Hamm* (Gen. St. Karte: Prüm), *Hamm* (Gen. St. Karte: Waldbröhl). Am Rhein heisst Hamm „Ufer“ („der Rhein läuft über den Hamm“). Vgl. ferner O. N. *Ham*hof (Gen. St. Karte: Trier).

Hammersdorf, ss. *Hąmməschtərf,* bei Hermannstadt, urk. Hummersdorf (1446), villa Humberti (14. Jh.), Homerszdorff (15. Jh.) = Dorf des Humbert; vgl. O. N. *Hemmersdorf* (südl von Trier, Gen. St. Karte: Saarlouis), dial. *Hämmərschdorf.* Vgl. dazu die moselfr. (lux.) Form. *Hemmer, Hammer, Hommer, Hummer,* Humbert. Vgl. auch Hemmersbach (bei Düren); ferner O. N *Hammersberg* (Gen. St. Karte: Boppard am Rhein), *Hammerstein* (Gen. St. Karte: Koblenz), *Hammersch* (Rheinprovinz).

Hammmichəl (altnösn.) Johann Michael = moselfr. *Hammmichəl* Johann Michael.

Hämpər (mhd. hintber) f. Himbeere (-p- = -tb- wie in *kospər* [s. u.], *J"rpəl* [s. u.]). Ebenso moselfr. (auch *Hempər, Hampər).*

Hampo m. Einfaltspinsel = moselfr. rheinfr. *Hampəl* m. Einfaltspinsel.

hân = moselfr. *hâən* hauen: *eich hâən, dau hu's gəhâən* ich haue, du hast gehauen, nösn. *eich hân, dau hu"st gəhân.*

Hândər pl. Hühner (Mettersdorf) = moselfr. *Hôndər* Hühner.

händər hinter. Ebenso moselfr. *(hen[d]ər): eich well schun*

hen(d)ər ən sei tadeln, nösn. *eich wäll schu händər ən sei* (ich will schon hinter ihnen sein); ***händərdrän*** = moselfr. *hen(d)ərdren* hinterdrein.

Händərbäsch, Riedname im Nösnerlande (z. B. in Bistritz); vgl. den moselfr. O. N. *Hönnerbösch.*

Hândərflêsch (Mettersdorf) = nordeifel. *Hôndərflêsch* m. (holl. hoendervleesch) Hühnerfleisch.

Hândər-mäst m. Hühnermist (Mettersdorf) = nordeifel. *Hôndərmest* m. Hühnermist.

händərn = moselfr. *hen(d)ərən* hindern.

händərräcks = moselfr. *henn(d)ərrecks* hinterrücks.

Händəršt n. Hinterteil (vom Rind) = moselfr. *Hen(d)əršt* n. (das Hinterste) Hinterteil.

hąndərt = eifel. *hondert* hundert: *hondərt ênt* (101), nösn. *hąndərt ent.*

F. N. ***Hanek.*** Vgl. den moselfr. O. N. *Hanecker* (Gen. St. Karte: Saarlouis).

hän ə widdər = altmoselfr. „henne und widder", ndrhein. (ndl.) *hên ən wedər* hin und her.

Hângəltchi, *-tchə* n. = moselfr. *Hêngəltchə* n. Henkel: *zwê Hêngəltchər,* nösn. *zwê Hângəltchər.*

Hąngər = moselfr. *Hongər* m. Hunger.

sss. ***Hangərbrannən*** m. (Hungerbrunnen) Quelle bei Bekokten. Vgl. moselfr. *Hongərpetz* (Hungerbrunnen) in der Eifel. Zu *Petz* s. d.

Hąngerdût = moselfr. *Hongərdût* m. Hungertod.

hąngərich = moselfr. *hongərich* hungrig.

Hąngərleidər = moselfr. *Hongərleidər* m. Hungerleider.

Hąngərmuck m. Nimmersatt; vgl. moselfr. (koblenz.) ww. *Muck* f. Schwein.

Hąngəršnût = moselfr. *Hongəršnût* f. Hungersnot.

Hänkəl = moselfr. *Henkəl* n. Küchlein: *zwê klinzech Henkəltchər* zwei kleine Küchlein, nösn. *zwê klinzich Hänkəltchər.* Vgl. moselfr. F. N. *Henkel, Hinkel.*

Hänkəlšträmpəl = moselfr. *Henkəlštrempəl* m. Hühnerkeule.

F. N. ***Hann*** 1700. Ebenso moselfr. (lux) F. N.

Hąnn in *Stądthąnn* m. (früher) erster Polizei- und Wirtschaftsbeamter der Stadt, sss. *Hann* m. Ortsrichter = altmoselfr. *Honn* m. centenarius, Unterrichter (mhd. hunde, hunne).

hänn əräm hinten herum = moselfr. *henn(ən)ərem* hinten herum.

Hanni Koseform für Johannes. Ebenso moselfr. auch *Hânnəs* (so auch sss. [Agnetheln]).

(Jo)-Hannjorich (⏑) ⏑ ⏑ Johann Georg; vgl. moselfr. *Hannjerich, Hanngerich* Johann Georg (nösn. *Gerich* Georg, ebenso moselfr.).

F. N. ***Hans*** 1820, Hannes 1711. Lux. F. N. *Hans, Hannes.*

F. N. ***Hansel*** (Mettersdorf). Ebenso lux. F. N. (Koseform zu Hans).

Hąnt = moselfr. *Hont* m. Hund: *zwê Hen(t)chər* zwei Hündchen, nösn. *zwê Häntchər.*

Hą̂nt, Hânt (Klein-Bistritz) f. Hand = moselfr. chatt. *Hânt* f Hand.

Hąntsdâ'ch = moselfr. *Hontsdêch* Hundstage.

Hąntsdrâk = moselfr. *Hontsdrêk* m. Hundsdreck.

Hąntsgläck = moselfr. *Hontsgleck* n. unverdientes Glück (Hundsglück).

Hąntsjąng = moselfr. *Hontsjong* pl. Hundsjunge.

Hąntskrinkət = moselfr. *Hontskrenkət* f. Hundskrankheit.

hąntsmâ't = moselfr. *hontsme't* (hundsmüde) sehr müde.

Hąntsräck, vgl. *Hundsrück* (s. u.).

häppəln hinken, hupfen, humpeln = moselfr. *heppən* fläm. *hippələn* humpeln, hüpfen.

Hâr f. (Petersdorf, S. Regen) Hure = moselfr. *Hôr* f. Hure.

Harbach, Dorf bei Leschkirch (rum Cornețel, magy. Hortobágyfalva). Der Harbach ist ein Nebenflüsschen des Alt (urk. aqua Harbach 1402). Vgl. den moselfr. F. N. *Haarbach* und den O. N. *Harbach* (Gen. St. Karte: Siegen), O. N. *Horbach* (bei Aachen, Lacomblet 1073—75.). Vgl. ndrhein. *Harbach,* urk. Hurbach, Grimm, Weistümer 1, 529.

Harrəbar ⏑ ⏑ ⏑ m. Zank, Streit: *sə sei äm Harrəbar* = nordeifel. *Harrwarr* m. Wirrwarr, Zank, Streit (holl. *harrewarren* zanken, streiten). Vgl. ahd. haren „schreien" und baren „schreien". Anders Kisch, Nösner W. u. W., S. 65.

ąnsər ***Härrgott*** m. Herrgott („Gott" allein ist nicht gebräuchlich): *ə lêft wâ' ąnser Härrgott än Frankreich* = moselfr. *ə lêft we' onsər Härrgott en Frankreich* er lebt sehr gut. Ferner moselfr. *eich wês-of dər Härrgotts Wält näist dərvun,* nösn. *eich wês of dər Härrgotts Wält näst dərvu* ich weiss (auf der Herrgotts Welt) nichts davon.

F. N. ***Hartig*** 1763, 1904. Ebenso moselfr. F. N. Ahd. P. N. Harduwich, nhd. Hartwig. Schwund des w im Anlaute des zweiten Kompositionsgliedes wie in *Leimət* (mhd. lînwât) „Leinwand", *Hą̂ntrək* „Handwerk", *Lą̂nkət* (mhd. lancwit), *Mättoch* „Mittwoch", F. N. Bertleff < Bertolf < Berahtwolf usw.

hartn härten, stählen; vgl. fläm. holl. *harden* (moselfr. —**rt**— gegenüber ndfr. —**rd**—!) härten.

Hi''rwəst, sss. ***Harwəst*** = ndrhein. *Harwst* m. Herbst.

Harz n. Herz = siegerl. *Harzə,* nordeifel. *Ha(r)z* n. Herz,

(holl. hart): *ə hu't dət Ha(r)z (Hi"rz) op dər Zong,* nösn. *ə hu"t dət Harz af dər Zang.*

Hąssəl f. = moselfr. nassau. *Hassəl* f. Hasel; vgl. O. N. *Hassel* (Luxemburg), *Hasel*busch (Gen. St. Karte: Eupen), *Hassel* (Gen. St. Karte: Malmedy).

Hąssəlnąss = moselfr. nassau. *Hasselnoss* f. Haselnuss.

Hâst = moselfr. *Hôst* m. (fläm. Hûst).

hâstn husten: *eich wäll dər üst (üf'əst) hâstn* = moselfr. *hôstən* husten: *eich well dər eppəs hôstən* (ich werde deinen Wunsch nicht erfüllen); *e hôst* er hustet, *ə hâst.*

Hâstsąckər m. Bonbon gegen den Husten = moselfr. *Hôstzockər* m. Kandiszucker.

Hât m Hut, ***Hâ't*** Hüte = moselfr. *Hôt* m., pl. *He't* Hut, Hüte.

Hätt (modern) = moselfr. *Hett* f. Hütte.

Hąttərt m. Weichbild, Gemarkung, Grenze. Nicht mitgebrachtes, nicht moselfr., aus magy. határ (ˊ -) „Gemarkung, Grenze" entlehntes Wort (mit epenthetischem *-t,* wie z. B. *Trichtərt, Lichtərt* [Leuchter], *Hâlftərt* [Halfter] u. a.).

hatz! hatz! Lockruf für die Ferkel; vgl. moselfr. *hetz da!* Lockruf.

hätzich = moselfr. *hetzich* hitzig.

Hätzt = moselfr. *Hetzt* f. Hitze (< hizzida).

hauchn = moselfr. *hauchən* hocken.

Hauf = moselfr. *Hauf* f., pl. *Hauwən* Haube.

F. N. ***Haupt*** (sss.). Ebenso moselfr. F. N.

Haus n., pl. *Heisər* Haus. Ebenso moselfr. (ripuar. [köln.] dagegen *Hûs, Hüsər).* Vgl. lux. F. N. *Heuskin;* nösn. *Heiski* heisst „Häuschen".

Haut f. Haut, *Heit* Häute. Ebenso moselfr. (nordlux. *Hokt, Hekt;* ebenso sss.!).

Hâweisn n. Hufeisen = moselfr. *Hôweisən* n. Hufeisen; *ə hu't enəm də Hôweisən ôfgəress(ən)* er hat einem die letzte Ölung gegeben, nösn. *ə hu"d-enəm də Hâweisn u"fgərässn.*

Hâzel m. Grille, eingeschrumpfte Person, sss. (Michelsberg) *Hæzəln* (pl.) gedörrte Birnen = moselfr. *Hozzəl* f., md. *Hôzəl* f. dürres Vieh, gedörrtes Obst, eingeschrumpfte Person.

Hê f. Henne; vgl. chatt. *Hên* Hühner, nösn. *Hên* Hennen.

Hêbəsch (Riedname) = Hainbusch; vgl. lux. F. N. *Hebesch.*

F. N. ***Hebler.*** Ebenso lux. F. N.

F. N. ***Hecht.*** Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

hêdər heiter. Ebenso moselfr. Vgl. moselfr. F. N. *Heeder.*

Hêdngi"lt n. (Heidengeld) sehr viel Geld = moselfr. *Hêdəgi"lt* (Heidengeld) sehr viel Geld:

dật kost ə Hêdəgi"lt, nösn. *dật kost ə Hêdngi"lt*.

F. N. ***Hedrich***. Ebenso moselfr. F. N. (Ahd. P. N. Hadarih, zu hadu „Krieg").

hêfn = moselfr. *hêfən* häufen.

F. N. ***Hefner*** 1816. Ebenso moselfr. F. N.

Hêft m. Kopf, Haupt = moselfr. ww. *Hêft*, lux. *Hêt* n. (Kraut-) Kopf; pl. *Hêftər*, nösn. *Hêwdər*.

Hêftštück = moselfr. *Hêtšteck* n. Hauptstück.

F. N. ***Heger*** 1820. Ebenso moselfr. (lux.) F. N. Ahd. P. N. Hagihar (zu hagi[n] „Hag").

F. N. und O. N. ***Hehn***, vgl. *Henndorf* (s u.).

Heia (Kindersprache) f. = moselfr. *Heia* f. Wiege.

F. N. ***Heidel***. Ebenso moselfr. F. N.

Heidendorf, ss. *Hêndrəf*, urk. Heydendorf 1432; vgl. ndrhein. urk. Hedenestorp (962), „gegründet von Hedino", Heidenstorf (9. Jh.) bei Neuwied am Rhein; vgl. auch O. N. Heidenburg (bei Bernkastel an der Mosel), O. N. Haidenhof (Gen. St. Karte: Mayen); F. N. Hedo, Heid (Luxemburg).

heidich heutig Ebenso moselfr.

F. N. ***Heido*** (Burzenland). Vgl. lux. F. N *Hedo, Heidt*.

F. N. ***Heilmann*** 1657, *Heelman* 1505. Vgl. moselfr. *Heilmann, Helmann*.

heiln weinen, heulen = moselfr. *heilən* heulen.

F. N. ***Heim***. Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

F. N. ***Heinrich*** 1711. Ebenso moselfr. (lux.). F. N.

heint = moselfr. *heint, hent* heute nacht: *heint nu"cht hun ich gôt gəschlôfən*, nösn. *heint nu"cht hun ich gât gəschlôfn* heute nacht habe ich gut geschlafen.

heirôdn (modern) = moselfr. *heirôdən* (modern) heiraten. Vgl. *frandərn* (s. o.).

Heirôt (modern) f. Heirat. Ebenso moselfr.

heit heute. Ebenso moselfr.

F. N. ***Heitz***. Ebenso lux. F. N. (Koseform [z] zum ahd. P. N. Haido).

sss ***Hêl*** f. Kesselhaken über dem Herdfeuer, moselfr. ww. *Hœl*, eifel. *Hôl*, aachen. *Hi"l* f. (mhd. hâhel, ahd. hâhila).

hêl ungemästet, mager: *hêl Schwei*. Ebenso moselfr. rheinfr.

Hêlậnt = moselfr. *Hêlant* m. Heiland.

F. N. ***Helch*** (Gross-Propstdorf). Vgl. lux. F. N. *Helch*(-en), *Helch*(-er).

Heldenburg, sss. *Häldəburch* f., Berg mit Burgüberresten bei Krissbach (Krizba) im Burzenland. Vgl. O. N. *Hilden* (Rgbz. Düsseldorf), urk. *Hildeberg* (in der Eifel, Förstemann, Ortsnamen 734).

O. N. ***Hel(d)sdorf***, ss. *Hälstərf, Haljstərf*, vgl. moselfr. O. N.

Helsdorf (Lothringen, Kreis Bolchen). Gehört zum moselfr. P. N. Hild, Hilt, Held, bei uns speziell in diesem Namen *Hiltwin* Heltwen (1377), daher Helsdorf = urk. Hyltvestdorf (1404), Hilthesdorff (1404) usw. Vgl. auch ndrhein. O. N. *Heldsruh* (Gen. St. Karte: Aachen). Unser *Heldsdorf: Hiltwinesdorf* = *Reichesdorf* (s. u.): *Richwinesdorf.*

helich heilig Ebenso moselfr.: *helich Dâch* m. Feiertag, nösn. *helich Dạch.*

F. N. ***Hellwig*** 1762. Ebenso lux. F. N. Ahd. P. N. Hiltiwig.

hêln heilen = moselfr. *hêlən* heilen.

Heltau, ss. *Hi˙lt,* f. (d. h. die Halde), urk. *Helt* (14. Jh.), „czor Helten" (15. Jh.), Honteruskarte: *Helten,* bei Hermannstadt; vgl. moselfr. O. N. *Held* (Kreis Trier), *Helten* (Kreis Waldbröhl, Rgbz. Köln), *Helten* (Kreis Siegen, Rgbz. Köln), Helden (Niederlande, Provinz Limburg). Lux. F. N *Helten.*

F. N. ***Heltner*** 1751 (d. h. Heltauer). Vgl. moselfr F. N. *Helter.*

hemə lichtn = moselfr. *hêm lîchtən* heim leuchten.

Hêmət = moselfr. (eifel) chatt. *Hêmət, Hœmət* f. (lux. *Hêmecht)* Heimat.

Hemmələ n. (sss.) Aufboden; vgl. fläm. *Gəhemmələte* n. Betthimmel.

Hemmersdorf, vgl. *Hammersdorf* (s. o.).

Hêmwî n. Heimweh. Ebenso moselfr.

F. N. ***Hendel.*** Ebenso lux. F. N.

O. N. ***Henndorf,*** ss. *Hendərf,* rum. Hendorf, magy. Hégen, bei Schässburg, urk. Hegun 1349, Hendorf 1369, *Heen*dorf 1504, Honteruskarte: Hendorf. Vgl. O. N. *Hehn* (Kreis Gladbach, Rheinprovinz). *Hehn* < *Hegen* = *Rehn* (s. u.) < *Regen! Hen, Hehn* ist ss. moselfr. F. N. (bei uns urk. *Heen* 1548, *Hehn* 1568, moselfr. heute *Hehn, Heen* = ahd. Heino, Koseform der mit ahd. Hagin-[Hag, Hain] zsgs. Namen).

F N. ***Henning*** 1505, *Hennek* 1648, *Hönig* 1905 (spr. *Hennək).* Moselfr. F. N. *Hennig, Henning, Hönig.*

F. N. ***Henrich,*** *Hennrich* 1705, 1904. Moselfr. *Henrich, Hennrich,* lat. (gen.) nösn. Henrici 1487, lux. Henrici, Henricy 1887.

F. N. ***Hensch,*** *Hentsch* 1868, *Hentcz* 1505, *Hentz,* moselfr. (lux.) F. N. *Henz, Hensch, Hentsch,* gen. patronym. F. N. Henschen. Dazu der rhein. O. N. Henschhausen (Gen. St. Karte: Boppard). Hentsch = Henz = Heinz (Koseform der mit Hein als erstem Gliede zsgs. P. N.)

F. N. ***Hensler*** 1505. Vgl. moselfr. F. N. *Henseler.*

Hêntqstər m. = ndrhein. fläm. *Hennəntastər* m. einer, der nach dem Ei in der Henne fühlt, sich um Kleinigkeiten bekümmert.

F. N. ***Hentcs*** 1505. Lux. F. N. *Henz* (s. o. *Hensch).*

F. N. *Henzmann* 1505. Vgl. moselfr. F. N. *Hinzmann* (vgl. nösn. F. N. *Hinzem* < *Hinzmann, denn ə*m in tonloser Silbe heisst „Mann", vgl. *ə*m = man).

Hêp f. = moselfr. *Hêp* f. sichelförmiges Winzer-Gartenmesser.

F. N. *Herbert* 1701, 1905. Ebenso lux. F. N. Ahd. P. N. Hariberaht.

Heresdorf, ss. *Hi"rəsdrəf,* magy. Galacz, rum. Galaţ, bei Dürrbach; vgl. O. N. *Hersdorf* (bei Prüm, Rgbz. Trier), urk. *Heristorp* (9. Jh.), O. N. *Hers*berg (Gen. St. Karte: Luxemburg), *Herresbach* (bei Malmedy, Rgbz. Aachen), *Herresbach* (bei Mayen in der Eifel), *Herresthalerhof* (bei Saarburg). Vgl. auch die moselfr. (lux.) F. N. *Hersbach, Hersburg, Herstal, Heristhal* (O. N.), *Heresfeld* (O. N. in Hessen). *Heresdorf* = Dorf des Hero (lux. F. N.), ss. Here (urk.), heute ss. F. N. *Höhr,* letzteres auch moselfr. F. N. (zugleich O. N. [Westerwald]).

F. N. *Herford* 1505. Vgl. ndrhein. F. N. *Herfurt.* Ahd. F. N. Harifrid.

F. N. *Hering* 1454, *Herenck* 1521. Vgl. moselfr. F. N. *Hering.*

F. N. *Hermann, Herrmann* 1904, *Herman* 1454. Moselfr. (lux.) F. N. *Hermann, Herrmann, Herman.*

Hermannstadt. „Hermanstorf" in der Echternacher Urkunde ist der erste urkundliche Beleg für den ursprünglichen deutschen Namen des uns aus jener Zeit nur noch unter dem Namen „villa Hermani" bekannten „Hermannstadt", welche Namensform erst seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts erscheint. „Hermanstorf" würde in unserer Ma. heute *Hermestorf, Härmesterf,* nösn. *Härmestref* lauten, gerade so, wie in der moselfr. Urheimat inmitten einer Fülle siebenbürgisch klingender O. N. heute noch ein Hermesdorf (bei Neuerburg in der Eifel), dial. *Hermestref* sich findet, dessen Name auch als F. N. Hermesdorf und Hermestroff (z. B. in Trier), erscheint. Dieses moselfr. Hermesdorf ist nichts anderes als das von *de Lorenzi* in seinen „Beiträgen zur Geschichte sämtlicher Pfarreien der Diöcese Trier" erwähnte „Hermannsdorf", ohne -n-, wie in den moselfr. O. N. *Hermes*keil (bei Trier) aus Hermannskeil (urk. Hermanniskellede), Wyssmesdorf (1570) aus Wissmannsdorf und bei uns *Härmeštatt* aus Hermannstadt.

Hêrntchi, -tchə (auf dem Lande) = moselfr. *Hêrntchə* n. (dem.) Hörnchen, Kipfel (Gebäck): *zwê Hêrntchər* (nösn. ebenso).

Hersdorf, vgl. *Heresdorf* (s. o.).

F. N. *Herthel* 1452, sss heute *Herthel.* Vgl. moselfr. F. N. *Hertel.*

F. N. *Herzog* 1785. Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

hesch hübsch, schön, sss. *hîsch* = chatt. henneberg. *hüsch* hübsch, schön, fläm. *hösch,* holl. *heusch*

höflich, anständig (mittelniederländ. höfsch, hövesch eig. „höfisch“).

hêschn = moselfr. *hêschən* (heischen) betteln.

hêsər heiser. Ebenso moselfr.

hêss heiss. Ebenso moselfr.

hêssn heissen, *hâ'ss* hiess, *gəhêssn* geheissen = moselfr. *hêssən*, (chatt.) *hêiss* hiess, *gəhêssən* geheissen: *əsu hê'ss-m-ən* so hiess man ihn, nösn. *əsu hâ's-əm-ən*; moselfr. *eich hêssən Pittər* ich heisse Peter, nösn. *eich hêssn Pittər*.

Hêstər, *Häistər* m. „junger Buchenstamm“ = moselfr. *Hêstər*, *Hêster* m. „junge Buche“, mittelndl. heester. Daraus franz. hêtre < hestre „junge Buche“ Vgl. O. N. *Heister* (Gen. St. Karte: Köln).

Hêt f. die Heide. Ebenso moselfr.

Hêt m. der Heide; pl. *Hêdn* = moselfr. *Hêt* m., pl. *Hêdən* der Heide.

Hetseldorf, ss *Hœzəldərf*, *Hâzəldərf*, magy. Eczel, rum. Aţel, Oţel, urk. Hetzel, heczel; in der Zusammensetzung mit -dorf erst seit dem 15. Jh. Gehört zum moselfr. F. N. *Hetzel*, wornach die *Hetzels*mühle (Gen St. Karte: Boppard) ihren Namen hat.

hêwdrich Zəlât f. d e r Kopfsalat; vgl. moselfr. (lux.) *Hêdərzalôt* f. d e r Kopfsalat.

F. N. ***Heyser*** (sss.). Vgl. lux. F. N. *Heser* (nösn. und lux. *hêsər* heisst „heiser“).

Hî f. Anhöhe = moselfr. *Hî* f. Höhe. Vgl. *Hicht* (s. o.).

Hi̯lft = moselfr. *Hi̯lft* f. Hälfte.

Hi̯lt f = moselfr. *Hi̯lt* f. Halde: *en dər Hi̯lt* (Flurname), nösn. *än dər Hi̯lt*. Vgl. Heltau.

hi̯r = moselfr. *hi̯r* her: *weis hi̯r!* (zeig' her!), nösn. *weis hi̯r!*

Hi̯rbrich = moselfr. *Hi̯rbrich* f. Herberge.

Hi̯rt = moselfr. *Hi̯rt* m. Herd.

Hi̯rt = moselfr. *Hi̯rt* f. Herde.

Hi̯rwəst, *Hi̯rəst* (auf dem Lande) m. = moselfr. *Herwəst*, (lux.) *Hi̯rst* m. Herbst (fläm. *Herfst*, sss. *Härwəst*).

sss. ***Hîbəs*** m. Art Kuchen = chatt. *Hîbəs* m Mehlkloss.

Hicht = moselfr. *Hîcht*, *Hecht* f. Höhe; vgl. O. N. Höcht (Gen. St. Karte: Luxemburg).

hidâ, sss. *hidân*, part. *higədôn* = moselfr. *hidôn*, part. *higədôn* aufheben, versorgen (eig. hintun).

F. N. ***Hietsch*** (sss.). Vgl. moselfr. F. N. *Hütsch*.

sss. ***hi̯wən*** heben, *gəhu̯wən* gehoben (< gehaben, vgl. erhaben) = *hêwən* heben, moselfr. *gəhu̯wən* gehoben

****Hilger:*** F. N. *Hylger* 1377 (Tarteln). Moselfr. (lux.) F. N. *Hilger*. Ahd. P. N. Hildigar.

hilijn aushungern, part. *gəhilicht* = moselfr. *hilijən* aushungern, part. *gəhilicht*.

Hill f. Einsattlung zwischen

zwei Bergen (Riedname) = moselfr. *Hill, Hüll* f. Hohlweg; vgl. O. N. moselfr. *Hüll, Hill*scheid (Gen. St. Karte: Prüm). Vgl. *Hüllenberg* (Gen. St. Karte: Koblenz).

Himməl(t)sschlässəl Himmelsschlüssel = moselfr. *Himməlsschlössəl* (-chən) 1. Himmelsschlüssel, 2. Schlüsselblume.

himməlsn sterben; vgl. moselfr. *himmələn* (fläm. holl. *hemələn)* sterben.

Himmerod, vgl. Hameruden.

F. N. ***Himpert*** 1830. Ebenso moselfr. F. N.

Himt n. Hemd. Ebenso moselfr. *zwê Himdər* zwei Hemden (nösn. ebenso).

Hink f. = moselfr. *Henk* f. der Henkel.

Hintsch = moselfr. *Hentsch* f. Handschuh, pl. *Hentschən,* nösn. *Hintschn.*

F. N. ***Hints*** (sss.). Ebenso moselfr. F. N.

Hîrn (pl. tant.) Hirn = moselfr. (lux.) *Hîrən* pl. Hirn

hîrn hören, *hûrt* hörte, *gəhûrt* (auf dem Lande) gehört: *eich hu gəhûrt* ich habe gehört = moselfr. *hîrən, huərt,* part (eifel.) *gəhuərt: eich hun gəhuərt* (sog. „Rückumlaut"); *hîrsch-də?* hörst du?, nösn. ebenso. Mhd. hoeren, gehôrt (Rückumlaut).

Hîrsch m. Hirse. Ebenso moselfr. *(Hî[r]šchəm).*

Hîrt m. Hirte. Ebenso moselfr.

Hîrtchi, *-tchə* n. (auf dem Lande) = moselfr. *Hîrtchə* n. (dem.) Flechtwerk zum Trocknen von Früchten. Vgl. *Hûrt* (s. u.).

Hirs m. (ländl.) Hirsch, *Hirzôs* m. Hirschkäfer. Vgl. moselfr. *Hirz* m. Hirschkäfer; vgl. O. N. *Hirzenhof* (Luxemburg). Mhd. hirz. Vgl. *Hîrzhill* f. (Flurname, s. *Hill)* bei Hahnebach.

Hitsəl m. abgemagertes Pferd; vgl. moselfr. *Hit* m. Klepper, mageres Pferd.

sss. ***hiu,*** *hui* hoch = moselfr. *hû* hoch (moselthal.).

Hobâch = moselfr. *Hobâch* f. Hainbuche.

hobâ'chən, *hubâ'chən* (adj.) = moselfr. *hobe'chən, hobôchən* (adj.) aus Hainbuchenholz, aus Weissbuchenholz.

Hobbəl f. der Hobel = moselfr. Howwel, nassau. *Hobbəl* f. *blôs mər də Hobəl aus!* lambe me in podicem! (nösn. *blôs mər dn Hobbəl aus!)*

F. N. ***Hoch.*** Ebenso moselfr. F. N.

Hochfeld (Bielz, S. 459), magy. Felfalu, rum. Felfaleu, bei Sächsisch-Regen. Vgl. ndrhein. O. N. *Hochfeld* (Kreis Kempen).

Hochsədər m. Teilnehmer an einer Hochzeit; vgl. moselfr. *Hochzədər, Huchzedər* m. Teilnehmer an einer Hochzeit.

F. N. ***Hoesch*** (ss. *hesch* d. h. hübsch). Ebenso moselfr. F. N. Auch *Hesch.*

Hôf m. Haufe, *Hêf* (pl.) Haufen = moselfr. *Hôf* Hauf (eifel.), *Hêf* (pl.) Haufen: *zə hôf laudən* zusammen läuten, nösn. *zə hôf laudn.*

Höffel: „In den *Höffeln*", vgl. *Häffəl* (s. o.).

F N. ***Hoffmann.*** Ebenso moselfr. F. N. (mhd. hoveman „Diener am Hofe eines Fürsten").

F. N. ***Höffner.*** Ebenso moselfr. (lux.).

F. N. ***Hofgræf,*** 1711 *Hoffgræb* d h. Hofrichter. Vgl. ndrhein. F. N. *Hogrebe.*

(h)ôha! = moselfr. *ôha!* halt! (Zuruf an das Zugvieh).

F. N. ***Höhr*** 1833. Ebenso moselfr. F. N. (und O. N.). Ahd. P. N Hero. Vgl. ndrhein. O. N. (Gen. St. Karte: Köln) Höhr (= Sumpf, Morast, mhd. hor).

hoi! hoi! = moselfr. *hoi!* interj. Zuruf an Menschen, um sie anzuhalten.

hoits! links! moselfr. (eifel.) *ho'ts!* hott! (Fuhrmannsruf an die Zugtiere, um sie anzutreiben).

Hôkn m. Haken = moselfr. *Hôkən* m. Haken; dem. pl. *(zwê) Hêkəl(t)chər* (zwei) Häkchen, nösn. *zwê Hêkəltchər.*

Hôl m. Hagel; vgl. lux. (echternach.): *dər Hu'lštên soll dech holən* (der Hagelstein soll dich holen), sonst ist mir *Hu'l* für „Hagel" nirgends vorgekommen.

holn (-ŏ-) holen, *gəholt* (-ŏ-) geholt = moselfr. *hollən* holen, *gəholt* (-ŏ-) geholt

Holtərt m. Holunder; vgl. bonn. *Höldər,* moselfr. (koblenz.) *Hollər* m Holunder.

F. N. ***Homm.*** Ebenso moselfr. F. N. (Homm[en]).

O. N. ***Honigberg,*** urk. Honchperg 1404. bei Kronstadt (dial. *Huntschbrich);* vgl. ndrhein. *Honigberg* (Gen. St. Karte: Euskirchen).

Hôp m. Hopfen. Ebenso moselfr.

Hopintok m. schwerfällige Person (in Anlehnung an rum. pintoc m. „Taugenichts") = nordeifel. *Happəntrap* m. schwerfällige Person.

hoppa! interj. hinauf!, *hoppa nî* emporheben (Kindersprache); vgl. moselfr. *Hoppas* m. Sprung: *mach əmol ə Hoppaschə!* (nösn. *mąch əmol hoppa!);* moselfr. *oppa!* auf! (Kindersprache). Vgl. *hôha!*

hopsn = moselfr. *hopsən* hüpfen.

Hôpštąng f. = moselfr. *Hôpštang* f. 1. Hopfenstange, 2. langes, hageres Frauenzimmer.

Hôr n. Haar. Ebenso moselfr. *sə hu't Hôr of dər Zong,* nösn. *sə hu't Hôr ąf dər Ząng* sie hat eine böse Zunge; moselfr. *ə fend-ə Hôr en dər Bottər* (er findet ein Haar in der Butter) er trägt Bedenken. Ebenso nösn. Moselfr.: *lank Hôr an kurz Vərštant!* Frauenweisheit! (nösn. *lâąk Hôr ąnt kurtsch Vərštâąt!).*

Hôrbeirl, *Hôrbeidəl* m = moselfr. *Hôrbeidəl, Hôrbeirl* (hunsrück.) m. Haarbeutel.

F. N. ***Horger*** 1700, 1905. Moselfr. (lux.) F. N. Horger. Vgl. O. N. Horg oder Horrig (Landgut bei Geilenkirchen [Rgbz. Aachen]).

Hôrkeit n. einzelnes Haar. Ebenso moselfr. Vgl. *Keit.*

Hôrn m. = moselfr. *Hôr, Hôrn* m. das Horn (fläm. *hôrn* m.)

Hôrnôlt f. Haarnadel. Ebenso moselfr.

F. N. ***Horper*** (urk., 16. Jh.). Ebenso lux. F. N.

hôrschdäck=moselfr. *hôrschdeck* haardick.

Hôrwu^{a}s n. die Sehnen am Halse des Rindviehes, moselfr. *Hôrwu's* (mhd. hârwahs).

Hôrzôp m. Haarzopf. Ebenso moselfr.

hu haben: *eich hu, dau hu^{a}st, hê hu't, mîr hu, (d)îr hu't, sei hu; eich hątt* ich hatte, *dau hąsst* du hattest, *dau hässt* du hättest, *eich hu gəhu't; hąff!* habe! *hąft!* habet! = moselfr. *eich hun, dau hu's, hê hu't, mîr hun, dîr hu't, sei hun; eich hatt* ich hatte, *dau hass* du hattest; *dau häss* du hättest; *eich hu gəhu't; haff!* habe! *haft!* habet!

Hu^{a}bər, sss. *Hu'wər* f. der Hafer = moselfr. *Hu'wər* f. der Hafer, fläm. hawer f. (haver) der Hafer.

Hu^{a}ch f. = moselfr. *Hâch, Hô* f. Hecke: moselfr. *hê es net vun dər — gəfall(ən)* er ist nicht auf der Strasse gefunden worden. *Hu'ch -u'-* er weist unbedingt altes *—age, welches sich in fläm. holl. hage f. „der Hag" findet. Vgl auch O. N An der Hag (Kreis Eupen, Rgbz. Aachen).

hu^{a}rt = moselfr. *hu'rt* hart, stark: *hu'rt hongərich* sehr hungrig, nösn. (auf dem Lande) *hu^{a}rt hąngərich; hu^{a}rt krąnk* schwer krank, moselfr. *hu'rt krank.*

hu^{a}rthîrich = moselfr. *hu'rthîrich* (harthörig) schwerhörig.

hu^{a}rtleiwich=moselfr. *hu'rtleiwich* (hartleibig) verstopft.

Hu^{a}rtmô m. Januar, moselfr. *Hu'rtmount, Hârtmount* m.

Hu^{a}rtrigəl = moselfr. *Hu'rtrijəl* m Hartriegel.

Hu^{a}rz m. = moselfr. *Hu'rz* n. Harz.

Hu^{a}s = moselfr. *Hu's* m. Hase.

Hubâch, Hobâch = moselfr. *Hobôch* f. Hainbuche.

huch hoch, *hichər* höher; vgl. chatt. *hûch* hoch, *hîchər* höher.

huchräckich hochrückig; vgl. moselfr. *Hûchreck* m Hochrücken, Rückgrat.

Hudribudri m. oberflächlich arbeitende Person, moselfr. *Hurləburlə.*

huffərdich hoffärtig Ebenso moselfr.

Huffərt m. die Hoffart. Ebenso moselfr. (m.).

F. N ***Hügel.*** Ebenso moselfr. F. N. Ahd. P. N. Hugilo.

Hühnerbach (Bielz), magy. Glimboka, rum. Glimboaca, urk. 1322 *Honrabah,* bei Leschkirch.

Vgl. O. N. *Hühnerbach* in der Eifel (Gen. St. Karte: Mayen).

Humbrich (so heisst unser Bistritzer „Hahnenberg" [dies die moderne, etymologisierende, nichts weniger als volkstümliche Verdeutschung] ss. dial.) = (am) hohen Berg *(um) Humbrich* mit Schwund des *-ch-* wie in *Humǝs* „Hochmesse", *Kirmǝs* < Kirchmesse u. a. Vgl. urk. „Alt*humperg*" (Körösbánya") im siebenbürgischen Erzgebirge. Vgl. den häufigen moselfr. Riednamen *Hummǝrich* (bei Koblenz), *Homberg* (dial. Hombrich) im Birkenfeldischen (Gen. St. Karte: Simmern), *Homerich* (Gen. St. Karte: Siegen), *Homberg* (Gen. St. Karte: Siegen) u. a., *Homberg* (Gen. St. Karte: Koblenz); übrigens auch „Hahnenberg" (Gen. St. Karte: Hillesheim, Gen. St. Karte: Mayen). Es sind ausnahmslos Abhänge an „hohen Bergen". Vgl. auch Hommerich (Gen. St. Karte: Bonn), Hümmerich (Gen. St. Karte: Waldbröhl), Homberg (Gen. St. Karte: Dillenburg).

Humǝs f. Nachkirche nach dem Hauptgottesdienste = moselfr. *Hûmǝs* f. Hochmesse.

Hummǝn m. Fischgarn. Ebenso moselfr. (mhd. hame).

Hummǝr m. Hammer. Ebenso moselfr. (lux): *zwê Himmǝrchǝr* zwei Hämmerchen, ebenso nösn.

Humpǝs = moselfr. *Umpǝs, Ampǝs* m. Amboss.

O. N. ***Hundertbücheln,*** urk. „100 *böchel*" 1532, ss. *Hąndǝrtbächǝln,* bei Agnetheln; vgl. ndrhein. *Hondert*-berg (Gen. St. Karte: Euskirchen) und den im Mosellande sehr häufigen Riednamen *Bechel, Böchel. Hondert* = Hundert, *Bechǝl* = Hügel (mhd. bühel). Vgl. O. N. *Becheln* (Gen. St. Karte: Koblenz). Vgl. auch den moselfr. O. N. Büchel, dial. *Bechǝl,* bei Cochem a. d. Mosel. Vgl. ss. *Lausbächǝl* (Schelte) = Laushügel. Vgl. sss. *Kirchbächǝl, dǝ drą̂ Bächǝl, hangdǝrt Bächǝl.*

Hundsrück, nösn. *Hąntsrăck,* urk. (sss.) hwnsrück 1462–84 (Friedrich Müller, Sprachdenkmäler, S. 72), häufiger Riedname. Ebenso moselfr., dial. *Hontsreck,* nhd. *„Hunsrück".*

Hunn m. Hahn am Schiessgewehr, moselfr. *Hunn* m.

Hunnǝbą̂lkn = moselfr. *Hunnǝbalkǝn* m. Hahnenbalken.

Hunnǝf m. Hanf Ebenso moselfr.

Hunnǝfsêl n. Hanfseil. Ebenso moselfr.

Hunnich n. = moselfr. *Hunnich* m. Honig: *Hunnich of Brût gǝschmi̯rt* Honig auf Brot geschmiert, nösn. *Hunnich ąf Brût gǝschmi̯rt.*

Hunnichbîr f. Honigbirne. Ebenso moselfr.

Huphup m. (Sächs.-Regen.) „Wiedehopf" = *hup* f., lat. upupa, „Wiedehopf", provenz. upa, franz. huppe f. „Wiedehopf", „Schopf". Auch lux. *hup* f.

Huppərt m Buckel, Höcker; Vgl. ndrhein. *Huppərt* m. der Hintere, *Huppər* f., eifel. *Huppəl* m hügelartige Erhebung, Erhabenheit.

huprich voller Unebenheiten; vgl. moselfr. *huppəlich* uneben, voller Unebenheiten.

Hurlər, Hudlər = moselfr. *Huddlər, Hurələr* m. Hudler.

hurln, huddəln = moselfr. *huddələn*, hunsrück. *hurrələn* hudeln.

Hurrədurrə f. oberflächlich, rasch arbeitendes Frauenzimmer = moselfr. *Hurlədurlə* m. verwirrter Mensch; vgl. moselfr. chatt. *hurrən* wild vorwärtsstürmen, blind hineinstürmen.

Hûrt f. Flechtwerk, geflochtene Unterlage, Wagenflechte = moselfr. *Huərt* f. Flechtwerk, Flachsrost.

hurtich rasch. Ebenso moselfr.

hurən (Passbusch) schwer schlucken = moselfr. *hurksən* Schleim ausspucken.

F. N. ***Huss,*** urk. *Hus* 1399. Moselfr. (lux.) F. N. *Huss, Hus.* Dazu moselfr. O. N. *Hussweiler* (Gen. St. Karte: Hussweiler) und lux. F. N. *Hussdorf.*

F. N. ***Huth.*** Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

hutschn schaukeln; vgl. ndrhein. *hutzən* schütteln.

F. N. ***Hutter*** 1505. Ebenso moselfr. F. N. *Hutter(t)* F. N.

F. N. ***Hœn*** 1505. Vgl. moselfr. F. N. (lux.) *Huno.*

I.

î eher, früher, bevor: *ə wôr î hâ'* = moselfr. *î* eher, bevor: *ə wôr î hai; î sə ət hu't du'r gəlu'cht* bevor sie es hingelegt hat . . . (ebenso nösn.).

I^{a}ltər = moselfr. *E^{a}ltər, I'ltər* m. Altar (mhd. elter), auch *Ältər.*

I^{a}ltstərôch n. Hühnerauge = nordeifel. *Elstərôch* n. Hühnerauge.

I^{ä}rbəl m. Ärmel; vgl. moselfr. *emärbələn, eme^{a}rbələn, emêrbələn* ⌣ ⏑ ⌣ ⌣ umarmen; auch nösn. (scherzweise) *ämi^{ä}rbəln* umarmen.

i^{ä}rflich (ländl.), *ärflich* = altlothring. *erflich* erblich.

I^{ä}rn m., sss. *Ärn* m. Fussboden = moselfr. *E^{a}rn,* rheinfr. (chatt.) *la(r)n* m. Hausflur (mhd. ern m. „Fussboden, Tenne").

I^{ä}rnst = moselfr. *I'rnst, E^{a}rnst* m. Ernst.

I^{ä}rpər, I^{ä}rpəl f. Erdbeere; moselfr. *Êrpər, E^{a}rpər, E^{a}rpəl* f.

I^{ä}rt, I^{a}rt f. Erde = moselfr. *E^{a}rt, I'rt* f. Erde.

I^{ä}rz = moselfr. *Ierz* n. Erz.

Ibbərbleifsəl, ländl. *Iwwərbleifsəl,* moselfr. *Iwwərbleifsəl* n. Überbleibsel.

ibbərn, ländl. *iwwərn* hinüber

(mhd. überhin); vgl. rheinfr (chatt.) *übərhin* über alle Massen.

iddərzn, pc. *gəiddərzt* = moselfr. *iddərzən,* pc. *gəiddərzt* wiederkäuen: *də Kei iddərzən,* nösn. *də Kî iddərzn* die Kühe käuen wieder.

idrijn, *idrign* = moselfr. (eifel.) *idrijən* wiederkäuen (mhd. iterücken). Vgl *iddərzn* (s. u.).

ifschiddn, *iwwərschiddən* = moselfr. *iwwərschiddən* überschütten (⏑ ⏑ ⏑ ⏑).

ifštälpn = moselfr. *iwwərštelpən* überstülpen, überstürzen.

igâstər vorgestern (ehegestern); vgl. moselfr *îgêstər, îgêstər* vorgestern.

Igəl f., sss. *Ijjəl* = moselfr. *Ijjəl* f. der Igel: *zwô Ijjələn* (wie bei uns).

F. N. ***Ihm*** 1586, 1904. Ebenso moselfr. F. N. = ahd. P. N. Immo

ihr. Inlautend hat sich bei uns die alte, moselfr. heute noch allgemein gebräuchliche Form mit anlautendem Dental erhalten: *wôdîr* (tonlos: *dər) gôt, wel dîr (dər) wält* = moselfr. ***dîr (dər) gôt, wellt*** ihr geht, wollt (vgl. bair. österr. tîs, dős ihr). — Das Ihrzen ist nösn. und moselfr. volkstümlich (in Luxemburg sogar in den höchsten Kreisen): *wu'r ʃu'rd-ər?* Wohin fahren Sie? *wôrd-îr ət?* Waren Sie es?

imm — *əm* = moselfr. *imm* (betont) — *əm* (unbetont) ihm: *gew-imm ət!* ⏑ ⏑ ⏑, *gew-əm ət!* ⏑ ⏑ ⏑.

inâ'chtn vorgestern abend = moselfr. *înichnêchtə* vorgestern abend.

infərn (ländl.) = moselfr. *enfərən* antworten: *sei enfərt* sie antwortet, nösn. *sei infərt.*

Infərt = moselfr. *Enfərt* f. Antwort: moselfr. *neist (gə)sô(t) es och en Enfərt* nichts gesagt ist auch eine Antwort, nösn. *näst sô (gəsôt) äs och än Infərt.*

inn (betont) — ***ən*** (unbetont) ihn, ihnen. Ebenso moselfr.

Int f. Ente Ebenso moselfr.

întər vorhin = moselfr. *îndər* eher, vorher, *inzət,* sss. *enzt* jetzt = siegerl. *enz* jetzt.

F. N. ***Ipp*** (Mettersdorf), O. N. *Ipp* (bei Szilágy-Somlyó). Vgl. ndrhein. F. N. *Ipp*(en), wozu der O. N. *Ipp*endorf (bei Bonn); O. N. *Ipp*inghausen (Kreis Wolfhagen), ndrhein. F. N. *Ippach.*

Îr f. Ehre. Ebenso moselfr.

îr irre: *îr gô, îr lêdn* irre gehn, irre leiten = moselfr. *îr gôn, îr lêdən.*

îrgeisich ehrgeizig. Ebenso moselfr.

Irl, Irrəl = moselfr. *Irl,* siegerl. *Irlə* f. Erle. Vgl. O. N. *Irelbach* (Gen. St. Karte: Neuerburg in der Eifel), *Irlen*busch (Gen. St. Karte: Bonn), O. N. *Irrel* (Gen. St. Karte: Trier).

îrn = moselfr. *îrən* ehren.

îršt erst. Ebenso moselfr. nösn. *t îršt* = moselfr. *t î(r)št* zuerst (eig. „das erste").

îršter erster. Ebenso moselfr.

F. N. ***Irtel*** (sss.) Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Irdel* (= nhd. F. N. Örtel [Koseform zu Ortliub, -olt, -win, -gis, Ordulf], wie sss. moselfr. *Wîrtər* = Wörter, *hîrən* = hören usw.).

Îrtn (pl.) Rechnungen (in *Îrtndrâ'jər* m. der Rechnung-Besorger, Schaffner der Bruderschaft); vgl. chatt. *med-Îrtən* zu Zeiten, ab und zu (zu mhd. ürte „Rechnung").

O. N. † ***Ysemberg*** 1532 (Honteruskarte) bei † Ofemberg (Offenbánya) im siebenbürgischen Erzgebirge. Vgl. urk. (Vereinsarchiv II, 149, A. F.) *Isont*elke 1305. Vgl. ndrhein. O. N. *Isenberg* (Kreis Mettmann), *Isenburg* (Kreis Koblenz, Kreis Neuwied, Kreis Bernkastel), lux. O. N. *Eisenburg*. Unser *Ysemberg* würde heute ss. *Eisəmbrich* lauten, vgl. ss. F. N. *Eysembriger* 1717, heute Eisenburger, moselfr. F. N. *Eisenbürger*. Es ist zu beachten, dass nahe bei unserem „Ysemberg" „Ofemberg" liegt, ebenso wie bei ndrhein. „Offenberg" „Isenberg" gelegen ist. Zufall!? Vgl. *Reisdorf* (s. u.) bei *Wallendorf* in Siebenbürgen und in Luxemburg!

sss. ***îst*** = eifel. *ês*, chatt. *eist* einmal: *eich kun, wenn ich eist kâ;* vgl. sss. *noch îst* noch einmal, eifel. *noch ês*, chatt. *noch eist*.

sss. ***Îstrech*** = moselfr. *Îstəreich* Österreich.

itst, *inzət* = moselfr. *itzət* (chatt.) jetzt; *itztich: də itztich Zeidn* die jetzigen Zeiten; vgl. niederrhein. *itzich* (jetzig) gegenwärtig.

sss ***îwich*** = moselfr. *îwich* ewig.

iwrich übrig. Ebenso moselfr.

iwrijəns (ländl.) übrigens. Ebenso moselfr.

iwwəl (auf dem Lande) = moselfr. *iwwəl* übel.

Iwwəl (ländl.) n. Übel. Ebenso moselfr.

iwwər über: *iwwər t Jôr* übers Jahr. Ebenso moselfr.

iwwərąl = moselfr. *iwwərûl* ⏑ ⏑ ⏑ überall.

iwwərâssn refl., sss. *iwwərêssn, iwwəri'ssən* = moselfr. *sich iwwərêssən, iwwəri'ssən* sich überessen.

Iwwərbleifsəl (ländl.) n. Überbleibsel. Ebenso moselfr.

sss. ***iwwərbrängən*** = moselfr. *iwwərbrengən* überbringen.

iwwərdebbərn beschwatzen = moselfr. wetterau. *(iwwər-)dəbərn* einen durch grossen Wortschwall zum Schweigen bringen (iterat. zu mhd. töuben „taub*[dôf]* machen"); vgl. moselfr. *iwwərdubbərən* übertreffen, zuvorkommen.

sss ***iwwərdre'wən, iwwərdriwwən*** = moselfr. *iwwərdreiwən* übertreiben, *iwwərdriwwən* übertreiben: *ə iwwərdreift* (ebenso nösn.).

iwwərdrô, sss. *iwwərdrôn* = moselfr. *iwwərdrôn* übertragen: *sə iwwərdrêt dâd-of meich* sie über-

trägt das auf mich, nösn. *sə iwwərdrêt dậd-ạf meich.*

iwwərênštämmən = moselfr. *iwwərênstemmən* übereinstimmen.

iwwər-ənt-if, ibər-ənt-if ⏑ ⏑ ⏑ ⏓ über und über, ganz darüber = moselfr. *iwwər-ənt-iwwər* (über und über) drunter und drüber.

Iwwərfląss (ländl.) = moselfr. *Iwwərfloss* m Überfluss.

iwwərfläss ich = moselfr. *iwwərflessich* überflüssig.

iwwərfu^{a}rn = moselfr. *iwwərfu'rən* überfahren.

Iwwərgậnk (ländl.) = moselfr. *Iwwərgank* m. Übergang.

iwwərgô, sss. *iwwərgôn* = moselfr. *iwwərgôən* übergehen.

sss. ***Iwwərgôf*** f. Übergabe. Ebenso moselfr.

iwwərgôn übergehn. Ebenso moselfr.

iwwərhêft (Mettersdorf, Passbusch) überhaupt = moselfr. *iwwərhê(f)t* ⏑ ⏑ ⏓: *iwwərhêt vərkêfən* im ganzen (nicht nach Zahl und Gewicht) verkaufen, nösn. *iwwərhêft vərkêfn.*

iwwərhîrn = moselfr. *iwwərhîrən* überhören.

iwwərholn ⏑ ⏑ ⏓ = moselfr. *iwwərhollən* ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ überholen.

iwwərlossn = moselfr *iwwərlossən* überlassen.

iwwərlu^{a}dn = moselfr. *iwwərlu'dən* überladen.

iwwərmâ^{i}dich, sss. *iwwərmædich* = moselfr. *iwwərmêdich* übermütig.

Iwwərmât (ländl.) = moselfr *Iwwərmôt* m. Übermut.

iwwərmôln = moselfr. *iwwərmôlən* übermalen.

iwwərn hinüber (< iwwər + hin, mhd. überhin) = moselfr. *iwwər* hinüber: *hê well iwwər* (hinüber) *gôən* er will hinübergehen

iwwərnu^{a}chtn = moselfr. *iwwərnu'chtən* übernachten.

iwwərrąmpəln = *iwwərrompələn* überrumpeln.

iwwərsälwərn = moselfr. *iwwərselwərən* übersilbern.

Iwwərschąss = moselfr. *Iwwərschoss* m. Überschuss.

iwwərschlô, sss *iwwərschlôn* = moselfr. *iwwərschlôən* überschlagen.

iwwərschnąppn = moselfr. *iwwərschnappən* verrückt werden.

iwwərschreidn (auf dem Lande) = moselfr. *iwwərschreidən* überschreiten: *ə iwwərschreit* (ebenso nösn.).

iwwərštämmən = moselfr. *iwwərštemmən* überstimmen.

sss. ***iwwərštôn*** = moselfr. *iwwərštôən* überstehn.

iwwərtrêdn = moselfr. *iwwərtrêdən* übertreten.

iwwərwäntlich = moselfr. *iwwərwentlings* überwindlings nähen.

iwwərwänn, iwwərwąnn = moselfr. *iwwərwenn* überwinden, *iwwərwonn* überwunden.

iwwərwäntərn (ländl.), *iwwərwantərn* = moselfr. *iwwərwen-*

tərən, iwwərwantərən (lux.) überwintern.

iwwərweijən, -gn = moselfr. *iwwərwei(j)ən* überwiegen.

Iwwərzɑch m. (Passbusch, Mettersdorf) = moselfr. *Iwwərzoch* m. Überzug.

J.

F. N. ***Jacob*** 1521, 1905. Vgl. moselfr. F. N. *Jakob.*

F. N. ***Jacobi.*** Ebenso moselfr. F. N.

jɑng jung, *jängər* jünger, *jängst* jüngst = moselfr. *jong* jung, *jengər* jünger, *jengst* jüngst: *ɑd-ɐs dət jengst* es ist das jüngste, nösn *ɐd-äss dət jängst.*

Jɑng = moselfr. *Jong* m. der Junge, Knabe; n das Junge; dem. *Jɑngəltchə,* bzw. *Jongəltchə: zwê Jongəltchər,* nösn. *zwê Jɑngəltchər* zwei Knäblein, nösn. *mei Jɑng* = moselfr. *mei Jong* mein Söhnchen.

iɑngən = moselfr. *jongən* Junge zur Welt bringen.

Jɑngfər = moselfr. *Jongfər* f. Jungfrau.

jɑnk = moselfr. *jonk* jung (adj.): *hê ess noch jonk* er ist noch jung, nösn. *hê äss noch jɑnk*

Jê! chê! = moselfr. *Jê!* ach! (eig. = Jesus!).

F. N. ***Jekel,*** urk. 1396 *Jekel.* Ebenso moselfr. F. N. (auch *Jőkel, Jœkel). Jêkəl* m. ist moselfr. Koseform zu Jakob.

J'rf, *Ärf* n. Erbe; vgl. ndrhein. (fläm holl.) *Erf* n. Erbe

jêrich ein Jahr alt. Ebenso moselfr.

Jêrlänk m. = moselfr. *Gêrleng, Jêrlək* m. einjähriges Schaf.

Jessəs! Jesus! (interj.). Ebenso moselfr. nösn. *Jessəs Kristəs!* (interj.) um Gottes willen! Ebenso moselfr.

Jîtata, auch *Jîtɑtâr* ˊ ˘ - m (in volksetymologischer Anlehnung an den Pferdenamen *Tɑtâr* ˊ - [Tatare]) = lux. *Jîtata* m. Pferd (Kindersprache); zu *jî!* hű! und franz. *dada* m. Pferd, Kinderpferd, Steckenpferd (kelt. dad „Pferd").

Jittchi, *Jittchə* (dem.) Judenmädchen, moselfr. *Jittchə(n).*

O. N. ***Johannisberg*** (Bielz, S. 532), magy. Szent-Jánoshegye, rum. Nucetu, bei Leschkirch. Vgl. O N. *Johannisberg* (Luxemburg, Kanton Esch). Vgl. Johannisberg (ss. *Gəhunnəsrâ'ch)* bei Treppen, *Gəhonnəsbärch* m. (Gierelsau, Schweischer), Flurname *Gəhonnəs* (Heltau); in Luxemburg. *Gehannesberg* (bei Bettemburg).

F. N. »***Jokeb***« (heute geschr. „Jakob") = moselfr. F. N. *Jokob* Jakob.

Jômər m. Jammer. Ebenso moselfr.

jômərn jammern. Ebenso moselfr.

F. N. ***Jonas*** 1813. Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

Jôr n. Jahr, pl. *Jôr* und *Jôrn* = moselfr. *Jôr* n., pl. *Jôr* und *Jôren: zə Jôr* im vorigen Jahre (nösn. *zə Jôr* im vorigen Jahre), nösn. *qf t Jôr* = moselfr. *of t Jôr* (aufs) übers Jahr, nösn. *ə Jôr zwê* ein bis zwei Jahre. Ebenso moselfr.

Jôrhon(d)ərt n. Jahrhundert. Ebenso moselfr.

Jôrlănk, sss. *Jêrlənk* einjähriges Schaf = moselfr. *Jêrləng* m. einjähriges Kind.

Jôrschdâch m. = moselfr. *(Nai-) Jôrschdâch* m. Neujahrstag.

F. N. ***Josephi*** (sss.). Ebenso moselfr. F. N. (lux. *Josephy).*

Jôwôrt n. Jawort. Ebenso moselfr.

jũ! Zuruf an das Zugvieh, um es anzutreiben. Ebenso moselfr.

Ju^{a}cht = moselfr. *Ju'cht* f. Jagd.

Ju^{a}chthqnt = moselfr. *Ju'chthont* m. Jagdhund.

ju^{a}gn, ju^{a}cht, gəju^{a}cht = moselfr. *ju'gən* jagen, *ju'cht* jagte, *gəju'cht* gejagt.

Jungenwald, Wald bei Hermannstadt Vgl *Jungenwald* (Gen. St. Karte: Saarlouis).

F. N. ***Junk.*** Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

just ăm dąt = moselfr. *just em dât* gerade deshalb.

Jutt m. Jude, *Juddn* Juden = moselfr. (lothring. lux.) *Jutt* m. Jude, *Juddən* Juden.

K.

ką, sss. *kąn* kann, *kont* konnte, *kontst* konntest, *kent* könnte = moselfr. *kâ(n)* kann, siegerländ. *kâst* kannst, *kont* konnte, *kontst* konntest, *kent* könnte.

Kâ in *Leistərkâ* f. „Laubhütte zum Amselfang" = ss. *Leistər* f. „Amsel", moselfr. *Leistər* + ss. -kâ, moselfr. *kâ, kau* f. „Lagerstelle für Hühner, Hühnerhäuschen, Taubenschlag" < lat cavea „Vogelbauer". Der Lautwandel -au- (lat. -av-) > moselfr. ss. â ist Regel: *Frâ* (ndl. vrouw) „Frau", *Dâ* (ndl. dauw) Tau usw. Zwischenstufe ist -auw-: vgl. ndl. kouw „Vogelbauer, Hütte zum Entenfang". Also lat. cavea > kauw > *kâ.*

Kâ f. Kuh, pl. *Kâ'*, sss. *Kâ'* = moselfr. *Kô* f. Kuh, *Ke'* Kühe.

Kâchn m. = moselfr. *Kôch* m. Kuchen, pl. *Kôchən; zwî Kôchən,* nösn. *zwî Kâchn.*

sss. ***Kächn*** f. Gemüse, mit Fleisch zusammengekocht; vgl. lux. *Kächən* f. „Köchin" und *Kachecht*

f. ein Topf voll Gemüse, so viel auf einmal gekocht wird.

Kâfər m. „Dachsparren", moselfr. *Kæfər, Käffər* m. „Dachsparren", ndl. keper, mittelndl. kêper „Dachsparren" < lat. caper „der (das Gerüst tragende) Bock". Die Verschiebung -p- > -f- ist regelrecht und beweist die Entlehnung des Wortes in vorahd. Zeit, da es die hochdeutsche Lautverschiebung mitgemacht hat. Wenn, wie Wolff (Vereins-Archiv N. F. XXVII, S. 617) annimmt, direkt capreolus zugrunde läge, so ergäbe sich die Entwicklung capr- > moselfr. **-pper,* so wie dem lat. cuprum moselfr. *kopper entsprechen würde und nhd. Kupfer tatsächlich entspricht. Dem moselfr. *kâfər, kæfər* liegt jedoch lat. caper zugrunde, ebenso wie moselfr. *koffər* „Kupfer", ss. *kąffər* „Kupfer", auf mittellat. cuper zurückweist. Dasselbe gilt für mittelndl. *koper* einer-, mittelndl. *kêper* andererseits.

Kąffər = moselfr. *Koffər* n. Kupfer (holl. koper n.).

Kąffərnu^{a}s = moselfr. *Koffərnu^{i}s* f. Kupfernase.

Kâ^{i}bəsch m. = *Kâ^{i}* (Kühe) + *-bəsch* (= franz. bouse f.) „Kuhmist". Näheres unter *-bəsch* (s. o.).

Kâ^{i}ərąi = moselfr. *Käuerei* ⏑ ⏑ ⏑ f. mühsame, schwierige, widerwärtige Arbeit.

Kâ^{i}hôrn m. Kuhhorn (Berg in den Rodnaer Alpen, bei Bistritz); vgl. moselfr. *Ke^{i}* (Kühe) + (ndrhein.) *-hôrn* m. das Kuhhorn (fläm. koehoorn m.). Vgl. „Kühkopf" (Berg bei Koblenz, moselfr. *Kei-kôp).*

kąi^{i}n = moselfr. *käuən* kauen.

kâ^{i}n, sss. *kæn* = moselfr. (lothring.) *kein* kühn.

F. N. ***Kaincsel*** 1764, *Keintzel* 1904, sss. (urk. ca. 1475) *Kwnczil, Kwntzel* 1505. Vgl. moselfr. F. N. *Kainz, Kinzel, Künzel* (dem. zum ahd. P. N. Chunizo).

F. N. ***Kaiser.*** Ebenso moselfr. F. N.

kâ^{i}sn wählen (z. B. die besten Bissen heraussuchen) = moselfr. *ke^{i}sən,* rheinfr. *keusən* wählen (holl. kiesen).

käksn in *äntkäksn* intr. entschlüpfen (von Worten); vgl. westerw. *kaksən* von dem eigentümlichen Laut, der entsteht, wenn einem etwas im Halse steckt, das heraus will.

Kaldn = moselfr. *Käldən* f. Kälte (mit *-n).* Mhd. kelten.

Kąlf n., pl. *Kalwər* Kalb = moselfr. *Kâləf* n , pl. *Kalwər, Külwər* Kalb.

Kąlfflêsch = moselfr. *Kâləfflêsch* n. Kalbfleisch.

Kąlfshêft n. Kalbskopf; vgl. fläm. *Kalfshôft* n.

Kąlfsleddər = moselfr. *Kalfleddər* n. Kalbleder.

kąlign = moselfr. *kâləkən* mit Kalk bewerfen.

kälkn hüsteln = rheinfr. mo-

selfr. *kelkən,* iterat. *külksen* häufig husten, Speichel auswerfen. Vgl. moselfr. ndrhein. *Kolk* m. Auswurf (sputum).

Kąlləbi^{ä}rich m. ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ Henyul (hoher Berg bei Borgo) in Jaad, Wallendorf u. a. O.; lautlich und begrifflich unmöglich = Kahlenberg (der Berg ist nichts weniger als kahl!), sondern = ndrhein. *Kallenberg* (Kreis Lennep, Rgbz Düsseldorf) = Berg des „Kall". Kall ist moselfr. F. N. und Ortsname: *Call* [Kreis Schleiden, Eifel]; vgl. O. N. *Kallenfels* (Gen. St. Karte: Simmern). Auf der Honteruskarte heisst unser Henyul: „*Kalberg*". *Kallenberg* ist auch häufiger moselfr. F. N. Vgl. *Kallə-bärch* m. bei Grossau.

Kallər, *Kaldər* m. (Windau) Keller (mit echt ndrhein. holl. fläm. -d- nach -l-) = nordeifel. aachen. *Keldər* m. Keller.

Kallərdîr, (windau.) *Kaldərdîr* f. Kellertüre = moselfr. *Källərdîr,* fläm. *Keldərdeur* f. Kellertüre.

Kallərtrâp, *Kaldərtrâp* (windau.) f. Kellertreppe = moselfr. *Källərtrâp,* fläm. *Keldərtrâp* f. Kellertreppe.

Kallesdorf, magy. Árokalja, rum. Arcalia, Dorf bei Bistritz. Vgl. ndrhein. O. N. *Calsbach* (Kreis Wipperfürth, Rgbz. Köln) und moselfr. F. N. und O. N. *Kall* (Gen. St. Karte: Euskirchen), auch F. N. *Calles, Kalles* (gen. patronym. zu Kall). Anders Kisch N. W u. W., S. 34. Kallesdorf: Kallenberg *(Kallə-bi^{ä}rich* s. o.) = Bodesdorf: Bodendorf (s. o.). Vgl. sss. *Kalləskock* f. Flurname bei Neudorf.

Kâlt = moselfr. *Kêlt* f. Kühle. Ndl. Koelte.

kąlt = moselfr. chatt. *kâlt, kâl* kalt.

F. N. ***Kaltwasser*** 1570. Ebenso moselfr. F. N.

Kąm Kamm, pl. *Kâm* = moselfr. *Kâm* m. Kamm.

Kamêdi ⌣ ⌣ ⌣ f. Komödie. Ebenso moselfr. (lux.); modern, aber *-a-* ist charakteristisch.

Kąmm = moselfr. *Kamm* m. Zahn am Mühlrade.

Kąmmənrąt = moselfr. *Kammənrât* n. Zahnrad.

Kąmmər = moselfr. *Kommər* m. Kummer.

kämmərn = moselfr. *kemmərən* kümmern.

Kąmp m. Wassertrog, Futtertrog, pl. *Kämp* = moselfr. *Komp* m., pl. *Kemp* weites, rundes, tiefes Gefäss (mhd. kumph). Vgl. O. N. *Kempchen* (Luxemburg) = nösn. dem. *Kämptchə* (ländl.) kleiner Brunnentrog.

Kämpəl m = moselfr. *Kempəl* m Tümpel (dem. zu „Kumpf"). Vgl. moselfr. O N. *Kömpel.*

sss. ***Kąmpəs*** „eingemachtes Sauerkraut", moselfr. (eifel., aachen. chatt.) *Kompəs* „eingemachtes Sauerkraut" < lat. compositum, nach dessen volksmässiger Aussprache compostum (mit germanischer Be-

tonung: ⏑ ˊ ⏑ ⏑ > ˊ ⏑); vgl. ital. composta, franz. compote. Ohne irgend welche lautlichen oder sachlichen Bedenken!

kąmpich = moselfr. *kompich* ausgebuchtet, gewölbt.

kąmpich = moselfr. *kompich* vertieft (von Gefässen).

kändəsch = moselfr. *kendəsch* kindisch.

Känn = moselfr. *Kenn* n. Kinn.

F. N. ***Kanngiesser*** 1700, *Khangüsser* 1620 (d. h. „Zinngiesser"). Ebenso moselfr. F. N.

Kąnst, sss. *Konst* = moselfr. *Konst* f. Kunst.

Känt n. Kind. Ebenso moselfr. (eifel.) dem *Käntchi, -tchə* = moselfr. *Kentchə* Kindchen; pl. *Ken(d)ərchər,* nösn *Kändərchər.*

F. N. ***Kanter.*** Ebenso moselfr. F. N.

Kapelle. *Kopaunərrâ'ch* < *Kopaulnər* (⏑ ˊ ⏑) *-ra'ch* (Berg der capellani) *„Kapellenrech" in Petersdorf bei Bistritz. Der Sage nach stand hier eine Kapelle. Lautlich ohne Bedenken: 1. *-aul-* < *-ell-,* z. B. *Gəsaul* Geselle, *Haul* (ahd. hella) Hölle, *Schwaul* Schwelle, *Schaul* Schelle usw.; 2. Schwund des *e* vor *n* wie in *Wu"ndref, Minu"rkn, Sänndref, Burichhân* usw.

Kapellendorf (Bielz, S. 532), magy. Alsó-Kápolna, rum. Capelna, bei Dicső-Szent-Márton. Vgl. O. N. *Kapellen* (Luxemburg, Kanton), *Kapellen* (Rgbz. Koblenz, Gen. St. Karte: Koblenz).

kąpərn = ndrhein. *kapərn* mit List wegnehmen. Nhd. „kapern" ist erst im 17. Jahrhundert aus ndl. „kapern" entlehnt worden.

sss. ***Kąpfenstər*** n. Dachluke. Vgl. ndrhein. *Kuk-fenster* n. Dachluke (ndd. kapen, mhd. kapfen „schauen"; ndd. Kapfenster „Dachluke"). Vgl. nösn. *Kąplu"dn.*

kąpn die Spitze abhacken = moselfr. *kappən* behacken.

F. N. ***Kapp*** = moselfr. (lux.) F. N. *Kapp* (Koseform für Kaspar!).

Käpp f. Rauchfang, sss. *Kîp* (in *Kîpəkratzər* m. Rauchfangkehrer), eigentlich: Korb = moselfr. (chatt.) *Kipp (Kepp)* f. Korb aus Weiden oder durch Quergeflecht gebundenen Holzstäben (ags. cype, engl. cipe „Korb", norwegisch kipa „Weidenkorb", mndd. kype „Korb"). Auch rum. coș heisst 1. Korb, 2. Rauchfang, Schornstein (weil dies ursprünglich [auch heute noch in Hütten] ein korbähnliches Rutengeflecht war).

F. N. ***Kappes.*** Ebenso moselfr. F. N.

Kąprą̂l m. Korporal, sss. *Kaprôl,* lux. *Kaprôl.* Modern, aber gerade deswegen bezeichnend.

sss. ***Kąr*** n. hölzernes Gefäss, Behälter = ndrhein. *Kâr* f. Fischbehälter. Sss. *Zəikər* m., nösn. *Zeckər* m. „zweihenkliger Handkorb aus Rohr geflochten", das Wolff = zwi-kar setzt (S. 615), kommt moselfr. nicht vor.

Kârəl Karl. Ebenso moselfr. (lux., lothring).

sss. ***Kärl*** m. Bräutigam (Gross-Scheuern): *mər senj ôfgəschäckt vum Kärl, dem Brejəm* wir sind abgeschickt vom Bräutigam; vgl. siegerländ. *Karl* m. junger Mann, Geliebter (wie altgerm. *karl* m. „Mann, Ehemann, Geliebter" ohne die verächtliche Nebenbedeutung des nhd. „Kerl"). Vgl. sss. Waldname *Karlənbom* m bei Seiburg.

Karminârəl (⏑ ⏑ ˊ ⏑) ist dem. zu franz. carbonnade = moselfr. *Karmenade* (b > *m*, wie in nösn. F. N. Martelmäss < Bartelmäss, *u*ᵃ*mən* < abhin u. a.).

kạrn = moselfr. *korrən* knarren, knurren (im Bauche).

karniffəln ⏑ ˊ ⏑ = moselfr. *karniffələn* ⏑ ˊ ⏑ ⏑ mit der Faust schlagen, stossen.

F. N. ***Karp*** (sss.). Ebenso lux. F. N.

F. N. ***Karres*** (sss.). Vgl. moselfr. F. N. *Kerres*.

F. N. ***Kärstchen*** 1656, *Karstchi* (ss.) 1765, *Karschtyi* 1833. Vgl. moselfr. F. N. *Karstche(n)*.

Kâssəl = moselfr. (Sauertal) *Kêssəl* m. Kessel.

Kâsslər = moselfr. *Kêsslər* m. Kesselmacher. Daher der moselfr. ss. F. N. *Kessler*.

kässn (modern): *ich kässn də Hậnt* ich küsse die Hand = moselfr. *kessən* küssen. Vgl. *mạtsn* (s. u.).

Kâst, pl. *Kâstn* = moselfr. *Kêst* f. Kastanie, *Kêstən* Kastanien.

F. N. ***Kast*** (sss.). Ebenso moselfr. F. N.

Kastenholz, urk Castenholz 1302, magy. Hermány, rum. Caşolţu, bei Hermannstadt; vgl. (Ober-, Nieder-) *Kastenholz* (Rgbz. Köln, bei Euskirchen).

kạstnən aufeinander häufen = moselfr. *kastən(ən)* die Garben aufschichten.

Kastrôl ⏑ ˊ = moselfr. *Kastərôl* ⏑ ⏑ ˊ f. Casserole (natürlich modern, aber charakteristisch [-sr- > -str-!]).

Kattn, moselfr. *Ketən* „Kette" weist ebenso wie fläm. keten f. „Kette", mittelndl. ketene, direkt auf lat. catêna zurück. Wäre dies nicht der Fall und unser *katn* eine direkte Entsprechung von nhd. Kette, so würden wir *kadn* sagen: vgl. *bredər* (Bretter), *wedər* (Wetter), *bidn* (Butten) — derselbe Fall wie bei *bạt* (s. o.), *bạtər*.

katôləsch katholisch. Ebenso moselfr.

Katrein(t)chi, *-(t)chə* n. = moselfr. *Katreinchən* (dem.) Katharinchen.

Katti n. Koseform für Katharina = moselfr. *Kätti* n.: *dət Kätti ess hai,* nösn. *dət Katti äss hâ*ᵘ (die) Kathi ist hier. Sämtliche weiblichen Taufnamen sind im Moselfr. n. wie bei uns: *dət Susi* die Susanna.

Kattnblâm = moselfr. *Kättəblôm* f. Löwenzahn.

Katzendorf, urk. Katza, Kacza, Cacza, Katzen 14., 15. Jahrhundert, Honteruskarte: Katzendorf (1532), magy. Kacza, rum. Caţa, bei Reps. Vgl. *Katzenloch* bei Berncastel a. d. Mosel, *Katzenburg* in der Eifel, *Katzenmühle* (Rgbz. Trier), *Katzenbach, Katzenkopf* (in der Rheinprovinz) und *Katzenhof* (Luxemburg).

O. N. ****Katzenwinkel,*** sss. *Katzəwänkəl* (Wolff, Mühlbacher Programm, 1880, S. 15). Vgl. *Katzwinkel* (Eifel, Kreis Daun, Rgbz. Trier), dial. *Katzwenkəl.*

kaudər, *kaudər!* = moselfr. chatt. henneberg. *gaudər, gaudər!* das Geschrei des Truthahns nachahmender Zuruf an denselben.

kaudərn umständlich sprechen. Ebenso moselfr.

Kaul f. Grube. Ebenso moselfr.

kœz! Scheuchruf zur Katze = moselfr. *kûz!* Scheuchruf.

kê gegen = chatt. *kêə* gegen (mhd. kein „gegen"), moselfr. *gên(t).*

kê (auf dem Lande) kein: *kê Sätzflêsch hu* = moselfr. *kê Setzflêsch hun* (kein Sitzfleisch haben) nicht ruhig sitzen können.

Kêchən f. Köchin. Ebenso moselfr.

Kêfər m. Käufer. Ebenso moselfr. (obere, lux. Mosel).

kêfn kaufen, *kôft* kaufte, *(gə-) kôft* gekauft = moselfr. *kêfən* kaufen, *kôft* kaufte, *(gə)kôft* gekauft.

F. N. ***Kessler*** 1703. Ebenso moselfr. F. N. (d. h. Kesselschmied, mhd. kezzelære).

keiln = moselfr. *keilən* viel essen.

Keiltchi, *-tchə* = moselfr. *Keiltchə* Grübchen (ndl. kuiltje): *zwê Keiltchər* (ebenso nösn).

Keimən m. Nusskern = moselfr. rhein. *Keimə(n)* m. Keim (mhd. kîme).

Keimәs n. Taufschmaus; vgl. moselfr. chatt. nassau. *Keim* m. Rosmarinzweig, wie er bei Taufen und Hochzeiten gebraucht wird. Gehört zum *Keimən* (s. o.).

Keit n., dem. *Keitchi, -tchə* = moselfr. *Keit* n. ein Korn, ein wenig: *ə Keit Brût; ə Keitchə* ganz wenig (nösn. *ə Keit Brût* ein bisschen Brot, *ə Keitchi* ein wenig). Mhd. kît.

Kelich f. Kelch. Ebenso moselfr.

F. N. ***Kellers*** (Kronstadt). Lux. F. N. *Kellers* (gen. patron. zu „Keller", mhd. kellære „Kellermeister"; vgl. den cellarius am Hofe Karls d. Gr.: Kammerbeamter).

Kelling, urk. Kelnuk, magy. Kelnek, rum. Chelnicu, bei Reussmarkt; vgl. das Geschlecht der „Kelling" in der Eifel, die nach der Burg Kell benannt sind. Vgl. die O. N. Kell (Kreis Mayen [Eifel]), Kell (Kreis Trier) und ndl. Ortsname Kellingh zu Stamm *Kall* (P. N.). Korrespondenzblatt IV, 80.

O. N. ***Kelndrəf*** ss. für Kaila (bei Bistritz), urk. Köllendorf (ein Köllendorfius studierte 1605 in Kronstadt); vgl. den moselfr. O. N. *Cöln* (Gen. St. Karte: St. Wendel). Vgl. auch O. N. *Kolun* am Altfluss, rum. Colunu (= colonia).

****KelnərGrąnt***„Kölner Grund" Riedname (unweit von „Kölndorf", *Kelndrəf).* Urk. (1622).

F. N. ***Kelp*** = ndrhein. moselfr. (auch lux.) F. N. *Kilp* (sprich: *Kelp)*; vgl. chatt. *Külp, Kilp* f. 1. Samenbehälter verschiedener Gewächse, 2. starker Schlagteil am Dreschflegel; vgl. nassau *Kelp, Kölp, Kilp* Mohnkopf, Speltähre (mhd. kilbe). *Kelp* f. ist auch ss. Flurname (Korrespondenzblatt IV, S. 63): „für der *Kelp*", nösn. *händər dər Kälp* (Schönbirk).

F. N. ***Kempf*** 1505. Ebenso moselfr. F. N. (lux. *Kemp).*

kêpn = moselfr. *kêp(ə)n* köpfen.

Kerz, sss. *Kĭrz,* urk. *Kertz.* Kerch 1342—90, magy. Kercz. rum. Cârţu, bei Freck (im 14. Jahrhundert ansehnliche Cisterzienser-Abtei). Vgl. den moselfr. (lux.) F. N. *Kertz, Kerz.*

Kêsər m. Kaiser. Ebenso moselfr.: *ə gêt, wu'r də Kêsər zə Fôss gêt* (sc. auf den Abort), nösn. *ə gêt, wu"r dər Kêsər zə Fâss gêt.*

Kêsərən f. Kaiserin. Ebenso moselfr.

kêsərlich kaiserlich. Ebenso moselfr.

Kêsərschnätt (modern) = moselfr. *Kêsərschnett* m. Kaiserschnitt.

Kêsərštrôss f. (Kaiserstrasse) Hauptstrasse. Ebenso moselfr.

Kêskraut n. Malve. Ebenso moselfr.

F. N. ***Kestener*** 1505, *Kästner* 1904 (sss.). Vgl. moselfr. F. N. *Kästner.*

Kestn = moselfr. *Kästən* (pl.) die [Gerichts-]Kosten.

Kêwər, Kêbər = moselfr. *Kêwər,* (lothring.) *Kêbər* m. Käfer.

Ki"ltər m. die Kelter. Auch moselfr. *Ke"ltər* ist m.: Grimm, Weistümer 2, 339, 383, 384, 466 usw.

Ki"rbîršt = moselfr. *Ki"rbî(r)št* f. Kehrbürste.

Ki"rf = moselfr. *Ki"rf* f. Kerbe.

Ki"rn = moselfr. *Ki"r* m. Kern, *Ki"rn* Kerne.

ki"rn = moselfr. *ki"rən* kehren (mit dem Besen). Mhd. kern. Vgl. *kîrn* (s. u.).

Ki"rz = moselfr. *Kierz* f. Kerze.

Kirbəl m. Kerbel. Ebenso moselfr. (lux.).

kickn stechen, moselfr. *gickən, kickən: kîck! ich stêchən dich* sagt man zu kleinen Kindern, die man stechen zu wollen vorgibt (nösn. *kick! ich štâ'chn dich).*

Kîl m., moselfr. *Kîl* m. „Kohl" beruht, wie der Umlaut (*î* < ô + i) beweist, auf vulgärlat. côlis, klass.

lat. caulis m. „Kohl", provenz. caul, span. col, ital. cavolo, franz. (entsprechend) chou. Eine Ableitung zu colis ist auch rum. curechiu „Kohl", (rum. r < lat. l wie in cur < lat. culus, sare < lat. sal, scară < lat. scala usw. Mhd. koel.

kiln = moselfr. *keln* (kohlen) glimmen; nösn. *ət kilt* = moselfr. *ət kelt* es glimmt.

F. N. ***Kiltsch*** (Schaas). Vgl. lux. F. N. *Keltsch.*

Kîm m. „Kümmel", moselfr. *Kim* „Kümmel" = franz. cumin „Kümmel", mittellat. cuminum, *Kîm, Kim* ist einfach Kontraktion durch Assimilation (m — n > m) wie z. B. in *kun* „kommen", sss. *nĭ'n* „nehmen", während der Lautwandel — m — l (Kümmel) > — m in unserer Mundart kein Analogon hat.

kimmən keimen = moselfr. siegerl. *kimmən* keimen.

sich ***kimpərn*** „sich zanken", ndrhein. *(sich) kempe(r)n, kampərn* „sich zanken" = mittellat. campire, altfranz. champier „kämpfen" neufranz. camper „zu Felde liegen", span. campear „das Feld halten", — alles Ableitungen zu lat. campus „Schlachtfeld" (Juvenal), ital. campo „Schlachtfeld", rum. câmp „Feld". Das Charakteristische von *kimpərn, kampərn* ist die Bewahrung des altroman. -p- und -r- gegenüber nhd. „kämpfen", das natürlich ebenfalls auf campus zurückgeht. sss. *kimpərn* ist Umlautsform = *kempern* wie *timpəln* (s. u.) = mhd. tempern, *štimpəl,* (moselfr.) *štämpəl* „Tisch-, Stuhlfuss" = ndl. stempel, mhd. stempfel u. a. *kimpərn* bezeichnet recht eigentlich den Einzelzank zweier Hadernden, wie mittellat. campus „Zweikampf" bedeutet; vgl. die in Trier angelegten campus (heute noch gut erhalten) zur Abhaltung der Gladiatorenkämpfe.

O. N. ***Kindeln*** (Bielz, S. 464), ss. *Kintəln,* magy. Kentelke, rum. Chintelecu, urk. *Kentil, Kentelek* 1391—1415 bei Kyrieleis (an der Grenze des Nösnerlandes). Vgl. O. N. *Kindel* (Gen. St. Karte: Berncastel a. d. Mosel).

kinəklich königlich. Ebenso moselfr.

F. N. ***Kinn.*** Ebenso moselfr. (lux.) *Kinn* (z. B. Wallendorf) — 48 wohnen in Luxemburg. *Kinn* ist Koseform der mit mhd. künne, ahd. kunni, chunni „Geschlecht" als erstem Gliede zsgs. P. N., z. B Kunimund, Chunizih, Chunihari, Chuniger. Vgl. ss. (nösn.) und lux. *Kinnək* (König).

Kinnək = moselfr. *Kinnək, Kinnik* m. König (mhd. künec); vgl. fläm. holl. Koning „König", ripuar. *Künning* = sss. Kenn ə n k (scharfer Unterschied zwischen nösn. *Kinnək* und sss. *Kennənk,* nösn. *Fannək,* sss. *Fännənk* Pfennig, nösn. *Linnək,* sss. *Lennənk* m. grosser Bohner, nösn. *Hennək,* sss.

Hennənk F. N. = Henning (Hönig) u. a.; jedenfalls ist *Kinnək* spezisch nösn. moselfr., nicht sss. ripuar., womit ich aber beileibe nicht, wie mir zugeschrieben worden ist, die Herkunft der sss. Ansiedler von eigentlich ripuar. Gebiete behauptet haben, sondern nur feststellen will, dass in einzelnen Lauterscheinungen das Sss. dem Ripuarischen näher steht als das Nösnische.

Kîr(t) f. Wendung: *də Kîrt nî* Kehrt machen = moselfr. *Kîrt* f. Wendung.

Kirbəl, sss. *Kirwəl* = moselfr. *Kirwəl* m. Kerbel.

Kirchberg, magy. Kürpöd, rum. Chirperu, ss. *Kirpərich,* bei Agnetheln. Vgl. O. N. *Kirchberg* (Luxemburg), Kirchberg (Rgbz. Trier), Kirchberg (Rgbz. Aachen), *Körpərich* (bei Stolzenburg).

Kirfich m. Kirchhof. Ebenso moselfr.

Kirich f. Kirche. Ebenso moselfr.

O. N. ***Kyrieleis,*** ss. *Kirjəlês* ⏑ ⏑ ⏓, magy. Kerlés, rum. Câraleşu, bei Lechnitz. Vgl. moselfr. *Kirjəlœison* ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ das Kyrieleison, mhd. Kirjelêison, Kirieleis, das griech. Κύριε ἐλέησον! als Gebetsruf und Refrain geistlicher Gesänge. Imperativischer O. N. wie z. B. Maria hilf!, Isten segíts! (= Gott hilf!) u. a. Die obige Erklärung hat ihre Stütze an der urk. Form „Kyrioleis", welche Simon Kézay (1272—1290) überliefert, woraus sich auch die magy. und rum. Formen des Namens als Kontraktionen unschwer erklären. Die Erklärung von *Kirjəlês* = Kyrioleis aus magy. cserjés (Cserhalom) „strauchig, buschig" (Korrespondenzblatt 1902, S. 31: Lad. Réthy) ist geradezu komisch und stellt alles, was wir bezüglich unserer Lautverhältnisse wissen, auf den Kopf. Vgl. auch den westmitteld. F. N. *Kirieleis,* vgl. P. N. Bechthold *Kyrieleyson* (Weistümer 3, 419), zsgz. *Cyrlis.*

kirksn = moselfr. *kĭrksən* einen schrillen Ton von sich geben (beim Sprechen), westerw. *kerksən.*

Kirl, *Kiddəl* m. = moselfr. *Kiddəl,* hunsrück. *Kirrəl* m. Kittel.

Kirməs f. Kirchweihfest (bei uns m. W. nur im Nösnerlande gefeiert) = moselfr. *Kirməs* f. Kirchweihfest (allgemein üblich); *t es net all Dâch Kirməs* es ist nicht alle Tage Kirchweih, nösn. *t äss nät ąllən Dą̂ch Kirməs.*

kîrn kehren (vertere) = moselfr. *kîrən* kehren (vertere). Mhd. kêren. Vgl. *kĭ̈rn.*

Kîr(n)mällich = moselfr. *Kîrnmellich* f. Buttermilch; sss. *Kermälch;* vgl. holl. fläm. *Kernemelk* f. Buttermilch.

Kîrsch = moselfr. *Kîrsch,* lux. *Kîsch, Kîscht* f. Kirsche.

F. N. ***Kirschner*** 1548. Ebenso moselfr. F. N.

O. N. ***Kirtsch,*** ss. *Kîrtsch,* urk. *Keureus, Kewruz* 1288—1322,

Körtz 1359—1366, magy. Kőrös, rum Crişu, bei Mediasch. Vgl. lothring. O. N. *Kirsch*, dial. *Kîrsch* (Gen. St. Karte Diedenhofen). Unser ss. *-t-* ist also nicht ursprünglich.

F. N. ***Kirtsch***. Vgl. lux. F. N. *Kirtz (-tsch = z*, wie in ss. moselfr. *kirtschər* = kürzer).

F. N. ***Kisch*** in Hermannstadt, woher meine Familie stammt, nie anders als *Kîsch* [mit langem *-î-*] gesprochen, daher auch die urk. Form *Küsch* (1760). Vgl. die lux. F. N. *Kisch (Kîsch* gesprochen, wie bei uns), deren Stammbaum ich bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts in den Kirchenbüchern von Bus (Grosbous) verfolgt habe. Mir sind sämtliche gegenwärtig in Luxemburg lebenden Glieder dieser Familie (wohnhaft in Bus, Pratz und Bettel) persönlich bekannt. 22 (mir nicht näher bekannte) Träger dieses Namens schreiben sich bezeichnenderweise *„Kiesch“* (wohnhaft in lux. Reisdorf [s. d.]). *Kîsch* heisst in lux. Ma. „Kirsche“. Der nhd. Name „Kirsch“ erscheint hier in lux. Aussprache. Auch andere Obstnamen erscheinen als moselfr. F. N. z. B. *Noss* (Nuss), *Appel* (Apfel), *Bier* (Birne) u a. Vgl. *Kîsch* f. Kirsche (Neustadt bei Kronstadt).

kisch, *watchət hun ich?* (Welches habe ich?) fragt man beim Maisenthülsen *(schî mąchn* s. u.); vgl. moselfr. *kisch!* Zischruf (wie mhd. kisch m. „Zischruf“). Beide mit kurzem *ĭ*.

Kisländkštê = moselfr. *Kisəlštê* m. Kieselstein.

F. N. ***Kissling*** 1710, 1904. Ebenso moselfr. F. N. (mhd. kiselinc, ss. *Kisländkštê* Kiesel).

ə ***Kitzkn***, *ə Kitzkə* = moselfr. *ə Kitzchə* ein wenig.

klącken pulsieren (von Wunden), moselfr. nassau. *klucksen: də Wont klukst* die Wunde pulsiert (nösn. *ət klącket).*

Kląft f. 1. Feuerzange, 2. Abteilung einer Herde = moselfr. *Kloft* f. 1. Feuerzange, 2. grössere Menge, Gruppe: *en* K l *oft Bêm, Kîrschən, Appəl,* nösn. *Kläfkn* dem. gespaltenes Buchenholz = moselfr. *Kleftchə* dem. Scheere an der Wage.

klâkn k l e b e n: *ich schmeissn dich widdər dn Stâkn, dąt də dô bleifst klâkn;* vgl. moselfr. *klêkən* kleben, lux. *Klâk* f. Schmutz, der unten am Kleide k l e b e n bleibt (mhd. klecken); lux. *klâkən* beschmutzen, fläm. holl. klakken „beflecken, besudeln“.

Klął n. = moselfr. *Klaiəl* n. Knäuel (mhd. kliuwel).

Kląmm f. Klammer = eifel. *Klamm* f. eiserne Klammer.

klâmich klebrig = altndrhein. clam, holl. klam(achtig) „feucht, nass“, moselfr. *klâm* dumpfig feucht.

kląmmən = moselfr. *klammən* festklammern.

Kląmpn = moselfr *Klompə(n)* m. Klumpen: *ə Klompə Popeiər* ein Klumpen Papier, nösn. *ə Kląmpn*

Pupeiər. *Klämptchi, -tchə* = moselfr. *Klemp(t)chən* Klümpchen: *zwê Klemp(t)chər*, nösn. *zwê Klämptchər.*

Klâng f. Heuschober; vgl. altniederländ. *klonge*, ahd. clunga „Knäuel, Klumpen".

Klqntər, pl. *-n* = moselfr. *Klontər* f., pl. *-ən* (Kot-) Klümpchen am After (ndd. klunter).

Klântər = ripuar. *Klöntər* f. getrocknetes Mistklümpchen am After. Vgl. *Klqntər* (s. o.).

klqntərich voller *Klqntərn* (s. d.), moselfr. *klontərich: klontərich Mellich* abgerahmte, dicke Milch (voller Klümpchen).

Klâpər = moselfr. *Klôpər* m. Glockenklöpfel.

Klâppəl = moselfr. *Kleppəl* m. Knüttel.

Klât = moselfr. *Klêt* f. Klette.

Klausenburg. Klausenburg ist die „Burg" (castrum, magy. vár), bei der „Klause" (mhd. klûse), daher die urk. Namensformen „Clus" (1222), lat. Clusa für die von Klausenburg nur durch eine Brücke getrennte Benediktiner-Abtei „Appesdorf" (1568, heute magy. Kolozsmonostor [Clûs + monasterium]) und Clusvár, deutsch entsprechend Klusenburg (1396). Dass sich im Magyarischen aus Clus, Cluswár die Formen Kulus, bzw. Kuluswár entwickelten, ist magyarisches Lautgesetz, wornach im Anlaute Doppelkonsonanz nicht geduldet und ein Vokal eingeschoben (oder vorangestellt) wird; vgl. magy. kurucz < lat. cruc = „Kreuz", magy. zsinór = nhd. Schnur", magy. Balázs = lat. Blas(ius), magy. geréb = ss. *grêf* (Gräf) usw. Der Übergang von u zu o in Kolozs, Kolozsvár ist ebenfalls magy. Lautregel: vgl. magy. ostorom = Sturm, porkoláb = Burggraf, mormolni = murmeln, ortály = Urteil usw. Das Rumänische hat übrigens in Cluj d. h. „Klausenburg" das alte Clus bis zum heutigen Tage bewahrt. „Klausenburg", dial. *Klausnbur(i)ch*, ist auch der Name der gegenüber der Moselmündung auf dem *Klausənbrich* (Klausenberg) gelegenen „Klausenburg", deren Klause zum Jahre 1333 urk. belegt ist (Rhein. Antiquarius, II. Abt., I. Bd, Koblenz 1845, S. 55: „St. Heribrechtskapelle mit der Klause", auch „Klausnerinnen" werden erwähnt), zum ersten Male 1298 erwähnt. Solcher „Klausen" gibt es in unserer Urheimat noch viele, es sind heute Kapellen. Ihr Name ist moselfr. Klaus, in denjenigen Gegenden jedoch, welche altes *-ûs* bewahrt haben *(hûs, krûs, mûs, lûs)* entsprechend heute noch *klûs*, daher auch der „Klusenberg" im Regierungsbezirk Aachen. Vgl. moselfr. F. N. *Klus*maier. Näheres Korrespondenzblatt 1905, S. 41.

klê (auf dem Lande und in den Vorstädten von Bistritz, in der Stadt [sss.] *kli*) klein. Ebenso

moselfr. Dazu der ss. moselfr. F. N. *Klee.*

klêdn kleiden, *klett* kleidete, *gəklett* gekleidet = moselfr. *klêdən, klêt, gəklêt.*

Klêdunk f. = moselfr. (lux.) *Klêdəng* f. Kleidung.

F. N. ***Klee*** 1788, 1904 (d. h. Klein). Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Klees*** (sss.); vgl. lux. F. N. *Klees.*

F. N. ***Kleinmann*** 1763, Clemen 1711, dial. *Klîmə,* daher F. N. *Clima* 1505, *Climan* 1521, *Klimen* 1702. Vgl. moselfr. F. N. *Klei(n)mann, Klemann, Kleman, Klemen.*

Klêkəltchi, *-tchə* n. Glöcklein, moselfr. *Klêkəltchə(n): zwê klinzich Klêkəltchər* zwei kleine Glöcklein (ebenso nösn.). Vgl. *Klôk* (s. u.).

Klêknər m. Glöckner. Ebenso moselfr. Dazu die ss. moselfr. F. N. Kle(c)kner, Kleker, Klokner, Glokner, Glockner.

F. N. ***Klemens,*** *Clemens* (dial. *klîmə).* Ebenso moselfr. (lux.): *Clemens, Klemens* (ndrhein. F. N. *Climes* = Clemens).

Klêzkn (dem. zu *Klôz* s. u.) = moselfr. *Kletzchən* n. aus Teigresten gebackener, kleiner Laib Brot.

Klî m. Klee. Ebenso moselfr.

klibbərich (Passbusch) klebrig; vgl fläm. holl. *klibber* n. Harz, Pech.

Klibbəs m. kleines, gedrängt gebautes, unentwickeltes Kind; vgl. moselfr. *Knibbəs* kleiner Kerl, *Klebbəs* m. unbeholfener Mensch, Klotz.

klibbəsich = nassau. *knibbəsich* klein, unausgewachsen.

sss. ***kli^{e}wən:*** kli^{e}ft, nösn. *klêft* klebt. Ebenso moselfr., zu *klêwən* kleben.

klinzich klein, winzig. Ebenso moselfr. (lux. *klinzech).*

Klô f. Klaue. Ebenso moselfr.

klô, sss. *klôn* = moselfr. (lux.) *klôən* klagen: *ə klôt mər sei Lêt,* nösn. *ə klôt mər sei Lêt; geklôt* geklagt, ebenso nösn.

Klôch = moselfr. *Klô(ch)* f. Klage.

Klôk f. „Glocke", moselfr. *Klôk* f. „Glocke", fläm. holl. *Klok* unmittelbar aus mittellat. clocca, provenz. cloca, franz. cloche „Glocke" entlehnt. Die Annahme einer direkten Entlehnung aus hd. Glocke (mhd. glocke) wäre eine direkte Umkehrung der Lautverschiebungsgesetze. Ich bemerke ausdrücklich, dass sowohl im moselfr. als auch im siebenbürgischen Worte deutliches aspiriertes k$^{\text{'}}$ (nicht etwa wie im Oberdeutschen „Glocke" bloss stimmlose media g-) gesprochen wird, dem. *Klêkəlchən: zwê klinzich Klêkəlchər,* nösn. *zwê klinzich Klêkəltchər.*

Klôkəs n. Glockenhaus; vgl. fläm. holl. klokhuis n. „Glockenkammer".

F. N. ***Klokner*** 1780 (ss. *Klêknər).* Vgl. moselfr. F. N. *Klokner, Klekner* (= Glöckner).

F. N. ***Kloos,*** ebenso moselfr. (lux.) F. N. *Kloos.* Kloos = Klaus < Nikolaus.

kloppn, sss. *klôpən* = moselfr. (eifel.) *kloppən, klôpən* klopfen.

Klopps 1904, urk. *Clobis* 1451; vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Klopp* und O. N. *Klopp* (Gen. St. Karte: Simmern).

klôr klar. Ebenso moselfr. F. N. ***Klös.*** Ebenso lux. F. N.

Klosdorf, ss. *Klôsdərf,* magy. Miklóstelke, rum. Miklosa, bei Schässburg. Vgl. *Klos*mühle (Luxemburg, Kanton Wiltz). Kloos, Klos ist bei uns und in Luxemburg häufiger F. N. = Klaus < Nikolaus.

Klôs = moselfr. chatt. henneberg. *Klôz* m. 1. Klotz, 2. klobiger Kerl.

Kluck f. Bruthenne Ebenso moselfr.

Kluckər m. (Tekendorf) = moselfr. *Kluck* f. (lautmal.) Krug mit engem Halse. Auch *Klunkər.* Vgl. moselfr. *gluckərn* (dieses bezeichnet den Ton einer Flüssigkeit beim Durchgehen durch eine enge Öffnung).

klucksn = moselfr. *kluksən* glucken (iterat.).

Klûstər n. Kloster. Ebenso moselfr.

Knächəl m. Knöchel. Ebenso moselfr.

knäckn = moselfr. *kneckən: Leis kneckən* Läuse zerdrücken, *Flî kneckən* Flöhe töten, nösn. *Leis, Flî knäckn.*

knâgəln (iterat. zu [s. d.] *knuˇgn)* nagen = moselfr. *knauələn* (nagen) langsam essen oder zerbeissen.

Knâ^{i}, sss. *Knâ^{i}* = moselfr. *Kne^{i}* n. Knie.

F. N. ***Knapp.*** Ebenso moselfr. (lux.), ndrhein. F. N. (ndrhein. *knapp* heisst „gewandt, brav").

knäppn = moselfr. *kneppən* knüpfen.

knąrwəln, knąrbəln an etwas Hartem herumkauen, langsam nagen; vgl. moselfr. rheinfr. *knarwələn, knorbələn* mit den Zähnen knirschen.

knątschich drall: *ə knątschich Mêtchi (Mêtchə)* eine dralle Dirn (die gleichsam „knatscht", wenn sie gedrückt wird) = moselfr. *knatschich: ə knatschich Mêtchə(n)* ein dralles Mädchen.

knątschn = moselfr. *knatschən* bei einer Quetschung schallend entzweibrechen.

knaufn maunzen, weinerlich tun, murren = moselfr. *knaufən* hell tönen, bellen.

Knêcht m. unverheirateter Bursche, Jüngling = moselfr. *Knêcht,* wetterau. *Knêcht* m. Bursche (ohne verächtliche Nebenbedeutung, wie *Mêt* [s. d.]). Vgl. fläm. holl. *Knecht* m. Bursche, dem. *Knechtje* n. Junge (auch nösn. [dem.] *Knêchtchə* [ländl.] junger Bursche).

knêdn = moselfr. *knêdən* kneten.

Knêfəl m. Knopf; vgl moselfr. *Knêf* „Knöpfe", pl. zu *Knôf* m. Knopf; vgl. *zâknêfəln* (s. u.) zuknöpfen. Mhd. *knöufel* m. Vgl. moselfr. F. N. Knöfel.

Kneip f. kurzes, krummes Abschneidemesser des Schusters mit Holzstiel; moselfr. *Kneip* f.

Kneist m. grosser Schmutz. Ebenso moselfr.

Kneisthammməl m. Geizhals. Ebenso moselfr.

kneistich sehr schmutzig. Ebenso moselfr.

Knerl, Kneddəl (Minarken) m. = moselfr. *Kneddəl,* hunsrück. *Knerrəl* m. Exkrement der Säugetiere (Knödel).

Knibbəl, sss. *Kniwwəl* pl. Fingergelenksknochen, Finger, moselfr. *Kniwwəl.*

knibbəln, kniwwəln = moselfr. *kniwwələn* auf die Fingerspitzen schlagen.

knirtschəln = moselfr. *knirschələn* knirschen (ndl. knerzeln).

Knobloch = moselfr. *Knowloch* m. Knoblauch.

F. N. ***Knobloch*** (sss.). Ebenso moselfr. F. N.

Knôch f. der Knochen: *əm wird och mät deinə Knôchn nô dn Pelsn schmeissn* man wird auch mit deinen Knochen nach den Zwetschken werfen (auch du wirst sterben); vgl. moselfr. *mə wird och met deinə Knôchən nô dən Ness* (Nüssen, nösn. *Näss) wĭrfən* (nösn. *wĭ̈rfn).*

knoddərich = lux. *knaddərich* knotig.

F. N. ***Knoll*** 1709 = moselfr. F. N. *Knoll* (spr. *Knąll);* vgl. rheinfr. chatt. nassau. Knoll-Hannes, Knalles m. grober, ungeschliffener, plumper Mensch (mhd. Knolle).

Knôp m. Turmknauf, Knospe; pl. *Knêp.* Ebenso (in Form und Bedeutung) moselfr.

F. N. ***Knopp.*** Ebenso moselfr. F. N. (Koseform zum ahd. P. N. Chnodbero).

Knorrn = moselfr. *Knorrən* m. Knoten, Knollen im Holz.

knu^{a}gn, iterat. *knûgəln* = nordeifel. *knû(g)ən* nagen, altmoselfr. knagen.

knuffn heimlich mit Fäusten schlagen, moselfr. *knuffən.*

knûzn drücken, pressen = moselfr. *knûzən, knutschən* zusammendrücken.

Kôchəs n. Kochhaus = fläm. holl. Kookhuis n. Küche.

kôchn = moselfr. *kûchən* kochen.

Kockel (gr., kl.), siebenb. Flussname, urk. Kukullu, Kukelu 1252 ff. usw., magy. Küküllő, Nebenfluss des Alt. Der Name ist jedenfalls älter als die ss. Einwanderung. Dennoch scheint wenigstens eine Anlehnung unserer Namensform an das im Moselfr. als Lokalname immer wiederkehrende *Kockel* vorzuliegen. Vgl. *Kockelberg* (Gen. St. Karte Neuerburg, 2mal), *Kockelscheuer* (Gen. St. Karte Ewringen,

Luxemburg), *Kockel*ferden (Haltrich, Tiersage, S. 13), *Kuckelberg* (Kreis Mülheim a. Rh).

Kockəsch m. Hahn. Nicht mitgebrachtes, nicht moselfr., in Siebenbürgen entlehntes Wort. Vgl. rum. cocoș m. „Hahn", magy. kakas „Hahn".

Koddərwâləsch n. Kauderwelsch; vgl. moselfr. *koddərn* unverständlich reden.

Köler 1681, *Köhler* 1904 (Pintak), *Koler* 1505. Vgl. moselfr. F. N. *Köhler*, *Kohler* (lux.).

Koll f. Kohle, *Kolln* Kohlen = moselfr. *Koll, Kollən* Kohle(n).

F. N. ***Kollmann.*** Ebenso moselfr. (lux.) F. N. (= ahd. P. N. Coloman).

Koltər n. „Pflugmesser", moselfr. *Koltər* „Pflugmesser" = altfranz. coltre, ital. coltro, neufranz. couter, alle aus lat. culter. Dazu auch die rum. Ableitung cuțit n. „Messer" < culțit.

Kôm = moselfr. (nordeifel.) *Kôm* m. (Kahm) Schimmel auf gegorener Flüssigkeit (holl. kaam).

kômich schimmelig. Ebenso moselfr.

F. N. ***Königes*** (Kronstadt). Vgl. moselfr. F. N. *Königs.*

Königsdorf, ss. *Kenəngsdərf,* magy. Pálos, rum. Paloșu, bei Reps. Vgl. ndrhein. urk. (Lacomblet 1051) *Cunengesdorf,* heute *Königsdorf* (Rgbz. Köln, Gen. St. Karte: Düren).

F. N. ***Konnerth,*** Connerth. Moselfr. F. N. *Konert* (lux.), *Cunnert* (lux.) = ahd. P. N. Kuonrât. Vgl. Riedname *Konert* (Gen. St. Karte: Neuerburg [Eifel]).

F. N. ***Konst.*** Ebenso moselfr. F. N.

Kont m.: *ə ląstich* (auf dem Lande [Petersdorf] *lästich) Kont* ein lustiger Kunde = moselfr. *Kont (Konn)* m. Kunde; pfiffiger, durchtriebener Kerl: *ə lestich (lostich) Kont.*

Kont f. Riedname (Tal zwischen zwei Anhöhen) bei S.-Regen und in Gross-Schogen („Kant"). Vgl. O. N. *Kond* bei Kochem a. d. Mosel, urk. Cond (Lacomblet 1051).

Kontschąft = moselfr. *Kontschaft* f. Kundschaft.

F. N. ***Koots.*** Ebenso moselfr. F. N.

Kôp m. „irdene Kanne zum Trinken", moselfr. Kôp m. „Trinkschale" = franz. coupe „Trinkschale", ital. coppo m. „Krug", ital. coppa „Becher", span. copa „Becher", lat. cupa „Fass, Tonne". Auch rum. cupa „Mass, Töpfchen" bewahrt die alte Form, von der unser ss. *Kupichi* (dem.) „Töpfchen in der Käserei" direkt abgeleitet ist. Dazu nösn. *Kêptchi, -tchə,* dem. zu *Kôp* m., irdenes Kännchen, schön glasiert und bemalt = moselfr. *Kêpchən* (dem.) Schälchen, Fässchen (zu *Kôp* (s. d.).

F. N. ***Kopes*** (Rode). Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Kopes.*

Kopisch (Klein-, Gross-), ss.

Kôpəsch, magy. Kapus, rum. Copşa, urk. *Kops* 1415, *Kopsch* 1349—66, bei Mediasch. Auch „Köpisch“ ist mir vorgekommen. Vgl. O. N. *Koepesch* (Weistümer zu Zülpich v. J. 1375; Haltrich, Tiersage, S. 13) und lux. F. N. *Kops, Kopes.*

Kôpn m. Bergspitze, z. B. *dər Wännər* (Windauer) *Kôpn; Koppn* m. (Jaad) Name eines Berges bei Jaad = moselfr. *Kop* m. Bergspitze. Vgl. O. N. *Kopp* (Gen. St. Karte: Prüm).

Korf m. Korb, *Kerf* Körbe. Ebenso moselfr.

Kôrn n. = moselfr. (eifel.) *Kô(r)n, Kôr* n. Korn (womit bei uns der Weizen, in der Urheimat der Roggen gemeint ist — es ist immer die am meisten gebaute, landesübliche Körnerfrucht); nösn. *ə pu‘r Kôrnkeitchər* = moselfr. *ə pu‘r Kôrkeitchər* ein paar Körner.

Kôrnblâm = moselfr. *Kô(r)nblôm, Kôrblôm* f. Kornblume.

F. N. ***Körner*** 1682. Ebenso moselfr. F. N.

Kôrnhêf (pl.) Kornhaufen = moselfr. *Kôrhêf* (pl.) Kornhaufen.

Kôrnmäsch f. Spatz (in Passbusch, gewöhnlich *Mäsch)* = moselfr. (lux.) *Kôrmesch* f. Spatz. Vgl. *Mäsch* s. u.

F. N. ***Kosch.*** Ebenso lux. F. N.

kospər kostbar. Ebenso moselfr.

Kôt m. Eiter (Passbusch); vgl. moselfr. (eifel.) *Kôt* f. Hautfinne, Mitesser, Blütchen im Gesicht, Geschwür (mhd. kât).

krąbbəln = moselfr. *krabbələn* kriechen.

Kräck = moselfr. *Kreck* f. 1. Krücke, 2. mageres Pferd, Frauenzimmer (Schelte).

F. N. ***Krafft, Kraft.*** Ebenso moselfr. F. N.

Krâ‘ch f. runde, wilde Pflaume = moselfr. *Krêch* f. (Krieche) Pflaumenschlehe (ndl. kriek).

Krâ‘ch, Kreich (Jaad) = moselfr. *Kre‘ch* m. Krieg.

krâ‘chn kriechen, *kruch* kroch, *gəkrôchn* gekrochen = moselfr. *kre‘chən* kriechen, (chatt.) *krûch* kroch, *gəkrôch(ən)* gekrochen.

Kräll f. schlittenförmiges, viereckiges, aus Draht bestehendes, mit rotem Faden umwundenes Gestell als Frauenkopfaufsatz; dem. *Krälltchi* n. Pfaffenkäpplein, Samenkapsel des Spindelbaumes. Vgl. moselfr. *kräll* kraus und *Krällən, Krällchər* (pl. dem.) Halsgehänge der Frauen.

Kramantəs pl. überflüssige Komplimente, Umstände. Ebenso moselfr. (Entstellung zu mhd. gramarzi = franz. grand merci). Modern.

krąmm = moselfr. *kromm* krumm.

krämmən = moselfr. *kremmən* krümmen.

Krämt = moselfr. *Kremt* f. Krümmung des Weges (holl. Kromte f. Krümmung).

krân = moselfr. *krauən* mit den Fingernägeln (liebkosend) kratzen (mhd. krouwen).

Kräpp = moselfr. *Krepp* f. 1. Krippe, 2. ein zum Schutze des Ufers in den Fluss gebauter Damm.

kräpplich = moselfr. *krepplich* verkrüppelt, krüppelhaft.

Kräschər = moselfr. *Kresch* m. lauter Schrei.

Krąst f. Kruste, dem. *Krüskn* = moselfr. *Krestchən* n. erstes Stück von einem Laib Brot (österr. Scherzel).

Kräst = moselfr. *Krest* m. Christ.

krästlich = moselfr. *krestlich* christlich.

Krästôbnt, sss. *Krästôwənt* = moselfr. *Krestôwənt* m. Weihnachtsabend.

Krästoch = moselfr. *Krestdâch* m. Christtag.

kraudn Unkraut ausjäten = moselfr. *kraudən* grünes Futter abmähen (mhd. krûten).

F. N. ***Krauss.*** Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Krœutner.*** Vgl. ndrhein. F. N. *Kräutner* (Düsseldorf), moselfr. F. N. *Kräuter* (ähnlich moselfr. F. N. Alzer: ss. F. N. Alzner, moselfr. F. N. Poscher: ss. F. N. Poschner u. a.). Mhd. kriutenære „Kräutersammler".

F. N. ***Krech*** (Hamlesch) Vgl. lux. F. N. *Krich.*

Kreisch, rum. Crișu, urk. Crys, Cris (magy. Keresd, urk. Crizd) bei Schässburg; vgl. den moselfr. (lux.) F. N *Kreisch, Greisch* und O. N. *Greisch* (Gen St. Karte: Luxemburg). Dazu der moselfr. F. N. *Greischer;* bei uns *Kreischer* = einer aus Kreisch.

kreischn schreien, sss. *kreschən* laut weinen = moselfr. trier. *kreischən* schreien, laut weinen, *kresch,* nösn. *kräsch* schrie, *gəkresch(ən),* lux *gəkrasch(ən),* nösn. *gəkräschn, gəkraschn* geschrieen.

F. N. ***Kreisel.*** Ebenso moselfr. F. N.

Kreit n. (auf dem Lande) die Kreide = ndrhein. *Kreit* (ndl. krijt) n.: *dat Kreit* die Kreide, nösn. *dət (dąt) Kreit.*

Kreis n. Kreuz. Ebenso moselfr. *ô Kreiz!* o Jammer!

Kreisər m. Kreuzer, *Kreizərchər* (pl.) Kreuzerchen. Ebenso moselfr.

Kreishummər m. Hammer in Kreuzgestalt. Ebenso moselfr.

Krêmtchi, *-tchə* n. Verkaufstisch des Krämers = moselfr. *Krêmtchə,* dem. zu *Krôm* (Kram), eine Menge Sachen zusammen, ein Vorrat von etwas.

krêpich kropfig. Ebenso moselfr.

krêpn (von Pferden) eine Halsdrüsengeschwulst haben = moselfr. *krêpən* Beschwerden beim Schlingen haben Vgl. *Krôp* (s. u.)

F. N. ***Kretschmayer.*** Vgl. moselfr. F. N. *Kretschmeier.*

F. N. ***Kretschmer*** 1432. (Da-

her die Bistritzer „Kretschmermühle“). Ebenso moselfr. ndrhein. F. N. (= mhd. kretschmar „Schenkwirt“).

O. N. ***Kreus,*** Deutsch-Kreuz, ss. *Kreiz,* urk. Cruz 1270—1322, magy. Szász-Keresztúr, rum. Crişu, bei Schässburg; O. N. *Kreuz,* ss. *Kreiz,* magy. Sajó-Keresztúr, rum. Cristuru Şieului, bei Bethlen. Vgl. ndrhein. O. N. *Kreuz* (Rgbz. Aachen, Kreis Eupen).

Kreusburg, magy. Nyén, rum. Tiei, bei Kronstadt. Vgl. *Kreuzburg* (Gehöft, Kreis Mülheim a. Rh., Rgbz. Köln).

F. N. ***Kreuser.*** Ebenso moselfr. F. N.

Krêwəlt n. *(dət Krêwəlt)* die obere Vorstadt von Bistritz. Die moderne Verdeutschung „Krähenwald“ hat keine Berechtigung. Weder ist sie urkundlich beglaubigt noch sprachlich begründet. Das Geschlecht des Namens deutet auf -feld, nicht auf -wald. Der Lautwandel *-f-* (zumal vor *-l*) zu *w* hat seine Analogien, z. B. *Zweiwəl* Zweifel, *Teiwəl* Teufel, *Eiwər* Eifer, *Zwelwər* Zwölfer, *Sêwər* (mhd. seifer) u. a.; *dət Krêwəlt* ist also = „das Krefeld“, nicht = „der Krähenwald“, zumal die „Krähe“ ss. nie *Krê,* sondern *Krô, Krôn* heisst. Ebenso wenig hat „Krefeld“ am Niederrhein, dial. *Krêwəl(t),* urk. Creyuelt 1400, etwas mit „Krähe“ oder „wald“ zu schaffen, wie mir Herr Gymnasialdirektor Dr. Wollseifen (Krefeld) mitteilt. Was allerdings *Krê-* in beiden Namen bedeuten könnte, lässt sich vor der Hand nicht sagen. Immerhin bleibt die Übereinstimmung *Krêwəlt* im Nösnerlande und *Krêwəl(t)* am Niederrhein beachtenswert. Sehr zu beachten ist auch der urk. Name eines „udvarnicus“ (Hörigen) *Crenfelde* aus der Gegend von „Ober-Winz“ = Felvincz (vgl. Wolff, Mühlbacher Programm 1881, S. 9) und F. N. *Crevelter* 1768 in Bistritz, nach der oberen Vorstadt *Krêwəlt* (s. u.) benannt. Vgl. die ndrhein. F. N. *Krewel, Kreweler* (ndrhein. *Krêwəl[t]* = Krefeld).

krêzn = moselfr. chatt. *krêzə(n)* wehklagen, seufzen.

kriblich heikel = moselfr. *kribbəlich* mürrisch, verdriesslich, launisch.

Kricksgracks n. Gekritzel; vgl. moselfr. *Griwwəs-grawwəs* n. Gekritzel.

kridlich kritisch. Ebenso moselfr.

krînən, *gəkrînt* = moselfr. *krîn(ən)* krönen, *gəkrînt* gekrönt.

Krinkət f. = moselfr. *Krenkt, Kränkt* f. Krankheit: *də schwêr Krenkt* die Epilepsie, nösn. *də schwêr Krinkət* (= ahd. krankida, nicht = Krankheit *[Krąnkhêt]).*

Krippəs = moselfr. *Krips* m. Krebs.

F. N. ***Krippes*** 1704. Ebenso moselfr. F. N.

Kristein(t)chə (dem.) = moselfr. *Krestein(t)chə* ⌣ ˄ ⌣ (dem.) Christine. Vgl. *Teini.*

kristîrn ⌣ ˄ ⌣ klystieren. Ebenso moselfr. (natürlich modernes Fremdwort, aber bezeichnend: *-r-* < l).

Krô f. Krähe. Ebenso moselfr. (mhd. krâ).

sss. ***Krôm*** = nordeifel. *Krom* Wochenbett, zu *kromə(n)* niederkommen, gebären; daher auch sss. *Kräm* f. Sau. Ndl. kramen „gebären".

F. N. ***Kroner.*** Ebenso rheinfr. F. N. (Frankfurt a. M.).

Krônôch n. Krähenauge = eifel. *Krônôch* n. (Krähenauge) Brechnuss (holl. *Kraanoog).*

Krôp m. Kropf, *Krêp* Kröpfe. Ebenso moselfr.

krôwạchn halb wachend schlummern (wie angeblich die Krähen); vgl. holl. kraanoogen „mit halb offenen Augen schlafen".

Krû = moselfr. *Krûn* f. Krone.

Kru^{a}dngəretz n Froschlaich, Froscheier; vgl. moselfr. *Gəretz* n. Eingeweide, Gekröse, ndrhein. *Gərait* n. „Eingeweide".

Kru^{a}dntregəltchi, *-ltchə* = moselfr. *Kru'dəntrê(j)əltchə* n. (Krötentröglein) Flussmuschel.

kru^{a}pəsn klettern und kriechen = moselfr. *kru'psən* klettern.

Kru^{a}t = moselfr. *Kru't* (ripuar. *Krât)* Kröte f.: *zwô Kru'dən* zwei Kröten (mhd. krade). Vgl. O. N. *Kradenhövel* (Gen. St. Karte: Hillesheim) und *Cradenbach* (Eifel, bei Daun).

Krunn, sss. *Krûnən, Kru'nən, Krînən,* urk. Cron (1427), Kron (1481), latinisiert Corona, alter Name für das erst spät auftauchende „Kronstadt"; *Krun* ist, wie Wolff (Mühlbacher Programm, 1891, S. 22 ff.) überzeugend nachweist, = mhd. krane m. Kranewit „Wachholderbeerstrauch" (ohne lautliche oder sachliche Schwierigkeiten); dazu vgl. auch unsere Riednamen *Krûnəbarch* (Rohrbach), *Kronenberg* (Baassen), *Krûnəbächəl* (Gierelsau). Vgl. hiezu den lux. Riednamen *„an dər Krunn"* (bei Echternach), O. N. *„Kronenberg"* (bei Ensch an der Mosel), Frauen-*Kron* (Gen. St. Karte: Hillesheim, Eifel), *Kronenburg* (Gen. St. Karte: Hillesheim), *Kranenberg* (Rgbz. Düsseldorf, Kreis Cleve), *Kranen* (Kreis Lennep, b. Elberfeld), *Krahnberg* (Rgbz. Koblenz) u. a. *-u-* = *-a-* in *Krunn* wie in ss. moselfr. *Bunn* (mhd. bâne) Bahn, *Kumnər* Kammer, *Hummər* Hammer, moselfr. (lothring.) *Krun* Krahn (mhd. crane). Vgl. lux. F. N. *Krombach,* dial. *Krumbich; Krombach* ist auch O. N. (Gen. St. Karte: Malmedy). Hiezu auch ss. F. N. *Kroner,* Croner, rheinfr. F. N. *Kroner.* Vgl. O. N. *Kronerhof* (Eifel). Vgl. sss. Flurname *Krunnəbächəl* m. bei Schässburg, *Krunnəbärch* m. bei Hameruden, *Krumbächəl* m. bei Mediasch.

ksch! interj. (lautmal.) Zuruf an die Hühner, um sie fortzutreiben. Ebenso moselfr.

eich ***ku*** ich komme, *dau kist* du kommst, *hê kit* er kommt, *mîr ku* wir kommen, *îr kutt* ihr kommt, *sei ku* sie kommen; *kậm* (sss. *kwậm*) kam; *ku* gekommen = moselfr. (eifel.) *e(i)ch kun, dau kiss, hê kitt, mîr kun, dîr kutt, sei kun; k(w)ôm* kam; *kun* gekommen.

Ku^{a}dər = moselfr. *Ku'dər* m. Kater.

ku^{a}dərich verkatert (katzenjämmerig); vgl. moselfr. *ku'dərich* nach dem Kater verlangend.

Ku^{a}f f. = moselfr. *Ku'f* m. Spreu (mhd. Kaf n.).

ku^{a}l = moselfr. *ku'l* kahl.

F. N. ***Ku^{a}les.*** Vgl. lux. F. N. Kales, dial. *Ku'ləs.* Vgl. ss. F. N. *Cales*-ius (vgl. Mathes-ius) im 18 Jh. (Provinzialblatt 4, 230).

Ku^{a}r = moselfr. *Ku'r* f. der Karren: *zwô Ku'rən,* nösn. *zwô Ku'rn.*

Ku^{a}rəs-kn (dem.) „Karausche, eine Karpfenart" = franz. carass-in m. „Karausche", ital. coracino, lat. coracinus (Martial); *ku'rəs* entspricht lautlich genau franz. carass- (*-u'r* < -ar ist Regel: vgl. *mu'r* f. = franz. la mare [s. u.]).

ku^{a}rich = moselfr. *ku'rich* karg.

Ku^{a}rtəl f. = moselfr. *Ku'rt* f. Karte.

Ku^{a}rwôch = moselfr. *Ku'rwoch* f. Karwoche.

Kuckəlôrichi ⏑ ⏑ ˊ ⏑ ⏑ n. Brille (Kindersprache, zu *kuckn,* moselfr. *kuckən* gucken); vgl. moselfr. *kuckəlûrən* zu Hause sitzen, lauern, „gucken und lauern".

Kuckəltchər pl. dem. = moselfr. *Kuckəl(t)chər* n. die Äuglein (Kindersprache).

Kuckəs (*Guckhaus) n. Gefängnis; vgl. moselfr. *Kuckəslôch* n. Gefängnis: *dau kiss noch en t Kuckəslôch,* nösn. *dau kist noch än t Kuckəs* du kommst ins Gefängnis.

kuckn = moselfr. *kuck(ə)n* gucken (mit wertvollem, moselfr., ripuar., ndl., ndd, mittelengl. k- gegenüber hd. g-).

F. N. ***Kuglar*** 1317. Vgl. moselfr. F. N. *Kugler.*

kuisn „reden, plaudern, schwatzen" = moselfr. chatt. *kôsən, kûsən* „vertraulich mit einander reden" = franz. causer „plaudern", provenz. causar, lat. causari „von Gericht reden, verhandeln" (zu causa). Zur Bedeutungsentwicklung vgl. mhd. dingen „vor Gericht reden, verhandeln, sich besprechen" zu dinc „Sache (causa), Gerichtsverhandlung".

kumm kaum. Ebenso moselfr. (hunsrück.). Mhd. kûme.

kûrn kosten (gustare) = moselfr. *kûrən, kôrən* kosten, schmecken; sss. *kîrən* kosten; vgl. eifel. *kîr* wählerisch im Essen (mhd. koren „kosten").

kurtsch kurz, *kirtschər* kürzer, *kirtscht* kürzest = moselfr. (lothr.) *kurz* kurz, *kîrtschər* kürzer, *kîrtscht* kürzest.

Kutsch f. Windel = moselfr. (eifel.) *Kutsch* f. Bettchen der Kinder (franz. couche f. Bett).

kutsn, *kutzəln* husten, hüsteln (Kindersprache) = moselfr. *kotzən* husten; lux. *Gəkatz* n. anhaltendes Gehuste.

kwälln = moselfr. *kwellən* anschwellen.

kwąrln, *kwąddəln* schwatzen; vgl. westmitteldeutsch *kwaddəln, kwaddərn* schwatzen.

Kwêl in *Hätztkwêl* f. Hitzbläschen = moselfr. (eifel.) *Kwêl* f. Anschwellung infolge von Brennnesselstichen, Insektenstichen, Hautwasserblase (mhd. quæle).

kwicksn = moselfr. *kwîksən* in hohen schrillen Tönen schreien (Lautmalerei).

Kwiddnbôm = moselfr. „Quidenbom“ (urk., ex 1291) m. Quittenbaum.

kwirchəln röcheln, gurgelnde Töne von sich geben; vgl. chatt. (hess.) *kwerkəln* kränkeln, jammern (ahd. queran stöhnen, querchala „Gurgel“).

Kwitt f. Quitte, *Kwiddn* Quitten = moselfr. (lux.) *Kwitt,* pl. *Kwiddən.*

F. N. ***Kwncœil*** 1475. Vgl. moselfr. F. N. *Künzel.*

Kwôl f. Qual. Ebenso moselfr.

L.

ląchərich = moselfr. *lâchərich* zum Lachen geneigt, gestimmt.

F. N. ***Ladner*** 1505. Ebenso moselfr. F. N. (= Krämer).

Lâfəlbôm m. Ahorn = moselfr. *Läffəlbôm* m. Ahorn (weil daraus Löffel gemacht werden).

Ląft f. Luft: *än də Läft* (in die Lüfte) empor = moselfr. *Loft* f. Luft, *Left* Lüfte. *Läftchi, -tchə* = moselfr *Leftchən* Lüftchen, pl. *Leftchər,* nösn. *Läftchər.* Moselfr. *Loft* 1. Luft, 2. Wind: *də Loft gêt* der Wind weht, nösn *de Ląft gêt.*

läftn = moselfr. (eifel.) *leftən* (lüften) in die Höhe heben; *sich leftən* sich erheben, nösn. *sich läftn.*

Läfs f. Lippe, pl. *Läfzən* = moselfr. *Lefz* f. Lippe, pl. *Lefzən.* Vgl. *Glâft* s. v.

lą̂i = moselfr. (eifel.) *laiə(n)* liegen.

Lą̂i m. blauer Schieferton = moselfr. *Lâi* f., ripuar. Lei m. Schiefer.

Lâicht = moselfr. *Leicht* n. Licht (mhd. lieht).

Lâif, sss. *Lâef* = moselfr. *Leif* f Liebe.

lâif = moselfr. *leif* lieb: *mei leif Frent!* meine lieben Freunde! nösn. *mei lâif Fränt! dau mei lâiwər Gott!* = moselfr. *dau mei leiwər Gott!* du mein lieber Gott; nösn. *mei lâiwər Fränt!* mein lieber

Freund! = moselfr. chatt. *lêᵉwər* lieber (adj.): *mei lêᵉwər Frent!* nösn. *mîr zə lâᵉf* = moselfr. *mîr zə leᵉf* mir zu liebe.

Lâᵉfhuᵘwər = moselfr. *Leᵉfhuᵘwər* m. Liebhaber.

lâᵉflich = moselfr. *leᵉflich* lieblich.

Lâᵉfst = moselfr. *Leᵉfst* m f. der, die Liebste (holl. liefste).

lâᵉgn, sss. *lejən* = moselfr., rheinfr. chatt. *lêᵉjə(n)* lügen: *ə luch* er log, nösn. *ə luch.*

Lâᵉn m. = moselfr. *Leiən* f. Waldrebe (mhd. lienen).

lâkn, sss. *lêkən* = moselfr. *lêkən* lecken.

Lâm f. = eifel. *Lôm* f. Loch im Eise (Killburg *Lậm).*

Lậm n. Lamm, pl. *Lammər* = eifel. *Lammər* Lämmer. *Lâmtchi, -tchə* (dem.) n. = nordeifel. *Laim(t)chə* n. Lämmchen.

O. N. ***Ląmpərt*** (d. h. *Lampert), ss. Name für magy. Lompért, rum. Lumperdu, bei Tekendorf. Vgl. O. N. *Lampers*berg (Luxemburg) und den moselfr. (lux.) F. N. *Lampert* = ahd. P. N. Landoberht.

F. N. ***Lander.*** Ebenso moselfr. F. N. (ahd. P. N. Lanthar).

Ländnbôm = moselfr. (eifel.) *Lendə(n)bôm* m. Lindenbaum.

Ländnlôf = moselfr. (eifel.) *Lendə(n)lôf* n. Lindenlaub.

Landskrone, sss. *Lậntskrîn,* urk. *Landescron,* Lanchkron, Lanzcron, Lanchcron 1370—78, bei Talmesch, Berg und Burg, südl. von Hermannstadt. Vgl. *Landskrone* (Gen. St. Karte: Bonn), ein Berg an der Ahr und *Landeskrone* bei Siegen (Gen. St. Karte: Siegen); urk. *Landscron* (Schloss, Lacomblet 1248), *Landiscrone* (Lacomblet 1316).

F. N. ***Landt*** 1765, 1904. Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Landtgref*** 1620 (= ss. *Lậntgrêf* d. h. Ortsrichter, Stuhlrichter in einigen nösn. Gemeinden). Vgl. moselfr. F. N. *Landgraf, Landgrebe* (urk. lantgrêbe „Landgraf").

Ląng = moselfr. *Long* f. Lunge.

ląngən hinreichen: *ląng mər dật hᵉ̈r!, ich hun əm ê gəląngt, ət ląngt nät* = moselfr. *langən* geben, hinreichen: *lang mər dât hᵉ̈r!, ich hun əm ên gəlangt* (eine Ohrfeige gegeben); ausreichen: *ət langt net.*

Langendorf, magy. Lámkerék, rum. Lancram, bei Mühlbach. Vgl. *Langendorf* (Gen. St. Karte: Euskirchen, Rgbz. Köln), *Langendorf* (Gen. St. Karte: Aachen); urk. *Langendorf* (Lacomblet 1140).

Langenthal, ss. *Longənd'l* ⏑ ⏑ ⏓, magy. Hosszú-Aszó, rum. Hususeu, bei Marktschelken. Vgl. O. N. *Langenthal* (Rgbz. Koblenz).

F. N. ***Langer.*** Ebenso moselfr. F. N.

langst längst. Ebenso moselfr.: *langst enandər gôn* neben einander gehen, nösn. *langst ənậndər gô.*

lą̂nk = moselfr. chatt. *lank* lang (adj.), *lang* lange (adv.), nösn. *ląng: hê äss* (er ist) *lą̂nk*, moselfr. *hê ess lânk*; *hê lêft* (er lebt) *lang*, nösn. *hê lêft ląng*.

länk link, moselfr. *lenk: of dər lenkər Seit*, nösn. *ąf dər länkər Seit* auf der linken Seite.

Ląnkət n. Langbaum, Verbindung zwischen Vorder- und Hintergestell des Wagens = moselfr. (eifel.) *Lânkəf* m. dasselbe; vgl. chatt. *Lankwət* f. dasselbe, hunsrück. *Länkt* Flossbaum (mhd. [hess.] lancwit).

länks = moselfr. *lenks* links.

ląnksəm spät, leise; vgl moselfr. *lanksəm* langsam, leise, allmählich, unvermerkt: *gank lanksəm, dat ə dich net hîrt!* Geh langsam, damit er dich nicht hört! Vgl. *lą̂nzəm* (s. o.).

Ląnn f. Radnagel = westerw. *Lann*, eifel. *Lonn* f. Radnagel (ahd. luna).

Lą̂nt, Lânt (Jaad) = moselfr. chatt. *Lânt* n. Land.

Länt, Lant f. = moselfr. *Lent*, (lux.) *Lan(t)* f. Linde.

länt gelinde, feucht = moselfr. *lent* weich. Mhd. linde „weich, milde".

Läntsch „Linse" = moselfr. *Länz, Lenz* (-ts), pl. *Länzən, Lenzən* ist die lautgesetzliche Entsprechung von lat. lent-; -nt bleibt, während -ns (ahd. linsi, mhd. linse) — Assimilation, Ersatzdehnung! — zu -s geworden wäre, welcher Lautwandel in sss. *Loas* „Linse" tatsächlich vorliegt. Nösn. *-tsch* = moselfr. *-z* wie in *kurtsch* = moselfr. *kurz* (neben lothr. *kirtschər* „kürzer", nösn. *kirtschər) rätschəl* = chatt. *rätzəkann* „grosse, hölzerne Wasserkanne". Zur Annahme von Entlehnung aus magy. lencse ist auch sachlich keine Veranlassung, da die Linse in Westdeutschland schon seit der Römerzeit gepflanzt wurde, also den ss. Einwanderern jedenfalls bekannt war.

sss. ***lą̂nzəm*** = moselfr. *lanzəm* langsam: vgl. *ląnksəm*.

lâpərn refl. allmählich zusammenkommen, sich mehren: *ət lâpərt sich* = moselfr. *ət läppərt sich (zəsummən)*.

Läpp f. (moderne Analogiebildung) Lippe = moselfr. *Lepp* f. Lippe. Vgl. das echt dial. *Glâft* (s. o.) und *Läfz* (s. o.).

Lappi m. = moselfr. *Lappe, Lappəs, Lappəl* m. Laffe.

Lärchi, -chə (dem.) n. = moselfr. *Lerchən* n. Lerche.

Lâsch f. Zwickel am Ärmel des Hemdes = moselfr. *Lasch, Lesch* f. eingesetztes Zeugstück, Zwickel.

lâschn = moselfr. *lâschən* löschen.

Lâschpupeiər n = moselfr. *Lâschpopeiər* n. Löschpapier.

O. N. ***Lasel,*** vgl. *Lasseln* (s. u.).

F. N. ***Lassel*** 1579. Vgl. moselfr. F. N. *Lasel, Lässel.*

Lasseln (Gr.-, Kl.-), magy. (Kis-) Szent-László, rum. Laslie, ss. *Ląssəln*, bei Schässburg. Vgl. O. N. *Lasel* in der Eifel (Gen. St. Karte: Prüm).

Läst = moselfr. *Lest* f. List.

Ląst = moselfr. *Lost* f. Lust: *də Lost es əm vərgangən* die Lust ist ihm vergangen, nösn. *də Ląst äs əm vərgąngən.*

lâstərlich schändlich: *ə seift* (säuft) *lâstərlich* = moselfr. *lâstərlich* schändlich, ausserordentlich viel.

Ląstərschicht f. die den Arbeitern zum Vespern (ca. 4 Uhr nachmittag) gewährte Zeit, dann auch Vesperbrot, Jause; vgl. moselfr. *Lastər* übergrosse Menge, sehr viel — das Vespern gilt als überflüssig und wird nicht von allen Lohnherren gestattet! — und moselfr. (westerw.) *Schicht* f. bestimmte Arbeitszeit (besonders bei Bergleuten). Anders Kisch N. W. u. W., S. 138.

ląstich, lästich (ländl.) = moselfr. *lostich, lestich* lustig: *zwê lestich Ken(d)ərchər.*

lâtich = moselfr. *lâtich, lättich* aufgeweicht, lehmig, schlammig.

Lâtn pl. tant. Schlamm (vgl. *latschich* s u.) = moselfr. *Lätt, Lât* m. Schlamm.

Latsch m. = moselfr. *Lätsch* m. dünner, wässeriger Kot.

latschich = moselfr. *lätschich*, (lux.) *latschech* weich, kotig, wässerig (von anhaltendem Regen).

Lątz = moselfr. *Latz* f. Latte.

Latz = moselfr. *Letz* f. Lektion, Aufgabe: *sei Lätz ofsôən* seine Lektion aufsagen, *sei Lätz lîrən* seine Lektion lernen.

Latst = moselfr. *Lätzt* f.: *zə gôdər Lätzt* zum Abschied, nösn. *zə gûdər Latzt.*

Laudər m. Läuter (der die Glocken läutet). Vgl. lux. F. N. *Lauder.*

laudn, gəlaut = moselfr. *laudən* läuten, *gəlaut* geläutet: *sə hu gəlaut* sie haben geläutet, *zə hôf laudən* zusammenläuten, nösn. *zə hôf laudn.*

F. N. ***Laurenzi.*** Ebenso ndrhein. F. N.

lausich (lausig): *än lausich Krinkət* eine gefährliche Krankheit, moselfr. *lausich: en lausich Krenkt.*

Laustərər m. Horcher. Ebenso moselfr.

laustərn = moselfr. *laustər(ə)n* horchen (mhd. lûsteren).

F. N. ***Laut*** (Schaas). Ebenso lux. F. N. *Laut* = ahd. P. N. Hlud(io), nhd. F. N. Luth.

F. N. ***Lawtenschleger*** 1505. Moselfr. F. N. *Lautenschleger.*

lautər ausschliesslich, nur. Ebenso moselfr.: *lautər Kan(d)ər*, nösn. *lautər Kandər, Kändər* nur Kinder.

Lautər in *Sêflautər* f. vom Wäschewaschen seifenschaumig gewordenes Wasser = ripuar. (aach.) *Löttər* m. schäumendes Seifenwasser.

F. N. ***Lauterbach*** (sss.). Ebenso moselfr. F. N. Vgl. O. N. *Lauterbach* in Lothringen, Kreis Saarbrücken.

Lauterburg, magy. (urk.) Latorvár 1391—1415. Vgl. lux. F. N. *Lauterbourg*, der auf einen gleichen O. N. hindeutet. Die Lauterburg heisst sss. *Loktərburch* f. (bei Talmatsch). Vgl. rheinfr. O. N. *Lauterburg* (Kreis Weissenburg) an der Lauter.

Leblang, ss. *Li'wlənq*, urk. Lobendyk 1342—1390, Lewenech 1206, magy. Lebnek, rum. Lobnicu, bei Reps. Vgl. ndrhein. F. N. *Leblang*.

lebndich, *lemdich* = moselfr. *lewəndich* ˊ ˘ ˘ lebendig (alter Akzent [ˊ ˘ ˘] erhalten, mhd. lebendec).

F. N. ***Lebrecht***. Ebenso ndrhein. F. N.

leckərn locken (iterat.) = rheinfr. *löckərn* abwendig machen.

Leddər n. Leder. Ebenso moselfr. ndrhein.

Leddərər = moselfr. *Leddərər*, köln. *Lörər* m. (zsgz.) Gerber.

leddich leer (mhd. ledec). Ebenso moselfr.

leddijən, *-gn* = moselfr. *leddijən*, *li'dijən* leeren: *ə leddicht dət Däppən* er leert den Topf, nösn. *ə leddicht dət Däppn*.

lêdər! leider! Ebenso moselfr.

lêdn leiten, *lett* leitete, *gəlett* geleitet = moselfr. *lêdən* leiten, *lêt* leitete, *gəlêt* geleitet.

Lêf f. gedeckter Hausflur = moselfr. (eifel.) *Lêf* f., aachen. *Löf* f. Speicher, auch: ein zum Tanzvergnügen bestimmtes, über das untere Stockwerk vorragendes Giebelgemach (eig. Laube).

Lefdoch: mei Lefdoch wôr eich nät dô = moselfr. *Lêfdôch: mei Lêfdôch wôr eich net dô* mein Lebtag war ich nicht da.

Lêgəl n. „Fass", moselfr. nassau. *Lêjəl* n. „Weinbutte" (unten eng, oben weit, mit zwei Ohren) aus lat. lagêna „Mass für Flüssigkeiten, Gefäss mit Henkeln": l < n wie in *êsəl* < asinus; germanische Betonung (˘ ˊ ˘ | ˊ ˘).

Legər f. Lager des Viehes, = moselfr. (lux.) *Lä(j)ər* m. Lager.

legərn, *lejərn* = moselfr. *lejjərn*, *lä(j)ərn* lagern.

lêgn, *lu"cht*, *gəlu"cht* = moselfr. *lêən* legen, *lu"cht* legte, *gəlu"cht* gelegt.

Leibəl, sss. *Le'wəl* n. = rheinfr. *Leiwəl* n. Weste, Mieder.

Leich f. Leichenbegängnis: *eich wôr qf dər Leich*, moselfr. *eich wôr of dər Leich* ich war „auf der Leiche".

Leiər m. „Nachwein, Tresterwein", moselfr. *Leiər* „Tresterwein", mhd. liure, ahd. lûrra = lat. *lûrea, lôra f. „Tresterwein", rum. liur m. „Tresterwein", dazu die rum. Ableitung liurca „schlechte Brühe, schlechter Wein", woraus direkt nösn. *lurkə* f. in derselben Bedeutung. Die italische Weinkultur ist

in Deutschland zuerst nach den Mosel-, Rheingegenden gekommen. Durch rum. liur- wird die Annahme einer vulgärlat. Nebenform *lôrea, ebenso gestützt wie durch ital. loja „Schmutz".

leiərn langsam arbeiten, nichts tun, träge sein. Ebenso moselfr.

Leif m. Leib, *Leiwər* Leiber. Ebenso moselfr.

Leimət = chatt. *Laëmət* f. Leinwand. Sss. *Le'wənt* = moselfr. (lux.) *Leiwənt* n. Leinwand.

F. N. ***Leis*** (sss.). Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Leis*(en).

Leist f. der Leisten. Ebenso moselfr.

Leistər f. Amsel, Drossel: *zwô grô Leistərn* zwei graue Amseln, moselfr. (Sauertal) *Leistər* f. Drossel (holl. lijster f. Krammetsvogel, Wachholderdrossel): *zwô grô Leistərən*. Vgl. aachen. *Lîstər* f. Singdrossel. Daher moselfr. F. N. *Leister*. Vgl. sss. *Leistrəbasch* m. Wald bei Petersdorf.

Leit 1. Leute, 2. Familienangehörige: *mei Leit sei heit net dərhêm* (ebenso moselfr.). Vgl. nordlux (Ösling) *Lekt* Leute = sss. *Lekt* Leute (altripuar. lucte [Köln]). Nösn. und moselfr. *eich reidn heit bei mei Leit* = sss nordlux. (Ösling) *ech regdən hekt bei meng Lekt* ich reite heute zu (bei) meinen Leuten.

Leitschännər m Leuteschinder. Ebenso lux.

leiwich beleibt, wohlgenährt. Ebenso moselfr.

Lejər m. Weinhefe = chatt. *Lejər* m. Lager (mhd. leger). Vgl. *Legər* (s. o).

Lêm m. „Lehm" entspricht genau mhd. leim (das nhd. „Leim" lauten müsste). Ebenso moselfr.

F N. ***Lents*** (urk. 1433 in Hahnebach). Ebenso moselfr. F. N. (berühmter lux. Dichter Michel Lentz 1820—1893).

F. N. ***Leonhardt***. Ebenso moselfr. F. N.

Leppəsch = moselfr. *Leppəs* m. plumper Kerl (holl. lobbes).

F. N. ***Leps***. Vgl. moselfr. F. N. *Leps, Lipps, Löps* (ww. *Löps* = Philippus).

O. N. ***Lêr*** (so z. B. in Deutsch-Zepling), magy. Lövér, rum. Luieru, urk. villa Luer 1228, nördlich von S.-Regen. Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Leer*, O. N. *Leer* (Preussen, Rgbz. Aurich), O. N. *Leer*beek (Belgien), *Leer*brock (Südholland), *Leer*dam (Südholland).

Leschkirch, Löschkirch, urk. Leschkirch, Leuskyrch (d. h. Löschkirch), Lôskirchen, Lûschkȳrg 1349—1374, magy Ujegyház, rum. Nocrigu, urk Nogrech 1263, ss. *Lœschkirich, Lâschkirich*. Vgl. O. N. *Lüschhof* (Rgbz. Trier, Gen. St. Karte: Trier), *Lescher*hof (Gen. St. Karte: Cochem [an der Mosel]), *Löschen*bruch (Gen. St. Karte: Saarlouis). Dazu der moselfr. (lux.) F. N. *Lesch, Loesch, Lasch*. Übrigens bedeutet *Lesch* oder *Lösch* in der moselfr. (eifel.) Mundart

„Schilf". Unser Leschkirch liegt an dem, an vielen Stellen sumpfigen Harbach. Vgl. moselfr. F. N. *Lasch*feld, *Lasch, Lesch, Lösch.*

Lêsəl n. (Leitseil) Zügel = moselfr. *Létsél, Létsəl* n. Leitseil, Zügel, vgl. oberhess. *Leisəl* n Strohseil zum Binden der Feldfrucht.

lêsn = moselfr. *lésən* lesen: *dau liss,* nösn. *dau list, hé list* (ebenso moselfr), *gəlésən,* nösn. *gəlésn.*

Lêstn m. = moselfr. *List* m. der Leisten: *sə sei iucər é Lést gəschlóən,* nösn. *sə sei q'enə Lêstn* (sc. gəschlô); moselfr. *Schóstər, bleif bei deinəm List,* nösn. (nicht sehr üblich) *Schústər, bleif bei deinəm Léstn!* (modern).

Lêt n. Leid. Ebenso moselfr.

lêt leid: *ə dêt mər lêt* es tut mir leid. Ebenso moselfr.

Letzter Heller, ss. *beim latztn Hallər,* südwestliches Ende von Bistritz. Vgl. O. N. *„Letzter Heller"* an der Mosel (Rgbz. Trier, Gen. St. Karte: Saarlouis).

Lezəbärch (Deutsch-Kreuz) eine Hügelkette; vgl. moselfr. (lux.) *Letzə*burch Luxemburg (d. h. kleine Burg; *letz* = mhd. lütz[el] „klein"), urk. Luzemburg (12. Jh.), Lützemburg (14. Jh.), Lützelburg usw.

Lîbits m. Lerche (S.-Regen). Vgl. moselfr. (Eifel) *Liwik* f. dem. *Liwickəlchə* Lerche.

licht (leicht) schlecht = moselfr. *licht,* ndrhein. *licht* leicht, leichtsinnig: *ə hu'd-ə* ***lîcht*** *Maul,* nösn *ə hu'd-ə licht* ***Maul;*** *əd-äss licht,* moselfr. *əd-* (es, sie) *ess licht* d. h. er hat ein loses Maul; sie ist leichtsinnig.

Lichtərt m. = moselfr. *Lichtər* m. Leuchter (holl. lichter).

Lichtərtchi n. mit Lichtern bestecktes und mit Flitterwerk behängtes Holzgestell, mit dem die zukünftigen Konfirmanden in die Christmette gehen; vgl. die spezifisch chatt. Bezeichnung *„Lichterbaum"* für den mit Lichtern besteckten „Weihnachtsbaum". Jedenfalls alt und mitgebracht, ohne jede **direkte** Beziehung zu dem bei uns auf dem Lande durchaus modernen, auch in tannenreichen Gegenden nicht volksüblichen Weihnachtsbaum, der sich auch in Deutschland erst seit dem 17. Jh. vereinzelt nachweisen lässt und erst im 19. Jh. weitere Verbreitung gefunden hat.

lichtn, lîchtn (Jaad), pc. *gəlicht* leuchten = ndrhein. *lichtən,* pc. *gəlicht,* moselfr. *lichtən,* pc. *gəlicht* leuchten, geleuchtet: ***ət licht,*** *ət hu't gəlicht* (es hat geblitzt, moselfr. *ət hu't gəlicht).* Vgl. moselfr. *himməllichtən: ət himməllicht* es wetterleuchtet, nösn. *ət widdərlicht.*

lîdn, *gəlitt* = moselfr. *lîdən, lidn, gəlît* lōten, gelōtet (Wallendorf): *ə lit* er lōtet.

F. N. ***Lieb.*** Vgl. moselfr. F. N. *Liepp.*

F. N. ***Liess.*** Ebenso moselfr. (lux.) F. N.: *Liess, Lies.*

sss. *li^{e}wən, lêuən*, pc. *gəli^{e}ft, gəlêft:* nösn. *ə lêft* er lebt; *lêft ər noch?* lebt ihr noch? (ebenso moselfr.).

Lîf m. Löwe. Ebenso moselfr.

lîfich, lêfich (Passbusch) = moselfr. *lêfich* läufig, brünstig (mhd. löufec).

Lign, sss. *Lijən* f. Lüg; moselfr. *Lijən* f. Lüge (holl. leugen, logen f. Lüge).

Lilich f., pl. *Lilijn* (Passbusch) = moselfr. *Lilich* f. Lilie, *Liljən* Lilien.

Lîməl n. Messer (Dürrbach), moselfr. *Limməl* f. Messerklinge; vgl. mhd. lâmel n. Klinge = lat. lamella, dem. zu lâmina „Blech".

F. N. ***Lindert*** 1848, *Linnert.* Ebenso moselfr. (= Leonhard).

Lingt f. Länge, moselfr. *Lengt* (holl. lengte f.) Länge (ahd. *langida).

F. N. ***Linz*** (Scharosch), Lintzig (Bistritz) 1574, 1705, Lenczig 1492 (Senndorf) < Lenzius, wie F. N. Tonig 1586 < (An)tonius. Vgl lux. F. N. Linz(en), Lenz und ndrhein. O. N. *Linz.*

Lîrjąng = moselfr. *Lîrjong* m. (Lehrjunge) Lehrling.

Lîrmêstər m. Lehrmeister. Ebenso moselfr.

lîrn = moselfr. *lîrən* 1. lehren, 2. lernen.

F. N. ***Lirner*** 1581. Vgl. moselfr. F. N. *Lerner.*

Lisi n. = moselfr. *Lis(i)* n. Elise. Vgl. *Katti, Susi, Mischi* (moselfr. und ss. Koseformen).

Liskn (dem.) Lieschen; vgl. moselfr. *Liss* f. Liese.

lîsn = moselfr. *lîsən* lösen.

Liss = moselfr. *Liss, Lîs* f. Leuchse (Runge). Mhd. liuhse.

F. N. ***List.*** Ebenso moselfr. F. N.

sss. ***Lit*** f. grüne Nusschale, nösn. *Näss lidn* Nüsse schälen; vgl. nordeifel. *Lît* f. Erbsenschale. *Litchən* (S.-Regen) n (dem.) Hähnchen am Fasshahn; vgl. chatt. *Lit* n. Deckel, Klappe der Flachsbreche (mhd. lit n. Deckel).

F. N. ***Litschel.*** Vgl. moselfr. F. N. *Litsch.*

litwêch = moselfr. *liddərwêch* (gliederweich) schwach; vgl. chatt. *liddəgânz* unversehrt an Gliedern.

lôbn < **lôwən* loben, *lôft* lobt(e), *gəlôft* gelobt. Ebenso moselfr. *(lôwən, lôft, gəlôft).*

Lôch f. Lauge. Ebenso eifel.

Lôch n. Loch, *Lêchər* Löcher, dem. *Lêchəltchi, -tchə* = moselfr. *Lôch* n. Loch, *Lêchər* Löcher, *Lêchəlchən: zwê Lêchəlchər,* nösn. *zwê Lêchəltchər* zwei Löchlein.

Lôch n. in Namen zur Bezeichnung von Waldteilen, chatt. moselfr. *Loch, Lô* n. „niedriges Gehölz, Buschwerk, Hain, Wald" = lat. lucus „Hain" (mit regelrechtem ch < lat. -c-). Vgl. die siebenb. Waldnamen *Rûkəsch Lôch* (- ⏑ ⏓) n (bei Bistritz) und sss. „Arlesloch" (Hammersdorf). Dazu der moselfr. ss. F. N. Lochner (Lochner: Loch = Waldner: Wald).

Vgl. O. N. *Loch* (Gen. St. Karte: Prüm), O. N. „Auf der Looch“ (Gen. St. Karte: Cochem an der Mosel), O. N. *Loogh* (Gen. St. Karte: Hillesheim).

F. N. ***Lochner.*** Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Loesch*** (Rotberg). Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Loesch*, *Lesch*. Vgl. auch *Lesch*kirch (s. o.).

Lôf n. Lob. Ebenso moselfr.

Lôf n. Laub Ebenso eifel.

Loggər (modern) n. (vgl. *Leyər*) = moselfr. *Lôgər* n. Lager.

lôkn = moselfr. *lôkən* locken.

lossn lassen, *lâ'ss* liess, *gəlossn* gelassen = moselfr. *lossən*, *lôssən* lassen, *le'ss* liess, *gəloss(ən)*, *gəlôss(ən)*: *sô, eich le'ss sə gre'ssən* sage, ich liesse sie grüssen, nösn. *sô, eich lâ'ss sə grâ'ssn; lott!* lasst!: *lott mich zəfriddn!* lasst mich in Ruhe (zufrieden)!, moselfr. *lott mich zəfriddən!*

Loti^{ä}rn m. = moselfr. *Late^{a}rn* ⌣ ⊥ f. Laterne.

F. N. ***Löw.*** Ebenso moselfr. F. N.

Lû m. Lohn. Ebenso moselfr.

Lû m. (!) die Lohe = moselfr. (lothring.) *Lû* m. (!) die Lohe (rheinfr. *Lô* m.).

Lu^{a}dn = moselfr. *Lu'dən* m. Laden.

lu^{a}dn = moselfr. *lu'dən* laden: *ə lu't* er ladet, nösn. *ə lu^{a}t.*

Lu^{a}t = moselfr. *Lu't* f. Lade.

Lu^{a}tch in *Hâblu'tch* m. Huflattich = moselfr. *Lu^{a}tch*, chatt. *Lattch* m. Lattich.

F. N. ***Luckes.*** Vgl. moselfr. F. N. *Luckas.*

F. N. ***Ludwig.*** Ebenso moselfr. (sehr häufig) F. N.

Ludwigsdorf, ss. *Luddəstrəf*, *Lustrəf*, magy. Ludvég, rum. Lugigu, bei Tekendorf. Vgl. lux. F. N. *Ludes* und O. N. *Ludwigsthal* an der Grenze des Rgbz. Trier in der Rheinpfalz.

lûfn, *lôfən* (Passbusch) laufen, *lâ'f* lief, *gəlûfn*, (Passbusch) *gəlôfən* gelaufen; vgl. moselfr. (eifel.) *lôfən*, laufen, chatt. *lœ'f* lief, *gəlôfən* gelaufen. Nösn. *ə lêft* er läuft, *ə äss gəlôfn* er ist gelaufen = eifel. *ə lêft* (läuft), *ə ess gəlôfən.*

Lullə f. Tabakspfeife (Anlehnung an rum. lulea f. „Tabakspfeife“); vgl. moselfr. *Lull* f. Saugglappen, Saugröhre

lum lahm = lux. (Sauertal) *lûm* lahm.

Lûmill f. Lohmühle. Ebenso moselfr. Vgl. O. N. *Lohmühle* (Kreis Eupen, Rgbz. Aachen).

lunn lohnen: *ət lunt sich* = moselfr. *lûnən* lohnen: *ət lûnt sich.*

Lurbərbôm m. Flieder. Ebenso eifel.

Lurkə f. schlechte Suppe, schlechter Wein, schlecht gebrauter Kaffee (Anlehnung an rum. liurcă f. „schlechte Brühe“); vgl. moselfr. *lurkən* schlürfen, saugen.

F. N ***Lurtz.*** Ebenso moselfr. F. N. *Lurz* (ein echt moselfr. ndrhein Wort = „link[händig]“,

cf. Scævola, magy. Balogh). Vgl. sss. *Lurzrêch* (Berg) n. bei Trappold.

lurs link: *hê äss lurzhandich* er ist linkhändig; *də Lurz* die Linke: *mät dər Lurzər* mit der Linken; moselfr. *lurz* (westerw.), ndrhein. *lorz* link. Ein ndrhein. Wort!

Lût n. Lot. Ebenso moselfr.

F. N. ***Lutsch.*** Ebenso moselfr. F. N. (lux *Loutsch* [franz. Schreibung]).

lutschn an den Fingern saugen. Ebenso moselfr. Nhd. „lutschen" ist keine „Neuschöpfung" (Kluge 5254), sondern altes Sprachgut — woher sonst die ss. moselfr. Übereinstimmung?

F. N. ***Luts*** (sss.). Ebenso lux. F. N. (Koseform der mit Lud- [Chlodo- „berühmt"] zsgs. P. N.).

Luts f. = moselfr. *Lutsch* f. behaglich nippende, trinkende Person.

M.

Mą, Mâ (Jaad) m. Mann — *əm* man: *mei Mą* mein Mann — *wąd-əm nät wêss, sôd-əm nät* was man nicht weiss, sagt man nicht; vgl. moselfr. *Mâ(n)* Mann, ndrhein.: *wad-əm net wêss, sôd-əm net.*

Mächəl = moselfr. *Mechəl* Michael.

mâchn (Jaad), sss *mąchən* = moselfr. *mâchən,* chatt. *mąchən* machen.

Mäck f. Fliege und Mücke. Ebenso moselfr. *(Meck).*

Mąddər = eifel. *Mâdər,* ndrhein. *Maddər* m Marder (mhd. mader).

Mâdər = moselfr. *Mêdər, Mâdər* (westerw.) m. 1. Mäher, 2. Weberknecht (phalangium opilio); altfläm. *mader* m. Mäher.

mâdich = moselfr. *môdich* mutig (ndl. moedig).

F. N. ***Mager.*** Ebenso moselfr. F. N.

Mâ' = rheinfr. moselfr. (chatt.) *Mê'* f. Mühe.

Mą' = moselfr. *Mâ'* m. Mai.

Mą'blâm = moselfr. *Mâ'blôm* f. Maiblume.

Mą'bôm = moselfr. (eifel.) *Mâ'bôm* m. Traubenkirsche.

mâ'chtich = moselfr. *mâchtich* mächtig.

Mą'n = moselfr. *Mâ'ən* m. Maienzweig.

Mą'rê, dem. *Mą'rêntchə (-chi)* m. = moselfr. *Mâ'rên,* dem. *Mâ'rêntchə* Mairegen.

F. N. ***Maisch*** (1760). Ebenso lux. F. N.

mâ'ssn müssen, *mâ'ss* muss, *mâ'st* musste = moselfr. *meissən* müssen, *meiss* muss, *meist* musste.

mâ't, sss *mât,* compar. *mâ'dər,*

sss. *mêdər* = moselfr. *mə't* müde, *mə'dər* müder.

Makendorf (Bielz, S. 467), magy. Makód, rum. Mocodu, bei Nassod; *Mâkəndərf* ist auch sss. Name für magy. Moha, rum. Mucandorf, bei Reps. Vgl. auch den O. N. *Mackenberg* (Bielz, S. 405), magy. Alamor, rum. Alamoru, bei Reussmarkt. Vgl. *Macken*bach (Rgbz. Aachen), *Macken*stein (Rgbz. Düsseldorf, Kreis Kempen), *Macken* (Rgbz. Koblenz), *Macken*rodt (Fürstentum Birkenfeld [Moselgegend]). *Mack* ist moselfr. (lux.) F. N. = ahd. P. N. Macco, Koseform der mit der Wz. mag (got. magan „[ver]-mögen") zsgs. Namen. Vgl. auch ndrhein. *Meckenheim* (Lacomblet 1054).

mâkn weinerlich tun; vgl. moselfr. *mâkich* empfindlich, verzärtelt.

mâksich, sss. *mêksich* empfindlich, weinerlich tuend. Ebenso moselfr. (eifel.)

mâksn weinerlich schreien = moselfr. *mêksən, mâksən* (eifel.) fein schreien, meckern (mhd. mechzen).

Maləm = moselfr. *Melm* m. zermalmte Erde. Ndl. molm

mälləm = moselfr. *möllə(r)n, mellə(r)n* „die Erde lockern" < lat. (terram) mollire. Vgl. moselfr. *möll, mell* „weich, mürbe" = lat. mollis. Auch franz. mollir, bzw. mol. Die Umlautsform *möll, mell, mäll* erklärt sich aus o + i (mollire). Der Akzent ist auf die Stammsilbe gerückt (⏑ ˊ ⏑ > ˊ ⏑; germanisches Betonungsgesetz).

Mällich = moselfr. *Mellich* f. Milch.

Mällichdäppn = moselfr. *Mellichdeppən* n. Milchtopf.

Mällichfrâ = moselfr. *Mellichfrâ* f. Milchfrau, Milchverkäuferin.

Mällichkâ = moselfr. *Mellichkô* f. Milchkuh.

Mällichschôf = moselfr. *Mellichschôf* n. Milchschaf.

F. N. ***Malmer.*** Vgl. moselfr. lux. F. N. *Melmer.*

malmich locker (von der Erde). Ebenso moselfr.

Mâlt f. Mulde, in der die Schweine abgebrüht werden = moselfr. *Môl(t)* f. Mulde.

mält= moselfr. *mel(t)* mild.

Mälz = moselfr. *Melz* f. Milz.

mälzich zermalmt (Jakobsdorf [Nösnerland]). Vgl. lux. *ərmelzən* zermalmen.

mämmələn: *ət mämmələt sich* es verlautet, man erzählt sich; vgl. moselfr. *Gəmämməl* n. Gerücht, heimliches Gerede, *mämmələn* flüstern; vgl. lux. *Gəmemməl* n. Gemurmel.

Mammәsch f. = moselfr. *Mamm* f. Mutterbrust.

Mammi f. (städtisch) = moselfr. *Mamme* f. Mutter.

F. N. ***Manchen*** (d. h. sss = Männchen). Moselfr. F. N. *Mänchen.*

mändərn = moselfr. *men-*

dərn vermindern (mhd. minren, minnern).

F. N. ***Mandt*** 1764. Moselfr. F. N. *Mandt,* lux. *Mand.*

Mąndu^{a}rt (modern) = moselfr. *Mondu'rt* m. Mundart.

Mąngəl = moselfr. *Mangəl* f. Vorrichtung zum Plätten der Wäsche.

mângən, *gəmângt* = moselfr. *mängən* mengen, *gəmang(t)* gemengt.

Mąnnweif = moselfr. *Mannweif* n. Mannweib. Modern.

manšchârn ⏑ ˊ ⏑ = moselfr. *manšchêrən* ⏑ ˊ ⏑ essen (franz. manger). Modern, nicht mitgebracht.

Mantchi, *Mantchə,* sss. *Mantchən* = moselfr. *Mäntchən* n. Vogelmännchen (vgl. *Frâchi),* pl. *Mäntchər,* nösn. *Mantchər.*

mąntər munter = moselfr. chatt. *mondər, montər* munter: *eich sei montər wôrən,* nösn. *eich sei mąntər wôrn* ich bin munter geworden.

Mäntsch = moselfr. *Mentsch* m. Mensch.

mantschn = moselfr. *mantschən* in Nassem oder Weichem herumwühlen.

Mąntštäck (modern) = moselfr. *Montšteck* n. Mundstück.

Mąnzəm m. Mann; vgl. moselfr. *Manzmensch* m. Mann. (Unser *Mąnzəm* < Manns-m[ensch]; vgl. nösn. *əm* man).

mâr mürbe. Ebenso moselfr. (auch *mêr).* Mhd. mar.

F. N. ***Marcus.*** Moselfr. F. N. *Marcus,* Markes.

margəln quälen, plagen = moselfr. *märjələn* plagen, quälen ([aus]mergeln, vgl. holl. marg Mark).

Margritt ⏑ ˊ f. = moselfr. *Margritt* f. Margarete, Koseform *Grittchə* (nösn. *Grittchi, Grittchə* Gretchen).

Marienburg, urk. (1532) *merenburg,* magy. Hétúr, rum. Heturu, ss. *Marəmbrich,* bei Schässburg (Hetwr 1301). Die Kronstädter *Marienburg,* lat. s. Mariæ castrum 1240, magy. Földvár, rum. Feldioara, kommt hier als Gründung des deutschen Ritterordens (1211) nicht in Betracht. Vgl. *Marienburg* bei Alf an der Mosel (Rgbz. Koblenz, Kreis Zell), *Marienberg* (Gen. St. Karte: Aachen). „Marien-" heisst moselfr. überhaupt *Märjən-* ˊ ⏑, z. B. *Märjənbilt* Marienbild.

Marienthal, vgl. *Mergeln.*

F. N. ***Markeler*** 1764. Moselfr. F. N. *Merkler.*

F. N. ***Markell*** 1477 = moselfr. (lux.) F. N. *Merkel.*

Marməlštê = moselfr. *Marməl(stê)* m. Marmor(stein); vgl. holl. marmel m. Marmor.

F. N. ***Martini.*** Ebenso lux. F. N.

Martinsberg ss. *Mi'rtəsbärch,* magy. Mártonhegye, rum. Momortinu, bei Gross-Schenk. Vgl. moselfr. *Me'rtəsberch,* nhd. *Mertesberg* < Martinsberg (Rgbz. Trier, K. Prüm), Merteshof (Rgbz Trier, L. Trier).

Martinsdorf, magy. Szász-Mártonfalva, rum. Metişdorf, ss. *Mi"rtəstərf,* urk. Mertinsdorff 1492, mertestorf (Honteruskarte) 1432, lat villa Martini. Vgl. *Mertesdorf* (Rgbz. Trier), dial. *Mi"rtəsdorf, Me"rtəsdorf* < Martinsdorf.

mąrwəln = moselfr. *mirwələn* murmeln.

F. N. ***Marzi*** 1833. Vgl. lux. F. N. *Marcy.*

mąs 1. unbefruchtet geblieben (von der Kuh), 2. unausgebacken (vom Brote) = moselfr. *mâs* in derselben Bedeutung: *ən mâs Kô,* nösn. *än mąs Kâ, mąs Brât,* moselfr. *mâs Brât.*

Mäsch f. „Spatz" = moselfr. *Mesch* f. „Spatz", fläm. musch f., mittelndl. mussche = franz. dial. mouss-on „Spatz" (-on ist dem. Endung, vgl. Louis-on, Madelon), neufranz. moineau < moisnel, span. (catalon.) moxó „Spatz", die alle auf lat. musca „Mücke", „Fliege", zurückweisen. Zur Bedeutungsentwicklung vgl. „Grasmücke" und „Sommervogel" (Schmetterling). In „Grasmücke" dient „Mücke" zur Bezeichnung eines Vogels und in „Sommervogel" dient „Vogel" zur Bezeichnung eines fliegenden Insekts. Vgl franz. l'oiseau*mouche* „Kolibri".

mäschn = moselfr. *meschən* mischen.

Mäspəls f. = moselfr. *Mespəlt* m. die Mispel.

Mâssər, Mæssər, sss. *Mêssər* = moselfr. *Mêssər* n. Messer.

Mässgəschäck (modern) = moselfr. *Messgəscheck* m. Missgeschick.

Mässgräff (modern) = moselfr. *Messgreff* m. Missgriff.

Massholtərt m. Feldahorn (mhd. mazalter) = moselfr. *Massəltər* m. Massholder.

Mąsslôch m. Kokelskörner (zum Betäuben der Fische benützt). Nicht mitgebrachtes, nicht moselfr., aus magy. maszlag, rum. mâslag m. „Stechapfel, Gift" entlehntes Wort.

mâssn, sss. *mêssən* = moselfr. *mæssən, mêssən* messen.

mässrôdn = moselfr. *messrôdən* missraten.

mässštąlt ⏑ ⏓ = moselfr. *messštalt* missgestaltet. Modern.

Mäst = moselfr. *Mest* m. Mist.

Mästbât = moselfr. *Mestbæt* n. Mistbeet.

Mästfänk (modern) = moselfr. *Mestfenk* m. Mistfinke.

Mästgąffəl = ndrhein. *Mestgaffəl* f. Mistgabel (ndl. mestgaffel).

Mästkaul = moselfr. *Mestkaul* f. Mistgrube.

Mästkrippəs = moselfr. *Mestkrip(ə)s* m. dummstolzer Emporkömmling, eig. Mistkrebs.

Mästku"r = moselfr. *Mestku"r* f. der Mistkarren: *zwô Mestku"rən,* nösn. *zwô Mästku"rn.*

mästn misten, *gəmäst* gemistet = moselfr. *mestən* misten, *gəmest* gemistet.

mâstn = moselfr. *mêstən*, eifel. *maistən* mästen; vgl. moselfr. (lux.) *Mâst* f. Mast der Schweine.

Mästplâtsch = moselfr. *Mestplâtsch* f. Pritsche zum Festschlagen des Mistes.

mäsu"chtn = moselfr. *messu'chtən* missachten.

Mât = moselfr. *Mêt* m. Met, aus Honig bereitetes süsses Getränke.

Mąt f. Magd (in Jaad) = moselfr. (trier.) *Môt* f. Magd. Vgl. *Mêt* (s. u.).

mät, *mat* = moselfr. *met*, eifel. *mät*, lux. *mat* mit: *kut* (eifel.) *mät!* (nösn. ebenso).

sss. ***mätbrängən,*** *mät(gə)bru'cht* = moselfr. *metbrengən* mitbringen, *metgəbru'cht* mitgebracht.

mätdêln = moselfr. *metdêlən* mitteilen.

mätdränkn = moselfr. *metdrenkən* mittrinken.

Matêri ⌣ ˊ ⌣ m. = moselfr. *Matêri* ⌣ ˊ ⌣ f. Eiter.

matêrich eiterig. Ebenso moselfr.

mätgô, sss. *mätgôn* = moselfr. *metgôən* mitgehn

Mätlêt = moselfr. *Metlêt* n. Mitleid.

Mâtn = moselfr. nassau. *Mêtən, Mâtən* (pl.) tolle (in trunkenem Zustande verübte) Streiche, Geschrei, Getöse.

Matsch m. Morast, Schmutz auf der Strasse. Ebenso moselfr.

Mâtsch; *də Mâtschn* „die (Damascener) Pflaumen" < *dəmâtschə* (Passbusch), *dəmâtschn*, lux. *damâschtə* (praumen) „die Damascenerpflaumen" (pl.) = mittellat. prunum damascenum, franz. prune de Damas „dont le plant est venu de la ville de Damas (Damaskus)", ital. (d)amascino, neugriech. damaskinon, engl. damascene. Unser *dəmâtschn* wurde als pl. gefasst, und daraus volksetymologisch ein sekundärer sing. *də mâtsch* „die (Damascener) Pflaume" gebildet. Vgl. auch lux. *damâštəklêt* ⌣ ˊ ⌣ – „Damastkleid".

Mätt = moselfr. *Mett* f. Mitte (vgl. Mättel[t]).

mätt = moselfr. *mett* (adj.) = mhd. mitte adj.: *en dər mettər Nu'cht, em mettə Wâlt* = mhd. in der mitter naht (mitten in der Nacht), im mitten walt (mitten im Walde), nösn. *än dər mättər Nu"cht, äm mättn Wąlt.*

Mätt̨ch = moselfr. *Mettich* m. Mittag: *zə Mettich êssən*, sss. *zə Mättich êssən* zu Mittag essen.

mättâchmoln ⌣ ˊ ⌣ = moselfr. ndrhein. *mettâchmôlən* Mittag essen (fläm. holl. middagmalen).

Mättəl(t) = moselfr. *Mettəl* n, 1. Mitte, 2. Mittel (auch fläm. mndl. *middel(t)* 1. Mitte (!), 2. Mittel).

Mättəlfängər = moselfr. *Mettəlfengər* m. Mittelfinger.

Mättəlmôss = moselfr. *Mettəlmôss* n. Mittelmass.

mättəln = moselfr. *mettələn*

zuwege bringen, vermitteln (holl. middelen); altchatt. (Crecelius 597) „mitteln“ vermitteln.

Mättəlschlą̈ch = moselfr. *Mettəlschlûch* m. Mittelschlag.

Mättəlštrôss = moselfr. *Mettəlštrôss* f. Mittelstrasse.

Mąttər = moselfr. chatt. *Mottər* f. Mutter.

mąttərsłlij-əlê = moselfr. *mottər-sûlij-əlê* mutterseelenallein.

Mąttəs = moselfr. *Mattəs* Matthias.

F. N. ***Mattes*** (sss.). Ebenso moselfr. (lux.) F. N. *Mattes* (= Matthias).

Matthesdorf, ss *Mąttəsdrəf*, *Mątzdrəf*, rum. Matheiu, magy. Szász-Máthé, südw. von Bistritz. Vgl. die Vorstadt *St. Mathias*, dial. *Mattəs*, in Trier. Überhaupt heisst moselfr. und ss. Mathias *Mattəs*.

F. N. ***Matthias***. Ebenso moselfr. (lux) F. N.

mättn drän = moselfr. *mettən dren* mitten drin.

Mättoch = moselfr. *Mettwoch* Mittwoch.

mątwällich = moselfr. *môtwellich* mutwillig.

mątzərich = moselfr. *monzərich* küsslustig, zum Küssen geneigt.

Mątzkn (dem.) Küsschen; vgl. moselfr. westerw. *Monz* m. Kuss, dem. *Monz-chən* Küsschen, pl. *Monzchər*, nösn. *Mątzkər*.

mątzn küssen = moselfr. westerw. hess. *monzən (montsn)* küssen (in dieser Bedeutung sonst kaum irgendwo in deutschen Landen üblich). Vgl. moselfr. (kobl., lux) *motzən* maulen, schmollen, den Mund aufwerfen; zu „Mund“, vgl. engl. Mouth < Month „Mund“.

maufəln = moselfr. *maufələn* mit vollen Backen essen.

Maukn = moselfr. *Maukən* pl. eine Fusskrankheit der Pferde.

Maul n. Mund („Mund“ kommt nicht vor [vgl. *mątzn* s. o.]): *sei äss näd-ąft Maul gəfąlln* = moselfr. *sei ess net of t Maul gəfallən* sie ist nicht dumm, sie weiss zu antworten; *hê hu'd-ə grûss Maul* er hat ein grosses Maul, nösn. *hê hu'd-ə grûss Maul. Meiltchə* Mäulchen, nösn. *Meiltchə (-chi)*. Auch moselfr. ist „Mund“ nicht üblich.

Maulmąchər = moselfr. *Maulmachər* m. Grossprecher, Schwätzer.

F. N. ***Maurer***. Ebenso moselfr. F. N.

Maus f. Muskel am Arm. Ebenso moselfr.

Maus f. Maus: *zwê Meiskər* (pl.) zwei Mäuschen = moselfr. *Maus, zwê Meis-chər* zwei Mäuschen.

mausdût mausetot. Ebenso moselfr.

sss. ***mâzən*** = moselfr *mauzən* weinen (von Kindern).

mê, mêt, gəmêt = moselfr. *mêə(n)* mähen, *mêt* mähte, *gəmêt* gemäht.

-mə in *Härməštądt* (Hermannstadt), *Telmə* (Thellmann) u. a. = eifel. ndrhein. *mə* man. Moselfr.

mə man: *mə nitt* (nimmt); moselfr. wad-əm net wêss = nösn. wạd-əm nāt wêss „was man nicht weiss“.

Mêblâm = eifel. (an der Our) *Mêblôm* f. Maiblume.

Medəm n. Art Kirchenzins in Naturalien = moselfr. (trier. eifel. schon im 13. Jahrhundert) *Medəm* m., hess. *Mêdom* m. auf Grundstücken lastende Abgabe, der Siebente. Der Geltungsbereich dieses Wortes ist ein streng moselfr. chattischer.

F. N. ***Meder(us)***. Vgl. lux. F. N. *Meder*.

F. N. ***Mees***. Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

F. N. ***Mefert***. Ebenso moselfr. F. N. (ahd. P. N. Magafred). Moselfr. auch F. N. *Möfert*. F. N. *Möffert* (Rgbz. Koblenz).

Mehburg, ss. *Mêbrich*, magy. Bene, rum. Beia, bei Reps. Vgl. ndrhein. O. N. „*Meyberg*“, dial. *Mêberch*.

Meiər m. Miere, alsine media (Pflanze). Ebenso moselfr. (franz. mouron). Ndl. muyr.

Mê^{i}m = moselfr. *Mêm, Möm, Me^{i}n* f. Muhme.

Meinər (ohne weiteren Zusatz) mein Gatte, moselfr. *Meinər* in derselben Bedeutung, *Mei* f. meine Frau.

Meint n. das Meinige. Ebenso moselfr.: *eich wêss Meint, dau wêss-Deint*, nösn. *eich wêss Meint, dau wêsst Deint* ich weiss das Meinige, du weist das Deinige.

sss. ***Meio*** n. = moselfr. *Mei* n. Mariechen (-o ist moselfr. dem. als Koseform, vgl. Mischo u. a.).

F. N. ***Meister***. Ebenso lux. F. N.

F. N. ***Melchior*** (sss.). Ebenso lux. F. N.

mêlich langsam; vgl. moselfr. *mœlich, gəmêlich* allmählich.

mên meinen, *gəmênt* gemeint: *mêntst-də?* meinst du? = moselfr. *mênən* meinen, *gəmênt* gemeint, *mênstə?* meinst du?

Mênət n. Monat, pl. *Mênət* = *Mênt*, moselfr. (eifel.) *Mœnt* Monat, *Mœnt* Monate (urk. Moende): lothring *en drâi Mênt* in drei Monaten (nösn. *än drq^{i} Mênət*).

F. N. ***Menning***. Vgl. lux. F. N. *Menning(en)*. Menning ist patronym. Ableitung zu ahd. P. N. Menno < Meino < Magino, Koseform der mit ahd. magan, megin „Kraft“ zsgs. Namen.

Mensdorf, vgl. *Mönchsdorf*.

mer, *mêr* obwohl: *əd-üs-äm zwê, mer hê glêft, ət wêr em drq^{i}*; vgl. moselfr. ndrhein. *mär* aber, doch, jedoch: *əd-es em zwê, mär* (aber) *hê glêft, ət wêr em drai*.

Mêr f. Kunde, Nachricht, Gerücht, Märe, dem. *Mêrchi, -chə: zwê Mêrchər*. Ebenso moselfr.

merəln (gewöhnlich *ərämər-merəln*) „zögern, die Zeit durch Zögern vertrödeln“; vgl. altköln. merren „säumen, langsam tun, zögern“, eifel. (heute) *märrən* „säumen“ < lat. morari „zögern“: l.

-e- = lat -o- als unechte Umlautsform (nach Analogie von *scherz, fekəln* u. a); 2. germanische Betonung auf der Stammsilbe (⏑ ˊ ⏑ > ˊ ⏑). Anders Kisch, N. W. u. W., Bistritz 1900, S. 103.

Mêrndrê'jər = moselfr. *Mêrəndrêjər* m. Neuigkeitskrämer (Märenträger).

O. N. ***Mergeln,*** ss. *Märjəln* = *Marienthal* (Bielz), urk. Mergendhal 1342, Mergental 1355, rum. Mergindalu, magy. Morgonda, bei Agnetheln. Vgl. *Marienthal,* dial. *Märjəndal, Mariendal* in Luxemburg (Kanton Mersch). Vgl. auch den moselfr. F. N. *Mergen, Margen* (spr. *Merjən, Marjən)* = Marien als gen. patronym, z. B. *Mergen Pittər* (d. h. Marien[s] Peter). — Vgl. ferner: *Marienthal* a. d. Ahr (Eifel), auch rheinfr. *Mergentheim* = Marienheim.

Mêršchəl = moselfr. chatt-rheinfr. *Mêrschəl* m. Mörser.

Mêrtər(t) = m. „Mörtel" — mit altem -r = mittellat. mortarium, provenz. mortier, franz. mortier, span. mortero „Mörtel". -t in *Mêrtərt* ist epenthetisch wie in *Trichtərt* (Trichter), *Lichtərt* (Leuchter) usw. Vgl. den moselfr. (lux.) Ortsnamen *Mêrtert* (Mertert an der Mosel).

F. N. ***Mertes*** (Kronstadt). Moselfr. (lux.) F. N. *Mertes* (< Martins).

Mertesberg, vgl. *Martinsberg* (s. o.).

Mêsch m der lange, Samen tragende Hanf, moselfr. *Mêsch* = lat. (cannabis) mascula. Vgl. *Fimәl* m., moselfr. *Fimәl* m. kurzer, keinen Samen tragender Hanf = lat. (cannabis) femella. Lautverhältnis: -em- > *-im-* wie in *Himt* (Hemd), *Int* (Ente) u. a. Akzentverhältnis: ⏑ ˊ ⏑ | ˊ ⏑ (germanisches Betonungsgesetz). Die sinnliche Auffassung fasst die stärkere (eig weibliche) Pflanze als männlich und umgekehrt.

Meschendorf, ss. *Mêschəndərf,* magy. Mese, urk. Mesche (1356), bei Schässburg; vgl. O. N. *Mêsch*enich, urk. Meschingen (1166), (mit langem ê, wie mir Herr Lehrer Cremer [Brühl] schreibt); ferner vgl. südl. von Köln, O. N. *Mesch,* östl. von Geilenkirchen, O. N. *Mesch* bei Maastricht. Also Meschendorf = Dorf des *Mesch,* (deutscher Personenname), daher lat. „villa Meschonis" (urk. 1385, 1448). Vgl. *Möschener* Mühle (Gen. St. Karte: Euskirchen).

Mesch(enich), vgl. *Meschendorf.*

mêschn = moselfr. *mêschən* zerdrücken (z B. Trauben), maischen.

Mêssəldrôt m. schlecht hergestellter Draht aus Garn, wo ein Faden länger ist als die übrigen, wodurch die Handhabung erschwert und die Haltbarkeit vermindert wird *(Mêssəl* ist dem. zu mhd. mâz n.); moselfr. *Mêssəndrôt* m. in derselben Bedeutung.

Mêsskn n. Mässchen = moselfr. *Mêss-chən* n. kleines Mass: *zwê Mêss-chər,* nösn. *zwê Mêsskər* zwei Mässchen.

mêst meist(enteils): *ə sätzt mêst dô,* moselfr. *ə setzt mêst dô* er sitzt meistenteils dort.

Mêstər m. Meister. Ebenso moselfr.

mêstərn = moselfr. *mêstərən*: Handwerksarbeit verrichten wollen, die man nicht versteht: *hê mêstərt drun ərem,* nösn. *ə mêstərt dru əräm.*

Mêsterštäck = moselfr. *Mêstəršteck* n. Meisterstück.

mêstndêl(t)s = moselfr. *mêstəndêl(t)s* meistenteils.

Mêt f. Jungfrau, Mädchen ohne die verächtliche Nebenbedeutung des nhd. „Magd", vgl. *Knêcht* [s. o.]) = moselfr. *Mêt, Mœt* f. Mädchen, Dienstmagd: *zwô Mœdən,* nösn. *zwô Mêdn. Mêtchi, -tchə* n., pl. *Mêtchər* Mädchen = moselfr. *Mœtchən,* pl. *Mœtchər* Mädchen.

F. N. ***Metz*** (sss.) Ebenso lux. F. N. Vgl. nösn. (Jaad) Koseform *Mâz*kn (dem.), Matzi = Matthias.

mî mehr. Ebenso moselfr.

mi̯ălkn, mi̯ălkn melken, *mąlk* melkte, *gəmąlkn* gemolken = moselfr. *mi̯ălkən, melkən* melken; *malk, molk* melkte, *gəmalkən* gemolken.

Mi̯ăr = moselfr. *Mi̯r* n. Meer.

Mi̯ărhu̯as = moselfr. *Mi̯rhu̯s* m. Kaninchen.

Mi̯ărschweintchi, *-tchə* n. (dem.) = moselfr. *Mi̯rschwein(t)chə* n. Assel, Mauerschweinchen.

Mi̯ărtəsdâch = moselfr. *Mi̯rtəsdâch* Martinstag.

Mi̯ărtn, dem. *Mi̯ărtchi, -tchə* = moselfr. *Mi̯rtən,* dem. *Mi̯rtchə* Martin.

Mi̯ărwąndər = moselfr. *Mi̯rwon(d)ər* n. Meerwunder.

Mi̯ărz = moselfr. *Mi̯rz* m. März.

Mi̯ărzschnî = moselfr. *Mi̯rzschnî* m. Märzenschnee.

F. N. ***Michaelis.*** Ebenso lux. F. N.

Michêli ⏑ ˊ ⏑ m. Michaelistag. Vgl. lux. F. N. *Michely.*

Michelsberg, dial. *Mächəlsbärch,* urk. s. Michaelis mons 1372, Michelberg 1532, magy. Kis-Disznód, rum. Cisnedioara, bei Hermannstadt. Vgl. *Michelsberg,* dial. *Mechəlsbi̯rech,* in Luxemburg (Gen. St. Karte: Trier), Kanton Echternach, eifel. *Michəlsberg* (Gen. St. Karte: Euskirchen) ein Berg, eifel. *Michelsberg* (Gen. St. Karte: Hillesheim), *Michelsberg* (Rgbz. Trier, Gen. St. Karte: St. Wendel).

F. N. ***Miess,*** 1833 *Mies.* Lux. F. N. *Mies,* < urk. *Bartolomis* ⏑ ⏑ ⏑ ˊ, *Bartelmis* ⏑ ⏑ ˊ = Bartholomäus. Die Kronstädter Vorstadt Bartholomä heisst heute noch ss. *Bartləmîs* ⏑ ⏑ ˊ (= nösn. *Bartəlmês* < Bartholomäus).

miglich (auf dem Lande) = moselfr. *mijlich* möglich.

Mildâ m. Mehltau. Ebenso moselfr. (lux.).

Mill f. Mühle, dem. *Miltchi, Miltchə* = moselfr. *Mill*, dem. *Miltchə: zwê Miltchər* (nösn. ebenso) zwei kleine Mühlen.

F. N. ***Miller*** (Kronstadt). Ebenso lux. F. N.

Millər m. Müller. Ebenso moselfr.

Millnštôf = moselfr. (eifel) *Milləštôf* m. Mühlenstaub.

Millštê = moselfr. *Milləštê* m. Mühlstein.

Min f. Flussbarsch, moselfr. *Min* f. eine Fischart (cyprinus aspius) = lat. mena f. „eine geringe Fischart“ (bei Cicero).

Minuarkn ⌣ ⏑ ⌣ urk. *Mẅnorken, Mẅllnarken*, „Minarken“ (sächs. Dorf im Nösnerlande); vgl. die mittelfr. Ortsnamen „Müllenark“ (urk. Mulinarken: Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins 1185) und „Müllenarker Mühle“ im Aachener Regierungsbezirk. Erklärung: „Mulinarken“ < vulgärlat. mulin- „Mühle“ (vgl. franz. moulin, ital. mulino, spätlat. molina „Mühle“) + lat. arca (eig. „Kasten, Kiste“, dann) „Mühlengerinne, hölzerne Leitung für das Mühlwasser“, althess „bissan der flud argken boben der Nidder molen“ (Vilmar, Idiotikon, S. 16), wo die „Flutarke“ nichts anderes ist als die „Mühlenarche“ d. h. das „Mühlengerinne“. Heute noch heisst *Ärk* f. in Aachen „Mühlgerinne“. Vgl. auch den „Arkenwald“ an der unteren Mosel. Die Lage unseres alten „Mühlenarken“ stimmt ebenso wie die der Orte in der Urheimat sehr wohl zur Bedeutung „Mühlgerinne“. Also „Müllenarken“ = Ansiedlung am Mühlgerinne. Dass die Zahl altrömischer Ortsnamen in den Mosel-, Rheingegenden eine sehr grosse ist, hat Cramer in seinen „Rhein. Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit“ (Düsseldorf 1901) überzeugend nachgewiesen. Gegen den Lautwandel Müllenarken > *Minu"rkn* lässt sich nichts einwenden: 1. miln- > min, wie Wu"lndref (Wallendorf) > Wu"ndref, *Burichhâln* > Burichhân (Burghalle[n]); 2. -ark > *-u"rk* ist Lautgesetz z. B. *štu"rk* (stark), *Mu"rk* (Mark) usw., urk. Mulnark (Monumenta Vaticana Hungariae I, S. 142). Vgl. ss. *U"rpesch* (Petersdorf bei Bistritz) m. < *U"rk* + *bäsch* „der (moselfr.) *Arken*wald“.

Minzdrəf. Vgl. ndrhein. O. N. Müntz (Kr Jülich). S. u „Mönchsdorf“.

mîr — ***mər*** = moselfr. *mîr* (betont) — *mər* (unbetont) 1. wir: *mîr wôrən dô, ned-îr; mər fu"rən* wir waren dort, nicht ihr; wir fahren; 2. mir: *mîr, net dîr* mir, nicht dir; *gem-mər* gib mir!

Misch (Koseform für) Michael, dem *Mischi*. Ebenso moselfr. Vgl. auch moselfr. (lux) *Misch*.

Mischmasch m. Gemisch. Ebenso moselfr.

F. N. ***Moes, Mees*** 1833 (Bistritz). Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Moes, Mees* (< Bartholomä(u)s ⏑ ⏑ ⏑ ⏓) Vgl. *Miess.*

sss. ***Môgən*** m. Magen. Ebenso lux. (Echternach).

F. N. ***Moisch.*** Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Mois, Maisch.*

Môl n. Mal: *t îršt Môl* das erste Mal. Ebenso moselfr.

Môlər m. Maler. Ebenso moselfr.

môln malen, *môlt* malte, *gəmôlt* gemalt = moselfr. *môlən, môlt, gəmôlt.* Mhd. *mâlən.* Vgl. *mu'ln* (s. u.).

Moltər m. Maulwurf. Ebenso moselfr. nassau (eifel. *Moltrəf).*

Moltərhôf m. Maulwurfshaufe, pl. *Moltərhêf* = moselfr. *Moltərhôf,* pl. *Moltərhêf* m. 1. Maulwurfshaufe, 2. Maulwurf *(Moltrəf).*

Moltərhûf m. Maulwurf (S.-Regen). Vgl. *Moltrəf* m. (Eifel) Maulwurf, *„Moltərhaufe“* (Westerwald).

»Mönchsdorf« hat sprachlich gar keine Daseinsberechtigung, weil es eine moderne, erst 1842 auftauchende, von irgend einem „Gelehrten“ erfundene Verdeutschung des ss. einzig gebräuchlichen Namens *Minzdrəf,* urk. *Mynczdorf* (1532, Honteruskarte) ist; vgl. die lux. O. N. dial. *Minzbech* = Müns-bach (Gen. St. Karte: Ewringen) und *Mensdorf,* offenbar zu den moselfr. lux. F. N. Minz, *Münz,* Mens (patronym. Ableitung zu ahd. Muni-[percht], Muno). Vgl. lux. O N. *Mentsdrəf* Mensdorf (bei Betzdorf), vgl. O. N. *Menskirchen* (Gen. St. Karte: Saarlouis), O. N. *Münsbach* (Gen. St Karte: Luxemburg); vgl. auch moselfr. (lux.) F. N. *Mens, Mentz, Minz, Münz.*

Môntoch, sss. Môntich = eifel. *Môndich* Montag. In Mettersdorf (bei Bistritz) *dər Schœrəmu'ndôch* = nösn. *dər gəschwôrn Môntoch* „der geschworene Montag“ — gilt als spezifisch siebenbürgisch-sächsische Einrichtung — = moselfr. der „Schwörmontag“, verderbt „der schwere Montag“, an der Mosel (wie bei uns) der Montag nach Epiphanias, an dem früher die Gemeindebeamten schwören mussten.

Moritzdorf, urk. Morych 1326, magy. (Aranyos-) Móricz, rum. Moruz, ss. *Mârz, Maurz, Mârz,* bei Tekendorf. Vgl. O. N. *Moritz*heim (Rgbz. Koblenz, Gen. St. Karte: Cochem [an der Mosel]) und moselfr. (lux.) F. N. *Moritz.*

Moritzheim, vgl. *Moritzdorf.*

morjəst: *dəs morjəst* morgens: *dəs morjəst schu äss ə bədrąnkn* = moselfr. *dəs morjəs* (lothring.), *dəs morjəts* morgens: *dəs morjəs schun ess-ə dronkən.*

Morl, *Moddl* = moselfr. *Moddəl* m. ⏓ ⏑ Muster. Mhd. model.

môrn morgen, sss. *morn* (cras): *môrn kun ich* morgen komme ich,

morgn, sss. *morjən* morgen (mane): *heit morgn* heute morgen = moselfr. *môrə, môr* morgen (cras): (eifel.) *môr kun ich; heit morjən* heute morgen (mane); chatt. *morn* morgen. Vgl. sss. *morn un z ôwənt* = eifel. *môr z' ôwənt* morgen abend.

sss. ***môrtən*** = moselfr. *mu'rtən* markten. Vgl. *mu^{a}rkn.*

Môschein = moselfr. *Mônschein* m. Mondschein.

Môss f.: *ə nitt mər də Môss* = moselfr. (eifel.) *Môss* f. das Mass: *ə nitt mər də Môss* er (der Schneider) nimmt mir Mass.

Môstərt m. in Most eingekochter Senf, moselfr. *Mostərt* = ital. span. provenz. mostarda, franz. moutarde „Senf" (zu lat. mustum „Most").

Mu^{a}chsôm m. Mohnsame = moselfr. *Mu'chsôm* m. Mohnsame.

mu^{a}dich = moselfr. *mu'dich* madig.

mu^{a}gər, sss. *môgər* mager. Ebenso lux. (Echternach).

Mu^{a}gərət = aachen. *Magərt* n. (Mageres) mageres Fleisch.

mu^{a}ln = moselfr. *mu'lən* mahlen (Müllerei). Mhd. malen. Vgl. *môln!*

Mu^{a}r „Morast", moselfr. (lux.) *Mu'r* „Morast" entspricht lautlich unmöglich direkt mhd. muor „Moor"; denn dieses wäre in unserer Mundart nie zu *Mu^{a}r* geworden, sondern würde *Mâr* lauten, vgl. *Plâch,* moselfr. *Plô(ch)* (mhd. phluoc „Pflug"), *Hât,* moselfr. *Hôt* (mhd. huot „Hut"), *Râ,* moselfr. *Rô* (mhd. ruowe „Ruhe") usf. Unser *-u^{a}* weist vielmehr mit zwingender Notwendigkeit auf altes *-ă-* zurück, das sich im altmoselfr. mar (Gesta Trevirorum) „Weiher, Sumpf, Tümpel" auch tatsächlich findet. Auch das Geschlecht (f., während mhd. muor m. ist) unseres Wortes zeigt Übereinstimmung mit franz. la mare (f.) „Pfütze, Lache, Pfuhl", wozu die Ableitungen altfranz. maresc, marois, neufranz. marais, ital. marese, mittellat. mariscus „Sumpf, Morast", alle mit wurzelechtem *-ă-* zu lat. măre, das im Mittellateinischen die Bedeutung „Sumpf" annahm. Vgl. ss. *Mâr* m. Acker, Wiesen, Waldgrund bei Tekendorf, dim. *Mârchən* Feld (bei Keisd), *Mâr* f. bei Grossscheuern.

Mu^{a}r = mndl. *mare* Moor.

Mu^{a}rk m. = *Mu'rech* n. das Mark (holl. marg).

Mu^{a}rk m. Markt = rheinfr. *Mark,* nordlux. (Wiltz) *Mârk* m. Markt (beide ohne *-t).*

mu^{a}rkn = moselfr. *mu'rkən, mârken* mit jemand lange um etwas handeln, markten. Vgl. *môrtən.*

Mu^{a}r-ləf m. „Alp" < *mu^{a}r* „Mahr" (d. h. Alp) + *ʒlf* „Alp" (pleonastische Zusammensetzung). Moselfr. (eifel.) *Mâr, Mu'r* m. Alp; vgl. auch sss. F. N. *Murlef* 1432 (urk.), moselfr. F. N. *Alf* (auch Bachname [Nebenfluss der Mosel]). Auch der Wetterauer E. Alberus

hat (1540) „Alp“. Es ist spezifisch mitteldeutsch (chatt. fränk. thüring. sächs.). Vgl. Âlf (s. o.).

Mu^{a}rtər f. = moselfr. *Mu'rtər* f. Marter.

Mu^{a}sər m. Soldat. Nicht moselfr., nicht mitgebrachtes, sondern aus magy. türk. mazur = mazul (spr. *-s-*) „lovas katona“ (Reitersoldat) lautgesetzlich entwickelt. Das Wort taucht zuerst im 16 Jahrhundert zur Zeit des Beginnes der Türkenherrschaft in Ungarn auf. Vgl. Korrespondenzbl. 1901, S. 68; Magyar Nyelvőr, S. 315 f., 538.

Mu^{a}t = moselfr. *Mu't* f. die Made, pl. *Mu'dən*, nösn. *Mu^{a}dn.*

Mu^{a}t = moselfr. (lux.) *Mu't* f. der Schwaden (beim Mähen), pl. *Mu'dən*, nösn. *Mu^{a}dn.*

muffich übel riechend. Ebenso moselfr.

Mühlbach, urk. Milenbach 1309, Mulnbach 1317—1320, Millembach, Mulbach, Mûlnbach 1369 bis 1376, Honteruskarte· Mülembach, ss. *Milnbâch* [nösn.], *Melləmbich* [sss.], magy. Szász-Sebes, rum. Sebeşiu. Vgl. O. N. *Müllenbach* (Rgbz. Koblenz, Gen. St. Karte: Mayen), *Mühlenbach* (in Luxemburg, dial. *Milləbâch), Müllenbach* (Gen. St. Karte: Prüm [Eifel]', *Mühlenbach* (Gen. St. Karte: Aachen), *Mühlbach* (Gen. St. Karte: Trier).

muksn refl. = moselfr. *sich muksən* einen Laut von sich geben: *muks dich net!*

Müllenark(er Mühle), vgl. *Minarken* (s. o.).

Müllenbach, vgl. *Mühlbach* (s. o.).

Munch, ss. für F. N. *Monch.* Vgl. rheinfr. F. N. *Munch* (Mönch).

F. N. ***Münich*** 1416. Vgl. moselfr. F. N. *Münch, Minnech.*

Munn f. Mähne (mhd. mane). Ebenso moselfr.

munn, sss. *munnən* = moselfr. *munnən* mahnen: *ət munt mich* (nösn. ebenso).

Munnbrâ'f = moselfr. *Munnbre'f* m. Mahnbrief.

Münsbach, vgl. *Mönchsdorf.*

Munsəl n. Füllen. Nicht mitgebrachtes, nicht moselfr., aus rum. mânz „Füllen“ (< lat. mannus „kleines Pferd“) entlehntes Wort.

mun(t)chər mancher, *mun(t)ch(ət)* manch(es). Ebenso moselfr.: *muntch ên* manche, nösn. *muntch ê.*

muntchmôl manchmal. Ebenso moselfr. Vgl. *qldəmôl.*

Mur f. Möhre. Ebenso moselfr. (auch *Mûr,* ndrhein. *Murr).*

murksn = moselfr. *murksən* erwürgen.

murksn = moselfr. *murksən* = schluchzen, weinen, mucksen.

mursich „matt, träge, schläfrig“ *(dät Känd äss murtsich);* vgl. spätlat. murcidus „träge“.

F. N. ***Musell*** de Bothfalva d. h. Brenndorf 1415. Vgl. (moselfr., lux.) F. N. *Musel.* Moselfr. *Musel* heisst Mosel.

Mutch m. durch Schimmelbildung oder Moder entstandener Brei = moselfr. *Mutch* m. Moder, Schimmel. Dazu nösn. *vərmutchn* vermodern.

mutchich moderig. Ebenso moselfr. Vgl. mnd. mudde, engl. mud „Schlamm", muddy „schlammig".

mutschəln = moselfr. *muschələn* im Weichen (Lehm) herumwühlen (nösn. *-tsch-* = moselfr. *-sch-* wie in nösn. *knirtschəln* = moselfr. *knirschələn* s. o.).

mutschlich = moselfr. *muschlich* schlüpfrig (z. B. vom Lehm).

F. N. *Myldt* 1521, *Meldt* 1763, 1900 (ss. *mält* mild). Vgl. moselfr. F. N. *Mild* (dial. *Melt*).

N.

Das moselfr. *-n* in der 1. pers. sing. präs. erklärt sich nach Analogie der Wörter, die im Ahd. -m, -n < indogerm. -mi haben (II. und III. schwache Konjugation und die Verba auf -mi). Z. B. nösn. *eich âssn* = moselfr. *eich êssən, eich fuᵃrn* = moselfr. *ech fuᵃrən* (in Sierck a. d. Mosel), *eich holn* = moselfr. *eich hollən, eich wuᵃrtn* = moselfr. *ech wuᵃrtən* (in Sierck) usw. Dies *-n* im Präsens gilt von jeher „ganz besonders" rheinfr. und moselfr. (Braune, Ahd. Gramm. S. 305, Anm. 4 und Weinhold, Mhd. Gramm. 387). Kein Abfall des *-n*, sondern Übertragung der Form des nom. pl. liegt vor in dem durchaus dem nom. gleichen dat. pl., z. B. nösn. *den Kändərchər* = moselfr. *də Ken(d)ərchər* den Kindlein.

nąckich = moselfr. eifel. *nackich* nackt.

näckn = moselfr. *neckən* nicken.

Nącknkaul f. Nackengrube, moselfr. *Nâkkaul*, scherzhaft: *Leiskaul* (nösn. **Leiskaul*).

Nagəlblâm Nelke = moselfr. *Nêgəlblôm*, (holl. nagelbloem) f. Nelke.

Nâgəltchi, -tchə = moselfr. *Nêgəltchə* Gewürznelke, pl *Nêgəltchər*, nösn. *Nâgəltchər*.

nâⁱchtn = moselfr. *nêchtən* gestern abend.

Nâⁱjôr - ˊ n. Neujahr. = moselfr. *Naijôr* n.: *eich wenschən ich vill Gleck zom naiən Jôr*, nösn. *eich wänschn ich vill Glück zəm nąⁱnə Jôr* ich wünsche euch viel Glück zum neuen Jahr.

(Nąⁱ-)Jôršdąch - ˊ - = moselfr. *Nâijôršdâch* m. Neujahrstag.

Nâⁱndrəf, dial. für: 1. Ober-Neudorf, 2. Nieder-Neudorf, 3. Tohát [Szolnok-Dobokaer Komitat] — alle 3 bei Bistritz —, 4. Neudorf *[Nąⁱəndərf]* bei Hermannstadt, 5. Neudorf bei Elisabethstadt *[Nąⁱəndrəf, Nanjdrəf]*. Vgl. O. N.

Neuendorf (Kreis Koblenz) am Rhein, *Neudorf* in Luxemburg (2), *Neu(e)ndorf* bei Malmedy (Rgbz. Aachen).

nâ'stn = moselfr. *ne'stən* niesen: *sei ne'st* sie niest, nösn. *sei nâ'st.*

ṅâksn = moselfr. chatt. *nanksən* schluchzend, kläglich weinen *(-âk-* < *-ank-* wie ss. *âs* < uns, *Vərnâft* < Vernunft usw.).

nậlich = moselfr. *nêlich* mit Mühe und Anstrengung, langsam, kaum.

nậln langsam sprechen = moselfr. *nêlən,* zaudern, zögern.

nâmə(s)t = moselfr. *nêməs, ne'məst* niemand. Auch *nemət,* lux. *nemɔst* (wie sss.).

nämmər mî = moselfr. *nemmər mî* nimmermehr.

Nämmərmîəsdâch ⌣ ⌣ ⊥ ⌣ – m. Nimmermehrstag, moselfr. *Nemmərśdâch.*

nạ nau! nun jetzt! = moselfr. *no nau!* nun jetzt!

ṅängəln maunzen (von Kindern). Vgl. moselfr. *nangəln* so viel wie „nergeln“ (s. *ṅargəln).*

Nạnn f. 1. Nonne, 2. sss. Tiermutter, 3. Schelte: *dạt dich dei wält Nạnn* (sc. holen sollte)!; vgl chatt. *Nonn* f. 1. Nonne, 2. verschnittenes weibliches Schwein, 3. Schelte.

nann nennen, *nậnt* nannte, *gənậnt* genannt; siegerl. *nenn* nennen, eifel. *nânt* nannte, *gənânt* genannt.

Nạnnənklûstər = moselfr. *Nonnənklûstər* n. Nonnenkloster.

Narbn m. = moselfr. *Närf, Niärwən* m. Narbenseite des Leders (holl. nerf f.).

Narf f. Narbe. Ebenso moselfr.

ṅargəln = moselfr. chatt. *närjələn* murren, knurren, in näselndem Tone bekritteln (iterat. zu nhd. dial. *närrən, nerrən,* sss. *närrən,* nösn. *ṅarn* knurren wie die Hunde), ein altes Dialektwort, nicht Entlehnung aus nhd. „nörgeln“ (das erst nhd. in die Schriftsprache gedrungen ist). Das Wort ist lautmal. *(ṅarn* = *ṅarrr* machen, wie die Hunde).

nậss = moselfr. *nâss* nass.

Nạss f. Nuss, *Näss* Nüsse = moselfr. *Noss* f. Nuss, *Ness* Nüsse.

Näss in *Schu"rfnäss* pl. = moselfr. *Ness* f. Nisse (Lausei).

nạssbêmən = moselfr. *nossbêmən* (adj.) aus Nussbaumholz.

Nạssbôm m. Nussbaum, *Nässbêm* Nussbäume = moselfr (eifel.) *Nossbôm, pl. Nessbêm.*

Nạssschu"l = moselfr. *Nossschu'l* f. Nussschale.

Nậst = moselfr. *Nâst* m. Ast.

näst = moselfr. *näist* nichts: *əsu zə sôn, met näist ufänkən* so zu sagen, mit nichts anfangen (nösn. *əsu-zə sô, mät näst ufê): äm näst ạnt widdər näst* = moselfr. *nä'st, neist* nichts: *ne'st a widdər ne'st* nichts und wieder nichts, *mîr*

ne'st, dîr ne'st mir nichts, dir nichts, nösn. *mîr näst, dîr näst.*

nâstich = moselfr. *nœstich* voller Äste (ndl. nastig).

nästnätsich = moselfr. *ne'st-netzich* nichtsnutzig.

nät = moselfr. *net,* rheinfr. (chatt.) *nät* nicht.

nätsn c acc. = moselfr. *netzən* c. acc. nützen: *wat netzt meich dât,* nösn. *wạt nätzt meich dât?* was nützt mir das?

nau nun, jetzt. Ebenso moselfr. (< nû [mhd.])

nê nein. Ebenso moselfr. *(nœ, nê).*

Nê(nt) = moselfr. *Nê(t)* f. Nähe.

F. N. ***Neckel*** 1705, 1904. Ebenso moselfr. F. N. (Moselfr. *Neckel* ist Koseform für Nikolaus).

nei neun. Ebenso moselfr.: *dət Neint* das Neunte. Ebenso nösn.

O. N. ***Neidhausen,*** urk. *nithusen* 1532, Nythwzen 1503, Nidhuz 1349, Nydhausen 1355, dial. *Netchəsən,* magy. Nethús, rum. Netuşiu, bei Schässburg. Vgl. *Neidhausen* in Luxemburg (bei Dinkirch) und *Niethausen* (Rgbz Aachen), urk. *Nîthusen* (Lacomblet 1226), dial. (lux.) *Neizən.* Vgl. auch O. N. Neithof (Rgbz. Trier), Nideggen (Rgbz. Aachen); ferner: Noidhausen (bei Düsseldorf). — Neid- < Nîd- = moselfr. F. N. *Neidt,* gen. patr. (lux.) F. N. Neitz, lux. F. N. *Neid-(inger)* < ahd. P. N. Nid-, Nitho, Koseform der mit ahd. nîd, mhd. nît als erstem Gliede zsgs. Namen; nîd bedeutet in diesen Namen „feindseliger Eifer und Zorn des Kriegers".

neidich neidisch. Ebenso moselfr.

Neimərdər, sss. *Nengmi"rdər* = moselfr. *Neimerdər,* nordeifel. *Nengmi"rdər* m Neuntöter.

Neithammməl m. missgünstiger Mensch. Ebenso moselfr.

O. N. ***Netz,*** urk. Neech 1291, ss. *Nâz,* rum. Neţu, magy: Nécz, südl. von Bistritz (heute rum. Dorf). Vgl. O. N. *Nitz* (dial. *Netz)* in der Eifel (Gen. St. Karte: Mayen). Dazu der moselfr. F. N. *Netzer.* Netz = Nitz (vgl. die nhd. F. N. Nötz, Nitz) = ahd. P. N. Nizo (Koseform der mit nîd, nît „feindseliger Eifer, Zorn des Kriegers" zsgs. Namen).

F. N. ***Neubauer*** 1701. Vgl. moselfr. F. N. *Neugebauer (Gəbauər* heisst ss. Bauer [mhd gebûre]).

nî nehmen, sss. *ni"n; nint nitt* nimmt, *gənû* genommen = moselfr. (eifel., Ahrtal) *nint, nitt* nimmt, hunsrück. *gənumm.*

Ni"rər = moselfr. *Ni"rər* m. der Bauer (der allen Nahrung schafft).

Nibbəl, sss. *Niwwəl* = moselfr. rheinfr. (chatt) *Niwwəl* m. Nebel (mhd. nibel), nassau. *nibbəln* nebeln, fein regnen.

F. N. ***Nicolai.*** Ebenso moselfr. F. N.

niddər 1. niedrig: *t Haus äss*

niddər; 2. nieder: *ə fallt niddər.* Ebenso moselfr.

niddərdräckn = moselfr. *niddərdreckən* niederdrücken.

Niddərlandər m. Bewohner des „Niederlandes" (Süden Siebenbürgens). Vgl. lux F. N. *Niederlander.*

niddərlandəsch niederländisch, moselfr. (lux.) *niddərländəsch* (holl. nederlandsch).

Niddərlạnt n. Niederland (= Südsiebenbürgen); vgl. moselfr. (lux) *Niddərlant* n. Niederlande (Holland). Vgl. sss. *Neddərlạnt,* holl. *Nederland.*

niddərlossn = moselfr *niddərlossən* niederlassen.

niddərreidn = moselfr *niddərreidən* niederreiten: *ə reit mich niddər* er reitet mich nieder (ebenso moselfr.).

niddərschlô = moselfr. *niddərschlôən* niederschlagen: *sə schlêt mich niddər* sie schlägt mich nieder (ebenso moselfr.).

niddərschmeissn = moselfr. *niddərschmeissən* niederwerfen.

sss. ***niddərschre^{i}wən*** = moselfr. *niddərschreiwən* niederschreiben: *ə schreift ət niddər* (ebenso nösn.).

niddəršprêdn = moselfr. *niddərśprêdən* auf die Erde hinbreiten.

niddəršt$\hat{u}$ssn = moselfr. *niddəršt$\hat{u}$ssən* niederstossen: *sə štîsst ət niddər* sie stösst es nieder (ebenso nösn.).

niddərtrâ^{i}chtich = moselfr. *niddərtrêchtich* herablassend, nicht hochmütig (niederträchtig).

niddərtrêdn = moselfr. *niddərtrêdən* niedertreten.

niddərwi*rfn = moselfr. *niddərwĭrfən* niederwerfen.

nîdich nötig: *t äss nät nîdich.* Ebenso moselfr.

nidijn, -gn = moselfr. *nîdijən* 1. nötigen, 2. einladen: *zom Desch nîdijən,* nösn. *zəm Däsch nîdijn* (modern): *ə nîdicht mich* (ebenso moselfr.).

F. N. ***Nief,*** urk. *nef* 1346 (Vereinsarchiv 1855, S. 334). Vgl. moselfr. (lux.) F. N. New, *Nev* und den O. N. *Neef* (Gen. St. Karte: Cochem an der Mosel).

****Nieresch,*** ss. *Nîrəsch* = Oláh-Nyires. Vgl. moselfr. Niersbach, dial. *Nîrschbâch* (Kreis Wittlich), Fluss Niers (ndrhein, mündet in die Maas). Dazu nösn. F. N. *Nierescher.*

Nikolaus. 1. Akzent auf der ersten Silbe: Nickel (urk.), Neckel, lat. gen. patron. Nicolai (urk.); 2. Akzent auf der letzten Silbe: Kloos (nösn. und moselfr. F. N.).

nîrəst = moselfr. *ne^{i}rəs* nirgends.

nisəln = moselfr. chatt. henneberg. *nisələn* 1. näseln, 2. fein regnen: *ət nisəlt.*

njängəln maunzen (von Kindern), jammern = moselfr. chatt. nassau. *nangəln* kleinlich tadeln, nörgeln.

njarrn knurren *(njarr* machen) = moselfr. *marrən* (lautmalend) knurren (vom Hunde)

nô 1. nahe (gewöhnlich *nônt)*: *nô u dər Bräck* nahe an der Brücke; 2 nach: *nô-m Âssn* nach dem Essen, *nô disəm* = moselfr. *nô disəm* (nach diesem) darnach, hierauf (fläm. *nô desəm* = sss. *nô desəm),* moselfr. *nô-'m Â'ssən* (sss. *nô-m Êssən), nô un dər Breck* (sss. *nô un dər Bräck), nêtər* näher, nösn. *nêntər;* moselfr. *t nêtst* das nächste, nösn. *t nêntst.*

Nôbər m. Nachbar. Ebenso moselfr.

Nôbəršhaus n. Nachbarhaus. Ebenso moselfr.

Nôbərškänt = moselfr. *Nôbəršken*t n. Nachbarskind.

nôbrąmməln = moselfr. *nôbrommələn* nachbrummen.

nôdâ, sss. *nôdân* = moselfr. *nôdôn* nachtun, nachmachen: *sə dêt mər ət nô* sie tut mir es nach (ebenso nösn.).

nôdąnnərn ländl. *nôdąndərn* = ndrhein. *nôdondərən* nachdonnern.

sss. ***nôdąnzən,*** nösn. (auf dem Lande) *nôdînzn* = moselfr. *nôdanzən* nachtanzen: *ət* (es, sie) *danzt mər nô.*

Nôdêl m. Nachteil. Ebenso moselfr.

nôdêlich nachteilig. Ebenso moselfr.

nôdi^{ə}m$^{\perp}$ - = moselfr. *nô di'm* (nach dem) $^{\perp}$ - nachher (postea); aber *nôdi'm - $^{\perp}$*, nösn. *nôdi^{ə}m - $^{\perp}$* nachdem (postquam).

Nôdrąch = moselfr. *Nôdrâch* m. Nachtrag.

Nôdrąck = moselfr. *Nôdrock* m. Nachdruck.

nôdräckn = moselfr. *nôdreckən* nachdrucken.

sss. ***nôdre^{i}wən*** = moselfr. *nôdreiwən* nachtreiben: *ə dreift əm t nô* er treibt es ihm nach (ebenso nösn.).

nôdrô, sss. *nôdrôn* = moselfr. *nôdrôən* nachtragen: *sə drêt mər t nô* sie trägt mir es nach (ebenso nösn.).

nôfletn = moselfr. *nôflêtən* (höhnend) nachpfeifen (holl. nafluiten): *ə flêt mər nô,* nösn. *ə flet mər nô.*

Nôfrôch f. Nachfrage: *eich dąnkn dər Nôfrôch,* moselfr. *eich dankə dər Nôfrô(ch)* ich danke (wegen) der Nachfrage.

nôfrôgn = moselfr. *nôfrô-(g)ən* nachfragen: *ə frêt nô* er fragt nach, nösn. *ə frêcht nô.*

nôfu^{a}rn = moselfr. *nôfu'rən* nachfahren: *ə fi'rt mər nô* er fährt mir nach (nösn. *ə fi^{a}rt mər nô).*

nôgê, sss. *nôgi'n* = moselfr. *nôgên* 1. nachgeben, 2. nachgegeben: *ə gitt nô* (ebenso nösn.).

Nôgəmąchsəl n. = moselfr. *Nômachsəl* n. Nachgemachtes, Pfuschwerk.

nôgô, sss. *nôgôn* = moselfr. *nôgôən* nachgehn: *ə gêt mər nô* (ebenso nösn.).

nôgruᵉwən nachgraben. Ebenso moselfr.: *ə griᵉft nô* (nösn. ebenso).

nôhänkn = moselfr. *nôhenken* nachhinken.

nôhäppəln = moselfr. *nôhepp(əl)ən* nachhüpfen, nachhinken (holl. nahuppelen „nachhinken").

Nôhiᵉrəst, städt. *Nôhiᵉrwəst* = moselfr. *Nôhiᵉrst* m. Nachherbst (holl. naherfst).

nôholln = moselfr. *nôhollən* nachholen: *ə holld-ət nô* (ebenso nösn.).

nôkläŋgən = moselfr. *nôklengən* nachklingen.

nôklô, sss. *nôklôn* = moselfr. *nôklôən* nachklagen: *ə klôt mər nô.*

nôkreischn = moselfr. *nôkreischən* nachschreien.

nôku(n) = moselfr. (eifel.) *nôkun* nachkommen: *ə kitt nô,* nösn. ebenso (er kommt nach).

nôkuckn nachgucken, *nôgəkuckt* nachgeguckt (Kindersprache) = moselfr. *nôkuckən, nôgəkuckt.*

Nôkunnən pl. = moselfr. *də Nôkummən* die Nachkommen. Vgl. *ku(n).*

nôlichtn nachleuchten, nachblitzen: *dąd-əd-əm nô sell lichtn!* (Fluch) = moselfr. *nôlîchtən,* ndrhein. *nôlichtən* (begleitend) nachleuchten, nachblitzen. Vgl. *lichtn.*

nôlôfn (Passbusch) = moselfr. (eifel.) *nôlôfən* nachlaufen: *ə lâft əm nô* er läuft ihm nach, nösn. *ə lêft* (Passbusch) *əm nô.*

nôlossn = moselfr. *nôlossən* nachlassen: *lott nô!* lasst nach! (ebenso moselfr.).

Nôlt f. = moselfr. *Nôl* f. Nadel (mhd. md. nâlde).

nômąchn = moselfr. *nômâchən, nômachən* (nachmachen) nachahmen.

Nômättąch = moselfr. *Nômettâch* m. der Nachmittag.

Nôpôkn (modern) = moselfr. *Nôpôkən* pl. Nachblattern, -pocken.

sss. ***nor îst*** nur einmal = moselfr. (hunsrück.) *norest* nur (einmal): *se(i)ft norest fleissich!* seid nur fleissig!

nôräckn = moselfr *nôreckən* nachrücken.

nôreidn = moselfr. *nôreidən* nachreiten: *ə reit mər nô* (ebenso nösn.).

nôrêsn = moselfr. *nôrêsən* nachreisen.

Nôricht f. Nachricht. Ebenso moselfr.

nôsâⁱkn nachsuchen = moselfr. *nôseⁱkən, nôsîkən* (holl. nazoeken) nachsuchen.

nôsängən = moselfr. *nôsengən* nachsingen.

nôsänkn = moselfr. *nôsenkən* nachsinken.

nôschlô, sss. *nôschlôn* = moselfr. *nôschlôən* nachschlagen, nacharten: nösn *dąt Mêtchi (-chə) schlêt seinər Mąttər nô* das (jenes) Mädchen schlägt (artet) seiner Mutter nach = moselfr. *dât Mêtchə schlêt seinər Motter nô.*

sss. ***nôschre'wən*** = moselfr. *nôschreiwən* nachschreiben: *ə schreift əm nô* (ebenso nösn.).

Nôschreiwər m. Nachschreiber. Ebenso moselfr.

nôschwämmən = moselfr. *nôschwemmən* nachschwimmen.

Nösen, dial. *Nîsn,* ist, wie aus der Wendung *zə(n) Nîsn, vu zə(n) Nîsn* (zu Nösen, von [zu] Nösen, d. h in Bistritz, aus Bistritz) deutlich hervorgeht, eigentlich dat. pl. zu dem P. N. „Nösen", bezw. „Niesen", der heute noch in diesen Formen in der Urheimat sehr häufig vorkommt, wornach auch die unweit von Echternach liegende lux. Ansiedlung „Nösen" (so heisst sie auf den Karten), dial. *Nîsen,* nachweislich ihren Namen hat.

Nôsicht f. Nachsicht. Ebenso moselfr.

F. N. ***Nösner*** 1904, *Nössner* 1505, *Niesner* (Birk) = Bewohner von *Nösen* s. d. Vgl. rheinfr. F. N. *Niessner,* lux. F. N. *Niesen, Nösen. Nîsnər* m. heisst auch ein Berg bei Baierdorf. Vgl. den *Niesen*berg in der Eifel (Gen. St. Karte: Prüm) und *Nösenberg* (Kreis Mettmann, Rgbz. Düsseldorf).

Nôšpäll = moselfr. *Nôšpell* n. Nachspiel.

nôšprängən = moselfr. *nôšprengən* nachspringen.

nôšteijn, -gn = moselfr. *nôšteijən* nachsteigen: *ə šteicht əm nô* (ebenso nösn.).

Nôsummər m. Nachsommer. Ebenso moselfr.

Nôt f. Naht. Ebenso moselfr.

Nôtər f. Natter. Ebenso moselfr.

F. N. ***Nötlich*** (sss.). Moselfr. F. N. *Nötlich.*

Nôwu"ss = moselfr. *Nôwu'ss* m. Nachwuchs.

nôzêchnən nachzeichnen. Ebenso moselfr.

Nu"bəl = moselfr. (lux.) *Nu'bəl* m. Nabel.

nu"chst: *dəs nu'chst* = moselfr. *(dəs) nu'chs* nachts: *dəs nu'chs schlôfən eich* (ebenso nösn.) nachts schlafe ich.

Nu"cht f. Nacht, *Nâ'cht* oder *Nu'chtn* Nächte = moselfr. *Nu'cht* f., pl. *Nœcht, Nu'chtən:* lux. *zwô Nu'chtən* zwei Nächte, nösn. *zwô Nu'chtn; heit nu'cht* heute nacht.

Nu"chtdâ'f (modern) m. = moselfr. *Nu'chtde'f* m. Nachtdieb.

Nu"chtəgąll = moselfr. *Nu'chtəgall* f. Nachtigall: *zwê Nu'chtəgalltchər,* nösn. *zwê Nu'chtəgąlltchər.*

Nu"chtseil f. Nachteule. Ebenso moselfr.

Nu"f = moselfr. *Nu'f* f. Nabe.

nu"rhâft = moselfr. *nu'rhaft* nahrhaft.

Nu"runk = moselfr. *Nu'ronk* f. Nahrung.

Nu"s f. Nase. Ebenso moselfr. *(Nu's): hê stecht sei Nu's en alləs,* nösn. *hê stächt sich sei Nu"s än ąlləs; eich gô dər Nu's nô* (scherzhafte Antwort auf die Frage: „Wo-

hin gehst du?“). Ebenso nösn. Moselfr.: *hê es iwwərâl met dər Nu's, də Nu's drepst əm,* nösn. *hê äs iwwərǫ̂l* (ländl.) *mät dər Nu"s, də Nu"s tripst əm* d. h. er ist überall mit der Nase, die Nase trieft ihm.

Nu"snlôch = moselfr. *Nu"s(ən)lôch* n. Nasenloch.

Nummən m. Name. Ebenso moselfr. (auch *Numm).*

Nummən(t)sdǫ̂ch m Namenstag. Die Siebenbürger Sachsen feiern den Namenstag, nicht den Geburtstag. Ebenso die Moselfranken: moselfr. *Nummənsdâch* m. Namenstag.

nunna mąchən (Kindersprache) = moselfr. *nanna mâchən* (Kindersprache) schlafen: *ə sall nanna mâchən,* nösn. *ə sąll nunna mąchn* (sss. *mǫ̂chən).*

nupsn = moselfr. *nupsən, nipsən* (auch *neipən)* schlummern.

nur əsu (nur so) leicht, ohne Anstrengung, ohne alle Bedenken: *hê sängt nur əsu.* Ebenso moselfr.

nušchəln ohne rechten Hunger essen, herumnaschen, moselfr. *nušchələn.*

O. N. ***Nussbach,*** sss. *Nassbich,* magy. Mogyorós, rum. Magieruşu, bei Kronstadt (urk. „nusbach“ 1532 [Honteruskarte]). Vgl. *Nussbach* in der Eifel (Rgbz Trier, Gen. St. Karte: Prüm, ein Bach).

Nût f. Not. Ebenso moselfr.

Nûtklôk (modern) Notglocke. Ebenso moselfr.

nûtwandich = moselfr. *nûtwendich* notwendig.

Nûtwi"r = moselfr. *Nûtwi"r* n. Notwehr.

O.

Obbn (< *-ww-*), sss. *Ûwən* = moselfr. (eifel. aachen. *Owwən* m. Ofen (fläm. *Owwən* m.).

Ôbər, *Ôwər* (Weilau) sss. *Âwər* = moselfr *Ôwər* n. Ufer.

F. N. ***Obert.*** Moselfr. F. N. *Obart,* lux. *Aubert* (franz. Schreibweise), *Obert(in), Aubert(in). Obərt* = Albert (ahd. Adalberaht), wie *Oberon* = Auberon (franz.) = Alberon, dem. zu < Alberon, Koseform zu germ. Alberich (König der Alben [Elfen]). Auch franz. aube < alba, aubrelle < albaro, aucun < alcuno usw. Vgl. ss. moselfr. F. N. *Olbert.*

Ôch n. Auge. Ebenso eifel. ndrhein. (ndl. oog).

och auch. Ebenso moselfr.

Ôchappel m. Augapfel = eifel. *Ôchappəl* (ndl. oogappel).

Ôchbrôn = eifel. *Ôgəbrôn* (pl.) Augenbrauen. Vgl. *Opər.*

Ôchdâkəl m. = nordeifel. *Ôchdækəl* m. Augenlid.

Ochsendorf, dial. sss. (Tal-

mesch) *Îssəndərf*, nösn. **Ôssndref*, magy. Boicza, rum. Boiţa im Rotenturmpasse. Vgl. O. N. *Ossendorf* bei Köln (Gen. St. Karte: Köln).

Ôchwänkəl = moselfr. *Ôchwenkəl* m. Augenwinkel (ndl. oogwinkel).

Ôchzậnt m. Augenzahn = nordeifel *Ôchzant* (ndl. oogtand).

Ôdər f. Ader. Ebenso moselfr.

Ôdn = moselfr. *Ôdəm* m. Atem.

of ob = moselfr. *of* ob: *ə wêss net, of -s- də kiss* er weiss nicht, ob du kommst, nösn.: *ə wêss nät, of (-s-) də kist.*

Offenberg vgl. *Offenburg.*

Offenburg, urk. Ovounberg, *Oovunbergh, Offenburg* 1325—1359, *Ofemberg* 1532, magy Offenbánya, rum. Ofenbaia, im siebenbürgischen Erzgebirge. Vgl. ndrhein. O. N. *Offenberg* (Rgbz. Düsseldorf).

sss. ***offərən*** = moselfr. *offərən, affərən* opfern (franz. offre).

Ôgnbläck = nordeifel. (Densborn) *Ôgəbleck* m. Augenblick.

Ôgnmôss = nordeifel. *Ôgəmôss* n. Augenmass.

Ôgnsậlf = nordeifel. *Ôgəsalf* f. Augensalbe (ndl. oogenzalf).

Ôgntrûst (modern) = nordeifel. *Ôgəntrûst* m. Augentrost.

Ôgnvərdrêər = nordeifel. *Ôgəvərdrɛ̂ər* m. (Augenverdreher) Scheinheiliger.

F. N. ***Ohler.*** Ebenso moselfr. F. N. Ahd. P. N. Adalhari > nhd. F. N. *Ahler.*

F. N. ***Ohlert,*** urk. *Alard*(us) 1313. Ebenso moselfr. ndrhein. F. N. Vgl. ahd. P. N. Adalhart > nhd. F. N. *Ahlert.*

oi! joi! joi! Ausdruck der Verwunderung. Ebenso moselfr.

oich hinter (Treppen): *oich dət Dorf* = lux. *oichtər* hinter. Vgl. *u̯ᵉchtər.*

oⁱjê! ⌣ ⌢ Ausruf der Verwunderung. Ebenso moselfr.

F. N. ***Olbert*** (urk. 1229 [Márki, Kolozsvár neve, Földrajzi közlemények, XXXII. 9, S. 7, Budapest 1904]). Vgl. moselfr. F. N. *Olbert* (daraus entwickelte sich der F. N. *Obert* s. o.).

Ômpəs, Ummə̂s f. = moselfr. *Ômnəs, Ûmnəs, Ommə̂s* f. Ameise (mhd. ăm[b]eiȝe). Vgl. lux. F. N. Omes.

Ômuᵃcht = moselfr. *Ômuᵉcht* f. Ohnmacht.

Ôn f. Flachsstengelsplitter. Ebenso moselfr. (mhd. agene).

ônə ohne. Ebenso rheinfr. (chatt.).

Opər = moselfr. (eifel.) *Ôpər* f. Augenbraue *(-p-* < -g + b- [ougbrâ] wie *p* < -t + b- in *lᵃrpər* Erdbeere, *Hämpər* < hintber [Himbeere], *kospər* kostbar u. a.).

Opəs = ndrhein. *Ops,* moselfr. (lothring.) *Ôps* n. Obst (mhd. obeȝ, ahd. opaȝ).

F. N. ***Oppermann*** (Heltau). Vgl. lux F. N. *Oppermann*

F. N. ***Orendt,*** 1505 *Arnth* = moselfr. F. N *Arendt* (in Lux. *Ôrənt* gesprochen), *Ornd.* Vgl. *Arnth* (s. o.).

ôrnən „die übrig gebliebenen Trauben lesen, Nachlese halten“; vgl. chatt. *Árən*, moselfr. *Ôrən* pl. tant. die (aus dem Flachse geschüttelten unbrauchbaren) Überbleibsel. Vgl. altfläm, mhd. *arnen* ernten.

ornt lich = moselfr. (eifel.) *ərəntlich, orntlich* (Kempenich) ordentlich.

Ôrt n. = moselfr. *Ôrt* n. der Ort: *ə gôt Ôrt* ein guter Ort, nösn. *ə gât Ôrt*.

F. N. ***Orth*** (Lechnitz). Vgl. lux. F. N. *Orth*.

Ôs n. innere, unbehaarte Seite des Felles; moselfr. *Ôsseit*.

Ôss n. = eifel. *Ôs* n. Dachs.

Ôss m. Ochse. Ebenso moselfr. (Königsmachern).

Ossendorf, vgl. *Ochsendorf*.

Ôssndreiwər = moselfr. *Ôssəndreiwər* m. Ochsentreiber.

Ossnflêsch = moselfr. *Ôssənflêsch* n. Ochsenfleisch.

Ôssnleddər = moselfr. *Ôssənleddər* n. Ochsenleder (ndl. ossenleder).

Ôssnzqng = moselfr. *Ôssənzong* f. Ochsenzunge.

F. N. ***Osuald(us)*** 1432, *Usselt* 1581, *Uhselt* 1702. Vgl. lux. F. N. *Oswald, Useld*(ing).

sss. ***Ôwənt*** m. Abend. Ebenso moselfr.

Ôwərgrûssmqttər (Weilau), *Ôbərgrûssmqttər* = moselfr. *Owərgrûssmottər* Urgrossmutter (holl. overgrootmoeder).

Ôwərgrûssvqttər (Weilau), *Ôbərgrûssvqttər* = moselfr. *Owərgrûssvattər* m. Urgrossvater (holl. overgrootvader). „Obergrossvater“ ist nicht nhd.

sss. ***owî!*** o weh! Ebenso moselfr.

P.

Päckəs m. Bauer (Schelte). Vgl. moselfr. *Peckəl* m. Bauer: *dûd-es ən Peckəl* das ist ein grober ungeschlachter Bauer, nösn. *dâd-äs ə Päckəs*.

päckn = moselfr. *päckən* picken.

sss. ***Pqddərich*** m. Pfütze, Patsche: *ə äs äm Pqddərich;* vgl. moselfr. westerw. *Paddərich* m. Dreck, Patsche. Zu ndl. padde f. „Kröte“.

F. N. ***Pahl***. Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Pal*(en).

Pqlwər m. = moselfr. *Polwər* m. das Pulver (also m. wie lat. pulvis!).

pälwərn (durch Zerreiben, Zerstossen) zu Pulver (Staub) machen, pulverisieren = moselfr. *pelwərən* pulverisieren, zerreiben.

pämpəln kränkeln, aus übertriebener Empfindlichkeit viel kla-

gen; moselfr. chatt. henneberg. *pempələn* ebenso.

Pangənett (⏑ ⏑ ⏑) = moselfr. *Bangənett* n. (⏑ ⏑ ⏑) Bajonett (modern).

pänkəsən auf den Amboss klopfen; vgl. moselfr. *penkən* (wozu unser Wort iterat. ist) klingen, den Ton „pink" hervorbringen.

sss. ***Pann*** f. Flurname, eigentlich „Pfanne". Vgl. moselfr. *Pann* f. Pfanne.

Pänsəl = moselfr. *Pensəl* m. Pinsel.

pantschn = moselfr. *pantschən* Flüssigkeiten durcheinandermengen, besonders Weine mischen.

Pâp m. (anders Kisch, N. W. u. W., s. v.) = moselfr. *Pâp* m. Brei.

Pąpəgą̂i ⏑ ⏑ ⏑ = moselfr. rheinfr. *Papəgâi* ⏑ ⏑ ⏑ m. Papagei (holl. papagaai).

Pąppəl f. Einbanddecke des Buches; vgl. moselfr. *Pappəldêkəl* m. Einbanddecke des Buches.

Pappichi n. (dem.) Gebackenes als Leckerbissen; vgl. moselfr. *Pappch* m. Mehlbrei (holl. papchə n. eingerührter Brei).

Pąppndâkəl m. = moselfr. *Pappdêkəl*, auch *Pąppəldêkəl* m. (nösn. *Pąppəl* f.) Einbanddecke des Buches.

Paradies, Wald bei Heltau. Vgl. O. N. *Paradies* (Kreis Mettmann, Rgbz. Elberfeld).

sss. ***Pärch*** (Flurname bei Schässburg), nösn. *Fi*^{a}*rich* m. 1. Pferch, 2. Platz im Walde mit Spuren einer Umwallung. (Burghalle). Vgl. moselfr. *Perch, Perrich* m. Pferch = ndl. perk „eingehegter Raum" = franz. parc „Umzäunung", ital. parco. Dazu der fläm. O. N. *Perck* (Belgien).

Parədeis n. Paradies (ländl.). Ebenso moselfr.

Parədeisappəl m. Tomate = moselfr. *Paərdeisâpəl* m. Paradiesapfel (fläm. *Paradeisappəl*).

Pąrt f. = moselfr. *Pârt* n. das Tor (lat. porta). Näheres Korrespondenzblatt 1904, S. 11 *(pûrts)*.

Pąrt f. Partei: *sei äs qf qnsərər Pąrt* = moselfr. *Pąrt* f. Partei.

Parutschkn ⏑ ⏑ ⏑ dem. zu moselfr. *Parutsch* f. ⏑ ⏑ (modern) zweiräderiges Fuhrwerk. Ebenso moselfr. (ital. baroccio).

Päschəl m. Büschel = moselfr. *Peschəl; ə Peschəl Flu's* ein Büschel Flachs. *Päschəl* = moselfr. *Peschəl* m. Büschel: *ə Peschel Štrî,* nösn. *ə Päschəl Štrî.*

pąssərn = moselfr. westerw. *pəssələn, possələn* kleine, heikle Arbeiten verrichten (franz. bosseler „getriebene Arbeit [in Metall] machen").

Patersberg, vgl. *Petersdorf.*

Pątrâk ⏑ ⏑ m. alte, grosse Kupfermünze; Schmeerbauch; alter Kerl, der nichts mehr taugt: *än âlt Pątrâk;* vgl. moselfr. (lux.) *Patrak* ⏑ ⏑ f. jede alte, abgenutzte Sache: *en âl(t) Patrak* (franz. patraque f.).

Pätsch f. Luder (als Schimpf-

wort); vgl. moselfr. *Petsch, Bêzə* f. Schimpfwort unzüchtiger Weiber.

pätschn = moselfr. *pätschən* kneifen (mhd. phezzen).

Pätschsqng f. = moselfr. *Petschzang* f. Beisszange (zu *pätschn).*

Pqtt, *Pqtti* = moselfr. *Patt* m. Pate.

ss. ***Päts-*** in *Pätztrôch* „Brunnentrog", moselfr. (lux.) *Petz* „Brunnen" = franz. puits, provenz. potz, span. pozo, rum. put, „Brunnen, Quelle" — alle aus lat. puteus, „Pfütze". Vgl. O. N. Pützborn (Gen. St. Karte: Prüm).

pqtsich = moselfr. *patzich* keck, dicktuend, protzig: *ə mâcht sich patzich,* nösn. *ə mqcht sich pqtzich* er renommiert.

Pätskn, n. = moselfr. *Pötzchən* „Eiterbläschen" ist dem. zu dem im Moselfränkischen noch erhaltenen *Potz* f. „Hitzblatter, Venusblümchen, Eiterbläschen auf der Haut". *Potz* ist die genaue lautgesetzliche Entsprechung von lat., franz. pus, n. „Eitergeschwür"; denn 1. der Wandel von fremden stimmlosem (scharfem) -s > *z (ts)* ist im Siebenb.-sächsischen und Moselfränkischen Regel: z. B. *qtz* < ass-, *tqtz* (Tasse) usw ; 2. ŭ > moselfr. *o,* Umlaut *ö, e,* bei uns *ä* wie in moselfr. *Brost,* ss. *Brqst* „Brust", moselfr. *Botter,* ss. *Bqttər* „Butter"; Umlaut: *schötzən,* ss. *schätzn* „schützen", *Bröst,* ss. *Brüst* „Brüste" usw.

pqtsvôl = moselfr. *patzəvol* ganz voll.

F. N. ***Paul*** 1788. Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Pauli.*** Ebenso lux. F. N.

Pâs f. 1. Beize, 2. äusserste Verlegenheit; vgl. moselfr. *Bâz, Pêz* f. Angst: *ə huəd-ən en dər Pêz* er hält ihn in einer peinlichen Lage fest, nösn. *ə hu"d-ən än dər Pâz.*

Peis m. (ländl.) Eber. Vgl. lux. (Vereinsarchiv 1863, S. 346) *Beis* m. Zuchteber. Dazu ss. Flurname *Beisərêch* n. (Keisd) = Berg, wo Eber sind.

Peit f. = moselfr. rheinfr. *Beit* f. Brett, Tisch zum Anrichten und Formen des Brotteiges (mhd. biute).

pêkəln = moselfr. *pêkələn* mit farbigen Punkten versehen (zu ss. moselfr. *Pôk* Pocke).

-pel in *Dirpəl,* m. Schwelle", moselfr. *Dirpəl,* ndrhein. *Dürpəl* m. „Türpfal, Türschwelle" < *Dîr* (Tür) + ndrhein. *pâl* = lat. pâlus „Pfahl". Das unverschoben gebliebene p- gegenüber hd. pf- ist charakteristisch, der Lautwandel â > ə erregt in tonloser Silbe keine Bedenken. Das Verbreitungsgebiet dieses Wortes (fläm. holl. dorpel, zuerst in der Lex Salica cap. 61: duropalus, duropellus, durpilus in latinisierter Form) geht nicht über die Grenzen der ehemaligen Römerherrschaft hinaus. Näheres: Wolff Vereins-Archiv, N. F. XXVII, S. 600.

pêln heften = moselfr. *pêlən* anpfählen (zu moselfr. *Pêl* [pl.] Pfähle). Unverschobenes *p-!*

Pelz f. Zweschge, pl. *Pelsn* = moselfr. nassau. siegerländ. *Pelz* f., pl. *Pelsə(n)* Schlehe, kleine, runde, halbwilde Pflaume; vgl. den moselfr. O. N. „Pölsenhof" (im Sautertal). Nebenformen nösn. (Mettersdorf) *Pilz,* ebenso moselfr.

Perenseyfen, urk. Name für Kisbánya (siebenbürgisches Erzgebirge) — Urkundenbuch I, S. X. Vgl. *Perseifen* (Rgbz. Köln, Kreis *Waldbröl).*

Perseifen, vgl. *Perenseyfen.*

Pesch, vgl. *Peschendorf.*

Peschendorf, ss. *Pêschəndərf,* magy. Bese, rum. Beşa, bei Schässburg, urk. 1322 Besse, 1342 Peschendorf. Der magy. und rum. Name erweist altes, einfaches *Pesch, Besch.* Vgl. ss. O. N. *Pêsch* m. kleine Ebene bei Martinsberg (Korrespondenzblatt III, 23) und urk. „locus Schelzenpesch" 1349 bei Grossscheuern und Stolzenburg (Urkundenbuch III, S. 310). Vgl. O. N. *Pesch* (Gen. St. Karte: Euskirchen), *Pesch* (Gen. St. Karte: Düren), *Pesch* (Gen. St. Karte: Köln). Ndrhein. *Pesch* m. eingehegter Grasfleck, auch Orts-, Flur- und Personenname = lat. pascuum, mittellat. pascus, ital. pasco.

Petersberg, urk. s. Petri mons 1377, magy. Szt. Péter, rum. Sân Petru, ss. *Pittərschbarch,* bei Kronstadt. Vgl. Petersberg (Gen. St. Karte: Hillesheim), *Petersberg* (Gen. St. Karte: Diedenhofen), *Petersberg* (Gen. St. Karte: Bonn). Moselfr. Petersberg heisst *Pittərschberch.*

Petersdorf, ss. *Pâtərśdrəf,* urk. Petresfalua (1311—1313), magy. Petres, rum. Petrişu; vgl. *Patersberg,* dial. *Pâtərśberch,* bei St. Goarshausen a. Rhein. Vgl. O. N. *Patersweier (Pâtərsch-)* (Gen. St. Karte: Euskirchen).

F. N ***Petri*** 1820. Ebenso moselfr. F. N. (lux. *Petry).*

Pfaffendorf (Bielz, S. 534), magy. Papfalva im Szilagyer Komitate. Vgl. *Pfaffendorf* am Rhein (gegenüber von Koblenz).

F. N. ***Pfingstgräf;*** zur Erklärung vgl. den (niederländischen) Brauch (13. Jahrhundert), zu Pfingsten gelegentlich der Pfingstspiele „Pfingstkönige" zu wählen.

Pflüger 1709, Pfluger 1700, Fluger 1900. Vgl. moselfr. F. N. *Flüger,* Phluger, Pflüger. 1684.

F. N. ***Philippi.*** Ebenso moselfr. F. N.

pî! pfui! Ebenso moselfr.: *pî, dât štenkt!,* nösn. *pî, dąt štänkt!* pfui, das stinkt.

Pi^{a}lz = moselfr. *Pe^{a}lz* m. Pelz.

pi^{a}lzich = moselfr. *pe^{a}lzich* schwammig (vom Fleische des Obstes).

Pi^{ä}rl = moselfr. *Pi^{ä}rl* f. Perle.

Pi^{ä}rlmąttər = moselfr. *Pi^{ä}rlmottər* f. Perlmutter.

Pi"rsch, f. Pfirsich, moselfr. *Pearsch, Pi'(r)sch, Pêrsch,* f. = vulgärlat. persica f. „Pfirsich"; dazu franz. pêche f., ital. pesca f., rum. persecă f. „Pfirsich". Der Genuswandel (n. > f) vollzog sich also schon auf romanischem Boden, indem altlat. persica (pl. von persicum n. „Pfirsich") als f. sing. gefasst wurde. Unser *Pi"rsch* hat also altes p- bewahrt.

pickn kleben = ndrhein. *pickən* kleben (eig. [ver]pichen; „picken" in dieser Bedeutung ist nicht nhd.).

piddərn mit den Fingern an etwas herumzupfen, herumarbeiten, moselfr. *piddələn: ə piddəlt mər um Bu'rt ərem,* nösn. *ə piddərt mər um Bu"rt əräm* er zupft mir am Bart herum. Unser *pidərn,* sss. *pedərn* ist also nicht aus magy. pederni entlehnt, worauf Jacobi S. 27 verweist.

piləsn „mit Stangen die Fische aufstören, damit sie ins Netz gehen", fläm. polsen „Fische aufstöbern, das Wasser schlagen, damit die Fische nach einer Stelle hin getrieben werden", < lat. pulsare „klopfen, schlagen, stossen", woraus auch franz. pousser. Das *-i-* in nösn. *piləsn* ist unorg. Umlauts- *-i-* nach Analogie von Wörtern wie *pil* < *puli < pulvinar „Pfühl", *hil* „Einsattlung zwischen Bergen" (Riedname), moselfr. *hill* f. „Hohlweg" < *huli, ahd. huliwa, mhd. hülwe. Vgl. *špirkəl* (s. u.), *sitrich* (s. u.).

Pill m. Kopfkissen = moselfr. *Pilləm* (lux.), *Pill* (nassau.) m. Kopfkissen (Pfühl). Vgl. Korrespondenzblatt 1904, S. 1 ff.

Pillzâ'ch = moselfr. *Pillənze'ch* f. Kissenüberzug.

Pipəlelli ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ m. = moselfr. *Pippəl* m. mentula (Kinderwort). Vgl. *Zipərelli.*

Pipichi (dem.) n. = moselfr. chatt. *Pipichə* n. Küchlein (lautmalend). *Pipichər* (moselfr. *Pipchər)* pl. dem.

Pippəs m. = moselfr. *Bibbəs* m. penis (Kindersprache).

Pîps f. = moselfr. *Pîps* m. Vogelkrankheit. Zu *pîpsn.*

pîpsich kränklich. Ebenso moselfr.

pîpsn = moselfr. *pîpsən* 1. pfeifen, 2. kränkeln: *ə pîpst widdər* (wie bei uns) er kränkelt wieder.

pischərich (adj.) zum Pissen geneigt: *eich sei pischərich* ich möchte pissen. Ebenso moselfr.

pischn = moselfr. rheinfr. *pischən* pissen, harnen.

Pisəm in *Pisəmint* (Bisamente), *Pisəmblâm* (Bisamblume) = moselfr. rheinfr. *Pisəm (-i-)* m. Bisam.

pispərn, sss. *pespərn* = moselfr. *pispərn, pespərn* flüstern.

Pittər m. Peter. Ebenso moselfr.

Pittəršdâch = moselfr. *Pittəršdâch* m. Peter- und Paulstag.

Pittərsillich f. Petersilie. Ebenso moselfr.

Pitz f. Kosename der Katze (lautmalend). Fläm. (flandr.) *poes* f. Katze, engl. puss.

Plâch = moselfr. *Plô(ch)* Pflug (altlux. plough).

Plâchkoltər n. = moselfr. *Plô(ch)koltər* n. Pflugeisen.

pläckn rupfen (Hühner, Schweine) = moselfr. *pleckən* 1. pflücken, 2. rupfen.

Plämpəsch m. plumpe Person = moselfr. *plempsch* plump.

Plậnz f. „Pflanzensetzling", moselfr. *Planz* f. „Setzling" = franz. plante, lat. planta „Setzling". Die alte Bedeutung und altes p- ist erhalten. Rum. plântă zeigt die altlat. Form.

plâtərn lange sitzen bleiben (eigentlich sich das Gesäss) platt drücken; vgl. moselfr. *plattərich* platt gedrückt.

Plâtsch f. Pritsche zum Klopfen des Lehmbodens = moselfr. *(Mest-) Plêtsch* f. brettartiges Werkzeug zum Festschlagen des Mistes.

Plâtsch = moselfr. *Plêtsch* f. der Schlag: *gew-əm ən Plêtsch of t Maul!*; nösn. *gäw-əm än Plâtsch (af t Maul)!* Moselfr.: *gef dəm Jongən ə pu"r Plêtsch of də Hen-(d)ər!*

Plâtschər = moselfr. *Plêtschər* m. Platzregen.

plâtschn = moselfr. *plêtschən, platschən* schlagen.

Plâtschrê = moselfr. *Plêtschrên* m. Platzregen.

F. N. ***Platz***. Ebenso lux. F. N.

Plaudər f. Flaum; vgl. moselfr. *Plaudərštrî* Wirrstroh, das nicht in regelrechte Gebinde zu bringen ist (mhd. pflûdern „flattern").

Plaum f. Flaumfeder (mhd. phlûme), dem. pl. *Pleimtchər*. Moselfr. *Plaum* f. Flaumfeder, pl. dem. *Pleimtchər* (lat. pluma); n. Pleim(t)chi = m. Pleim(t)chen, pl. n. m. Pleim(t)cher Fläumchen (mit germ. p: entsprechend ndl. pluim, ags. plúm-, mhd. phlûme, ahd. pflûma < lat. plûma).

Plôch f. Plage. Ebenso moselfr.

Plôchgêst m. Plaggeist. Ebenso moselfr.

plôgn plagen, *gəplôcht* geplagt = moselfr. *plô(g)ən, gəplô(ch)t*.

plôzn „Trauben abbeeren", iterat. zu md. plocken = vulgärlat. ital. piluccare „Trauben abbeeren", provenz. pelucar, franz. (é)plucher — eine Ableitung mittels des Suffixes uc aus lat. pilare Haar (pilus m.) ausraufen. Dazu auch ss. moselfr. (schnî)*plôk* f. „Schneeflocke" zu md. plocke „Flocke" (Lexer 3, 409).

plu"dərn = moselfr. (chatt.) *pladərn* plätschern (mit der Hand im Wasser).

pluddərn die Federn sträuben (von Hühnern). Ebenso moselfr.

plumpsn = moselfr. *plompsən* fallen.

plumtsn = moselfr. *plumsən* plump auffallen.

Plunsn m. aufgedunsene, plumpe Person = moselfr. *Plunz* f. Blutwurst (mhd. plunsen „aufblähen“).

sss. ***Point*** f. Flurname. Vgl. aachen. *Beint, Bent* eingezäunte Wiese. Mhd. biunte.

Pôk f., pl. *Pôkn* Pocke, Blatter. Ebenso moselfr. (pl. *Pôkən*).

Pôknkaul = moselfr. *Pôkəkaul* f. Blatternarbe.

pôləsch = moselfr. *pôlsch* polnisch.

Pôpst m. Papst. Ebenso moselfr.

Pôsch- in nösn. *Pôschəldn* (< *Pôsch* + halden, vgl. *Bâchəldn* < *Bâch* [Buche] + halden), im Familiennamen *Pôschnər* (Poschner), im sss. Bergnamen *Pûschwark,* im sss. Ortsnamen *Pûschəndərf* („Puschendorf“, urk. Poch-, Poshteleke, magy. heute Pocstelke, rum. Pocisioara — die magy., rum. Namen bewahren bekanntlich die alten Formen treuer als die deutschen! —); eifel. *Pûsch*, *Pesch* m. „Grasplatz als Viehweide“, häufiger Orts-, Flur- und Personenname — auch sss. häufig *Pêsch* als Lokalname, z. B. *Pêsch* „ebene Fläche an der *Pêschbâch* bei Martinsberg“, dazu *Pêschəndərf* (Peschendorf bei Schässburg). Alle zu lat. pascuum „Weide“, woraus auch ital. pasco(lo), rum. paşune „Viehweide“. Vgl. oben Peschendorf. Vgl. auch sss. *Poschen*gasse (Hermannstadt).

F. N. ***Poschner*** 1715, 1904. Moselfr. F. N. *Poscher, Posch* Poschmann. Vgl. *Pôsch.* (ss. Poschner: moselfr. Poscher wie ss. Kräutner: moselfr. Kræuter, ss. Alzner: moselfr. Alzner u. a.).

possich possierlich. Ebenso moselfr.

Pôst (Mettersdorf) m. Pfosten, fläm. *Post* m.

pôstn „pfropfen“, moselfr. *pôstən* „pfropfen“, nassau. *possen* (aus älterem pozzen) ist die genaue lautgesetzliche Entsprechung zu ndl. poten = ital. potare, lat. putare „Bäume beschneiden“. Die Verschiebung (-t- > -ss) beweist, dass die Entlehnung in vorahd. Zeit erfolgt ist. In Passbusch (nösn.) *pôssə* propfen!

prâf (auf dem Lande allgemein, nicht erst modern) = moselfr. rheinfr. *prâf* gesittet, artig: *ə prâf Känt* (< franz. brave, im Nhd. erst seit dem 30jährigen Kriege).

F. N. ***Prall.*** Ndrhein. F. N. *Prall(e).*

prąmpn zusammenpfropfen, pressen, stopfen, sss. *prommən* = moselfr. ndrhein. *prammən, premmən* part. *gəprent, gəprempt* zusammendrücken, pressen, vollstopfen. Vgl. chatt. henneberg. *Pramp* m. dicker Brei, Brühe.

prąnkəln refl. sich necken, streiten; vgl. moselfr. *bronkəln* brummen (eigentlich wallen, sprudeln), ndrhein. *pronkən* finster blicken.

prątsəln = moselfr. *brotsələn* prasseln (von kochendem Wasser, Fett).

Preddich f. Predigt. Ebenso moselfr. (ohne -t).

F. N. ***Prediger***. Ebenso moselfr. F. N.

Predigtstuhl, dial. *Preddich-štûl,* Bergname bei Pintak; *„Predigtstuhl“,* Bergname in Luxemburg (bei Michelau). Die Predigt heisst auch moselfr. vielfach *Preddich* (ohne -t).

Predullə ⏑ ⏓ ⏑ = moselfr. *Breduljə, Predullich* ⏑ ⏓ ⏑ f. Not, Verlegenheit: *hê es en dər Predullich* (franz. bredouille f. „Verlegenheit“). Modern.

preisesch preussisch. Ebenso moselfr.: *t ess dô preisesch Loft.*

Preisn = moselfr. *Preisən* Preussen.

F. N. ***Preiss*** 1648, 1904. Moselfr. F. N. *Preiss* (Wimbach, Rgbz. Koblenz).

Primtchi *(-chə)* n. Zigarrenstummel = moselfr. *Primtchə* n. Stückchen Kautabak (ndl. pruimtje).

prîpəln = moselfr. *prippələn, pribəln, prêpələn* schwatzen, brummen.

Prîplər m. Schwätzer = moselfr. *Pripplər, Priblər, Prêpələr* m. Brummbär, Tadler.

sss. ***Promm*** f. „Zwetschge“, moselfr. (eifel.) *Promm,* ndrhein. (ripuar.) *Prum* f. „Pflaume“, mndl. prume f. = südostfranz. dial. prume f., neufranz. prune, span. pruna f., ital. prugna f. < lat. pruna (pl. zu prunum) „Pflaume“. Das rum. prună f. „Pflaume“ zeigt die altromanische Form. Das f. der romanischen Sprachen gegenüber lat. n. (prunum) erklärte sich daraus, dass der pl. pruna als sing. (f.) gefasst wurde.

prôtn = moselfr. *prôt(ə)n* schmollen (ndl. pratten).

pru^{a}gəln Kleinhandel (mit Obst) treiben wie eine *Pru^{a}glərən* f. Hökerin (mhd. phragnerinne); vgl. ndl. *prag-chən* zusammengeizen, erbetteln, filzig leben.

prurln, *pruddəln* = moselfr. *pruddəln,* hunsrück. *prurrələn* murren, ndrhein. *pruttələn* brodeln, murmeln, brummen.

pû mąchn = moselfr. *pû machən* schiessen (Kindersprache).

Pu^{a}r = moselfr. *Pu'r* n. Paar, *ə Pu'r Hentschən* ein Paar Handschuhe, nösn. *ə Pu^{a}r Hintschn.*

puddərn refl. die Flügel schüttelnd den Staub aufwirbeln = moselfr. *sich puddəln* sich im Wasser tummeln.

pudrich zerzaust. Ebenso moselfr.

Puff m. Borg. Ebenso moselfr.: *of də Puf hollən* pumpen, nösn. *af Puf holn.*

puff dich! = moselfr. *puff dich, pof dich!* plumps! ecce!

Pump m., pl. *Pimp* = moselfr. *Pompəs, Pumpəs* (hunsrück.), ndrheinfr. *Pemp* Schlag (Schläge) mit der Faust auf den Rücken.

pumstich! plumps! Ebenso moselfr.

Pupeiər = moselfr. *Popeiər* (⏑ ⏓ ⏑) n. Papier.

Pupeiərmill = moselfr. *Popeiərmill* f. Papiermühle.

Purl, Pudl m. = moselfr. *Puddəl,* hunsrück. *Purrəl* m. Pfütze: *zwîn Piddəl,* nösn. *zwî Pirl.*

purlnąckich = moselfr *puddəlnackich,* hunsrück. *purlnackich* ganz nackt.

purn = moselfr. *purrən* brummen (nhd. pfurren).

purrich brummig. Ebenso moselfr.

puršchlich zerzaust (von Haaren); vgl. chatt. *wurschlich* unordentlich.

sss. ***Pûrts*** f. „grosses Tor", moselfr. (eifel.) *Pôrts,* altmoselfr. porze „grosses Tor" < lat. porta in vorahd. Zeit entlehnt, da -t- die zweite (hochdeutsche) Lautverschiebung mitgemacht hat, während nhd. „Pforte" eine jüngere, nach der Verschiebung von t > z erfolgte Entlehnung ist. Rum. poartă „Tor" bewahrt die altlat. Form, ebenso wie franz. porte, ital. porta, span. puerta. Vgl. *Pąrt.*

pûsn (den Hund) hetzen = moselfr. *pûzən* mit lauter Stimme zurufen.

R.

-r-. Eine Eigenheit der moselfr. und ss. Ma. ist der Gebrauch der starken Deklinationsform im gen. dat. sing. f. und im gen pl. des Adjektivums auch nach dem Artikel oder einem stark flektierten Adjektivum Z. B. *mät dər grûssər Klôk* (ebenso moselfr.) mit der grossen Glocke, *mät seinər štuᵉrkər Stämm* (ebenso moselfr) mit seiner starken Stimme, *ün qnsərər deitschər Šprôch* (ebenso moselfr. *[onsərər])* usw. Auch der ss. O. N. *Nąršt* (< *ün dər nąər Stądt* in der neuen Stadt [„Neustadt"]) und der moselfr. eifel. O. N. „Neuerburg", dial. *Nąᵗərburich* (< *ün dər nąᵗər Burich)* erklären sich hieraus. Vgl. O. N. (bei der) *Neuerkirch* (Gen. St. Karte: Boppard). Vgl. sss. O. N. *Rûdərbich* (Rothbach) < *(bei dər rûdər Bąch* (bei der) roten Bach; moselfr. und nösn. *aus dər grûssər Stuff* aus der grossen Stube; nösn. *diᵉr ąldər Frą ir Sąnn* der alten Frau (ihr) Sohn; nösn. *dər heligər drąᵗ Kinəkdąch* (eig. der heiligen drei Könige Tag), moselfr. *en dər halwər Mess* inmitten der Messe; nösn. *ün dər zwettər Štuff,* moselfr. *en dər zwetər Stuff* in der zweiten Stube.

Rą = moselfr. *Rô* f. Ruhe: *gemmər Rô!* gib mir Ruhe!, nösn. *gämmər Rą!; loss mər Rą!* lasse mir Ruhe! Ebenso moselfr.

sss. ***Rabbər*** f. Schiebkarren; vgl. hess. *Raddəbər* f. Schiebkarren (mhd. radeber).

Räck = moselfr. *Reck* m. Rücken: *ə lôch of-əm Reck,* nösn. *ə lâch qf-əm Räck.*

Räckgrôt = moselfr. *Reckgrôt* n. Rückgrat.

räckn = moselfr. *reckən* rücken.

râdərn herumwühlen, herumrühren = moselfr. *rôdərn* rudern, durch Rudern aufwühlen. Da bei uns zum Rudern keine Gelegenheit war, hat sich das altmoselfr. ndrhein. Wort in dieser speziellen, engen Bedeutung erhalten, z. B. nösn. *wqt râdərst də dô?* = moselfr. *wat rôdərst də dô?*

räffəln reiben, ausfasern = moselfr. *reffələn, raffələn* aus-, auffäsern.

râfn, *râft, gərâfn* = moselfr. *rôfən* rufen, *rôft,* rief (schwach konjugiert), *gərôfən* gerufen.

Rahms, vgl. *Rams.*

Rą̈ᵗ = moselfr. rheinfr. *Râᵗ* f. Reihe.

Râᵗch, sss. *Rêch* n. Bergesabhang; Berg von mässiger Höhe = moselfr. *Rœ̂ch, Rêch Rĭch* Bergesabhang: *zwê Rœ̂chər,* nösn. *zwê Râᵗchər,* sss. *Rêchər.* Vgl. moselfr. O. N *Rech.* Sehr häufig! Vgl. nösn. *um (u dəm) Râᵗch* am Bergesabhang („auf dem Berge" heisst *qff-əm Râᵗch),* moselfr. *un dəm Rœ̂ch.* Vgl. besonders Schieferberg *(Schibbərrâᵗch)* s. u.!

Râᵗchn, sss. *Rêchən* = moselfr. *Rœ̂chən* m. Rechen.

râᵗchn = moselfr. chatt. *râᵗchə(n)* riechen.

râᵗchnən, sss. *rêchnən* = moselfr. *rœ̂chnən* rechen (mit dem Rechen): *sei rœ̂chənt,* nösn. *sei râᵗchnt.*

Râᵗməl m., sss. *Remməl* m. grosses Stück Brot = moselfr. (Sauertal), *Rêməl Remməl* m. grosses Stück Brot.

Râᵗmən, sss. *Rœ̂mən* = moselfr. *Reᵗmən* m. Riemen.

Rą̈ᵗn = moselfr. *Râᵗ, Reiən* m. (Reihen) Tour im Tanzen.

Râᵗnzəl n. 1. Milchmagen der Lämmer, 2. spöttisch: Magen des Menschen, eifel. *Rênzəl* n. (dem. zu mhd. rans „Wanst, Bauch, Ranzen"), lux. *Renzəl* f. Bauch, pl. dem *Renzəltchər,* nösn. *Râᵗnzəltchər.*

Râᵗp f, pl. *Râᵗpn* „Rübe", moselfr. *Reᵗp, Reᵗpən,* fläm. holl. raap, mittelndl. râpe = lat. râpa, râpum „Rübe", alle mit stammhaftem p. Unser ss. moselfr. Wort ist, wie das erhaltene p zeigt, direkt aus lat. râpa entlehnt. Wenn es direkt = „Rübe", mhd. ruebe, ahd. ruoba wäre, würden wir unbedingt *-f* (**râᵗf,* moselfr. **reif,* fläm. holl. *raaf) haben, so wie das Mndd. in diesem Worte tatsächlich „rőve" hat.

Râᵗphänkəl = moselfr. rheinfr. *Rêphenkəl* n. Rebhuhn; vgl. ndl. raphoen „Rebhuhn".

Râᵗpsôm = moselfr. *Rêpsôm* m. Rübsame.

Râ'stər in *Râ'stərbrett* n. Streichbrett am Pfluge = moselfr. westerw. *Re'stər* n. Streichbrett am Pfluge.

Râkəntâk, ss. Name des urk. *Reckenteck* (F. N. Reckentecker 1505), magy. Retteg, urk. (1361) Rettegh, rum. Reteagu, bei Deés, im Tale des grossen Szamosch. Vgl. O. N. *Recken* (Luxemburg) und *Reckendal* (Luxemburg). Rekkendal = Tal des Reck, lux. P. N., heute lux. F. N. Reck(en) (gen. patronym.) = ahd. P. N. Recco < Ragio (Koseform der mit Rag- [d. h. Rat] als erstem Gliede zsgs. Namen). Unser Reckenteck = „Teck" des Reck. „Teck" heisst, wie Joh. Wolff, Mühlbacher Programm 1881, 18 nachweist, „trübes, schlammiges, letten- oder kieselreiches Gewässer etc.", eine Bedeutung, zu der die Lage des Ortes stimmt. Dass *R.* eine deutsche Gründung ist, ist umso weniger auffällig, als es im Tale des grossen Szamosch liegt, das die ins Nösnerland einwandernden Deutschen passiert haben müssen. Übrigens führen die (heute entdeutschten) Gemeinden von *Râkntâk* bis zur Grenze des eigentlichen Nösnergaues heute noch im Volksmunde sächs. Namen *(Sibmkru"gn* [Somkerék], *Dînəsdrəf* [Sajó-Udvarhely], *Lêrəsdrəf* [Szent-András], *Kintəln* [Kentelke]). „Deutsche sollen noch im 16. Jh. in *Retteg* (Râkntâk, Reckenteck) und Bethlen gewohnt haben" (Deutsche Erde, 1902, Heft 4, S. 100: Dr. Hans Connert).

râkn refl. = moselfr. *sich rêkən* sich recken.

Rąmf = moselfr. *Ramf* (rhein. *Ramft)* m. Rand (mhd. ramft).

rämmələn sich begatten (von Hunden) = moselfr. *rammələn, rämmələn* sich begatten.

rämmlich = moselfr. *remmələch* brünstig.

Rąmp = moselfr. *Romp* m. Gefäss, Kübel (mhd. rumph). Vgl. moselfr. *Bottərromp* m. Butterfass, *Salzromp* (s. d.).

Rampâsch m. geringer, saurer Wein = moselfr. (kobl) *Rampas* m. saurer, schlechter Wein, von niederen Reben (franz. rames basses) gezogen.

rąmpəln = moselfr. *rompələn* geräuschvoll fallen, rumpeln.

O. N. ***Rams*** (urk. 1206; auch Ramaz, Romoz 1291—1334), heute *Rummes* (dial.), magy. Romosz, rum. Romosu, bei Broos; vgl. O. N. *Rahms* (Kreis Neuwied, Rheinprovinz), *Romes*mühle (Rheinprovinz), *Rams*dorf (bei Wesel). Gehört zum moselfr. (lux.) F. N. *Rommes.* Rams = gen. patron. zu (nhd. F. N.) Ramm = ahd. P. N. Ramo = Hrabano d. h. Rabe, der heilige Vogel Wodans. *Rahms* ist nhd. F. N.

Rąmschliddn, sss. *Rąmpschliddən* m. Schlitten von kübelförmiger Form; vgl. siegerländ.

Romp m. Karren mit rumpfartigem Kasten (vgl. mhd. rumph, ndl. romp).

Ramsdorf, vgl. *Rams*.

Rąng f. eine der vier Stammleisten des Schlittens zum Festhalten der Stammleisten oder Bretter (Runge) = moselfr. *Rong* f. Wagenstange über der Achse (Runge).

Räng = moselfr. *Reng* m. Ring.

Ränglott ⏑ ⏑ f. Reinclaude. Moselfr. *Rengəlott* f. Es ist wertvoll, dass dieses jedenfalls erst spät nach der Einwanderung übernommene Wort in der Urheimat dieselbe Umänderung erfahren hat wie bei uns.

rängs (modern) = moselfr. *rengs* rings.

Ränk f. Schuhschnalle = moselfr. *Renk* m. Schuhschnalle (mhd. rinke f. m.).

Ränn = moselfr. *Renn* f. Rinne.

ränn = moselfr. *rennən*, siegerländ. *renn* rinnen: moselfr. *ət rennt* es rinnt, nösn. *ət ränt*.

rann = siegerländ. *ränn* rennen.

Ränt, Rant = moselfr. *Rent, Rant* n. Rind.

rąpəšchn zusammenraffen = moselfr. *rapschən* hastig zugreifen, wegraffen, *rąppəšchn*: moselfr. *rapschən* = nösn. *tąppəšchn* (s. u.): moselfr. *tapschən*.

Räpp n. f. = moselfr. *Repp* f. Rippe (mhd. rippe n. f.). Lux. *deck Repp*, nösn. *däck Räpp*, lux. *denn Repp*, nösn. *denn Repp* Dickrippe, Dünnrippe.

räsch spröde, hart gebacken oder gebraten = moselfr. eifel. *resch* harsch.

Rąšpəl = moselfr. rheinfr. *Rašpəl* f. 1. grosse Feile; 2. Schnarre.

rąšpəln = moselfr. *raspələn* feilen.

Räss = moselfr. *Ress* m. Riss.

rąssəln = moselfr. ndrhein. *rossələn* röcheln, besonders von solchen, die auf der Brust verschleimt sind: nösn. *ət rąssəlt mər ąf dər Brąst*.

Râst = moselfr. (lux.) *Rôst* m. Russ.

râstn rasten (entspricht lautlich der mhd. Nebenform resten), part *gərâst* gerastet. Vgl. moselfr. *rôsten*, eifel. *gərôst* (gerastet) ausgeruht. Vgl. auch eifel. *raistən* rasten.

rästn rüsten, *gəräst* gerüstet. Moselfr. *restən* rüsten, *gərest* gerüstet: *ə rest sich*, nösn. *ə räst sich* er rüstet sich.

Rąt n. Rad: *ł Rąt schlô* (sss. *schlôn*) = moselfr. *t Rât schlôn* das Rad schlagen.

Rât = moselfr. *Ro"t* f. Rute.

Ratsch f. Schwätzerin. Ebenso moselfr. rheinfr.

Rätsch, urk. Reech, Resz 1191—1342, magy. Récse, rum. Reciu, ss. *Rätsch*, bei Mühlbach. Vgl. O. N. *Retsch*mühle (Gen. St.

Karte: Saarlouis), *Retsch*eroth (Rgbz. Köln, Gen. St. Karte: Waldbröl), *Rütsch* (Vorort von Aachen), ferner den auf einen Ort gleichen Namens hindeutenden lux. F. N. *Ritsch*dorf. Moselfr. *Retsch* f. heisst Rutschung; vgl. nösn. *rätschn* rutschen.

Rätschəl n. hölzerne Wasserkanne (spezifisch nösn.) Vgl. nordfränk. *Rätzən* f. grosse Bierkanne aus Holz. Herr Josef Forner (Stuttgart), aus dem fränkischen Riess gebürtig, teilt mir mit: *Rætschəl* n. (dem.) kleine Holzkanne für Bier, Wasser. *Rætschəl* ist dem. zu dem von Wolff (Vereinsarchiv, XXVII. Bd., S. 631) erwähnten fränk. *Rätsch,* in Lippach *Rätz* f., oberhess. *Rœze*kanne. Im spezifisch Moselfr. ist das Wort noch nicht nachgewiesen.

rätschich = moselfr. *retschich* rutschig.

rätschn = moselfr. *retschən* rutschen, *gəretscht* gerutscht, nösn. *gərätscht.*

Rätt: *qw-enə Rätt* (Ritt) auf einmal; vgl. moselfr. *ow-enə Rett* auf einmal.

Rätz = moselfr. *Retz* f. Ritze.

Rątz f. Ratte: *ə śpilt wâ' än Rątz;* vgl. moselfr. *Ratz* 1. altchatt. (urk., 15. Jahrhundert) Ratte; 2. rastlos tätiger Mensch (Spielratz), emsiges Mädchen; eifel. *Ratz: ə śtilt we' ən Ratz* er stiehlt wie eine Ratte, nösn. *ə śtilt wâ' än Rątz;* moselfr. *ə schlêft we' ən Ratz* (sehr fest), nösn. *ə schlêft wâ' än Rątz.*

rątsnku^{a}l = moselfr. *ratzəku'l* ganz kahl (wie eine Ratte).

F. N. ***Rauch*** 1700, 1900. Ebenso lux. F. N.

Rauenthal, vgl. *Rauthal.*

raumən räumen. Ebenso moselfr. (mhd. rûmen), *raumən* refl. sich rasch aus dem Wege machen; vgl. rhein. *raumən* schnell von statten gehen; lux.: *raum un!* sieh, dass du fertig wirst, höre auf!

F. N. ***Raupenstrauch*** 1700, 1904. Vgl. ndrhein. F. N. *Rautenstrauch,* woraus sich unser F. N. als volksetymologische Umdeutung erklärt („Rauten"- [ein Balsamgewächs], wurde nicht mehr verstanden und in „Raupen" umgewandelt).

F. N. ***Rausch*** (16. Jh.). Ebenso lux. F. N.

Rauthal, urk. Ruental, Rundal 1322, Rudal 1349—67, magy. Rudály, rum Rudeiu, bei Elisabethstadt, ss. *Randu'l.* Vgl. *Rauthal* bei Rüdesheim (Johannisberg) am Rhein, *Rauental* (bei Bingen).

Rê m. Rain (mhd. rein). Ebenso moselfr. siegerländ.: *Rên* m. Rain.

Rê = siegerländ. *Rê,* moselfr. *Rê(n), Rê(n)* m. Regen; dem. *Rêntchə* (ebenso nösn.).

Rech, vgl. *Rê'ch.*

rêchərn räuchern. Ebenso moselfr. (lux.).

† ***Reckersdorf*** 1503 (urk., Quellen I, 374), *Rweckers*dorf, *Rukkers*dorff 1492, magy. Rukur, rum.

Rucuru, bei Grosschenk. Vgl. O. N. *Röckersseifen* (Gen. St. Karte: Neuerburg) bei Arzfeld (Eifel). *Reckər-* = *Röckər* sind die lautgesetzlichen Entsprechungen für **Rückersdorf*. Vgl. die moselfr. F. N. *Rücker, Ruker* (lux.), *Reckard* und ss. F. N. *Reckert*.

F. N. ***Reckert***. Moselfr. ndrhein. (Düsseldorf) F. N. *Reckert, Reckard* (vgl. F. N. nhd. = Rückerd = Rückard und F. N. lux. *Obart* = ss. F. N. Obert). Moselfr. ss. *Reck* = Rücken; also *Reckert* = Rückert (Wz. hroc [got. hrukjan „schreien"] + - hart). Ahd. P. N. Hrôhhart.

rêdn, *gərett*, sss. *rĭdən, gərĭt* = moselfr. *rêdən, gərett, rĭdən, gərĭt* reden, geredet: *ə rett (rĭt) we' ə Bôch* er spricht gelehrt, nösn. *ə rett wâ' ə Bâch*.

Reen (Sächsisch-Reen, Sächsisch-Regen), ss. *Rê*, urk. Regun 1228, Regen, Regan, Reugun 1368 bis 1387, magy. Szász-Régen, rum. Reginu. Vgl. *Rehn* bei Kempen (Rheinprovinz), urk. O. N. *Ren* (Lacomblet 897). Rehn = ndrhein. P. N. Regen, altluxemburg. (1214) Regino, bekannter ahd. P. N., Koseform der mit Ragin, Regin (got. ragin „Rat") zsgs. Namen. Daher die ndrhein. F. N. *Rener*, Regener (lux.), bei uns *Rehner* (1648, 1904).

Rêf f. Rebe. Ebenso moselfr.

Rêf m. Reif (ums Fass). Ebenso moselfr. (eifel.).

rêfn = moselfr. *rêfən, reifən* (nhd. röufen) Haare raufen (urk.).

Regen (Sächsisch-Regen), vgl. *Reen*.

F. N. ***Reger*** (Thalheim) Vgl. lux. F. N. *Reger*.

Reggəl m. grüner Wasserfrosch = moselfr. *Rêləng* m. *(Rêl* [häufig] < Regel) grüner Wasserfrosch: *də Rêləng sengə(n)*, nösn. *də Reggəl süngən* die Frösche quaken.

F. N. ***Rehlend***, 1763 *Rehland*. Vgl. moselfr. F. N. *Reiland, Reyland, Reuland* und O. N. *Reuland* (Gen. St. Karte: Neuerburg).

Rehn, vgl. *Reen* (s. o.).

F. N. ***Rehner*** (1648, 1904). Moselfr. F. N. *Rener*. Vgl. *Reen* (s. o.).

reibn, reif!, sss. *re'wən, gəriwwən* = moselfr. *reiwən* reiben, reif! reibe!, *gəriwwən* gerieben.

F. N. ***Reicharth*** 1505. Moselfr. F. N. *Reichard* (ahd. P. N. Ricohard).

F. N. ***Reichel*** 1847. Ebenso lux. F. N. (dem. zu ahd. P. N. Rico).

F. N. ***Reichert***. Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Reichert*. Vgl. *Reichard*.

O. N. ***Reichəsdorf***, ss. *Rechəsdərf*, magy. Riomfalva, rum. *Richisdorf*, urk. villa Rihuini 1283, also < **Rîchwinesdorf*. Vgl. urk. *Richwin*stein, heute O. N. *Reichenstein* bei Montjoie im Norden der Eifel. *Reichesdorf: Richwinesdorf* = *Heldsdorf* (s. o.): *Hiltwinesdorf*. Wenn (!) die neuere Form *Rei-*

*chers*dorf (Bielz, a. a. O., S. 414) eine Berechtigung hätte (was sehr zweifelhaft ist), so liesse sich dazu der O. N. *Reichersberg* in Lothringen vergleichen.

reidn = moselfr. *reidən* reiten, *gəriddən* geritten, nösn. *gəriddn: ə reit* er reitet (ebenso moselfr.).

F. N. ***Reissner,*** 1786 Reussner. Moselfr. F. N. *Reissner.*

Reim = fläm. Reim m Reif (ndl. rijm). Mhd. rîm.

F. N. ***Reimesch*** (Kronstadt). Vgl. lux. F. N. *Remesch.*

F. N. ***Reinert*** 1702. Ebenso lux. F. N. (ahd. P. N. Raginhart).

Reisdorf: 1. *Reisdrəf,* heute ein Ried auf Wallendorfer Gemarkung *(äm Reisdrəf),* der Sage nach (Müller, Sagen Nr. 276) ein Dorf zwischen Wallendorf und Jaad. 2. Reussdorf, sss. *Reistərf, Roistərf,* magy. Kund, rum. Cundu, urk. Kund 1376, bei Elisabethstadt. 3. *Reussdörfchen,* sss. *Re'ssdîrfkən,* urk. Rwzdorffchen 1465, Rŵsdörffchyn, Rywsdorfken 1493, Honteruskarte: *Reisdorf* 1532, *Reusdorf* 1593, magy. Rosz-Cseűr, rum. Ruscioru, am *Reussbach* bei Hermannstadt. Vgl. *Reisdorf* bei Wallendorf in Luxemburg, dial. *Reistrəf* (genau so z. B. in Bettel [Luxemburg] ausgesprochen). Unweit von Wallendorf und Reissdorf in der Urheimat liegt „Nösen" (dial. *Nîsən);* unweit von „Wallendorf" und „Reissdorf" in Siebenbürgen liegt „Nösen" (dial. *Nîsn).* Zufall!? *Reiss* — ist altdeutscher P. N. (s. d.). Vgl. ferner *Reussen,* urk. *Rewsyndorff* 1412—1414, heute magy. Szeretfalva, rum. Sereţel, ss. *Reissn,* bei Bistritz; ferner *Reussen,* ss. *Re'ssən,* magy Rűsz (bewahrt altes ű, wie moselfr. *Rűsdorf* in Deutschlothringen), rum. Rusi, bei Marktschelken; ferner: ss. O. N. *Reussmarkt,* urk. Ruzmark, Ruhcmarc 1290—95, Rûsmarkt, Ruzmargt, Rusmark 1349, „reismarck" (Honteruskarte: 1532), heute nösn. *Reissmu"rk,* sss. *Re'ssmu'rt,* magy. Szerdahely, rum. Mercurea. Vgl. auch ndrhein. O. N. *Roisdorf* (bei Bonn, Gen. St. Karte: Köln), lothring. *Rűsdorf* (Gen. St. Karte: Saarlouis), *Reisweiler* (Kreis Saarlouis, Rheinprovinz).

F. N. ***Reiss*** 1672, *Reuss* (sss.). Darnach die Bistritzer „Reissgasse" Jahrhunderte lang urk. „Reussgasse." Moselfr. (lux.) F. N. *Reiss, Reuss.*

reissn, *räss, gərässn* = moselfr. *reissən, ress, gəress(ən)* reissen, riss, gerissen.

Reist f. Hanfbündel = moselfr. *Reist* f. Flachsbüschel (mhd. rîste).

Reitər, reen. *Rettər* n. grosses Sieb zum Reinigen des Getreides, moselfr. *Reitər, Reidər, Rettər* m.

reitərn, reen. *rettərn* = moselfr. *reidərn, reitərn, rettern* sieben (mhd. rîtern).

rêklich sauber, stattlich (von Bauernmädchen gesagt): *ën rêklich*

Mêl; vgl. moselfr. (lux.) *Rêkəl* m. grosser Kerl (Bauer).

F. N. ***Rempler*** 1505. Moselfr. F. N. *Rempel*.

rên rein. Ebenso moselfr.

rên, sss. *rênən* = moselfr. *rênum* regnen, siegerländ. *rên: ət rênt* es regnet, nössn. *ət rênt*. Moselfr.: *wann ət net rênt, drepst ət*, nössn. *wânn ət nât rênt, tripst ət*.

F. N. ***Rendler*** 1505. Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Renel*** (sss., urk.). Ebenso lux. F. N. (dem. zu ahd. P. N. Regino).

rênərich zum Regnen geneigt: *ə Wedər äss rênərich* das Wetter ist regnerisch; = moselfr. (lux.) *rênərech* regnerisch.

rênijn, rênign = moselfr. *rênijən* reinigen: *hê rênicht* er reinigt (ebenso moselfr.).

renlich, rendlich = moselfr. *rènlich, ren(d)lich* reinlich.

Reps, urk. Raboz, Rupas 1342 bis 1390, Honterus Repys, magy. Köhalom, urk. Kuholm, Keohalum, Kuhelim (d. h. Steinhügel [die Lage stimmt]), rum. Cohalmu, ss. *Kəpş*. Vgl. *Reps*-löh (Rgbz. Düsseldorf, Kreis Lennep), *Reps*-moor (Luxemburg, Gen. St. Karte: Mettendorf), *Repsdorf* (Rgbz. Aachen, Kreis Schleiden), *Repsdorf* (Gen. St. Karte: Hildesheim), urk. Ripsdorf (Lacomblet 1082 - 1124.) Ripsdorf = Dorf des Ripp moselfr. (lux.) F. N. = ahd. P. N. Rippo. Reps ist nur die unserer Mundart entsprechende Form (vgl. *Rāpp* = Rippe, *kāppn* = mhd. kippen usw.). Vgl. moselfr. F. N. *Rips* (*Reps* gesprochen), ndrhein. F. N. *Repsdorf*.

Repsər m. Rülps. Ebenso moselfr.

repsn = moselfr. *repsən* rülpsen, die Luft aus dem Magen aufstossen lassen (ndl. rupsen).

Rerl, Redl, Rêrl, Rêdəl m. = moselfr. *Rêrəl, Rêrl, Rêdəl* m. Holz als Bindknebel (mhd. reitel).

rerln, redln, rêrln, rêdəln = moselfr. *rêdəln, rêrəln* fest zusammendrehen (mhd. *reiteln).

Rês f. Reise. Ebenso moselfr.

Rêsbəschreiwunk = moselfr. *Rêsbəschreiwonk* Reisebeschreibung.

F. N. ***Reschner*** 1703, 1904. Vgl. moselfr. F. N. *Rischner* (*-e-* gesprochen).

Rêsklett = moselfr. *Rêsklêt* n. Reisekleid.

rêsn = moselfr. *rêsən* reisen: *rès!* reise (ebenso moselfr.).

Rêsndər = moselfr. *Rêsəndər* m. Reisender. Modern.

Retersdorf, ss. *Rêtəschtərf, Raitəschtərf*, rum. Retişdorfu, magy. Reten, urk. Reter, Retherii villa 1353, Retersdorf, *Retter* ca. 1400. bei Agnetheln. Vgl. *Rettershain* (bei St. Goarshausen am Rhein), *Retzerath* (im Unter-Lahnkreis), ferner urk. 893 *Retersberch* Mittelrhein. UB. I, 181 bei Bonn. Retersdorf = Dorf des *Retter* ss. F. N. *Retter* moselfr. (lux.), ndrhein.

F. N.). Vgl. ndrhein. urk. (Lacomblet) Retherstorpe 1241, *Reyterstorph* 1288.

Retscherod, vgl. *Rätsch.*

Rett, Rêt f. Rede. Ebenso moselfr.: *met enər ênzijər grûssər Rêt* mit einer einzigen grossen Rede, nõsn. *mäd-enər ênzijər grûssər Rêt. Däd-äs-än Rett!*

Rêweddər n. Regenwetter. Ebenso moselfr.

Rêwər m. Räuber. Ebenso moselfr.

F. N. sss. (urk.) ***Reynold,*** *Renelt* 1521. Moselfr. F. N. *Reinelt* (ahd. P. N. Ragin(w)ald [regin, ragan „consilium"]).

Rêz m. Reiz. Ebenso moselfr.

rêzn = moselfr. *rêzən* reizen.

F. N. ***Rheinisch.*** Moselfr. F. N. *Rheinisch,* lux. *Reinesch* (Ableitung auf -isch zu ahd. P. N. Regino).

Rî n. Reh. Ebenso moselfr.

rî roh: *rî Flêsch, Haut* rohes Fleisch, rohe Haut. Ebenso moselfr. *rî* roh: *dat Mêtchə es bässər rî als sei Grûssmottər gəbrôdə(n)* das Mädchen ist besser roh als seine Grossmutter gebraten.

F. N. ***Riesler*** (ss.) 1818. Vgl. moselfr. F. N. *Risler.*

Rif f. in *Špą̂'rif* f. (Dünne des hinteren Viertels samt einem Teile der Rippen) = moselfr. *Rif* m. Gerippe. Rif „Gerippe" = mhd. Nbf. ribe, ahd. ribi, wozu ohne lautliche Bedenken ndl. rif „Gerippe", altnord. rif „Rippe", die altes germ. -b- voraussetzen (vgl. ss. *lêf!* lebe! mit ndl. *leven,* engl. live, altnord. lifa), woraus sich auch die Auffassung von ndd. Riff (ndl. *rif* und nord. *rif* bedeuten „Riff" und „Rippe") = „Felsenrippe" unschwer ergibt. Die mhd. rippe (germ ribja-) entsprechende ss. moselfr. Form lautet *Räpp.* Anders Kluge unter „Rippe" und „Riff". Auch rum. coastă (lat costa) bedeutet „Rippe" und „Riff".

Riff = moselfr. *Rüff* f. Schorf einer Wunde (mhd. rufe).

riggəln refl., sss. *rijjəln* sich in Bewegung setzen, sich beeilen, moselfr. *sich rejjələn* sich regen.

sss. ***Rijjəl*** = moselfr. *Ri(j)əl,* rheinfr. *Rijjəl* m. Riegel.

sss. ***rîməsch*** römisch. Ebenso moselfr.: *rîməsch Kêsər* römische Kaiser.

† ***Ringelkirch,*** urk. 1334 Ringurkir(ch), 1391—1410 Rengelkirh, bei Reussmarkt. Vgl. moselfr. ndrhein. F. N. *Ringel, Ringelhoven.*

rinzn refl. = moselfr. *sich ranzən* sich herumbalgen.

Rîr f. Röhre. Ebenso moselfr.

Rirln, Riddəln = moselfr. *Reddələn* pl. Masern (Röteln).

rîrn in *u'frîrn* stückweise abrieseln lassen = moselfr. *rîrən* nach und nach in kleinen Teilen herabfallen (von der Frucht, die aus dem Sacke rieselt). Vgl. moselfr. *Gərîr* n. Abfall von Getreide-

körnern aus überreifen Ähren (zu mhd. rêren „herablaufen lassen“).

rîsəln rieseln. Ebenso moselfr.

Risi n. Koseform für Rosa (als Taufname), Mönchsdorf. Vgl. moselfr. (chatt.) *Rîsi* n. Röschen.

sss. ***Riss*** m. Riese. Ebenso moselfr.

rîstn = moselfr. *rîstən* rösten: *ə rîst* er röstet, nösn. *ə rîst;* moselfr. *gərîst* geröstet, nösn. *gərîst.*

rôbn, sss. *rûwən* = moselfr. *rôwən* rauben.

Rôch m. Rauch. Ebenso eifel. (fläm. Rôk).

rôchn, passbusch. *rôkn* = eifel. *rôchən,* fläm. *rôkən* rauchen.

Röckersseifen, vgl. *Reckersdorf.*

»Roden« (Bielz a. a. O., S. 534) in Siebenbürgen (= Rode); vgl. den O. N. *Roden* (Gen. St. Karte: Saarlouis) und die moselfr. (lux.) F. N. *Roden.*

rôdn = moselfr. *rôdən* raten: *ə hu't mər gôt gərôdən* er hat mir gut geraten, nösn. *ə hu't mər gât gərôdn.* Moselfr.: *eich rôdən, dau rêts, hê rêt, mir rôdən, (d)îr rôt, sei rôdən* (ebenso nösn.).

Rôf m. Raub. Ebenso eifel., ndrhein.

Rohrbach, urk. Rorbach 1342 bis 1390, magy. Nádpatak, rum. Rotbavu, sss *Rîrbich,* bei Gross-Schenk. Vgl. *Rohrbach* (Rgbz. Koblenz, Gen. St. Karte: Simmern), *Rohrbach* (Lothringen, Kreis Saargemünd).

F. N. ***Röhrig*** (sss.), nösn. *Rührig* 1762, sss. (urk) Rwrich. Vgl. moselfr. F. N. *Röhrig* (ahd. P. N. Hrodrich).

F. N. ***Rohrmann*** 1717, (ss.) Rurman 1592. Vgl. moselfr. F. N. *Rohrmann* (d. h. einer, der beim Rohre [ss. *Rûr]* wohnt, vgl. nhd. F. N. Eichmann, Buchmann u a.).

Roisdorf, vgl. *Reisdorf* (s. o.).

Rôk (ländl.) m. Rock, ***Rêk*** Röcke = moselfr. (sauertal.) *Rôk* m. Rock, *Rêk* Röcke: *zwê Reckəltchər* zwei Röcklein (ebenso nösn.).

Rôkn m. Spinnrocken, pl. *Rêkn* = moselfr. *Rôkn* m., pl. *Rêkən.*

Rôknštrî = moselfr. *Rôkəštrî* n. Roggenstroh.

Rôm f. = eifel. ndrhein. *Rôm* f. der Rahm, die Sahne (roum).

Rôm m., pl. *Rêm* Weingartenpfahl = eifel. ndrhein. *Rôm* m., pl. *Rêm* 1. Holzstange zum Anbinden von Schlingpflanzen; 2. Weingartenpfahl (lat. rāmus).

rômən abrahmen: *gərômt Mällich;* eifel. ndrhein. *rômən* abrahmen: *gərômt Mellich* abgerahmte Milch

F. N. ***Römer.*** Ebenso moselfr. F. N.

ront rund. Ebenso moselfr.

Rosch, sss. *Ru'sch,* bei Marktschelken, magy. Rovás, rum. Rovaşelu; vgl. den moselfr (lux.) F. N. *Rosch* und rheinfr. O. N. *Roschberg* (Kreis St. Wendel).

Roseln, ss. *Rîsəln,* urk. Rosen-

tal, Rosindal, *Rosundal* 1349, magy. Rozsonda, rum. Ruşa, bei Agnetheln. Vgl. *Rosellen* (bei Düsseldorf, Kreis Neuss), *Rosendaal* (Niederlande, Nord-Brabant), *Rosendael* (franz. Flandern, bei Dünkirchen).

Rosenau, urk. Rosnou ca. 1342, Rosnow, Rosno, lat. Rosarum villa 1377, magy. Rozsnyó, rum. Roşneu, bei Kronstadt, ss. *Rûsənû*. Vgl. *Rosenau* (Rgbz. Köln, Kreis Wipperfürth).

F. N. ***Rosenauer*** (zu: Rosenau bei Kronstadt). Moselfr. F. N. *Ros(en)auer*.

Rosenburg, *Rûsnburich* m., wie das gen. m. beweist, sekundär < *Rusnbrich „Rosenberg“ — „Rosenburg“ wäre f. geblieben! —, daher *um Rûsnburich* (am R.), nicht *u dər* (an der R.); vgl. Rosenberg (Gen. St. Karte: Diedenhofen), Rosenberg (Gen. St. Karte: Prüm). Vgl. *Rosenburg* (Rgbz. Köln, Kreis Bonn).

F. N. ***Rösler.*** Ebenso moselfr. F. N.

rôsnich wütend = moselfr. *rôsich* rasend, lux. *rôsən*.

Rôst = moselfr. *Rôss* f. Wabe.

Rôt m. Rat. Ebenso moselfr.: *mat Rôt an Dôt* mit Rat und Tat, nösn. *mät (mat) Rôt ąnt Tôt*.

Rôtəs n. Rathaus. Ebenso moselfr.

Rôtgêwər m. Ratgeber. Ebenso moselfr. Modern.

F. N. ***Roth.*** Ebenso moselfr. F. N.

Rothbach, ss. *Rûdərbich,* urk. Ruffa ripa 1371 — 1377, magy. Veresmart, rum. Rotbavu, bei Kronstadt. Vgl. *Rothenbach* im Westerwalde, bei Westerburg.

Rothberg, sss. *Rûtbärch,* urk. Ruffomons 1350 — 1380, magy. Veresmart, rum. Roşia, bei Hermannstadt. Vgl. *(zem) Rothenberg* (bei Düsseldorf, Kreis Solingen).

Rothenbach, vgl. *Rothbach.*

Rothkirch, urk. Rufa ecclesia 1345—88, magy. Veresegyház, rum. Roşia, bei Reussmarkt. Vgl. (zer) *Rodenkirchen* (Rgbz. Köln, Kreis Bonn).

rôtsəm = moselfr. *rôtsam* ratsam.

F. N. ***Rottmann.*** Ebenso moselfr. (Trier, Hunsrück) F. N. (ahd. P. N. Hrodman).

Rôz m. Rotz. Ebenso rheinfr.

Rôzjąng m. Rotzjunge. Ebenso rheinfr., henneberg.

Rôzlâfəl = rheinfr., henneberg. *Rôzläffəl* m. (Rotzlöffel) Rotzjunge.

Ru^{a}f f. = moselfr. *Ru'f* f. der Rabe: *zwô Ru'wən* zwei Raben (holl. raaf f.).

Ru^{a}rl, Ru^{a}dl f. Kornrade; vgl. moselfr. *Ru't* Kornrade.

»Rübendorf« (Bielz, S. 461), ss. *Râ'pndrəf,* „Ræpendorf“ (Müller, Sagen Nr. 298), magy. Alsó-Répa, rum. Ripa de josu, bei Gross-Schogen. Vgl. *Rübenkamp* (Gen. St. Karte: Siegen), *Rübe*nach (Gen. St. Karte: Koblenz); ferner ss.

Râ'pəldn < Râ'p [Rübe] + -əldn [= halden], verdeutscht „Rubental" (modern), bei Bistritz. Vgl. *Bâchəldn* (< Buchhalden) „Buchental", *Pôschəldn* „Buschental" (vgl. *Pôsch* s. o.), *Wisəltn* „Wiesental", *Êchəldn* < Eichhalden u. a. — lauter „Halden", nicht „Täler" (ss. *Du"l*). Vgl. auch O. N. *„Reipeldingen"* (Gen. St. Karte: Neuerburg) in der Eifel.

Rubrąsch f. m. = moselfr. (lux.) *Rubləsch* f. allzurasche, übereilte Person, Schussbartel.

O. N. ***Ru"t*** „Rode, Rodt" bei Elisabethstadt; vgl. *Ruot, Ru't* (dial. für) „Roth" an der Ur, einem Nebenflusse der Sauer (luxemburgisch-preussische Grenze); vgl. die moselfr. (lux.) F. N. Rodt und Roder. Ebenso folgende O. N. Rood (dial. *Ruot)* in Luxemburg (Kanton Grevenmachern), Rodt (bei Trier), Roth (Rgbz. Koblenz, Gen. St. Karte: Boppard).

Ruft f. Heuraufe; vgl. ndl. *ruif* f Heuraufe. Weder unser Wort noch dessen ndl. Entsprechung sind lautlich = mhd. roufe (zu mhd. roufen, röufen, ss. *rêfn),* sondern beide weisen auf altes *rûfe zurück (vgl. nösn. *Dummən,* ndl. duim, mhd. dûme).

rugguən (lautmalend) = chatt. moselfr. *rucksən* girren (vom Tauber).

Rum f. der Rahmen: *zurô Rummən.* Ebenso moselfr. (ndl. raam f.).

rum schlank, schmächtig = moselfr. *rum* = hess. *ram (rôm)* dürr, unansehnlich (vom Vieh); mhd. ran. *-m* ist chattisch. Vgl. Korrespondenzblatt 1903, S. 67.

Rupp f. Raupe. Ebenso moselfr. ndrhein.

F. N. ***Ruppert*** 1784. Ebenso lux. F. N. (häufig).

ruppich verkümmert Ebenso moselfr.

Ruppnscheissər m. Kohlweissling = moselfr. ndhess. *Ruppə(n)schissər* m. Kohlweissling.

Rûrmäsch f. Rohrspatz. Ebenso (lux).

Rûs f. Rose. Ebenso moselfr.

rûsnrût = moselfr. *rûsərût* rosenrot.

Rûsnštôk, pl. *Rûsnštêk* = moselfr. *Rûsəštôk* Rosenstock, *Rusəštêk* Rosenstöcke.

Rust m. (mhd. rôst) Rost, Gittervorrichtung zu Feuerungszwecken. Ebenso moselfr. (Sauertal).

rût rot. Ebenso moselfr.

Rûtbôm m. Ulme. Vgl. moselfr. (sauertal. eifel.) *Rûtbôm* m. Rotbaum.

F. N. ***Ruth*** 1635. Ebenso lux. F. N. *(Rût* heisst ss. [nösn] und moselfr. „rot").

Rütsch, vgl. Rätsch.

S.

s. -s- zwischen -n- und -d- eingeschoben: (Weilau) *wänn-s-də wällst, gôn ich* = moselfr. *wenn-s-də wells, gôn ich* wenn du willst, gehe ich.

F. N. ***Saal*** (1700, 1904). Moselfr. ndrhein. F. N. *Saal,* Sahl *Saal* ist Koseform der mit „Saal" (mhd. sal) als erstem Gliede zsgs. P. N., z. B. ahd. Salipert, Salico, Saluhho. *Saal* ist auch rheinfr. O. N. (Gen. St. Karte: St. Wendel); ferner O. N. *Saal* (Ober-, Nieder-) im Westerwald (Gen. St. Karte: Waldbröl).

Sächəl = moselfr. *Sechəl* f. Sichel.

sächər = moselfr. *sechər* sicher.

Sachsenhausen, sss. *Sessənhousən,* magy. Szászahúz, rum. Seseuș, urk. Zaẓonhwz (d. h. *Sassenhûs)* 1486, Sassenhausen 1585, bei Leschkirch und Grosschenk. Vgl. *Sessenhausen* (urk. *Sassinhus,* vgl. unser urk. Zaẓonhwz), bei Neuwied a Rhein, *Sachsenhausen* (Rgbz. Trier, bei Neuerburg), *Sessenhausen* (Kölner Rgbz., Kreis Gummersbach). Im Nösnerlande und in Luxemburg würde dieser O. N. *Su'ssənhausən, Su'ssnhausn* ausgesprochen werden, vgl. lux. *Su'ssəm,* dial. für „Sassenheim".

F. N. ***Sadler*** 1705, 1904. Ebenso lux. F. N.

sâ'i, sss. *sœ̂n* = moselfr. *se'n* sehen: *dau (gə)seist* du siehst, *hê (gə)seit* er sieht, nösn. *dau seist, hê seit; seis-tə?* siehst du? (ebenso moselfr.); nösn. *säch* = moselfr. *sech!* sieh!; nösn. *sa̧ch,* reen. *sôch* sah, *sêch* sähe, moselfr. *sôch* sah (mhd. sach), *sêch* sähe.

Sâ'i (in der Anrede) Sie = moselfr. chatt. *Sœ̂'* Sie (Anrede): *Sœ̂i sei frû!* Sie sind froh!

Sâ'chəs n. (ausserhalb der Stadt am Flusse gelegener Ried) < *Siechhaus* (mhd. siechhûs) „Haus für Sieche, Aussätzige", offizielle Verdeutschung „Sieghof"; vgl. den moselfr. O. N. *Sieghaus* (Rheinland, Kreis Euskirchen) und lux. „Siechenhof" (Kanton Luxemburg).

sâ'kn, *se'kən* (Jaad), sss. *säckən* = eifel. *se'kən, sîkən, sô'kən* suchen. Während sonst germ k nach Vokal im Moselfr. und Ss. stets verschoben (ch) ist, bleibt -k- in diesem Worte im nördl. Moselfr. (Eifel) und Ss. unverschoben *(söccgen,* eifel. *se'kən, sîkən* — neben ss. *schnu"rkn* = moselfr. *schnorkən* „schnarchen" das einzige mittelfränkische Wort mit unverschobenem intervokalischem k). Der südliche terminus ad quem ist am Rhein: Andernach (Beiträge I, 1 ff). Vgl. Kleinbistritz. *sauchn* suchen = rheinfr. (chatt.) *sœ'chən,* lothring. *seichən* suchen.

sâ'ss, sss. *sess* = moselfr. *sê'ss, se'ss* süss.

Sâ'ssholz rąšpəln = moselfr. *Se'ssholz raspələn* jemand süsse Worte sagen.

Sâkər m. der in der Kelter zurückbleibende Treberkuchen = moselfr. *Sêkər* m. Weintrauben, die auf einmal in die Kelter getan und ausgepresst werden, die Lage der in der Kelter ausgepressten Weintrauben (elsäss. Sack).

Saldnhêt, sss. *Säldənhît* = moselfr. *Säldənhêt* f. Seltenheit.

Sąlf = moselfr. *Salf* f. Salbe.

Salf, sss. *Sälf,* f. „Salbei, ein Heilkraut", moselfr. *Sälf* f. = mittellat. salvia „Salbei", zu lat. salvus „heil", salvare „retten".

salfst = moselfr. *selfst* selbst.

salfštandich = moselfr. *selfständich* (fläm. selfstandich) selbstständig.

sąll (urk. *sall,* mit echt germ. -a-, got. skal, engl. shall, ndl. zal, ndd. sal) = moselfr. (lux.) *sall* 1. soll, 2. werde, wird (zur Bezeichnung des fut. [wie bei uns]): *eich sall ich sôn* ich will (werde) euch (etwas) sagen, nösn. *eich sąll ich sô;* moselfr. *hê sall meich bei də Špilleit fe'rən,* nösn. *hê sąll meich bei də Špilleit fârn.* Nösn. *soll* sollte, ebenso moselfr.; moselfr. *selt* sollt: *seld-ər du'r gôn?* sollt ihr hin gehen?, nösn. *seld-ər du"r gô?,* eifel. (Ahrweiler): *hê soll Schmitt wêrə* er sollte Schmied werden, nösn. *hê soll Schmitt wi"rn.* Nösn. *sin* sollen = siegerländ. *sonn* sollen (beide ohne l [Assimilation]); vgl. nordeifel. *so"l* sollte (Prüm).

F. N. ***Salmen,*** urk. (sss.) *Su'lmen* 1704. Moselfr. *Salmen,* Salm = mhd. salman „Mittels- und Gewährsmann einer *sal* [rechtliche Übergabe eines Gutes], Testamentsvollstrecker, Vormund, Schutzherr".

sâln (städt. *saldn)* = moselfr. *sêlən, säldən* selten.

Salwant = moselfr. rheinfr. *Selwent* n. Tuchkante (Selbende).

salwər = moselfr. *selwər* selber: *hê selwər wôr dô* er selbst war da. Vgl. *salfst.*

Sälwər = moselfr. *Selwər* n. Silber.

Sälwərbąch f. bei Heltau. Vgl. *Selwərbâch* f. bei Bonn. Beide nach dem silberklaren Wasser benannt (Silberbach).

sälwərən = moselfr. *selwərən* silbern.

Säls f. Schweins- und Kalbsfüsse (Sülze) = moselfr. *Selz* f. gehackte und eingesalzene Eingeweide des Rindviehes.

O. N. ***Sals,*** ss. *Sąlz,* urk. Salcz 1412, magy. Sófalva, rum. Şomfaleu, bei Bistritz. Vgl. O. N. *Salz* im Westerwalde (Kr. Westerwald). Vgl. sss. Flurnamen *Sailz* f., *Sâlz, Sôlz, Salzəbäsch, Salzdu'l.* Dazu die Eifler Flurnamen „Sölzlâi, *Sölzbrunnen,* dessen salzhaltiges Wasser von den Tieren geliebt wird" (Schmitz 2, 45).

Sąlz = eifel. *Sâlz* n. Salz. F. N. ***Salzer*** 1904, 1480 (sss.) Salczer. Moselfr. (lux.) F. N. *Salzer* (mhd. salzer „Salzverkäufer").

sälzn sulzen: *gəsälzt Fäsch* gesulzte Fische, *gəsälzt Kąlfsfą's* gesulzte Kalbsfüsse; vgl. moselfr. *gəselzt Appəl* Apfelsulze (Äpfel, die vom Frost gelitten, werden in Salzwasser gelegt und erweicht).

Sąlzrąmp (Salzrumpf) = moselfr. *Salzromp* m. hölzernes Salzgefäss mit Deckel, pl. dem. *Salzrempchər.*

Sâməl m. die Semmel; vgl. chatt. rheinfr. henneberg. *Sâməl* (Semmel) m. Christstollen (Gebäck).

Samm(i) = ndrhein. *Samm(i)* Samuel (stimmloses s [Ss-]).

Sąmp = moselfr. *Somp* m. Sumpf.

sąmpich = moselfr. *sompich* sumpfig.

F. N. ***Sander*** 1625, 1904. Ebenso lux. F. N.

Sänft (mit -t) m. = moselfr. *Senft* m. Senf.

sângən sengen; vgl. moselfr. (lux.) *Sâng* f. Blätterdürre, das Sengen (Verbrennen) des aufgerissenen und aufgetrockneten Wurzelbodens in den Loh- oder Ginsterhecken des Öslings (Luxemburg).

sängən = moselfr. *sengən* singen, *gəsongən* gesungen, nösn. *gəsąngən.*

sänkn = moselfr. *senkən* sinken, *gəsonkən* gesunken, nösn. *gəsąnkn.*

Sąnn = moselfr. *Sonn* f. Sonne.

Sąnn m. Sohn, pl. *Sinn* = moselfr. *Sonn* m. Sohn, *Sinn* Söhne: *də Sintchər* (pl. dem.) die Söhnlein.

Sänn = moselfr. *Senn* m. Sinn.

Sąnnobnt, sss. *Sannôwənt* = siegerländ. *Sonnąwənt* m. Sonnabend. Das Moselland sagt „Samstag".

Sänt (mit stimmhaftem *S-*) Sankt: *Sänt Gergn* ⌣ ⏑ ⌣ = ndrhein. *Sent: Sent Ba(r)tləmîəs* St. Bartholomäus.

Sąnt, *Sânt* (ländl.) = eifel. chatt. *Sânt* m. Sand (mhd. sant).

Sänt = moselfr. *Sen(t)* f. Sünde.

sänt = ndrhein. *sent* (holl. sint) seit: *sent gæstər,* nösn. *sänt gâstər* seit gestern; moselfr. *sendər Mettâch dût* seit Mittag tot, nösn. *sänt(ər) Mättąch dût.*

sąst = moselfr. *soss,* chatt. *sost* sonst: *bleift, sost gôn eich!* bleibt, sonst gehe ich! (ebenso nösn.). Vgl. *ämesąst.*

Sästər = moselfr. *Sestər* f. Schwester (mhd. [ndrhein.] süster).

Sästərschąft f. Schwesterschaft. Vgl. ndl. *zustərschap* n. Schwesterschaft.

Sätz = moselfr. *Setz* m. Sitz.

sätzn sitzen, *sąz (-ts!)* = moselfr. *setzən, sôz (-ts!)* sass.

Sau f. Sau, *Są'* Säue, pl. dem. *Są'chər* = moselfr. chatt. *Sau* Sau, *Są'* Säue, pl. dem. *Są'chər.*

F. N. ***Sauer*** (Braller). Vgl.

lux. F. N. *Sauer*. Die Sauer ist ein linker Nebenfluss der Mosel (Wurzel sru „fliessen“).

saufn saufen. Ebenso moselfr.: (koblenz.) *sauf ned-əsu vill Wassər, dât macht dər Gəschwappel em Leif!*; nösn. *nät sauw-əsu vill Wąssər, dât mącht dər Gəschwąppəl äm Leif!* (nicht üblich).

Saugraben, dial. *Saugru"bn*, Bach auf Bistritzer Gemarkung. Vgl. moselfr. *Saubach* (Gen. St. Karte: St. Wendel).

Saul f. Säule. Ebenso moselfr. (mhd. sûl).

Saumi"lk = moselfr. *Saumalk* f. Saudistel (nösn. *mi"lk* heisst „hochgewachsen“ [von Pflanzen], md. melk „kräftig“)

sâzn setzen, *sątzt* setzte, *gəsątzt* gesetzt; moselfr. *sœzən* setzen, *satzt* setzte, *gəsatzt* gesetzt: *ə satzt əd-of* er setzte es auf, nösn. *ə sątzt əd-ąf*.

Schaal oder *Schallendorf* (Bielz, S. 413), magy. Sálya, rum. Şalea, urk. Saal (d. h. Schaal), sss. *Schu'l*, bei Marktschelken und *Schaldorf*, magy. Sáldorf, rum. Şoala, unweit davon; vgl. alttrier. (Mittelrhein. Urkundenbuch II, 294, 353) „*scal*-bede“ (Flurname), *Schallen*berg (im Siebengebirge), *Schalen*bach (Gen. St. Karte: Waldbröhl, Rgbz. Köln), *Schal*bach (bei Saalburg, Reichsland), *Schaal*bruch (Rgbz. Aachen, Kreis Heinsberg). Gehört zum moselfr. (lux) F. N. *Schaal, Schall.*

Schâch m. Schuh = rheinfr. *Schœuch*, nordeifel. *Schôch* m. Schuh, Fuss (mhd. schuoch).

schäckəs links, schief, krumm = mittelfr. *Schąckəs* m. Mensch mit ungeschicktem Gange, *schecks* schräg.

schäckn = moselfr. *scheckən* schicken.

Schäcksąl = moselfr. *Schecksal*, chatt. *Schecksąl* n. Schicksal.

šchaddərn schnattern = ndrhein. (fläm) *schaddərən* kichern, lachen, wiederhallen. Vgl. moselfr. *schaddərən, schaddələn* undeutlich sprechen, schwatzen.

Schâdn, sss. *Schêdən* = moselfr. *Schêt*, westerw. *Schâdə* m., *Schêdə* m. Schatten (holl. schade).

Schąf n. grösseres Holzgefäss zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten = moselfr. *Schâf* n. Zuber (mhd. schaf).

Schäff = moselfr. *Scheff* n. Schiff: *zwê Scheffchər* zwei Schifflein, nösn. *zwê Schäffkər*.

Schäffbôm m. Pyramidenpappel = moselfr. (eifel.) ndrhein. *Scheff bôm* m. Schiffbaum (1. Baum, der zum Schiffsbau geeignet ist, 2. Mastbaum) — ein Wort, das für unsere Herkunftsfrage von ganz besonderer Bedeutung ist (ndl. schipboom). Vgl. *dąmmən, râdərn, kąpərn, šteiərn, girn, kintərn*. Vgl. moselfr. F. N. *Schiffbaum*, nösn. F. N. *Schiffbäumer*.

Schâ'gəltchər = moselfr. *Sche'əltchər* Schühlein (pl).

Schą̂ˈssəlt n. Scheusal, moselfr. chatt. *Schą̂ˈssəl.*

schâˈssn = rheinfr. (chatt.) *schâˈssə(n)*, moselfr. *scheˈssən* schiessen.

Schâl f Schelle = moselfr. *Schêl* f. Schelle.

schäldich = moselfr. *scheldich, schel(d)ech* schuldig.

Schaləm m. = moselfr. *Schelləm, Schäləm* m. Viehseuche (mhd. schelm m.).

F N. ***Schälländk,*** *Schelling,* Schelleng (1700); vgl. moselfr. F. N. *Schilling, Schelling.* Moselfr. *Schellək* heisst „Schilling, Münze".

Schallәbärch m. bei Hahnebach. Vgl. ndrhein. F. N. *Schallenberg* (sehr häufig, auf einen Berg gleichen Namens verweisend), zum sss. ndrhein. F. N. *Schall.*

Schąllər m. hölzerner Türriegel; vgl. eifel. *Schällər* m. Drükker an der Türe.

F. N. ***Schaller*** 1700, 1900. Vgl. lux. F. N. *Schaller* (mhd. schallære „Schwätzer, Prahler").

sss. ***Schallər*** m. Schalter; vgl. chatt. (wetterau.) *Schallər* m. Laden.

Schällkruᵃt = moselfr. lux. *Schellkruˈt* f. (Bettel) Schildkröte.

Schälp = moselfr. *Schelp* f. Scholle (ndl. schulp, ndd. schülpe).

Schąlpn (ländl., z. B. in Passbusch, Petersdorf) m., pl. *Schälpn* Erdscholle (s. u. *Schälp).* Vgl. ndhess. *Schulpe* f. Erdscholle, nassau. *Scholpe.* Ahd. sculpa „gleba", pl. sculpûn.

Schäl(t)kruᵃt f. Schildkröte; vgl. moselfr. *Schel(t)* n. Schild.

Schämməl = moselfr. *Schemməl* m. Schimmel.

Schämpəs n. Abort, euphem. = mhd. schimphhûs n. „Haus für Spiel und Unterhaltung"; vgl. mhd. kuolhûs n. 1. Kühlhaus, 2. Abort. *Schämp-* lautlich = moselfr. chatt. *Schemp* m. Schimpf. Vgl. schles. oberlausitz. *Schimpfhütte* f. Abort.

Schändəl, *Schandəl* = moselfr. *Schendəl, Schandəl* f. Schindel.

sss. ***Schank*** f. Knochen, Bein = lux. *Schank* f. (fläm. schonk, engl. shank, ags. scanca) Bein, Knochen.

schänn schinden, part. *gəschąnt* (schwach) = moselfr. *schenn,* part. *gəschant: ə schent* er schindet, nösn. *ə schänt.*

Schänn f. Schindmähre. Ebenso moselfr. Vgl. moselfr. *Schennôs* m. (Schindochse) Schimpfwort.

Schąnt = moselfr. *Schân(t)* f. Schande.

O. N. ss. ***Schąnz*** (Schanz, d. h Neu-Rodna, im Rodnaer Passe gelegen, nach den einstigen Verschanzungen benannt, rum. Şanţ, magy. Uj-Radna). Vgl. lux. Lokalnamen *Schanz.*

Schąnz, Schânz m. (Jaad) = moselfr. *Schânz* f. Schanze.

schąnzn = moselfr. *schânzən* hart arbeiten.

Schâp = eifel. *Schœp*, aachen. *Schepp* f. Schöpfgefäss.

Schâpər m. Holzgefäss, mittels dessen aus dem Brunnen Wasser geschöpft wird = moselfr. (eifel.) *Schäper* m. der Schöpflöffel.

schâpn, sss. *schêpən* = moselfr. *schœpən* schöpfen.

schäppn mit dem Horn stossen (vom Rindvieh) = moselfr. *scheppən* wiederholt fortgesetzt schieben (mhd. schüpfen).

schär, sss. *schêr* = moselfr. (hunsrück.) *sche'r* beinahe: *ə mauərt sche'r dət ganz Lôch aus*, nösn. *ə mauərt schär dət gânz Lôch aus.*

Scharfənbärch m. Waldung bei Holzmengen, Hamlesch, Grossalisch usw., *Scharpənbarch* m. bei Nadesch, *Scharpəbrannən* m. bei Nadesch, *Schu"rfbärch* m. bei S.-Regen. Vgl. O. N. *Scharfenberg* im westlichen Deutschland (Kreis Brilon), Berg *Scharpenhövel* bei Aachen.

sss. ***scharp*** (selten) scharf = eifel. ripuar. ndrhein. *scherp, schärp, scharp* scharf. Vgl. tschirpsich.

Schärr (sss.) f. Scharrkuchen (aus den im Backtrog zusammengescharrten Teigresten bereitet), dem. *Schärrchən*, nösn. (Passbusch) *Schi"rtchə*. Moselfr. (westerw.) *Schär* f., dem *Schârchə* Kruste, die sich beim Breikochen etc. in den Töpfen ansetzt und hernach herausgekratzt (gescharrt) wird.

schârtich schartig. Ebenso moselfr.

Schąss m., pl. *Schäss* = moselfr. *Schoss* m. Schuss, *Schess* Schüsse.

Schässburg, urk Schespurch (1298), ss. *Schêsbrich, Schâsburich*, magy. Segesvár, rum. Şigisoară, urk. Schesburg, Seguswar u. a.; vgl. *Schäsberg*, dial. *Schêsberch, Schâsberch* Rgbz Aachen, Kreis Heinsberg)

Schässəl = moselfr. *Schessəl* f. Schüssel.

Schâstər = moselfr. *Schôstər* m. Schuster.

Schątz = moselfr. *Schatz* m. Geliebte(r).

F. N. ***Schatz*** 1505. Ebenso moselfr. F. N.

Schätz = moselfr. *Schetz* m. Wald-, Flurhüter (mhd. schütze).

Schätzbrett n. Brett zum Verschlusse des Wasserlaufes, moselfr. (lothring.) *Schetz* (ebenso).

schätzlich: *hu"rt Brûd-äss gu"r schätzlich* hartes Brot dauert lange = moselfr. *schetzlich* haushälterisch, sparsam: *t fresch Brûdes net schetzlich* (dauert nicht lange).

schätzn = moselfr. *schetzən* schützen.

Schauər m. Hagelschauer. Ebenso moselfr.

schauərn: *ət schauərt* es graupelt. Ebenso moselfr.

schauərn „scheuern", moselfr. *schauərn* „scheuern", fläm. *schûrən* „scheuern" = mittellat. scurare < lat. (ex)curare „rein halten" (mit begriffsverstärkendem

ex- vgl. *śturkəln* [s. u.], *Scherz* [s. u.]), altfranz. escurer, neufranz. ecurer, span. escurar, ital. scurare. Unser *kuratisch* „sauber“ ⏑ ⏓ ⏑ ist — das zeigt schon die Betonung — moderne Ableitung zu rum. curat ⏑ ⏓ „rein, sauber“ = lat. curatus.

schêdn, *gəschett* = moselfr. *schêdən* scheiden, *gəschêt* geschieden.

F. N. ***Scheffer.*** Ebenso moselfr. F. N.

Scheiər f. Scheune. Ebenso moselfr.; *zwê Scheiərchər* zwei kleine Scheunen. ebenso nösn.

Scheiər-gu^{e}rtn, dem. *-gârtchi* (kein „Garten“, sondern) umzäunter Platz hinter der Scheune zur Aufbewahrung von Unrat; vgl. ndrhein. (fläm. holl.) *Gârt* m. umzäunter Platz (die urgerman. Bedeutung von „Garten“ war „umzäunter, eingefriedigter Raum“, daher altslav. gradu „Einfriedigung, Burg“).

Scheiərndôr = moselfr. *Scheiər(n)dôr* n Scheunentor: *met dəm Scheiər(n)dôr wenkən* jemandem etwas sehr deutlich machen; *ə hu'd ə Maul we' ə Scheiər(n)dôr*, nösn. *ə hu^{a}d-ə Maul wâ' ə Scheiərndôr.*

Scheif f. Scheibe. Ebenso moselfr.

schein, *schinn, gəschinn* = moselfr. *schein(ən)* scheinen, *schinn* schien, *gəschin(ən)* geschienen.

F. N. ***Scheiner.*** Ebenso ndrhein. F. N.

scheinhellich scheinheilig. Ebenso moselfr.

F. N. ***Scheint*** (sss). Vgl. ndrhein. F. N. *Schein* (vgl. ss. *Ebmt*: Ebene, *Lichtərt* Leuchter, *Trichtərt* Trichter usw.).

Scheit n. Holzscheit, pl. *Scheidər* = moselfr. lux. *Scheidər* (pl.) Scheite.

F. N. ***Schell.*** Moselfr. (lux.) F. N. *Schell.* Schell ist auch moselfr. O. N. (Gen. St. Karte: Diedenhofen). Moselfr. Schell = nhd. F. N. Schill (Koseform der mit „Schild“ als erstem Gliede zsgs. P. N.). Vgl. ss. *Schällkru^{a}t* Schildkröte, urk. sss. Schelmacher = Schildmacher (Quellen zur Geschichte Siebenbürgens, Hermannstadt 1880).

Schellenberg, sss. *Schälləmbrich,* urk. Schellenberg, Schellenberch, Schallemberch 1339 bis 1342, magy. Sellemberk, rum. Şelimberu, bei Hermannstadt. Vgl. *Schellenberg* an der Mosel (Rgbz. Koblenz). Vgl. auch die moselfr. F. N. *Schellenberg,* lux. Schellberg. Dazu moselfr. F. N. *Schellenberger.* Schellenberg = Berg des Schell (moselfr. [lux] und ss. F. N. = nhd. Schill). Vgl. auch den moselfr. O. N. *Schellen*bach (Gen. St. Karte: St. Wendel).

F. N. ***Schemmel.*** Ebenso moselfr. F. N. *(Schämməl* heisst „Schimmel“).

Schenk (Gross-, Klein-), urk. Shenck, Senk, Chenk, ss. *Schink,*

magy. (Nagy-, Kis-)Sink, rum. Şincu (mare, mică), nordwestlich von Fogarasch. Vgl. lux. O. N. *Schink* (Kanton Redingen). Daher der ss. F. N. *Schynker* 1648, *Schinker* und moselfr. (lux) F. N. *Schinker*. Auch *Schink* und *Schenk, Schenck* sind moselfr. (lux) F. N.

F. N. ***Schenker,*** *Schynker* 1648. Moselfr. F. N. *Schenker,* lux. *Schinker* (vgl O. N. *Schink* s. d.).

schêpəln = moselfr *schêpən* am Schopfe beuteln.

F. N. ***Scherer*** 1414. Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

Schersə f. „Rinde, Borke", moselfr. (lux.) *Schärz, Schʷrz* f. „Baumrinde" = mittellat. roman. scorzia (Voc. S. Galli), franz. écorce, provenz. escorsa, ital. scorza „Baumrinde", lat. *ex-cortex (vgl. *Schurz* < *excurtus [Kluge], rum. scurt „kurz"). Zur Entwicklung von s- < es- < ex-, vgl. nhd. engl. Square „Viereck" < ital. squadra, span. esquadra, lat. *exquadra zu lat. quadra (sc. res) „Viereck". Rum. scoarţă f. „Rinde" (unmittelbar < roman. scorzia etc.) hat mit unserem, aus der moselfr. Urheimat mitgebrachten Lehnwort direkt nichts zu tun. Wenn dies der Fall wäre, würden wir **skuʷrzə* sagen.

scherən = moselfr. *schêrzən, schœrzən* entrinden (holl. schorsen).

Schêt f. Scheide. Ebenso moselfr.

Scheuern (Gross-, Klein-) bei Hermannstadt, magy. (Nagy-, Kis-) Csűr, rum. Şura (mare, mică), sss. *Scheʻrn,* urk. 1532 (Honterus) [gros-] *schüren.* Vgl. *Scheuern* (Gen. St. Karte: Hillesheim) in der Eifel, *Scheuern* (Gen. St. Karte: Koblenz), *Scheuern* (Gen. St. Karte: Diedenhofen). Das magy. Csűr (Tschűr) ist neuerdings eine Bestätigung der Tatsache, dass die magy. Namensformen die alten ss. Ortsnamen in ihrer ursprünglichen Aussprache treuer bewahren als die ss., welche die Lautentwicklung — in diesem Falle *ű* > *-eï-* — mitgemacht haben Csűr (d. h. Scheuer) = mhd. schűr, schiure f. Scheuer, Scheune. In einigen Gegenden der Urheimat heisst der in Rede stehende O. N. heute noch *Schüren* (Gen. St. Karte: Malmedy [Nordeifel], weil dort die „Scheuer" noch „*Schür*" (wie „Feuer" *Für*, „Steuer" *Stür)* heisst. Vgl. auch ss. O. N. Reussen = mhd. *Riuzen (spr. *Rüssən),* worauf magy. Rűsz deutlich hinweist.

schî fein, hell *(um schînə, lâichtn Dâch* am hellen, lichten Tage), dünn (eig. schön); vgl. moselfr. *en schî* (schöne) *Frâ,* nösn. *schî Gərêt* n. feines (schönes) Kleidungsstück des Bauern: *schî mąchn* Mais putzen = moselfr. *schî machən* rein machen, säubern (holl. schoon maken).

schiʷlzən eine Grube mit Brettern verschalen, um sie vor dem Einstürzen zu schützen, dazu *Gəschiʷlz* n. Brunnenverschalung;

vgl. moselfr. *Schi"lz* f. (Obst-, Kartoffel-)Schalen (collect. wie *Gəschi"lz).*

Schi"rlänk = moselfr. *Schi"rleng* m. Schierling (beide entsprechen mhd. scherling). Vgl. O. N. *Scherling* (Bielz, S. 461), ss *Schi"rlänk,* magy. Serling, rum Şirlingu, Dorf bei Deutschbudak (Nösnerland).

schi"rn = moselfr *schi"rən* scheren, kümmern.

schickəln schielen = chatt. henneberg. *schickən* schielen.

schiddn schütten, *schạtt* schüttete (Rückumlaut), *gəschạtt* geschüttet = moselfr. *schiddən, schott, gəschott: ə schitt* er schüttet (ebenso nösn.)

Schieferberg, ein Berg bei Bistritz, ss. *Schibbərrâ'ch,* ländl. *Schiwərrâ'ch.* Vgl moselfr. *Schieferberg* (Gen. St. Karte: Berncastel). Unser Berg hat seinen Namen von den *Schibbərn,* ländl *Schiwərn,* den wie Schiefer spaltbaren Schichten des blauen Schiefertons, der sich hier in reichen Lagern findet. Unser *Râ'ch* bedeutet im allgemeinen „Berg", moselfr. *Rêch* („Rech" geschrieben) „Bergesabhang" Dass dies auch bei uns die ursprüngliche Bedeutung gewesen ist, geht gerade aus solchen Beispielen wie *Schibbərrâ'ch* hervor. Denn unser Schieferberg heisst nur soweit Schibbərrâ'ch, als er wirklich Berges abhang — und zwar nur der gegen die Stadt Bistritz gelegene! — ist; jeder andere Teil hat andere Namen Moselfr. *Schiwər,* westerw. hess. *Schibbər* bedeutet „Schiefer" und „abgespleisstes Holzstückchen, wie man es sich in den Finger stösst", letzteres wie bei uns. Die Bedeutung „Schiefer" ist bei uns nur noch in diesem Eigennamen *(Schibbərrâ'ch)* erhalten.

F. N. ***Schiel.*** Ebenso moselfr. F. N.

schilksn = moselfr. *schilksən* schielen.

schilsn (kleinbistritz.) = lux. eifel. *schilzən* schielen.

(zâ)schimmərn = moselfr. *(zô)schimmərn* dunkel werden: *ət schimmərt.*

F. N. ***Schindler.*** Ebenso moselfr. F. N.

Schînət n (eig. Schönes) Feines, Dünnes = moselfr. *Schînt* n. Schönes.

Schînhêt f. Schönheit. Ebenso moselfr.

O N. ***Schink,*** vgl. *Schenk* (s. o).

Schinkəl m. Schenkel. Ebenso ndrhein.

Schinn f. Schiene. Ebenso moselfr.

Schinnəbê = moselfr. *Schinnəbên* n Schienbein.

Schippəl f. Vollrad eines Kinderwagens = moselfr. *Schippəl* m. Scheibchen.

schippəln rollen = moselfr. *schippələn* schieben, fortwälzen.

Schirbəl n. = eifel. *Schirbəl* n. (!) die Scheibe.

Schîrdâch n. feines, weisses Kirchentuch alter Bauernfrauen, moselfr. *Schîrdôch* (chatt.), *Schîərtech* n. feine Schürze.

schirgn fortschieben: *ə schiricht* er schiebt; vgl. moselfr. *schirjən* einen Karren schieben: *ə schiricht.*

schirln, *schiddəln* = moselfr. *schiddələn, schirrələ(n)* schütteln.

Schiwwər f. (ländl.) Holzsplitter, wie man sich ihn z. B. in den Finger stösst. Ebenso moselfr. (auch f.). Mhd. schiver m.

Schiwwər (ländl. Oberneudorf, Mettersdorf, Passbusch) f. Splitter. Ebenso moselfr.

schiwwərich (ländl.) splitterig. Ebenso moselfr.

Schląbbər = moselfr. *Schlabbər* f. Schwatzmaul: *hâl dei Schlabbər!* halt's Maul!, nösn. *hąl dər dei Schląbbər!*

Schląch m. Schlag. Ebenso moselfr. chatt.

Schląchbôm = moselfr. (eifel.) *Schlâchbôm* m. Schlagbaum.

schläckn = moselfr. *schleckən* schlucken.

schlâ'sslich = moselfr. *schle'sslich* schliesslich.

schlâ'ssn schliessen, *gəschlôssn* geschlossen = moselfr. *schle'ssən, gəschlôssən.*

schlâ'ssn (Feddərn) = rheinfränk. *schlaissə* die Fahne der Federn vom Kiel loslösen, Federn schleissen.

schlämm, *schlamm* = moselfr. *schlemm, schlamm* krumm, schief, schräge (mhd. slim [ebenso]).

schlämm = mndl. *slem* schief.

Schląmp = moselfr. *Schlamp* f. nachlässige Person.

schląmpich = moselfr. *schlampich* nachlässig.

schląmpn = moselfr. *schlampən* Kleider schonungslos schleppen.

Schläng (ländl.) m. Schlund = moselfr. *Schleng* m. Schlund.

Schląngənôch = eifel. *Schlangənôch* n. Schlangenauge.

schlangərn die Gliedmassen schleudern; vgl. moselfr. (lux.) *Schlengər* f. Schleuder, *schlänkərn* schleudern, moselfr. *schlængərən* schleudern.

Schlâp = moselfr. *Schlœp* f. Schleppe (holl. sleep).

Schlâpdrâ'jər = ndrhein. *Schlêpdragər* m Schleppträger.

schlâpn = moselfr. *schlœpən,* südmoselfr. *schlâ'pə(n)* schleppen.

Schläpp f. Schlitz eines Kleides, Riss = moselfr. *Schlepp* m. Zipfel eines Kleides, Schleife.

Schlârn m. Geschwür; vgl. moselfr. *Schle'r(ən), Gəschlaiər* n. Geschwür. Mhd. sliere.

schląrpn (lautmal.) = moselfr. *schlorpən* 1. schlürfen, 2. mit Schlappschuhen schlürfend gehen.

Schląss = moselfr. *Schloss* m. Schluss.

Schlässəl = moselfr. *Schlessəl* m. Schlüssel.

Schlässəlbiss = moselfr. *Schlössəlbiss* f. Schlüsselbüchse.

1. ***Schlatt,*** ss. Schlatt, magy. Szász-Zalakna, rum. Slagna, urk. Zalathna 1318, Zlatna, Salatna 1362—1366, bei Mediasch. 2. *Schlatten* (Klein-Schlatten), magy. Zalathna, rum. Zlagna, urk. Zalathna, Zalatna-Bánya 1338, bei Karlsburg. 3. (Gross-)*Schlatten,* magy. Abrudbánya, rum. Abrudu, urk. Obrugh, Obrud 1366—1370, im Erzgebirge. — Vgl. moselfr. O N. *Schladt* (Gen. St. Karte: Cochem). Vgl. nhd. Flurnamen *Schlatt* (DWB.). Nhd. *Schlatte* f. Schilfrohr; in älterer Sprache *slat* (Diefenbach 625) Sumpfgras, Schilfgras.

Schlätz f. = moselfr. *Schletz* m. Schlitz.

Schlaudər f. Schleuder. Ebenso moselfr.

Schlaudər f. langes Frauenzimmer; vgl. moselfr. *Schlidər* f. Hopfenstange, langes Frauenzimmer.

schlaudərn 1. schleudern, 2. Arme und Beine wegschleudern, schlenkern, schlaff gehen = moselfr. *schlaudərən* schlotternd einhergehen (mhd. slûdern).

F. N ***Schlecht*** (1700, 1904). Ebenso moselfr. ndrhein. F. N.

schlecht, *schlêcht* gerade; siegerländ. *schlœcht* schlecht (mhd. sleht „gerade").

Schlêf f. in der Mitte der Länge nach durchschnittener, an den Enden zusammenhängender Lederstreifen; vgl. moselfr. (Wallendorf) *Schlêf* f. tiefes Wagengeleise, (lux) Schleife.

schlêfn schleifen = moselfr. *schlêfən* schleifen, am Boden fortziehen.

schlêfn gleiten (vom Schlitten) = lux. *schlêfən* schleifen.

Schleich f Regenwurm; vgl. moselfr. *Schleich* f. 1. Blindschleiche, 2. umherschleichende Person.

schleichn schleichen, *schläch* schlich, *gəschlächn* geschlichen = moselfr. *schleichən, schlech, gəschlech(ən).*

schleifn = moselfr. *schleifən* schleifen, *gəschleff(ən)* geschliffen.

Schlî f. Schlehe. Ebenso moselfr. (hier auch *Schlîf).*

Schlicht f. glättendes Bindemittel in der Weberei; vgl. moselfr. (lux.) *Schlîcht* f. Brei, Pappe, die über die neue Leinwand gestrichen ist.

Schliddn = lux. (pl.) *Schliddən* Schlitten.

Schlîrum m. matter, kraftloser Wein, schwächliches, schmächtiges Kind = moselfr. *Schlîri* m. elendes Getränke.

Schlô f. (Wendung: *mąch də Schlô!)* behufs Bezeichnung der Wiesengrenze in ungemähtem Grase getretene Spur, moselfr. (lux [Bettel]) nassau. westerw. *Schlô* f. (mhd. slâ f. „Spur") Schwaden beim Mähen.

schlô schlagen, *schlêt* schlägt, *gəschlô* geschlagen = moselfr. *schlôn, schlêt, gəschlôn: ə ganz gəschlôə Ston(t) sein ich hai* eine ganze „geschlagene" Stunde bin ich hier, nösn *än gąnz gəschlôən Stąnt sein ich hâ'*.

schlô, schlagen, *schlêt* schlägt, *gəschlô* geschlagen = moselfr. *ślô(n)* schlagen, *ślêt* schlägt, *gəschlôn* geschlagen.

Schlôf m. der Schlaf, die Schläfe. Ebenso moselfr.

schlôfdrąnkn = moselfr. *schlôfdronkən* schlaftrunken.

schlôfərich schläfrig. Ebenso moselfr.

Schlôfhauf f. Schlafhaube. Ebenso moselfr.

schlôfn schlafen, *schlâ'f* schlief, *gəschlôfn* geschlafen = moselfr. *schlôfən, schlêf, gəschlôfən: ə schlêft* er schläft (ebenso moselfr.). Moselfr. *vor-əm Schlôfən* vor dem Schlafen (nösn. *vorr-əm Schlôfn).*

Schlôfrątz f. Schlafratte) = moselfr. *Schlôfratz* f. Langschläfer.

Schlôfsąck = moselfr. *Schlôfsack* m. Schlafsack

Schlôss n. Schloss, *Schlêssər* Schlösser. Ebenso moselfr.

Schlu^{a}cht = moselfr. *Schlu'cht* f. Schlacht.

schlubbərn schlürfend essen, lux. *schlubbərən.*

schlubbrich dünnflüss. Ebenso moselfr.

Schlupp f. Halsschleife; vgl. moselfr. *Schlupp, Schlopp* n. f. Schleife, Knoten am Halstuch.

schlurpn = moselfr. *schlurpən* schlurfen, nösn. *schlurpn* schlürfend gehen; vgl. moselfr. (iterat.) *schlurpsən* schlürfend gehen.

schmąckn schmecken, moselfr (hunsrück.) *schmackə: ət schmackt* es schmeckt, nösn. *ət schmąckt,* nösn. *schmâ'k* = moselfr. *schmâk* schmeckte.

Schmâlz = moselfr. *Schmâlz* n. Schmalz.

Schmäss, *Schmass* m. Schlag mit flacher Hand, pl. *Schmäss, Schmass* = moselfr. *Schmess, Schmass* Schläge. Prügel.

Schmätt = moselfr. lux. *Schmett* f. Schmiede.

Schmätz f. Schmeissfliege, moselfr. *Schmeiz* f.

schmêchəln = moselfr. *schmêchələn* schmeicheln.

F. N. ***Schmedt*** 1764. Ebenso moselfr. F. N.

F. N ***Schmedt*** (Mettersdorf). Ebenso moselfr. F. N.

schmeidich schmuck, zierlich: *ə schmeidich Mêtchə* = moselfr. *schmeidich schlank, geschmeidig.* Ndl. smijdig.

schmeissn schmeissen, *schmäss* schmiss, *gəschmässn* geschmissen = moselfr *schmeissən, schmess, gəschmessən.*

Schmett f. Schmiede. Ebenso moselfr.

Schmi^{ë}r n. = moselfr. *Schmi'r* n. Schmeer.

Schmi^{ü}r f. Schmiere. Ebenso moselfr.

schmi^{ü}rich = moselfr. *schmi^{ü}rich* schmierig.

schmi^{ü}rn = moselfr. *schmi^{ü}rən* schmieren: *dât gêt we^{i} gəschmi^{ü}rt*, nösn. *dât gêt wâ^{i} gəschmi^{ü}rt* das geht wie geschmiert.

Schmi^{ü}rsalf = moselfr. *Schmi^{ü}rsalf* f. Schmiersalbe.

Schmi^{ü}rz (ländl.) m. = moselfr. *Schmi^{ü}rz* m. Schmerz.

schmiddn, gəschmitt = moselfr. *schmiddən* schmieden, *gəschmitt* geschmiedet.

F. N. ***Schmidt,*** 1451 Smyth. Ebenso moselfr. (lux.) *Schmidt.*

F. N. ***Schmidts,*** *Schmitz* (für das Burzenland charakteristisch). Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Schmidts, Schmitz.*

schmilich schwächlich, lang, dünn; vgl. moselfr. (eifel.) *Schmilən* pl. dünnes, langes Gras.

Schmitt m. Schmied. Ebenso moselfr.

Schmôch f. (modern) Schmach. Ebenso moselfr.

schmu^{a}l = moselfr. *schmu^{a}l* schmal.

Schmuck f. = moselfr. chatt. *Schmick* f. Peitschenende. (-u- < -i- ist chattische Eigenheit). Vgl. *Schunk,* (ww.) *wunzich, Schmuck, schmuckən,* (chatt.) *schwurbəln.*

Schmuck f. = moselfr. *Schmeck, Schmack* m. Peitschenende (Schmicke).

schmuckn = moselfr. westerw. *schmuckən* mit dem Peitschenende treffen.

Schmurl, *Schmudl* = moselfr. *Schmuddəl, Schmurrəl* f. schmutzige Frauensperson.

Schmuttərmeiltchi = holl. *smoddermuiltje* Schmutzmäulchen (Kindersprache). Vgl. *bəschmuttərn* (s. d.).

Schnqddər f. = moselfr. *Schnaddər* f. Schwatzmaul.

schnqddərn = moselfr. *schnaddərən* schnattern.

Schnâkəlhôrn m. Schnecke; vgl. moselfr. *Schnêgəl* m. Schnecke.

Schnqll = ndrhein. *Schnoll* f. Dirne.

schnänkən zunicken; vgl. moselfr. *nänkən* zunicken.

Schnâp m., sss. *Schnêp* = moselfr. *Schnæp* f. Schnepfe.

Schnqpp = moselfr. *Schnapp, Schnäpp* f. Rand, Ende, moselfr. *sei es-of dər Schnapp* sie ist am Ende, auf dem Punkte, zu entgleisen.

schnäppəln = moselfr. *schneppəln* (herum) schnitzeln (ndl. snippelen).

Schnqppmâssər = moselfr. *Schnappmêssər* m. Taschenmesser.

Schnâr = moselfr. *Schnôr* f. Schnur.

Schnätslər in *Zêschnätzlər* Pfeilschnitzer (F. N.) = moselfr. *Schnetzələr* m. Schnitzer.

Schneggəl m. (ländl.) Ackernacktschnecke; vgl. moselfr. *Schnægəl* Schnecke (mhd. snegel).

schneidərn = moselfr *schneidərən* Kleider machen.

schneidn schneiden, *schnitt* schnitt, *gəschniddn* = moselfr. *schneidən schnitt, gəschniddən: ə schneit* er schneidet (ebenso nösn).

Schneizəldoch n. Schnupftuch; vgl. moselfr. *Schneizdôch* n. Schnupftuch (holl. snuitdoek).

F. N. ***Schnell*** 1700, 1904. Ebenso moselfr. (lux.). F. N.

schnêsəln Bäume entästen, jemand herausputzen: *ə gəschnêsəlt Mêtchi* ein nettes, wohl gezogenes Mädchen. Vgl. moselfr. *gəschnêsəlt* in die Reihe gebracht; *Schnês* f. junges Mädchen (mhd. sneiselen), *Gəschnês* n. kleines Reisig.

Schnî m. Schnee. Ebenso moselfr.

Schnîbrich m. Schneeberg bei Kastenholz. Vgl. den „Schneeberg“ bei Aachen (dial. *Schnîbrich).*

Schniddər m. Schnitter. Ebenso moselfr.

Schnîplôk (mit auffälligem und gerade deshalb wertvollem *p-* = germ. f-). Ebenso moselfr.

Schnîrich = moselfr. *Schnirch* f. Schwiegertochter. Vgl. altchatt. (Alberus) schnürch.

sss. ***Schnôk*** f. = rheinfr. *Schno"k* f. Schnake.

sss. ***Schnôp*** m. Schnupfen. Ebenso moselfr.

schnôpich verschnupft; vgl. moselfr. *Schnoptich* Schnupftuch. Vgl. ndd. snoppe „Schnupfen“, altnord. snoppa „Schnauze“.

Schnu^{a}bəl = lux. *Schnu'bəl* m. Schnabel.

schnu^{a}rkn = moselfr. *schnu'rkən,* wetterau. *schnarkən, schnorkən* schnarchen. Vgl. *sâ'kn.*

Schnu^{a}t = moselfr. *Schnu't* f. (mhd. snate) Pfropfreis.

schnuddərn den Nasenschleim mit Geräusch zurückziehen. Ebenso moselfr.

Schnuff f. (kakophem.) Nase. Ebenso moselfr.

schnuffəln = *schnuffələn* an etwas herumriechen, schnüffeln.

schnuffn = moselfr. *schnuffən* Tabak schnupfen.

Schnufftəbąck = moselfr. *Schnufftəback* m. Schnupftabak.

*(gə-)**schnuppərich*** = moselfr. *schnupp(ər)ich* naschhaft.

schnuppərn = moselfr. *schnuppən* naschen (holl. snoepen).

schnurchəln den Nasenschleim emporziehen; moselfr. *schnerchəln.*

Schnurr f. Kreisel = moselfr. *Schnurr, Schnorr* f. schnurrendes Kinderspielzeug, Brummkreisel.

F. N ***Schobel.*** Ebenso ndrhein. F. N

F. N ***Schock,*** Csock (Cs- [magy. Schreibung] = Sch- wie in Csallner = Schallner, Cseff = Schef u. a.). Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Schock* und lux. O. N. *Schock*mühle, *Schock*weiler. Schock ist Koseform der mit ahd. scoch „Pfeil“ zsgs. P. N. Dazu vgl. auch

lux. F. N. *Schock*ert < scoch + hart.

schoddərn erschüttern = moselfr. *schoddərən* schaudern, frösteln.

Schôf n. Schaf. Ebenso moselfr. (mhd. schâf).

Schôf m. pl. *Schêf* Bund Stroh. Ebenso moselfr. (mhd. schoup).

Schôfhạnt = moselfr. *Schôfhont* m. Schafhund.

Schôfhï̤rt = moselfr. *Schôfhï̤rt* m. Schafherde.

Schôfhîrt m. Schafhirte. Ebenso moselfr.

Schôfsleddər n. Schafsleder. Ebenso moselfr.

Schogen, magy. Sajó, rum. Şieu, im Nösnerlande (am Sajó, der urk. 1228—1230 „Soyou, Sajo minor" heisst), ss. *Schôgn.* Vgl. ndrhein. Schagen, dial. *Schoagen* (nach freundlicher Mitteilung des Herrn Pfarrers Selders). Auch holl. O. N. *Schagen* Unser „Schogen" ist jedenfalls nach dem Flusse benannt.

Scholdər f. Schulter, pl. *Scheldərchər.* Ebenso moselfr.

F. N. ***Scholl*** (Gr.-Lasslen). Ebenso lux. F. N.

Scholt f. Schuld. Ebenso moselfr.

Scholten, urk. Salencen, magy. Szász-Csanád, rum. Cinadea, bei Marktschelken, ss. *Scholtn.* Vgl. O. N. *Scholt* in der Eifel (Wolff, Mühlbächer Programm 1891, S. 9). Vgl. ndrhein. F. N. *Scholten.*

F. N. ***Scholtes,*** Scholtheizs 1703. Moselfr. (lux.) *Scholtes.* Scholtes = Schultheiss (der die Schuld „heisst", zu sühnen befiehlt, Richter).

Schönau, ss. *Schînən,* urk. Schôna, Schena 1313—1324, magy. Szépmező, urk. Scepmezeu 1313 bis 1324, rum. Şona, bei Reps. Vgl. *Schönau,* dial. *Schîn* (Rgbz. Köln, südlich von Euskirchen).

F. N. ***Schönauer*** 1710. Ebenso moselfr. F. N.

Schönberg, urk. Sconberk, lat. Pulcromons 1280, magy. Leses, rum. Şulembercu, bei Agnetheln, sss. *Schinəbärch.* Vgl. *Schönberg* (Rgbz. Trier, Gen. St. Karte: Berncastel), Schönberg (in Luxemburg).

Schöndorf (Bielz, S. 459), magy. Széplak, rum. Siplacu, bei Sächsisch-Regen. Vgl. *Schöndorf* (Rgbz Aachen, Kreis Heinsberg).

Schôp m. Schopf, pl. *Schêp.* Ebenso moselfr.

F. N. ***Schöpp*** 1764, 1900. Vgl. rheinländ. F. N. *Schöpp* (Mühlheim a. Rh.). Schöpp = mhd. schepfe = ndd. schöppe „Schöffe, Gerichtsbeisitzer".

Schoppn = moselfr. *Schoppən* m. Schuppen.

Schôrəstn m. Sommerherd im Hausflur (Dürrbach) = moselfr. (trier.) *Schôrštə(n)* m. Schornstein. Vgl. O. N. *Schorsten,* ss. *Schorəstən,* magy. Sorostély, rum. Şoroştinu, bei Mediasch.

Schôrn m. grosse Scholle;

vgl. moselfr. *Schorn* m., *Schorrə, Schôr* f. Erdscholle, angeschwemmtes Land (ahd scorno, schorn „Scholle"), nösn. pl. *Schêrn* = moselfr. *Schêrən* (pl.) Schollen.

schôrn mit der Hacke behauen und dadurch vom Unkraut reinigen = moselfr. *schôrən* herumwerfen, mit dem Spaten arbeiten, umgraben.

schôstn = moselfr. *schôssən* keimen, spriessen, in die Blüte schiessen (mhd. schozzen).

schotchəs schief; vgl moselfr. *seit*chəs seitwärts.

sss. F. N. ***Schotsch;*** vgl. ndrhein. (fläm holl.) *schotsch* unhöflich, grob, roh, zurückstossend.

Schräft = moselfr. *Schreft* f. Schrift.

Schräftštäck = moselfr. *Schreftsteck* n. Schriftstück.

F. N. ***Schramm.*** Ebenso lux. F. N.

schrąmpn in *bəschrąmpn* zusammengeschrumpft = moselfr. *schrampən* schrumpfen.

sss. ***schrąn*** weinen = moselfr. hess. *schrâiən* laut weinen (eigentlich „schreien", wofür *kreischən* [s. o.] gebraucht wird).

Schrätt = moselfr *Schrett* m. Schritt.

schraubn, sss. *schrouwən* schrauben: nösn. *ə schrauft* er schraubt; moselfr. *schrauwən* schrauben: *ə schrauft.*

Schrauf f. Schraube Ebenso moselfr.

schrêch schräge. Ebenso moselfr. Vgl. *schlämm.*

schreibn (sss. *schre^{i}wən* schreiben), *schriff* schrieb, *gəschrim* (< *-ɪcn)* geschrieben = moselfr. *schreiwən, schriff, gəschriwwən.*

schreidn schreiten, *gəschriddn* geschritten = moselfr. *schreidən, gəschriddən.*

Schreiffeddər f. Schreibfeder. Ebenso moselfr.

Schreifpupeiər = moselfr. *Schreifpopeiər* n. Schreibpapier

Schreifštuff f. Schreibstube Ebenso moselfr.

sss. ***schre^{i}wən*** schreiben, *schriff* schrieb, *gəschriwwən* geschrieben = moselfr. *schreiwən, schriff, gəschriwwən.*

Schreiwər m. Schreiber. Ebenso moselfr.

Schrôdən m. grosses Stück Fleisch. Ebenso moselfr. (m[h]d. *schrât* m. abgeschnittenes Stück).

schrôdn = moselfr. *schrôdən* (schroten) mittels eines walzenförmigen Holzstückes oder daraus hergestellten Gerätes schwere Lasten bewegen.

Schrôtlettər = moselfr. *Schrôtlêtər* f. Rutschleiter zum Auf- und Abladen von Fässern.

schru^{a}gəln beim Gehen hin- und herwackeln, moselfr. *schrâgəln* unsicher gehen, wanken.

Schru^{a}gn = moselfr. *Schro^{a}gən, Schrâgən* m. Holzgestell mit schrägen Beinen. Daher der moselfr. F. N. *Schragen.*

schru^{e}gəln hin- und herwankend gehen; vgl. eifel. *schro^{a}gən* grosse Schritte machen.

Schrupphobəl f. zum Hobeln aus dem Groben verwendeter Hobel; vgl. moselfr. *schruppən* reiben.

schu = moselfr. *schu(n)* schon.

schu^{a}bn, sss. *schu'wən* = moselfr. *schu'wən* schaben: *ə schu'ft* er schabt(e), nösn. *ə schu^{a}ft.*

Schu^{a}cht m. Stiefelschaft, pl. *Schâ'cht* = eifel. *Schâ'cht, Schacht* m., pl. *Schæcht* (aachen.) Stiefelschaft, Schachtelhalm.

schu^{a}dn schaden, *gəschu^{a}t* geschadet = moselfr. *schu'dən* (Sierck: *schu^{a}dən), gəschu't* (Sierck: *gəschu^{a}t).*

Schu^{a}dn = moselfr. *Schu'dən* m. Schaden.

Schu^{a}f = moselfr. *Schu'f* f. Schabeisen (Schabe).

Schu^{a}l = moselfr. *Schu'l* f. Schaale.

Schu^{a}r = moselfr *Schu'r* f. Schar.

Schu^{a}rt (ländl.), *Schwu^{a}rt* (städt. Halbmundart) = moselfr. *Schwu'rt* f. Schwarte.

schu^{a}t = moselfr. *schu't* schade: *t ess sîr schu't,* nösn. *t äss sîr schu^{a}t.*

Schuckəltchər (pl. dem.) = moselfr. *Schückəlchər* pl. Schühlein (Kindersprache).

F. N. ***Schuller.*** Ebenso lux. F. N.

Schullər = moselfr. *Schulər* m. Lehrer (Wallendorf an der Sauer). Daher der moselfr. ss. F. N. „Schuller" (in Luxemburg wohnen 178 Schuller).

schummən refl. sich schämen. Ebenso moselfr. (lux.).

Schunk f. der Schinken; vgl. moselfr. *Schonk* f. Knochen. Rheinfr. *Schunkə* m. der Schinken.

schunn, sss. *schunən* = moselfr. *schunən* schonen.

schuppərn = moselfr. *schuppə(r)n* mit den Füssen fortstossen (holl. schoppen).

Schûss m. Schoss. Ebenso moselfr.

Schussbartəl m. (eigentlich Barthel, der einen „Schuss" hat) närrischer Kerl, fahriger, unbesonnener, voreiliger Mensch. Ebenso moselfr.

Schwâ^{i}cht = moselfr. (lux.) *Schwæcht* f. Schwäche.

F. N. ***Schwalb*** (sss). Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

Schwalf = moselfr. *Schwalf, Schwolf* f. Schwalbe.

schwämmən = moselfr. *schwemmən* schwimmen.

schwängən schwingen, *gəschwąngən* geschwungen = moselfr. *schwengən* schwingen, *gəschwongən* geschwungen.

Schwąnz = moselfr. chatt. *Schwânz* m. Schwanz.

schwąppəlich = moselfr. *schwappəlich* schwankend (von Flüssigkeiten).

schwąppəln = moselfr. *schwappələn* vibrieren (einer fleischigen Masse oder Flüssigkeit).

Schwarzburg, Burgruine bei Kronstadt (Zeiden). Vgl. O. N. *Schwarzenburg* (Rgbz. Aachen).

schwêchn den Wald abstocken, abhauen; vgl. moselfr. *Schwôch* Holz, besonders Querholz.

Schweich, vgl. *Schweischer.*

Schweinəflêsch, sss. *Schwengəflîsch* = moselfr. *Schweinəflêsch,* lux. auch *Schwengəflêsch* n. Schweinefleisch.

Schweinsôgən pl. Schweinsaugen. Ebenso moselfr.

schweinzich, sss. *schwengzich* schweinisch. Moselfr. *schweinzich,* nordlux. *schwengzech.*

Schweischer, rum. Cişera, magy. Sövényszeg, bei Reps, sss. *Schweischər.* Vgl. den moselfr. (lux.) F. N. *Schweicher, Schweich* und die O. N. *Schweich* in Luxemburg und *Schweich* (nordöstl von Trier) in der Eifel. Ich bemerke ausdrücklich, dass, ähnlich wie bei uns im Burzenlande, *-eich* in einigen Gegenden der Eifel wie *-eisch* ausgesprochen wird, also dass *Schweicher* geschrieben und *Schweischer* gesprochen wird.

Schwêst = moselfr. *Schwêss* m. Schweiss.

schwêstich = moselfr. *schwêssich* voller Schweiss (mhd. sweizec).

schwêstn = moselfr. *schwêssən* schwitzen: *sei schwêst,* nösn. *sei schwêst* sie schwitzt (mhd. sweizen).

Schwêvəl, *Schwêbəl* = lux. *Schwêvəl* m. Schwefel.

sss. ***schwi˘vən*** = moselfr. *schwêwən* schweben: *ə schwêft* er schwebt, nösn. *ə schwêft.*

Schwi˘rn = moselfr. *Schwi˘rən* m. (Schwären) eiternde Hautgeschwulst.

Schwi˘rz = moselfr. *Schwi˘rz* f. Schwärze.

schwi˘rzn = moselfr. *schwi˘rzən* schwärzen.

Schwijər(mąttər) = moselfr. *Schwijər(mottər)* f. Schwiegermutter.

schwîrich eiterig. Ebenso moselfr.

Schwôgər m. Schwager, pl. *Schwêjər;* lux. *Schwôər,* (Sauertal) *Schwôgər,* pl. *Schwê(j)ər.*

schwurbəln schwirren, wirbeln, sich drehen = kobl. *schwirbələn* wirbeln; *-u-* < *-i-* ist chatt. Eigenheit, vgl. *Schmuck, Schunk, bunzich* u. a. Vgl. rheinfr. hess. *Wurwəl* m. Wirbel.

F. N. ***Sebastian.*** Ebenso moselfr. F. N.

Sêchər = moselfr. *Sêch* m. Harn.

sêchərich zum Harnen geneigt. Ebenso moselfr.

sêchn (mhd. seichen) harnen, moselfr. *sêchən.*

O. N. ***Seck*** (Honteruskarte 1532), *Sek* (Teutsch, Sachsengeschichte I, 86), urk. Zek, Zeek 1291 ff., magy. Szék, rum. Sicu, bei Szamos-Ujvár. Vgl. O. N. *Seck* ö. v. Westerburg im Westerwald (Gen. St. Karte: Dillenburg).

Sêf f. Seife. Ebenso moselfr.

sss. *Seff* n. Sieb (Schässburg) = moselfr. lux. *Siff* m. Sieb.

sei 1. sein, 2. bin *(bän* ist städtisch), *bäst* bist, *äss* ist, *sei* sind, *seit* seid, *wôr* (ländl. wâs) war, *gəwêst* gewesen = moselfr. *sei* 1. sein, 2. bin *(ben* ist modern), *bess* bist, *ess* ist, *sei* sind, *seit* seid, *wôr* (und *wâs*) war, *ġəwêst* gewesen: *eich sei hai gəwêst* ich bin hier gewesen, ebenso nösn.; *sąf!*, treppen. *suf!*, jaad. *saef!*, mettersdorf. *seif!* sei!: *seif rôich!* = lux *säf!*, *seif!*, *sĭf!* sei!: *seif rôich!* sei ruhig! Die Grenzen der für die Bewohner des Nösnerlandes als Auswanderungsgebiet allein in Betracht kommenden Gegenden lassen sich mittels der bisher nicht beachteten *seif*-Linie so scharf ziehen, dass eine genauere Lokalisierung nicht gedacht werden kann, sofern die Nösner nur aus einem Gebiete stammen können, wo das Schibboleth der Nösner *sof, seif* (Mettersdorf), *sof* = moselfr. *säf, seif, sief, sĭf* mit seinem charakteristischen -f (als Befehlsform von nösn.-moselfr. „sei" = sein) ausschliesslich gebraucht wird, und das ist Luxemburg nebst den lux. sprechenden Gemeinden Lothringens, Rheinpreussens und Deutsch-Belgiens (23). Diese merkwürdige s-f-Form ist um so wertvoller, als sie nichts weniger als der sprachliche Niederschlag einer weltgeschichtlichen Tatsache ist, nämlich der in diesen Gegenden erfolgten Mischung von Franken und Alemannen infolge der (bekanntlich nicht „bei Zülpich", sondern) in diesen Gegenden geschlagenen grossen Franken-Alemannenschlacht vom Jahre 496. Die Franken brachten ihr bis zum heutigen Tage bewahrtes -f-loses sî (heute *sei)* mit, und die Alemannen bewahrten ihr altes *wis,* woraus sich die aus der Mischung der Völker erklärliche Mischform *sîw*(is), heute lothring. (z. B. in Püttlingen, wo sich Alemannen mit Moselfranken berühren!) *sîwə (siwə rôich!* sei ruhig!) ergab, dessen zweites Kompositionsglied teilweise (-is) deshalb abgeworfen wurde, weil es nicht betont war, ähnlich wie z. B. in unserem *Hintś* = moselfr. *Hentś,* < Handschuh oder *Wiärkəś*(t) < Werkst-att, *Nąrśt* (Neustadt) s. o. Dass zur Verdeutlichung des ersten, den Alemannen dunkeln Kompositionsgliedes (sî) ein zweites, mit dem ersten begrifflich identisches Wort angefügt wurde, hat seine Analogie in unserem *Fitśifeil* = moselfr. *Fitśefeil* (< fitsche(r) = mhd. vitzer „Pfeil" + feil „Pfeil"), im ss. *Schnickə-śnu'gəl* (< snigge „Schnecke" + snagel „Schnecke") und in *Mu"rləf* „Alp" (< *Mu"r* = mhd. mar „Alp" + *Âlf* „Alp").

sei mər? sind wir (fertig)? Ebenso moselfr.

sei (betont) — *sə* (unbetont) sie: *sei äss dô* sie ist

da, *sə äss dô* sie ist d a. Ebenso moselfr.

Seiburg, urk. *Syberg* 1289, magy. Zsiberk, rum. Sibertu, bei Reps, sss. *Se'brich;* ferner: Nösner Bergname *Seibrich* (Wallendorf). Vgl. O. N. *Siburg,* südl. von Dortmund, und urk. *Sibergh* (Weistümer zu Deutz a. Rh. v. 1386; Grimm, Weistümer III, 7). Vgl. ndrhein. F. N. *Sieburg,* Sieberg (Aachen). *Sei-* = *Sy-* = nhd. F. N. *Sy* = ahd. P. N. Sigo; vgl *Seimət* = *Siemet* = *Sigimund; Seifərt* = *Siefert* = *Sigifrid.*

seich (betont) — *sich* (unbetont) sich Ebenso moselfr.

Seiər f. Säure. Ebenso moselfr. (lux.).

F. N. ***Seiffert*** 1710. Vgl. moselfr. F. N. *Seyffert* (< Siegfried).

Seifn m. langsam fliessender, sumpfartiger Bach, von einem solchen durchzogene Bodenstelle. Vgl *Seifn* Flurname in Sächsisch-Reen, *Rûrseifn* (Rohrseifen) sumpfiges Wiesenland in Petersdorf bei Bistritz. In Heltau „Mehlseifen" (feuchtes Wiesen- und Waldtal), bei Reps *blêsch* (walachisch) *Seifən,* in Stein *Sôlzseifən* (Salzseifen), *Hûseifn* (Hochseifen) in Baierdorf, *Läntsîfən* in Tschippendorf, *Ąngərsîf* in Tschippendorf, *Seifen* (Ackerland) in Pintak, *Hąssəlseifen* (Haselseifen), urk. „Hussalseif hodie Ujfalu" 1366 (Korrespondenzblatt II, 33) u. a. Moselfr. *Seifən* m. sumpfige Stelle. Vgl. Wollseifen (Gen. St. Karte: Euskirchen), Losenseifen (Gen St. Karte: Neuerburg), Rothumseifen (Gen. St. Karte: Neuerburg), Wickenseifen (Gen. St Karte: Prüm), Luppertseifen (ebenda), Dehmseifen (ebenda), Truddenseifen (Gen. St. Karte: Waldbröl), Seifen (ebenda), Röckersseifen (Gen. St. Karte: Neuerburg) usw. Seifen ist in ganz Deutschland nirgends so häufig verbreitet wie im moselfr. Sprachgebiete. Vgl. nassau. O. N. *Langenseifen.*

F. N. ***Seimen*** (Näheres s. unter *Symən).*

Seinich n. das Seinige: *ə jêdər wêss dət Seinich* (jeder weiss das Seinige). Ebenso moselfr.

Seint n. (Seines) das Seinige: *ə nitt sich Seint* er nimmt sich das Seinige. Ebenso moselfr. (eifel.).

seit, *sänt, säntər, sittər* = moselfr. chatt. *seit, sent, sendər, siddər* seit: *s— gœstər sein eich hai,* nösn. *s— gûstər sein eich hâ'* seit gestern bin ich hier.

Seiwert 1703, Seiffert 1710, Seyfrid(us) 1454. Moselfr. (lux.) *Seiwert, Seiffert, Seivert* = ahd. P. N. Sigifrid.

Sêl n. Seil, *Sêlər* Seile. Ebenso moselfr.

Sêlər m. Seiler. Ebenso moselfr.

Seligstadt, ss. *Sê-, Sailijəscht,* rum. Selişt*at,* magy. Szelistat, bei Grosschenk. Vgl. *Seligenstadt* in Hessen, urk. (11. Jh.) *Saligin*stad,

*Selges*dorf, urk. 1312 Salgindorp. Nach Wolff, Mühlbacher Programm 1891, S. 29 ff. = mit salichen (Salweiden) besetzte Stätte; nach O. Werner, Ursprung und Wesen des Erbgrafentums der S. S., Gotha 1902, S. 18 = Stätte der „Saligen", d. h. Reichen, Herren. Hiezu stimmt auch die urk. Form Seligerstat 1483, Selgerstat 1488 < (der) Seliger Stadt (vgl. ss. [der] helijər-drą̂ˡ-Kinək-dą̂ch = der heiligen 3 Könige Tag, während in Wolffs Erklärung das für unsere Ma. charakteristische *-r* unerklärt bleibt. Vgl. auch *Seligerstadt* am Main bei Frankfurt, im 14., 15. Jh. auch *Selgerstat.*

sêmən einsäumen, umsäumen. Ebenso moselfr.

Sênəs, sss (Schaas) *Sênts* f. Sense, moselfr. (moseltal.) *Sênts* f.: *də Sênts kloppən* die Sense dengeln, ebenso ss. (aber schon nordlux. rip. *Sîssən, Sîssəl,* ndl. *zeissen).*

sss. ***sər*** (betont): *sir, sich,* (betont): *sech* (Bulkesch, Rätsch) sich (dat.), sich (acc.). Siegerländ. *sîər, sər* sich (dat.), *sech, sich* sich (acc.) = got. dat. sis (vgl. got. mis = nhd. mir), acc. sik.

F. N. ***Seraphin.*** Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Servatius.*** Ebenso ndrhein. F. N.

sêss sechs = ndrhein. *ses* sechs: *seshondərt* sechshundert, nösn. *sêshąndərt.* Altmoselfr. chatt. (urk.) „ses(bondert)" sechshundert. Durch den Einfluss der Schriftsprache sagt heute das ganze Moselland *seks(hon[d]ərt).*

Sessenhausen, vgl. *Sachsenhausen.*

Set f. Saite (aber *Seit* f. Seite) = lux. *Sät* f. Saite (aber *Seit* f Seite).

F. N. ***Setz,*** *Sätz.* Vgl moselfr. F. N. *Setz;* lux. auch *Sitz.* Ahd P. N. Si(gi)zo. Vgl. O. N. *Setz* (Gen. St. Karte: Malmedy).

F. N. ***Severinus*** (sss.), 1720 *Severini.* Vgl. moselfr. F. N *Severin.*

Sêwər m. Speichel. Ebenso moselfr.

sêwərn geifern: *dət Maul sêwərd-əm.* Ebenso moselfr (zu mhd. seifer).

F. N. ***Seydel*** 1505, *Seidel.* Ebenso moselfr. (lux.) F. N. *Seidel* (dem zum moselfr. F. N *Seid* = ahd. P. N. Sigideo).

F. N. ***Seyffner*** 1505. Vgl. moselfr. F. N. *Seifner.*

Sî m. See. Ebenso moselfr.

Siburg, vgl. *Seiburg* (s. o.).

Siechhof, Ried auf Bistritzer Gemarkung, dial. *Sîˡchəs* (s. o.) < Siechhaus; vgl. *Siechenhof* in Luxemburg (Kanton Luxemburg)

F. N. ***Siegler.*** Ebenso lux F. N. (ahd. sigil + har).

F. N. ***Siegmund.*** Vgl rheinfr. F. N. *Siegmund.* Vgl. *Simeth.*

Sîhąnt = moselfr. *Sîhont* m. Seehund.

sss. ***Sijjəl*** = moselfr. *Sijjəl* n. Siegel.

Sîl f Seele. Ebenso moselfr.

F. N. ***Sill,*** urk. Syll (sss.). Vgl. rheinfr. F. N. *Sill.* Sill = Silvester (germ Akzent; vgl. engl. Sill = Silvester).

sillich schmächtig, klein; vgl. moselfr. *sillich* ansehnlich, bedeutend. Merkwürdiger Bedeutungsunterschied! (Vgl. mhd. zilich „schmächtig, klein".)

Sillnscheit = moselfr. *Sillscheit* n. Hebel, woran das Pferdegeschirr befestigt wird.

Siln m. Pferdegeschirr, gewöhnlich *də Siln* (pl.) = moselfr. *Sillən* m., pl. *də Sillə(n)* das Pferdegeschirr: *t Pârt schlêd-aus də Sillə* das Pferd schlägt aus dem Geschirr.

F. N ***Simeth*** (auch dial. Aussprache des F. N. Siegmund [in Mediasch]). Vgl. rheinfr. F. N. *Sim(m)eth* (< Siegmund).

Ssimmi Simon = moselfr. *Simm,* Koseform für Simon. Auch engl. Simm = Simon.

F. N. ***Simon.*** Ebenso lux. F. N.

F. N. ***Simonis.*** Ebenso lux. F N

sîn = moselfr. *sînən* sehnen: *ə sînt sich dərnô* er sehnt sich darnach (ebenso nösn.).

sîn seihen, *gəsînt* geseiht; vgl. moselfr. *gəsî* geseiht.

sîr sehr. Ebenso moselfr.

sitrich „nass, feucht" (vom Boden); moselfr. *sutrich, sidrich* „feucht", *Sutər* m. „alles, was ausschwitzt, überlaufende Flüssigkeit", *sutərn* (lux. *sidərn)* „ausschwitzen, heraussickern" = lat., ital., rum. sudare, span. sudar „schwitzen". Vgl. ss. *Sidrich* n. Riedname (Minarken).

sss. ***siæwən,*** nösn. ***sibn,*** *sim* (sekundär) = moselfr. (lothring.) *siwwən* sieben, köln. (sekundär) *sibbə(n).*

sss. ***siæwənzæn,*** nösn. *simzə* = moselfr. (lothring.) *siwwəzé'n* siebzehn.

sss. ***siæwənzich,*** nösn. *sibbnzich, simzich* = moselfr. *siwwəzich,* köln. *sibbənzich* siebzig.

sô, *sôt, gəsôt, sô!* = moselfr. *sôn* sagen, *sôt* sagt(e), *gəsôt* gesagt, *sô!* sage!

Sôk m. (Mettersdorf) Socke = moselfr. *Sôk* m. Socke, pl *Sêk* (ebenso nösn. [Mettersdorf]).

Sôm = moselfr. (lux.) *Sôm* m. Same.

Sôm m. Saum, pl. *Sêm.* Ebenso moselfr.: *Sêmtchər* (pl. dem.), ebenso nösn.

F. N. ***Sommer*** 1668, 1904. dial. *Summer.* Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Summer (Summər* heisst moselfr. und ss. „Sommer").

Sommerberg, vgl. *Sommerburg.*

O. N. ***Sommerburg,*** magy. Zsombor, rum. Şimboru, bei Reps. Vgl. O. N. *Sommerburg* im Nassauischen (Haltrich, Schässburg. Progr. 1855, S. 14), *Sommerberg* (Rgbz. Köln, Kreis Wipperfürth), *Sommerberg* (Rgbz. Köln, Kreis Mühl-

heim). Vgl. *Sommerberg* (Kölner Rgbz., Kreis Rheinbach). „Sommer-“ in O. N. heisst oft „südlich“, wie „Winter-“ „nördlich“ bedeutet (vgl. Sommerhalde, Winterhalde).

Sorich f. Sorge. Ebenso moselfr.

sss. ***sorjən*** sorgen. Ebenso moselfr.: *ə sorricht* er sorgt (ebenso nösn.), *ə hu't gəsorricht* er hat gesorgt (ebenso nösn.), *sorrich!* sorge (ebenso nösn.).

Sôrl, *Sôdəl* n. Stück Ackerland (soweit der Säemann reicht mit dem Säen) = moselfr. chatt. *Sôdəl* m. längliches Ackerbeet; nösn. *ə gêd-ąffəm Sôrl* sagt man von der Person, die dem Säemann vorangeht, damit er weiss, wohin er den Samen zu streuen hat, moselfr. *ə gêd-offəm Sôdəl.* Mhd. sâtel (< lat. satellum). Ein echt chatt. moselfr. Wort!

Sôt f. Saat Ebenso moselfr.

Špąch = moselfr. *Špachtəl* f. Holzscheit (mhd. spache).

špäckn spicken, *gəšpäckt* gespickt = moselfr. *špeckən* spicken, *gəšpeckt* gespickt.

Špâ'gəl, sss. *Špäjəl* = moselfr. *Špe'jəl* m. Spiegel.

Špą'kändər — *Dą'kändər* (Sprichwort) = moselfr. *Špâikən-(d)ər* — *Dâiden(d)ər* Kinder, die gut speien, gedeihen.

Špâk m. Schafsklauenfett, Lederfett (nur in dieser Bedeutung); moselfr. *Špêk* m. Speck.

Špaldər = moselfr. *Špâlər, Špäldər* n. Spaltholz, Holzscheit von ziemlicher Länge. Vgl. moselfr. *spaldərən* spalten.

Špaldərlänk m. = westerw. *Špäldərlenk* m. Spaltholz, Holzscheit von ziemlicher Länge.

Špäll = moselfr. *Špell* f. Spindel. Mhd. spille.

Špäll n. = ndrhein. *Špell* n. (holl. *špel)* Spiel.

špąln = moselfr. *špâlən* spalten.

špâln, sss. *špêlən* = moselfr. *špe'lən* spülen.

Špąnn = ndrhein. *Sponde* f. Bettstelle (< lat. sponda „Bettstelle“).

špänn, *špann* spinnen: *sei špänt* sie spinnt, moselfr. *sei spent,* (lux.) *spant* von *špenn(ən),* lux. *špannən* spinnen: *eich hu gəsponn* ich habe gesponnen, nösn. *eich hu gəšpąnn.*

Špännrąt = moselfr. *Špennrât* n. Spinnrad.

Špännštuff f. = moselfr. *Špennštuff* f. (Spinnstube) Zusammenkunft der erwachsenen Dorfjugend beider Geschlechter an den Winterabenden, um zu spinnen, zu stricken und zu nähen, bezw. um sich zu unterhalten.

Špännwät = moselfr. chatt *Špennwät* f. Spinngewebe. Vgl. altchatt. (15. Jahrhundert) *Spinnwet* n. Spinngewebe.

Späss m. Spiess. Ebenso moselfr.

špässn = moselfr. *spessən* spiessen.

Špätzâk n. in *špätzâkich* (scharf)eckig; vgl. moselfr. *Špessâk* n. schiefer Winkel.

špätsn spitzen, *gəšpätzt* gespitzt = moselfr. *špetzən, gəšpetzt.*

Špätst f. Spitze. Ebenso moselfr. (< spizzida).

Špêch f. Speiche. Ebenso moselfr.

Špêch m. „Specht", moselfr. (Sauertal) *Špêch* = altfranz. espeche, neufranz. épeiche „Specht" zu lat. pîcus „Specht", span. pico, ital picchio — alles Formen ohne -t.

Špêchəl m. Speichel. Ebenso moselfr. Vgl. *Sêwər.*

F. N. ***Speck*** (16 Jahrhundert). Ebenso lux. F. N.

Špeiltchi (dem.) Holzstäbchen zum Verschluss der Würste, moselfr. *Špeiltchə* zu *Špeil* f. dasselbe.

Spilleit (pl.) Musikanten. Ebenso moselfr.

špillərich zum Spielen geneigt, spiellustig. Ebenso moselfr.

Špillhaus n. (Passbusch) Zimmer, in dem sich die konfirmierte Jugend vergnügt = moselfr. *Špillhaus* n. (mhd. spilhûs) Haus, in dem man zur Unterhaltung zusammenkommt.

Špillrąts = moselfr. *Špillratz* f. Spielratte.

špiln = moselfr. *špill(ə)n* spielen, *sei špilt* sie spielt, *gəšpilt* gespielt. Ebenso moselfr.

Špirkəl m. „Februar", moselfr. *Špirkəl* m „Februar". *-i-* ist spezifisch moselfr. Umlautsform zu ripuar. *Špurkəl* „Februar" = mittellat. spurcalia „in februario (!) superstitionis species et paganiæ" (zu spurcus „unrein", lat. spurcare, rum. spurcare „verunreinigen") also: „Reinigungsmonat" als Beginn der Brunstzeit der grösseren Tiere. Auch „februarius" heisst „Reinigungsmonat" (zu februare „reinigen"). Nösn. Wendungen: *t äs špirkəl kąlt* „es ist sehr kalt", *dər Zigû* (⌣ ⊥) *äs ąngəst vorr-əm Špirkəl* „der Zigeuner hat Angst vor dem Februar". Wegen des Umlauts *-i-* vgl. *piləsn* (s. o.), *sitrich* (s. o.).

Špir(rə)lgąss f Spitalgasse, *Špir(rə)ldôr* n. Spitalstor; vgl. moselfr. (hunsrück.) chatt. *Špirrəl* n. Spital. Vgl. (hunsrück) *Spittelhof* (Gen. St. Karte: Saarburg), dial. *Špirrəlhof.*

Šplittər f. der Splitter: *zwô Šplittərn* zwei Splitter. Ebenso moselfr.

šplittərnąckich = moselfr. *šplittərnackich* ganz nackt.

Špô m. Span, *Špêntchi, -tchə* Spänchen = moselfr. *Špô(n), Špêntchə: zwê klinzich Špêntchər* zwei kleine Spänchen.

F. N. ***Sponer.*** Vgl. lux. F. N. *Spon.*

Špôr n. die Spur. Ebenso moselfr. ndrhein. *Špôr* n. (holl. spoor n.) die Spur.

Špôrn m. = moselfr. (Königsmachern) *Špôr* m. Sporn.

Šprạch m. Spruch, *Špräch* Sprüche = moselfr. *Šproch* Spruch, *Sprech* Sprüche; dem pl. ***Šprechəltchər,*** nösn. *Šprächəltchər.*

Šprâ'nɜəl = moselfr. (eifel.) *Šprônzəl* f. Sommersprosse.

šprâ'nɜlich = moselfr. (eifel.) *šprônzəlich* sommersprossig.

Šprạng m. Sprung, *Špräng* Sprünge; moselfr. *Šprong, Špreng.*

špräŋgən springen, *gəšprạŋgən* gesprungen, moselfr. *šprengən, gəšprongən.*

Špränkəl, *Šprinkəl* m. vorderes Verbindungsholz zwischen den Leitern des Ochsenwagens, Sprosse im Vogelbauer; moselfr. *Šprenkəl* m. bedeutet dasselbe.

špṛạnkəs (adv. gen. sing.) *kôchn* sprungweise, wallend, siedend kochen = moselfr. *špronks kôchən* sprungweise kochen (zu mhd. sprunc).

Špränkhậ'st m. Heuschrecke; vgl. moselfr. *Hâ'šprengər, Hâ'špronk,* ndl. *sprinkhân,* chatt. *„Springhengst“,* welche alle „Heuschrecke“ bedeuten.

Špräts = moselfr. *Špretz* f. Spritze.

Šprätsər = moselfr *Špretzər* m. (Spritzer) kurzer Regen.

šprêdn = moselfr. *šprêdən* über etwas hinbreiten (mhd. spreiten): *ə šprêt,* nösn. *ə špret.*

O. N. ***Spring,*** rum. Şpringu, deutsch „Gespreng“, urk. Spring, Spreng (14. Jh.), bei Mühlbach; vgl. O. N. *Sprink* (Rgbz. Koblenz, Kreis Cochem) in der Eifel, *Sprink* (Kreis Daun), *Spring* (bei Elberfeld); vgl. auch O. N. *Sprink*ingen in Luxemburg (Kanton Kapellen), O. N. *Sprengen* (Gen St. Karte: St. Wendel). Vgl. *Gespreng,* ss. *Gəšpräng* n. Flurname (Kronstadt, Tartlau) = mhd. gesprinc „Quelle“ sss. auch *Bậchšpräng.* Westmitteldeutsch: *Šprong* „Quelle“ (Aachen), *Šprung* m. (Köln) „Quelle“, *Gəšpreng* (Wetterau).

Sprô f. der Staar. Ebenso moselfr. Vgl. altfranz. esproon „Staar“ (aus dem Moselfr. entlehnt), ndl. spreeuw. mittelndl. sprewe, altndd. sprâ, neundd. spree.

Šprôch f. Sprache. Ebenso moselfr.

Šprôchrûr n. Sprachrohr. Ebenso moselfr.

šprurrəln, *špruddəln* = moselfr. *špruddələn, šprurələn* sprudeln.

šprutsn = moselfr. *šprutzən* Wasser aus dem Munde spritzen.

Špu^{a}rbiss = moselfr. *Špu'rbîss* f. Sparbüchse.

špu^{a}rn, sss *špôrən* = moselfr. *špu'rən, špôrən* sparen.

špu^{a}rsəm, sss *špôrsəm* = moselfr. *špu'rsam, špôrsam* sparsam.

Ssarwêt (modern) ⏑ ´ = moselfr. (lux.) *Ssarwêt* ⏑ ´, hunsrück.) *Ssalwêt* f. Serviette.

Štäch = moselfr. *Štech* m. Stich.

Štäck = moselfr. *Šteck* n.

Stück: *zwê klinzich Šteckəltchər* zwei kleine Stücklein, nösn. *zwê klinzich Štäckəltchər.*

štäckəln = moselfr. *šteckələn* mit Lappen ausbessern (stückeln).

štäckn den Weingarten mit Pfählen versehen, moselfr. *šteckən* (mhd. stücken).

Štąf (nur bildlich): *dən Štąf brâ'chn* den Stab brechen = moselfr. *Štâf* m. Stab: *də Štâf brêchən.* Modern.

Štâfn = moselfr. *Štêfən* Stefan.

Štäft in *Ną'štäft* f. (Stadtteil von Bistritz: „Neustift") = moselfr. *Šteft* f. das Stift.

štäftn = moselfr. *šteftən* stiften: *sei šteft,* nösn. *sei štäft* sie stiftet.

štâ'chn, sss. *štêchən* 1. stechen, 2. stecken, *gəštôchn* gestochen = moselfr. *štêchən, gəštôch(ən): ə štecht,* nösn. *ə štächt.*

štâ'dich brünstig, mannbar = moselfr. *štêdich,* ***šte'dich*** stattlich.

Štâ'fbrâdər = moselfr. *Šte'fbrôdər* m. Stiefbruder.

Štâ'fdôchtər = moselfr. *Šte'fdôchtər* f. Stieftochter.

Štâ'fsąnn = moselfr. *Šte'fsann* m. Stiefsohn.

Štâ'fsästər = moselfr. *Štâ'fsästər* m. Stiefschwester.

Štâkn m. Bohnenstange, Weingartenpfahl; vgl. ndrhein. *Štâk* m. Stecken (holl. staak)

Štâl = moselfr. *Štôl* m. Stuhl.

Štąl = moselfr. (trier.) *Štâl* m. Stall.

štäll = moselfr. *štell* still: *seif štell!* sei stille!; nösn. (mettersdorf.) *seif štäll!*

štalln, *gəštąlt* = moselfr. *štällən* stellen, part. *gəštâlt* gestellt.

Štälp f. (Stülpe) 1. Kissenüberzug, 2. Hohlziegel; vgl. *Štel(ə)p,* ndrhein. *Štölp* f. Stülpe; vgl. westfäl. *Stulpe* f. Deckziegel.

štälpn = moselfr. *štelpən* stülpen.

Štält f. Stille, moselfr. *Štelt* f. Stille (holl. stilte f.).

F N. ***Stamm.*** Ebenso moselfr. F. N.

Štämm = moselfr. *Štemm* f. Stimme: *met seinər štu'rkər Štemm* mit seiner starken Stimme, nösn. *mät seinər štu'rkər Štämm,* moselfr. *ən schî Štamm* eine „schöne" Stimme (d. h. nösn. eine „hohe" Stimme).

štąmm = moselfr. *štomm* stumm.

štämmən = moselfr. *štemmən* stimmen.

Štämmunk = moselfr. *Štemmonk* f. Stimmung

Štąmp, *Štämp* = moselfr. *Štomp* m. Stumpf; *Štemp* Stümpfe, nösn. *Štämptchi, -tchə* n. moselfr. *Štempchə(n)* Stümpfchen.

štampərlich (Dürrbach) ärmlich, armselig: *t wôr gu'r štampərlich;* vgl. ndrhein. *Štompər* m. armseliger Mensch.

Štampəs = moselfr. *Štampəs* m. kurzer, dicker Mensch (ahd.

stamph „Klotz"); vgl. moselfr. *stampər* „kräftig".

štąmpich = moselfr. *štompich* stumpf.

štąmpn = moselfr. *štampən* stampfen.

štänkn = moselfr. *štenkən* stinken: *dau štenkst wœ̂ ə Jutt*, nösn. *dau štänkst wâi ə Jutt;* moselfr. *sə štenkt vun Huffərt* (sie stinkt von Hoffart), nösn. *sə štänkt vor Huffərt.*

Štąnt = moselfr. *Štont* f. Stunde.

Štąppn = moselfr. *Štoppən* m. Korkpfropfen.

štąppn = moselfr. *štoppən* stopfen, *gəštopt* gestopft, nösn *gəštąpt: eich hu Štrimp gəštąpt* ich habe Strümpfe gestopft, moselfr. *eich hu Štrömp gəštopt.*

Štąppnôlt (ländl.) = moselfr. *Štoppnôlt* f. Stopfnadel.

Štarkt = moselfr. *Štärkt* f. Stärke.

štątts (c. dat.) statt, moselfr. *štatts* (c. dat.): *štatts mîr* statt meiner, nösn. *štątts mîr.*

Štauch m. Haufe von Büscheln Flachs, Hanf, Mais; vgl. moselfr. *Štauch* f. Muff.

štauchn etwas auf einen Haufen zusammendrücken, kürzer, dicker machen; jemand derb aufstellen, dazu *(än)gəštaucht,* untersetzt, von untersetztem, kräftigem Körperbau. Genau so moselfr., westerw.

Štaudn m. Strauch; dazu *štaudich* (wie eine Staude) hoch gewachsen: *ə štaudich Mêdchi;* vgl. chatt. henneberg. *Štaudə* f. schlanke, hochgewachsene Weibsperson.

Štê = moselfr. *Štê(n)* Stein: *zwê Štên(t)chər* zwei Steinchen, nösn. *zwê Štêntchər.*

Štêbeissər m. Steinbeisser (Fischart). Ebenso moselfr.

F. N. ***Stebriger,*** *Steybricher* 1505. Vgl. moselfr. F. N. *Steinbrecher.*

Štêch m. Steg. Ebenso moselfr.

Šteff m. Stefan (Koseform). Ebenso moselfr.

F. N. ***Steffes.*** Ebenso lux. F. N.

Steffi = moselfr. *Steffe* (Koseform zu) Stefan.

F. N. ***Steger.*** Ebenso moselfr. F. N.

šteiərn stützen (in sinnlicher Bedeutung). Ebenso moselfr.

O. N. ***Stein,*** magy. Garád, rum. Stina, urk. Lapis ca. 1342, bei Reps, ss. *Štê,* sss. *Štîn.* Vgl. O. N. *Stein* (Rgbz. Aachen, Kreis Heinsberg), dial. Stên.

F. N. ***Steiner.*** Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Steines*** 1722. Ebenso lux. F. N. (= Stinus < Augustinus - ⏑ ⏓ ⏑).

F. N. ***Steinhauer*** 1731. Vgl. ndrhein. F. N. *Steinhauer* (altklevisch: steynhouwer, mhd. steinhouwer) „Steinmetz".

Steiniger m. Weinhalde bei

Heidendorf *(Štennijər): äm Štennijər.* Vgl. O. N. *Steiningen (Štênijən)* bei Cochem a. d. Mosel und *Steinig* (Gen. St. Karte: Siegen).

Šteip, *Štip* f. Säule, Klotz = „Pfeiler", moselfr *Štip, Šteip* f. „Stütze, Stab" < lat. stîp-es m. „grosser, starker Pfahl, Klotz, Baumstamm". *ei* < î in akzentuierter Silbe wie in nösn. *Parədeis,* moselfr. *Parədeis* (Paradies), *Pupeiər,* moselfr. *Popeiər* (Papier), *Seimən* (Simon) u. a. Dazu nösn. *Štipəs* m. kleines, untersetztes Kind.

Štêkaul f. (Steingrube) häufiger Riedname; vgl. moselfr. (lux). *Štêkaul* „Steinkaul".

Štêklî m. Steinklee. Ebenso moselfr.

Štêkoll f. Steinkohle, pl *Štêkollən* = moselfr. *Štênkoll,* pl *Štênkollən.*

stelln = moselfr. *stellən* stehlen, *štull* stahl (ebenso nösn.), *štilt* stiehlt (ebenso nösn.), *gəštollən* gestohlen (nösn. *gəštolln).*

Stenijər: *äm Štenijər* berühmte Weinlage in Heidendorf bei Bistritz. Vgl. O. N. *Steiningen* (Kreis Daun), *Steinich* (Kreis Prüm, Rgbz. Trier).

F. N. ***Stenner*** 1581, 1904. Vgl. ndrhein. F. N. *Stenner* (Mühlheim a. Rh.). Stenner = Steiner (ahd. P. N. Steinher).

štennich = moselfr. *štênich* steinig.

F. N. ***Stenzel*** 1579, 1900. Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Stephani.*** Ebenso moselfr. F. N.

štêreich = moselfr. *štênreich* steinreich.

štärbn, sss. *štärwən, štirft, šturf, gəštorwən* = moselfr. *štärwən* sterben, *štirft* stirbt, *šturf* starb, *gəštorwən.* Interessant ist, dass Reime der Entsprechungen von germ. *-rb* (B. und moselfr. > *rf)*: germ. *-rp* (B und moselfr. > *rf),* wie z. B. *štˈurf* (starb): *wurf* (warf, got. *warp)* etc unbedingt moselfr. sind; denn rheinfr. hat (mhd.) *starb: warf,* ripuar. *starf: warp.*

Štärfbât = moselfr. *Štärfbæt* n. Sterbebett.

štärflich = moselfr. *štärflich* sterblich.

Štärn = moselfr. *Štär* Stern, *Štärən* Sterne.

Štibbəl, *Štiwəl* (ländl.) m. Stiefel; kobl. *Štibbəl* (Hürde, Pferch), sonst moselfr. *Štiwəl: zwê Štiwəltchər* zwei Stiefelchen.

F. N. ***Stierl*** 1901, *Stirl* 1701, *Stŵrl* 1505. Vgl. ndrhein. F. N. *Stierl(e).* Mhd. stürel „Werkzeug zum stürn (mhd.) d. h. stochern". Werkzeugnamen als F. N. kommen vor, z. B. nhd. Mushacke, Felleisen.

Štiggəl m = moselfr. eifel. aachen. *Štijjəl* m. Vorrichtung zum Übersteigen eines Zaunes, einer Hecke (mhd. stigele f.).

Štill m. Stiel. Ebenso moselfr.

Štilləs m. Stock des Altknechtes zur Aufrechterhaltung

der Ordnung in der Kirche; vgl. moselfr. (Wallendorf) *Štillәs* m. Klotz, unbeholfener Kerl.

Štimpәl = moselfr. *Štempәl* m. Tisch-, Stuhlfuss.

Štîrn m. = moselfr. *Štîr* f. Stirne.

štô stehn (sss. *štôn) gәštąnn* gestanden = moselfr. *štôn, gәštann: wąt štêstә dô әsu rôich?;* nösn. *wąt štêstә dô әsu râ'ch?*

štôchn = moselfr. *štôchәn* (im Feuer) stochern; aufreizen.

Štôf m. Staub. Ebenso moselfr. (Eifel) *sich auss-әm Štôf mâchәn,* nösn. *sich auss-әm Štôf mąchn* sich aus dem Staube machen.

Štôk = moselfr. *Štôk* m Stock, *Štêk* (ebenso nösn.) Stöcke.

Štôl m. Stahl. Ebenso moselfr. (nösn. auch neutr.).

F. N ***Stolz*** 1505, 1904. Ebenso moselfr (lux.) F. N.

O. N. ***Stolzenburg,*** urk. Stolzenberg 1324—1341, *Stolczenburg* 1415, 1429 Stoltzemburg, 1532 *Stolczemburg,* ss. *Stûlzәmbrich,* magy. Szelindek, rum. Slimnicu, bei Hermannstadt. Vgl. O. N. *Stolzemburg* in Luxemburg (Kanton Vianden).

F. N. ***Stoof*** (Kronstadt). Niederrhein. *Stof* (ss. *Štôf* heisst „Staub", ndrhein. *Štof* ebenfalls).

F. N. ***Storch*** 1700, 1904. Ebenso moselfr. F. N.

Štorz f., gewöhnlich pl. *Štorzn* Strunk von Pflanzen; vgl. moselfr. *Štôrzә* m. spitzes Ende; Kohlstrunk, *Štarz* m. Stiel.

štôœwich staubig. Ebenso eifel. ndrhein. (holl. stofig).

štrąbbәln strampeln = ndrhein. *štrobbәlәn* straucheln, moselfr. *štrowlәn, štruwlәn,* lux. *štru'wәlәn* strampeln.

Šträch = moselfr. *Štrech* m. (Strich) 1. Strich, 2. Zitze am Euter der Muttertiere: *zwê* ***Štrechәl(t)chәr*** zwei Strichlein, nösn. *zwê Šträchәltchәr.*

Šträck = moselfr. *Štreck* m. Strick.

Šträckgu"rn = moselfr. *Štreckgu'r(n)* n. Strickgarn.

šträckn = moselfr. *štreckәn* stricken.

štrę̂'n = moselfr. *štraiәn* streuen (holl. strooijen) streuen.

Štrâ'nz f. lange, träge Weibsperson = moselfr. (chatt. nassau.) *Štrounz* f. (ndd. štrűne) Strassendirne, träge Weibsperson.

Gәštrę̂'ssәl = moselfr. *Štrâ'sәl* n. Streustroh.

Šträmpәl = moselfr. *Štrempәl* m. Bein des Geflügels.

štrąmpәln = moselfr. *štrampәlәn* mit den Füssen stossen (ins Nhd. ist „strampeln" aus dem Ndd. und Md. eingedrungen).

Štrąnk m. „kräutiger Stamm", moselfr. *Štronk* m. „Stumpf, Stiel, Stamm", gehört mit nhd. Strunk zu lat. truncus „Baumstamm". Anders Kluge (unter „Strunk"). št- < t- wie in *šturkәln* (s. u.) < ex-torcolare, *Schurz* < vulgärlat. excurtus (Kluge), daher rum. heute

noch scurt „kurz“ etc.; vgl. auch *Scherz* (s. o.).

štränkich mit einem Strunke versehen (von Gemüsepflanzen). Ebenso moselfr.

šträppn Beeren vom Stiele abstreifen = moselfr. *štreppən* abstreifen (z. B. den Hanf abriffeln): pc *gəštreppt*, nösn. *gəšträppt*. Auch lux. *štreppən* abstreifen, jemand die Haut über die Ohren ziehen.

O. N. ***Strassburg,*** dial. *Štrôssbrich* (so sagt man in der Mühlbacher, Reussmarkter Gegend), magy. Nagy-Enyed (sss. auch *Onjət*, nösn. *Angətn*, urk. auch Engeten, Egnudinum), rum. Aiudu, am Marosch Vgl O. N. *Strassburg* (bei Elberfeld, Kreis Lennep). Moselfr. *Strôss* Strasse + *-brich* (in tonloser Silbe) Burg.

Šträtzəl = moselfr. *Štretzəl* m. (Striezel) Art Gebäck.

štreichn streichen, *gəšträchn* gestrichn = moselfr. *štreichən*, *gəštrechən*.

štreidn = moselfr. *streidən* streiten. *gəstriddən* gestritten, nösn *gəšriddn*: *sə štreit* sie streitet.

štreifich gestreift. Ebenso moselfr.

Štrî n. Stroh. Ebenso moselfr.

štrîgêl strohgelb. Ebenso moselfr.

Striggəl f. „der Pferdestriegel“, moselfr. *Štrijjəl* f. = franz. étrille f. „der Pferdestriegel“ < lat. strigilis f. „Striegel“, ital. streglia f. „Striegel“. Dazu *štrigəln* striegeln, franz. étriller, ital. stregliare < lat. strigilare „striegeln“. Das Geschlecht (f.) — gegenüber nhd. m. (der Striegel) — und die alte Kürze (-i-) ist erhalten.

štriggəln, sss. *štrijjəln* = moselfr. *štrijjələn* striegeln.

Štrîkeit n. Strohhalm. Ebenso moselfr. Vgl. *Keit* (s. o.).

Štrôf f. Strafe. Ebenso moselfr.

štrôfn = moselfr. *štrôfən* strafen.

Štrôl m. Strahl. Ebenso moselfr.

Štrômən m. farbiger Streifen im Tuch, dem. *Štrêmtchi*, *-tchə*; vgl. ndrhein. *Štrôm* (ndl. straam f.) Strich, Strieme: dem. *Štrêmtchə*.

Štrôp m. „Schlinge, Halsschleife“, ndrhein. *Štrop* m. „Halskravatte, Strick, Strang“, ndl. strop, ags. strop, engl. strop, alle aus früh entlehntem lat. stroppus „Riemen“. Altes p ist erhalten.

Štrôss f. Strasse. Ebenso moselfr.

štrub(bə)lich = moselfr. *štruwwəlich*, köln. *štrubbəlich* struppig (von den Haaren).

Štrubbəlscherl, *-schedl* m. = moselfr. *Štruwwəlschædəl* m. 1. Kopf mit wirrem Haar, 2. unklarer Kopf.

Štrump m. Strumpf, *Štrimp* Strümpfe. Ebenso moselfr.

Štrumpbandəl = moselfr. *Štrumpbändəl* m. Strumpfband.

Štrupp f. Stiefelhenkel Ebenso moselfr. (< lat. struppus).

štrurəln: *zəhôf štrurln* = moselfr. *štrûrln* (strudeln) etwas rasch, flüchtig tun.

Štubbndîr, sss. *Štuwwəndîr* = moselfr. *Štuwwəndîr* f. Stubentüre.

Štuf, moselfr. *Štuf* „Stube" = ital. stufa „Badestube", span. portug. estufa, franz. étuve (< st-) „Badestube, Trockenraum" zu lat. *extufare = franz. étouffer „Dunst, Qualm machen", ital. tufo „Dunst". Also „Stube" = „behaglich durchwärmter Raum" — erst mit dem römischen Steinbau lernten die Germanen geheizte Räume kennen. Zur Bedeutungsentwicklung vgl. „Kemenate" = mittellat. caminata „mit einer Feuerstätte (Kamin) versehenes Gemach"; *eich wôr qf dər Štuff* ich war auf dem Aufboden, moselfr. *eich wôr of dər Štuff; zwê Štiffchər* zwei Stübchen, nösn. *zwê Štiffkər.*

štuppn = moselfr. *štuppən* stossen (mhd. stupfen).

šturdich aufbrausend; vgl. engl. *sturdy* störrig. Nicht auch ndrhein.? Das Wort ist offenbar altes, mitgebrachtes Sprachgut, bis jetzt aber im Moselfr., Ndrhein. nicht nachweisbar.

Šturəm m. Sturm. Ebenso moselfr.

šturkəln „straucheln", moselfr. *šturkələn, štirkələn* „straucheln, eigentlich sich überdrehen" = vulgärlat extorculare zu klass.-lat. torculare „drehen", iterat. zu torquere „drehen". Vgl. *schauərn* (s. o.).

F. N. ***Sturm*** 1700, 1904. Ebenso moselfr. (lux.) F. N.

Štûss m. Stoss: *zwê Štîsskər* zwei Stösschen. Ebenso moselfr. *(zwê Štîsschər).*

štûssn stossen, *gəštûssn* gestossen = moselfr. *štûssən, gəštûss(ən): ə štîsst* er stösst, nösn. ebenso.

Štûssvogəl m. Hühnerhabicht. Ebenso moselfr.

Su^{a}ch f. Einkerbung in den Dauben eines Holzgefässes, in denen der Boden befestigt wird = ndrhein. *Sâch* f. (holl. zaag) Säge (mhd. sage).

Su^{a}rl, *Su^{a}dl* = moselfr. *Su'dəl* m. Sattel.

Su^{a}rlknôp, *Su^{a}dəlknôp* = moselfr. *Su'dəlknôp* m. Sattelknopf.

su^{a}rln, sss. *su'dəln* satteln, *gəsu'dəlt* gesattelt = lux. *su'dəln* satteln, *gəsu'dəlt* (hunsrück. *-r-)* gesattelt.

suckəln (Kinderspr.) saugen. Ebenso moselfr.

su^{a}l, sss. *sôl* „blass, bleich, schlecht aussehend", moselfr. *su'l, sôl* „matt, fahl, trübe, abgestanden, schmutzig" = franz. sale „schmutzig". Das Wort ist wahrscheinlich germ. Ursprungs (ahd. salo, mhd. sal, mndl. saluwe) und von Westdeutschland aus nach Frankreich gekommen. Wie „sal" ist auch das reingerm. moselfr.

Hêstər (nösn. *Hêstər*) „junge Buche“ ins Franz. eingedrungen (franz. hestre, hêtre); ebenso *Kirməs* f. = franz. kermesse f. „Kirchweih“; ferner der moselfr. ss. F. N. Obert = franz. Aubert < Albert (Schwund des „dicken“, halbvokalischen l, wie in Oberon = franz. Auberon < Alberon [dem. zu Alberich „Elfenkönig“]).

Summər m. Sommer. Ebenso moselfr.

O. N. ***Summər,*** magy. Szász-Zsombor, rum. Jimboru, bei Lechnitz. Vgl. *Sommerburg* (s. o.).

Summərlu“t = moselfr. *Summərlu't* f. einjähriger Trieb eines Zweiges (mhd. sumerlate).

Summərvoggəl = kobl. „Sommervogel“, *Summərvuəl* m. Schmetterling.

Summət m. Samt. Ebenso moselfr.

Suss n., Koseform *Susi,* pl. dem. *Susichər* Koseformen für Susanna. Ebenso moselfr.: *dət Susi, dət Katti* (m. *-ä-*) *ess hâ'* die Susanna, Katharina ist hier. Diese für beide Maa. sehr bezeichnende, vom Nhd. abweichende Genusregel ist mir aus anderen Maa. nicht bekannt.

F. N. ***Symon*** 1366, *Seimen* 1763, 1904, als Taufname *Seimə(n),* dazu *Seimətgeigndạch* = Simon-Judätag und O. N. *Seimətsdrəf,* Simonsdorf (Bielz, S. 461), magy. Simontelke, rum. Simontelicu (südlich von Bistritz). Vgl. moselfr. Koseform *Seimə(n)* (Simon), auch moselfr. F. N. *Seimen,* ndl. F. N. Symon (spr. *Seimon).*

T.

t- < San(k)t in *Tạndərsch* < *Sankt-Anders (Szent-András bei S.-Regen), sss. (hermannst.) *Talsəbîtəgass* < San(k)t Elisabeth(en)gasse — gegenüber nösn. *Ạlsəbitngạss* Elisabeth(en)gasse — wie ndrhein. (aachen.) *Tolbətstross* < Zent Olbertstross = Sankt-Albertstrasse. -k- schwindet in Sankt- + sowohl ss. als auch ndrhein.: ss *Sänt-Gergn* Sankt-Georgen, ndrhein. *Sent- (Zent-) Märjən* Sankt-Marien.

tä! tä! Zuruf an die Schweine, um sie fortzujagen; vgl. moselfr. *dä! dä!* Lockruf für die Schweine.

Tạchtəl = moselfr. *Tachtəl* f. Ohrfeige (mhd. dahtel „Dattel“, Euphemismus).

tâ' 1. Adieu!, 2. fort: *tâ' gô* fortgehen (Kinderspr.) = rheinfr. *atâ* (⏑ ⏓) *gôn* spazieren gehen (Kinderspr.) < rheinfr. *atê* (⏑ ⏓) d. h. ade, adieu!; vgl. moselfr. *tâ, tâ gôn* ausgehen (Kinderspr.). *tâ'* < *(a)tê* ⏑ ⏓ macht keine Schwierigkeiten, da der Abfall des unbetonten a- und der Laut-

wandel *ê* < *â*ᵗ zahlreiche Analogien hat; vgl. nösn. *tsâᵗ!* < *lot sâi!* lasst sehen!; *Lâᵗchnz* < Lechnitz, *Zâᵗplänk* < Széplak u. a. (s. o.). Vgl. lux. *eta gôən* ausgehn (Kinderspr.). Vgl. Kisch, N. W. u. W., 153.

Tǫ̂ᵗsdər, *Teistər, Treistər* m. Tornister zur Aufbewahrung der Wegzehrung. Nicht mitgebrachtes, nicht moselfr., aus rum. taistră, traistă f. „Tornister, Sack, Tasche" entlehntes Wort. Vgl. mittelgriech. ταγιστρον „Futtersack der Reiter".

tǫlləsârn ⏑ ⏑ ˊ ⏑ = moselfr. *tollisêrən, tollisîrən* herumtollen.

tǫllæwǫ̂ln ⏑ ⏑ ˊ lärmen = nordeifel. (aachen) *tälləwällən* hadern, zanken, disputieren (< ndl. *talen* sprechen + *wal* welsch, also eigentlich: welsch reden).

sss. ***tǫ̂lpən*** = nordeifel. *talpə(n)* schwerfällig auftreten.

Tǫ̂m m. Damm; vgl. rheinfr. *Tamm* m. Damm (mhd. tam).

tǫmpəln stolpern; vgl. ndrhein. *dompələn* untertauchen.

tangəln = moselfr. *däŋgələn* bimmeln (beim Glockenläuten), rheinfr. *tengələn* dengeln.

Tǫnkəs n. = moselfr. chatt. wetterau *Tonkəs* **m.** die Tunke als Zukost.

tǫnkn = moselfr. *tonkən* tauchen, tunken, *gətonkt,* nösn. *gətǫnkt* eingetaucht.

Täntˊ = moselfr. *Tent* f. Tint: *hê es en dər Tent* er ist in Verlegenheit, in der Patsche, nösn. *hê äs än dər Täntˊ.*

tǫ̂nzərich (ländl., z. B Weilau) = moselfr. chatt. *tânzərich* tanzlustig.

tǫpəšchn = moselfr. *tapschən* mit den Füssen stampfen.

sss. ***tappər*** (burzenländisch) wacker. Altfläm. *dapper* tapfer, wacker.

Tǫppn = moselfr. *Tappən* pl. Fusstapfen.

tärmənârn ⏑ ⏑ ˊ ⏑ = moselfr. *termənêrn* ⏑ ⏑ ˊ ⏑ bettelnd umherstreichen (von den Bettelmönchen: lat. terminare).

târn refl. sich zu herzhafter Tat aufraffen = moselfr. *sich târən* sich aufraffen, sich bereit, fertig machen: *târ dich!* (nösn. *târ dich!)* Dazu *târlich* munter, aufgeräumt. Zu mhd. tar „ich wage, getraue mich". Mndl. (mndd. *têren) tieren* refl. sich hervortun; vgl holl. tierig „kräftig". Vgl. engl. dare „wagen, sich erkühnen".

täschn = moselfr. *teschən* (ndl. tusschen) zwischen (mit unverschobenem *t-).*

tästərn = moselfr. *testərən, tastərn* herumtasten.

Tatsch, vgl. *Tôtsch* (s. u.).

tatschəln = moselfr. *tatschələn* zärtlich befühlen.

Tǫttər = moselfr. chatt. *Tattər* m. Tartar: *hê esst weᵗ ə Tattər* er isst sehr viel, nösn. *hê ässt wâᵗ ə Tǫttər* (nicht üblich).

Tǫttərnkolbm m. „Rohr-

kolben“ ist nur volksetymologische Anlehnung von westmitteldeutschem (hess.) *Tuttəlkolbe* d. h. „Rohrkolben“ an nösn. *Tqttər* d. h. Tatare (im Gedenken an die Streitkolben der Tataren, die noch im Jahre 1717 das Nösnerland heimsuchten).

F. N. ***Taubert*** 1763. Ebenso moselfr. F. N.

Təbąck = moselfr. *Təback*, chatt. *Təbąck* m. Tabak.

Teckes, Deutsch-Tekes, magy. Szász-Tyukos, rum. Ticuşu săsescu, bei Reps, ss. *Täckəs;* vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Theckes, Thekes.*

têdign, *têdijn* = moselfr. *ḍêdijən* streiten, part. *gədêdecht,* nösn. *gətêdicht: ə têdicht* er streitet, moselfr. *ə dêdicht.*

Teini = moselfr. *Tein* Christine. Moselfr. Koseform *Teintchi, -tchə* = moselfr *Tein(t)chə(n)* Christinchen.

Teissəlt = moselfr. *Teissəl* f. Deichsel; nösn. *zwô Teissəln* = moselfr. *zwô Teissələn* zwei Deichseln; *zwê Teissəltchər* zwei kleine Deichseln (ebenso moselfr.). Ndl dijssel.

Teiwəl, sss. *Deiwəl,* m. Teufel = moselfr. *Deiwəl* m. Teufel: *dûdess dər Deiwəl!* das ist der Teufel!; *eich sei des Deiwəls* ich bin teufelswild; nösn. *dâd-üss dər Teiwəl!, eich sei dəs Teiwəls* Moselfr. *wat dər Deiwəl!* = nösn. *wąt dər Teiwəl!* was (der) Teufel!; *zwê Teiwəltchər* = moselfr. *zwê Deiwəltchər* zwei Teufelein.

teiwəlsich = moselfr. *deiwəlzich* verteufelt.

Têk f. Rohr-, Schilfdecke = moselfr. *Dêk* (lux.), *Tek* f. Decke.

teppəln rollen = moselfr. *debbələn* würfeln, ndrhein. *dobbələn* (mhd. topelen).

terf = moselfr. (hunsrück.) *tärf* darf: *dât tärf net sei,* nösn. *dąt terf nät sei* das darf nicht sein; nösn. *terfn* = moselfr. *terfən* dürfen; nösn. *eich hu nät gətorft* ich durfte nicht; vgl. moselfr. *tärfən* dürfen, *gədorf(t)* gedurft: *eich hu net gədorf(t).*

F. N. ***Teutsch.*** Ebenso moselfr. F. N. Ahd. P. N Theuzo (Koseform der mit Theudo- [Wz. Thiud- „Volk“] zsgs. P. N., z. B. Theudobalt, -bert, -frid, -rich usw.).

O. N. ***Thalheim*** bei Hermannstadt, dial. *Du'lmən,* Dôlmən, urk. Dalheim, Dalhem, Dalem; vgl. O. N. *Dahlem* (lux. Kanton Capellen), *Dalheim* (lux. Kanton Remich), *Dahlem* (Rgbz Trier, urk. Dalheim [bei Wittlich] 1261), *Dahlem* (Rgbz. Trier, bei Bittburg), *Dahlem* (Rgbz. Aachen). Die dial. Aussprache der moselfr. O. N. ist *Du'ləm* (lux.), *Dâləm.*

F. N. ***Thalmann*** (sss.). Vgl. moselfr. F. N. *Dahlmann.*

F. N. ***Theil*** 1904, Teil 1505, sss. *Tyl* 1368, Tylo 1369. Vgl. moselfr. F. N. *Theil,* Thil (lux.), Till, Thel(en). Thil, *Tyl* = ahd.

P. N. Thilo (8. Jahrhundert), Koseform zu Thiudila, Theudila, Wz. Thiud- „Volk“.

F. N. ***Theiss*** 1904, sss. (urk.) *Thys,* 1505 *Thyess.* Vgl. moselfr. (lux.) F. N. Teis, Theis, *Theiss,* Theys, Thies, This, *Thyes, Thys,* Ties (< Matthias [Akzent!]). *Theis* ist moselfr Koseform für Matthias.

F. N. ***Thellmann,*** 1620 Theulmann, *Tyelman* 1521, Tilmani (lat. gen. patronym.) 1413. Vgl. moselfr. F. N. *Thelmann* (lux.), *Tilmann, Tilmany,* Thilmann, Thillmann, Thillman. Gehört zu Tell = *Til* (s. d.).

F. N. ***Thomas*** 1763, 1901, *Thomes* 1765, *Thummes* 1761, ss. Rufname *Timmes* (= Thomas); lat. gen. patronym. *Thomæ.* Vgl. moselfr. F. N. *Thomas* (lux.), *Thommes* (lux.), *Thummes, Thimmes,* Timmesch, *Thomæ.*

F. N. ***Thümmel,*** Twmel 1456, vgl. lux. F. N. *Thümmel* (ahd. P. N. Duomelo).

Tiᵈrn pl. Kornelkirschen; vgl. moselfr. *Tiˈrl* Kornelkirsche, auch *Tiˈrəltər* (-ter = mhd. ter „Baum“, vgl. Holtərt „Hol[un]der“); nösn. moselfr. -ter ist ebenfalls = mhd. ter ein Pleonasmus wie z. B. moselfr. *buˈrbəs Fëis* eigentlich: barfusse Füsse, weil *-bəs,* bzw. oben *ter* nicht mehr verstanden wurde. Vgl. *terling* „cornum“ (Chyträus, 100 Fabeln, Frankfurt a M. 1691), ahd. *tirnpauma* = ss. *Tiᵈrnbôm* m. Kornelkirschbaum.

F. N. (sss) ***Tiebelt.*** Vgl. lux. F. N. *Tibolt* = ahd. P. N. Theudobalt (volkskühn).

Tillipą ⏑ ⏑ ˊ m. in dem Kindervers: *ət wôr ə môl än ąlt Mą, diᵉr hâˈss Tillipą* = rheinfr. henneberg. *Tille-tälle* und *Tödle-pô* m. Dummkopf. Vgl. sss. *Tolləpąn* m. scherzhafter Name einer tölpelhaften Person; vgl. nordeifel. *Talpjân* m. Tölpel

timpəln „den Vorteig aus Mehl, Hefe und Wasser mischen“, moselfr. *tempərən* temperieren = lat. temperare (mischen). Auch lautlich ohne Bedenken: 1. *-imp-* < -emp- ist lautgesetzlich, vgl. *kimpərn* (s. o.); 2. -r- < *-l-* wie in *Ąlnər* „Wandschrank“ < armarium, *Marmələstê* < „Marmorstein“ u. a.; 3. germ. Betonung (⏑ ⏑ ˊ ⏑ < ˊ ⏑).

tîn tauen = moselfr. *dîən* tauen: *ət tînt* (eifel.) es taut, nösn. *ət tînd-qf* es taut auf.

F. N. ***Tinnes*** 1648. Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Thinnes,* lux. Tinnes, Thines, Tines (< Martinus ⏑ ˊ ⏑, Kürzung im Anlaut infolge der Betonung).

Tippəl = moselfr. lux. *Teppəl* m. Verhärtung der Haut (nd tepel m. Brust-Warze).

tîrich närrisch = moselfr. *dîrich, tîrich* töricht (Goethe: thörig).

tirkəsch *Kôrn* n. = moselfr. (echternach) *tirkəsch Kôr* n. (türkisches Korn) Mais.

Tirm = moselfr. *Tirmal* m. Eigensinn, Starrsinn. Vgl. moselfr. *termən, tirmən* nachdenken.

Tisəmtäs f. Leisetreter, einer, der nichts recht anfasst und zu nichts kommt. Vgl moselfr. (ww.) *tismən* leise reden (mhd. tisem „stille").

Tithôrn m. (Windau) = moselfr. *Tîthôrn* m. das Blashorn.

Titti m. Mutterbrust (Kindersprache) = moselfr. rheinfr. *Tittəl, Ditti, Titt* f. (Kindersprache) Vgl. nösn. *Tuttəl* f. Mutterbrust.

(sss.) ***Titz*** Koseform für Andreas. Vgl. moselfr. (lux.): *Deppner Titz* = Theodor Deppner (bei uns und in der moselfr. Urheimat [z. B. in Lothringen, Luxemburg] wird der Taufname nachgesetzt).

F. N. ***Töckert.*** Vgl. lux. F. N. *Tockert* (lux. F. N. Tock [ahd. P. N. Theodico, Koseform der mit Wz Theod- „Volk" zsgs. P. N.] + hart).

Tocki m. stumpfsinnig = moselfr. *Tock, Tockəs* m. eigensinniger Mensch; adj. nösn. *tockich* eigensinnig, halsstarrig.

Tôfəl(t) = moselfr. *Tôfəl* f. Tafel.

toitəln in lästiger Weise sprechen; vgl. lux. *tottələn, tuddələn* stottern; vgl. auch moselfr. *tautələn, tu'təln* zögern, zaudern. Vgl. ndl. *teuten* die Worte schleppend aussprechen.

F. N. ***Tonch*** 1904, *Tonich* 1800, *Tonig* 1586 < An*tonich* (⏑ ⏑ ⏑) 1521 (Kürzung im Anlaut infolge der Betonung). Vgl. moselfr. F. N. *Tönich, Tönches* (gen. patronym), *Tong* (Koseform für Antonius [Westerwald]).

F. N. ***Töper*** 1904, *Tepper* 1505, Theper 1620. Vgl. moselfr. F. N. *Tepper* (= Töpfer), Doeper.

toppəlt = rheinfr. *toppəlt* doppelt.

Tôri n. Dorothea, moselfr. (hunsrück) *Tôrət.*

O. N. ***Törnen,*** ss. *Ternən,* urk. Chel-*turn,* Cheu-*turn,* villa Poka 1313, magy. Pókafalva, rum. Peuca, südlich von Blasendorf. Vgl. O. N. *Törnich* (1042 lux sprechende Einwohner) in Belgisch-Luxemburg (bei Arlon).

O. N. ***Tôtsch,*** urk. *Toczs* 1396, ss. Name für *Tutsch,* magy. Tacs, rum. Tonciu, bei Lechnitz. Vgl. den O. N. *Totsch*berg (Gen. St. Karte: Euskirchen) und den moselfr. F. N. *Tatsch,* lux. F. N. *Toutsch. Tôtsch* m. heisst in Luxemburg (als Schelte) „Schlafmütze".

trącksn = moselfr. chatt. *trocksən, trucksən* zögern; langsam sprechen, arbeiten.

trâfn = moselfr. *trâfən* treffen: *trefst, treft* trifft, nösn *träfst, träft* triffst, trifft; *träff!* triff!, moselfr. *treff!*

trą̂' = moselfr. *trâ'*, chatt. *trą̂'* treu.

trą̂'lûs = moselfr. *trâ'lûs* treulos.

Trę̂ⁱräng = moselfr. *Trâ'reng* m. Trauring (eigentlich: Treuring).

Trąmpəl = moselfr. *Trampəl*, ***Trœmpəl*** f. Weibsperson.

Trändəl n. = moselfr. *Trendəl* m. Wasserwirbel (mhd. trindel).

trandəln = moselfr. *trändələn*, hess. *drândərn* Wertloses treiben, nicht vorwärts kommen.

Trâp f. Treppe. Genau so lux.: *Trâpə mâchən* die Haare ungleich schneiden, nösn. *Trâpn mąchn.*

trâpich stufig. Ebenso moselfr. (lux.).

Trâpläṅk = moselfr. *Trâpläk, Trâplək, Trâpləṅk* m. Treppenstufe; auch *Trêplək.*

Trąpp f. = moselfr. *Trapp* m. Fusspur.

trąppn = moselfr. *trappən* den Fuss stampfend aufsetzen.

O. N. ***Trappn,*** *Träppn,* ss. Name von Treppen — in Treppen selbst -a-! —, urk. villa Terpenia 1366, Tripping 1414, magy Törpény, rum. Terptiiu, bei Bistritz. Vgl. O. N. *Trappen* (Rgbz. Aachen, Kreis Aachen).

trąschâkn ⏑ ‿ ⏑ = moselfr. *traschâkən* ⏑ ‿ ⏑ durchprügeln (modern).

tratschn 1. im Wasser oder Strassenkot herumpatschen, 2. klatschen = moselfr. *dratschən* 1. bezeichnet den Schall bei herabfallendem Wasser, 2. klatschen (Neuigkeiten geschwätzig herumtragen): *ət rênt, dad-ət tratscht, dau hu's widdər gətratscht.*

Trätt = moselfr. *Trett* m. Tritt: *of Schred-on Trett,* nösn. *ąf Schräd och Trätt.*

F. N. ***Trausch*** (sss.). Ebenso lux. F. N. Vgl. lux. *Trausch* m. Strauch, kelt *dreis* „Brombeerstrauch", rum. *târș* m. Strauch, daraus unser ss. *Tirsch* m. (Pintak) Strauch.

Trêdər m. grosser Fuss, grosser Schuh. Ebenso moselfr.

trêdn = moselfr. *trêdən* treten.

Treintchə (ländl.) n. Koseform für Katharina. Ebenso moselfr.

treissich = moselfr. *dreissich,* rheinfr. *treissich* dreissig.

trêmən, träumen, *trômt* träumte = moselfr. *drêmən, trêmən, trâmən* träumen, *drômt* träumte (Rückumlaut).

sss ***Treng*** = nordeifel. *Treng* Katharine.

Treppen, vgl. *Trappen.*

Trîm f. „Mühltrichter, durch den das Korn auf den Stein fällt", moselfr. (lux.) *Trîm* f., franz. trèmie f., fläm. trimmel, ndl. treem, tremel, provenz. tremueia — alle zu lat. tremere „zittern", weil dieser Behälter stets in zitternder Bewegung ist.

F. N. ***Trinnes*** (Irmesch). Vgl. ndrhein. F. N. Trinn, lux. F. N. *Trines*

Tripsər = moselfr. *Trepsər* m. alter Mann (mit einem Tröpfchen

an der Nase): *dau ûl(d)ər* ***Trepsər!***, nösn. *dau ạldər Tripsər!* du alter Kerl!

tripsn = moselfr. *trepsən* tröpfeln: *ət trepst*, nösn. *ət tripst.*

Tripstrilln = moselfr. *Dripsdrill* ⌣ ⏑ erdichteter O. N

trîstn trösten: *ə trîst mich* er tröstet mich. Ebenso moselfr.

Trôch m. Trog, *Trêch* Tröge. Ebenso moselfr.

sss. ***Trôf*** m. „Balken", pl. *Trêf* = moselfr. *Trêf* „Balken" = altfranz tref „Balken", provenz. trau < lat trab-s „Balken". Vgl. Wolff Vereins-Archiv, N F. XXVII, S. 644.

Trôm = moselfr. (eifel.) *Drôm* m. Traum.

Trôm m. Balken, pl. *Trêm;* vgl. moselfr. *Drêm, Trêm* (pl) Lagerbalken für Fässer (zu mhd. trâm), auch *Drôm, Drâm* (eifel.) Tram Balken (also kommt „drâm" [mit -m] auch linksrhein., moselfr. vor, was für die Lokalisierung unserer Mundart wichtig ist). Vgl. Vereinsarchiv 1897, 643 ff.

Trôpn = moselfr. *Drôp(ən)* m. Tropfen, nösn *Trêptchə* (ländlich) = moselfr. eifel. *Drêp(t)chən* Tröpfchen: *zwê Drêptchər* zwei Tröpflein (ebenso nösn.) *Trêptchər* pl. dem. Tröpflein, moselfr. *Drêptchər: ə pu'r Drêp(t)chər schu'dənä'st* ein paar Tröpflein schaden nicht(s), nösn. *ə pu"r Trêptchər schu"dn näst.*

Tru"cht = moselfr. *Tru'cht* f. Tracht.

Tru"dn = moselfr. pl. *Dru'dən* Fäden, Gewebe (holl draden).

Truddnwậr m. der „Drudenweiher" in Bistritz; vgl. O. N. *Truddenseifen* (Gen. St. Karte: Waldbröl).

Trumm m. grosses Stück = moselfr. *Drumm* n. ungespaltenes Stück Bauholz (mhd. drum); dazu nösn. *zədrimərn* zertrümmern.

Trumpett ⌣ ⏑ f. Trompete. Ebenso moselfr.

Trumpettər m. Trompeter. Ebenso moselfr.

Trûn = moselfr. *Drûn* m. Thron.

Trûst m. Trost. Ebenso moselfr.

Trutschkn dem. zu moselfr. *Trutsch* f. molliges, dralles Mädchen.

tschâ! Zuruf an die Zugtiere = moselfr. *tschê!* Zuruf an die Pferde, um sie anzutreiben.

Tschạchəl f. = (nassau.) *Schachəl* f. Glied einer Kette, (holl. schakel, engl. shackle) ein prächtiges, in dieser Form (-ch- = germ. -k-) nur moselfr -chatt. und ss. Wort!

O. N. ***Tschapertsch,*** *Tschappertsch,* urk. Schaporcha 1383, magy. Toporcsa, rum. Toporcea, bei Reussmarkt. Vgl. den moselfr. (lux.) F. N. *Schappert, Schapert.*

Tschickert (ss. Rufname). Vgl. moselfr. F. N. *Schickert.*

tschîpsn = moselfr. *schîpsən* zirpen.

tschirpsich = moselfr. *schirpsich* säuerlich, scharf, herbe schmeckend (vom jungen Wein). Zu ndrhein. (ndl.) scherp „scharf, herbe".

tschirpsn = moselfr. *schirpsən* säuerlich, scharf, herbe schmecken (vom jungen Wein).

tschirpsn = moselfr *schirpsən* zirpen (von den Küchlein). Lautmalend.

Tschock = moselfr. *Schockəl*, früher *Schock* f. (mhd. schocke) Schaukel.

tschockəln in *Tschockəlmu"r* f. Schaukelmoor = moselfr. *schockəln* schaukeln.

tschockn schaukeln = moselfr. *schockən* auf- und abstossen

F. N. ***Tschoff*** 1521, sss. *Schoff*. Vgl. lux. F. N. *Tschoff*(en) (gen patronym.); auch ss würde es heissen *t Tschoffen Angənitchi* (Agneta Tschof), vgl. *t Bussn Zârchi* (Sara Buss), sss. *Hîtschn Danni* (Daniel Hietsch), *Rôdn Hans* (Johann Roth), *Wolvn Andres* (Andreas Wolff). Tschoff = sss. F. N. *Schoff* = ss *Schôf*, moselfr (Eifel) *Schôf* (mhd. schoup) m. „Bund Stroh, Strohwisch" (als Zeichen, dass etwas zu verkaufen ist, auf Häusern), pl. *Schêf*, daher die F. N. sss. *Schœff*, nösn. *Tschef* 1765, *Cseff* (magy. Schreibung, wie Csock = Schock s. o.).

tuckn refl. = moselfr. *sich tuckə(l)n* sich zusammenkauern, ducken.

tumm dumm. Ebenso moselfr. rheinfr.

tummələn refl. = moselfr. *sich dummələn* sich beeilen: *dumməl dich!*

Tuppərt m. (ländl.) 1. Mörser (Petersdorf), 2. Wetzsteinköcher, 3. Hutform *(Hâttupərt)*, 4. Hinterteil der Hose, 5. „podex" (in der Kindersprache). Vgl. eifel. *Tuppərt* m. Mörser. Vgl. auch ndrhein. *Pupərt* m. Hinterer.

tuppn = moselfr. *tuppən* mit dem Finger leicht berühren.

Tûrn, pl. *Tîrn* = moselfr. *Tûr*, (chatt.) *Turn*, pl. *Tîr*, *Türn* Turm, Türme. Auch rhein. eifel. *Tû(r)n*, *Turn*. Moselfr altchatt. (Alberus) *turn*, pl. *türn*. sss. *Torn* = ndrhein. (nicht moselfr.) *Torn* (holl. toren) m. Turm. Vgl. *Tûrn*.

Tûs f. (Schnupftabaks-)Dose. Ebenso moselfr. rheinfr.

tuschələn, *tuschəln* = moselfr. *tutschələn*, *tušchələn* flüstern, leise reden.

Tûsəl = moselfr. *Dûsəl* m. leichte Trunkenheit.

Tutt f. Düte. Ebenso moselfr.

Tuttəl f. = moselfr. *Dutt* f. weibliche Brust.

tutti = moselfr. *tut* betrunken: *ə ess tut* er ist betrunken, nösn. *ə äss tutti*.

Tutsət n. Dutzend. Ebenso rheinfr.

tûzich matt, schläfrig = moselfr. *tôzich* matt.

U.

u, vor Vokalen *un* = moselfr. *un* an: *ummər* an mir ⏑ –, dagegen *un mîr* an mir – ⏑; nösn. *ummər*, bezw. *u mîr*. Moselfr. *ummich* an mich ⏑ –, *un meich* an mich – ⏑, nösn. *ummich*, bezw. *u meich*.

u^{a}bm hinab, vgl. chatt. *abən*, hinab. Mhd. abhin.

u^{a}cht, *u^{c}cht, ạchtər* hinter, jenseits = moselfr. (lux.) *u^{c}chtər, oichtər* hinter (ndd. achter, hd. after) (s. o.). Mndl. (altfläm.) *acht* hinter, nach, über — hin.

U^{a}cht, *O^{c}cht* = moselfr *U^{c}cht* f. Acht: *ə nitt* (eifel.) *sich en u^{c}cht*, nösn. *ə nitt sich än u^{a}cht; u^{a}cht gê* = moselfr *u^{c}cht gên* acht geben.

u^{a}chtn, *ôchtən* (Jaad), *gəu^{a}cht* = moselfr. *u^{c}chtən, ôchtən* achten, *gəu^{c}cht* geachtet.

u^{a}chzə = moselfr. *u^{c}chze(n)* achtzehn.

u^{a}chzich = moselfr. *u^{c}chzich* achzig.

u^{a}f ab; moselfr. (von Mallingen [Lothringen] ab nach Norden zu) *u^{c}f, u^{c}f* ab, gewöhnlich *ôf*, wie sss.

u^{a}fbrâ^{i}chn, *u^{a}fgəbrôchn* = *ôfbrœchən, ôfgəbrôch(ən)* abbrechen, abgebrochen.

u^{a}fdâ, sss. *ôfdân* abtun = moselfr. *ôfdôn* abtun: *Schwei ôfdôn* Schweine schlachten, nösn. *Schwei u^{a}[f]dâ*.

U^{a}(f)dạch, sss. *Ôf-* = moselfr. *Ôfdâch* (holl. afdak) m. Abdach.

u^{a}fdrô, sss. *ôfdrôn* = moselfr. *ôfdrôn* abtragen: *ə drêt ôf* er trägt ab.

u^{a}fgəlêft, sss. *ôf-* = moselfr. *ôfgəlêft* abgelebt.

u^{a}fhêschn = moselfr. *ôfhêschən* abverlangen (abheischen).

u^{a}fkêfn = moselfr. *ôfkêfən* abkaufen.

u^{a}f-lîsn, sss. *ôflîsən* = moselfr. *ôflîsə(n)* ablösen.

u^{a}fmôln, sss. *ôfmôlən* = moselfr. *ôfmôlən* abmalen.

u^{a}fmurksn, sss. *ôfmurksən* = moselfr. *ôfmurksən* töten.

u^{a}fpläckn, sss *ôfpläckən* abrupfen = moselfr. *ofpleckən* abpflücken.

U^{a}fschet = moselfr. *Ôfschêt* m. Abschied.

u^{a}fschlô, sss *ôfschlôn* = moselfr. *ôfschlôən* abschlagen.

u^{a}fschwi^{ü}rn, sss. *ôfschwi^{ü}rən* = moselfr *ôfschwi^{ü}rən* abschwören.

U^{a}(f)seit Schattenseite = moselfr. *Ôfseit* abgelegene Seite, Anbau an einem Hause (mhd. absîte).

u^{a}fsô, sss. *ôfsôn* = moselfr. *ôfsôən* absagen.

u^{a}fšpên = moselfr. *vəršpênən, (ôf)špênən* das Kind von der Mutterbrust entwöhnen.

u^{a}fštêm = moselfr. *ôfštêwən* abstäuben.

u^{a}fštreidn = moselfr. *ôfštreidən, o^{a}f-* abstreiten: *sə štreit mər əd-ôf* sie streitet mir es ab, nösn. *sə štreit mər əd-u^{a}f.*

U^{a}fweichn = moselfr. *Ôfweichən, O^{a}fweichən* n. Durchfall (Abweichen).

u^{a}fwi^{ä}rn = moselfr. *ôfwi^{ə}rən* (sss. *ôfwi^{ə}rən)* abwehren.

u^{a}rbədn, sss. *ą̂rbədən* (Rode) = moselfr. *ârbədən,* (eifel.) *o^{a}rbədə(n)* arbeiten.

U^{a}r(b)ət, sss. *Ą̂rbət* = moselfr. (lothring.) *Ârbət* f. Arbeit.

u^{a}rəmsîlich = moselfr. *u^{ə}rəmsîlich* armselig.

U^{a}rk f. in *Minu^{a}rkn* (O. N.) „Müllenarken“ = moselfr. *Ârk, Ærk* f. Mühlenarche, Mühlgerinne. Vgl. *Minu^{a}rkn* (s. d.).

U^{a}rlts(bîr)bôm m. Eberesche = moselfr. *U^{ə}rləsbâm* m. Melbeerbaum (mhd. arliʒboum), lux. *Arləsbâm.*

U^{a}rmətą̂^{i} ⏑ ⏑ ⏓ = moselfr. *O^{a}rmətei* – ⏑ ⏓, *Ârmətei* ⏑ ⏑ ⏓ f. ärmliches Wesen.

U^{a}rsch = moselfr. *O^{a}rsch, U^{ə}rsch* m. Arsch. Die Länge des Vokals ist bezeichnend.

U^{a}rschki^{ä}rf f. 1. Arschkerbe, 2. eine Gasse in Bistritz (Bader-Quergasse) = moselfr. *U^{ə}rschki^{ə}rf* f. 1. Arschkerbe, 2. häufige Benennung von Feldplätzen.

U^{a}rt = moselfr. *U^{ə}rt* f. Art.

U^{a}s, U^{a}ssn = moselfr. *U^{ə}s* f. Achse (ndl. as), *U^{ə}ssən* Achsen.

U^{a}ssəl = nassau, niederlahngau. *Oussəl* f. Achsel. *U^{a}ssəl* = altfläm. (mndl.) *assel* Achsel.

U^{a}tch m. Attich (Ackerholunder) = moselfr. *U^{ə}tch,* chatt. *Atch.*

ubân = moselfr. *uba^{a}n* anbauen.

ubännn anbinden, *ugəbąnn* angebunden = moselfr. — obere Mosel (Lothringen) — *ubenn* anbinden, *ugəbonn* angebunden.

ubêdn = moselfr. *ubêdən* anbeten, *ugəbêt* angebetet (nösn. ebenso).

ubeissn = moselfr. *ubeissən* anbeissen, *ugəbess(ən)* angebissen, nösn. *ugəbässn.*

ubəląngən = moselfr. *ubəlangən* an(be)langen: *wat meich ubəlangt* was mich betrifft, nösn *wąt meich ubəląngt.*

uberln, *ubedln* (Minarken) = moselfr. *ubeddələn, uberrələn* (hunsrück.) anbetteln.

ubətrâfn, sss. *ubətrêfən* = moselfr. *ubətrâfən* (an)betreffen: *wat dât ubətrefft* was das betrifft, nösn. *wąt dąt ubəträfft.*

Ubläck, Ublack = moselfr. *Ubleck, Ublack* m. Anblick.

ublôsn = moselfr. (lux.) *ublôsən* anblasen.

ubrangən, sss. *ubrängən* = moselfr. *ubrängən* anbringen.

udâ, sss. *undân* = moselfr. *undôn* antun, ankleiden, *ugədôn* angetan, sss. *ugədôn.*

Udêl, sss. *Undêl* = moselfr. *Undêl* n. Anteil.

Udinkn, sss. *Undinkən* = moselfr. *Undenkən* n. Andenken.

udräckn = moselfr. *undreckən* andrücken.

udrô, sss. *undrôn* = moselfr. *undrôn* antragen; *ugədrôn* angetragen, sss *ugədrôn,* nösn. *ugədrô.*

Udu^{c}cht, sss. *Undu^{c}cht* = moselfr. *Undu^{c}cht* f. Andacht.

U^{e}fgrąnt, sss. *Ôfgrant* = moselfr. *Ôfgront* m. Abgrund.

ufälln anfüllen = moselfr. *ufellən* anfüllen.

Ufângər m. = moselfr. (lux.) *Ufängər* m. Anfänger.

ufąngs = moselfr. *ufangs* anfangs.

Ufąnk = moselfr. *Ufank* m. Anfang.

ufârn, sss *ufârən* = moselfr. *ufe^{i}rən* anführen.

ufeiərn anfeuern, moselfr. *ufeiərən.*

ufichtich etwas feucht, vgl. nassau. *fichtich* (mhd. viuhtic) ein wenig feucht.

ufichtn = moselfr. *ufichtən* anfeuchten.

ufrâssn, sss *ufrêssən* = moselfr. *ufrêssən* anfressen.

ufrêgn, *ufrêjn* = moselfr. *ufrêjə(n)* anfragen.

ufrôgn = moselfr *ufrô(g)ən* anfragen. Vgl. *ufrêgn.*

ufu^{a}rn = moselfr. *ufu^{a}rən* anfahren: *ə fi^{a}rt un,* nösn. *ə fi^{a}rt u* er fährt an.

ugê = moselfr. *ugên* angeben.

ugəbôrn = moselfr. lux *ugəbôrən, ugəbu^{a}rən* angeboren.

Ugəbrâ^{i}ssəl n. das Angebrannte = moselfr. *Ugəbrêssəl* n. das Angebrannte (ndl. Aanbrandsel n.).

ugô, sss. *ugôn* = moselfr. *ugôn* angehn, *ugangən* angegangen, nösn. *ugąngən.*

Ugräff = moselfr. *Ugreff* m. Angriff.

ugräffich 1. zum Greifen geneigt, 2. angegriffen, leicht aufgehend (von der Ware) = moselfr. *ugreffich* angreifend.

ugreifn = moselfr. *ugreifən* angreifen.

uhąln = moselfr. (lux.) *unhâlən* anhalten.

Uhąlt = moselfr. (lux.) *Unhalt* m. Anhalt.

Uhąnk = moselfr. *Unhank* m. Anhang.

uhu, sss. *uhun* = moselfr. *unhun* anhaben: *sei hu^{a}t zwê Klêdər un,* nösn. *sei hu^{a}t zwê Klêdər u* sie hat zwei Kleider an.

ukêfn = moselfr. (lux) *ukêfən* ankaufen.

uklêbn, sss. *ukli^{a}wən* = moselfr. *uklêwən* ankleben: *ə klêft un* er klebt an, nösn. *ə klêft u.*

uklêdn = moselfr. *uklêdən* ankleiden: *ə klêd-un.*

uklô anklagen, ***ugəklôt*** angeklagt = moselfr. *uklôn* anklagen, *ugəklôt* angeklagt.

ukloppn anklopfen, *ugəklopt* angeklopft = moselfr. *ukloppən* anklopfen, *ugəklopt* angeklopft.

ukuckn (Kindersprache) = moselfr. *ukuckən* angucken.

Ulą̂ⁱn = moselfr *Ulaiən* n. Anliegen.

ulêdn anleiten, *ugəlett* angeleitet = moselfr. *ulêdən* anleiten, *ungəlêt* angeleitet: *ə lêd-un.*

ulêgn, *ulêjn* = moselfr. *ulê-(j)ən* anlegen, *ugəluᵉcht* angelegt, nösn. *ugəluᵉcht.*

ulpich „tölpelhaft" gehört zu moselfr. chatt. *Ulpch* m. Dummkopf, Tölpel.

F. N. ***Ulrich*** 1505. Ebenso moselfr. (lux.) F. N. = ahd. P. N. Uodalrich.

Uluᵉch = moselfr. (lux.) *Uluᵉcht* f. Anlage.

um am: *hê huᵉd-ə rên Himdum Leif* er hat ein reines Hemd am Leib; moselfr. ebenso

umąchn, sss. *umąchən* = moselfr. *umâchən* anmachen.

umâssn = moselfr. *umâssən* anmessen *ə messt un.*

Ummməs, pl. *Ummməsn,* auch *Ummətz* f. (Passbusch), pl. *Ummədsə;* vgl moselfr. westerw. *Ommətz* f., lux. *Ommməs* f. Ameise, nösn. (städtisch) *Ómpəs.*

un ahnen: *əd-unt mər* es ahnt mir = moselfr. *unən: əd-unt mər, ət huᵉt mər gəunt* es hat mir geahnt, nösn. *ət huᵉt mər gəunt.*

unämfeln anempfehlen, moselfr. *unemfêlən.*

undâⁱchtich (Oberneudorf) = moselfr. *undâechtich* andächtig.

sss. ***undreⁱwən*** = moselfr. *undreiwən* antreiben, *ugədriwwən* angetrieben (sss. ebenso).

unənąndər = moselfr. *unənân(d)ər* aneinander.

Unərkannunk = moselfr. *Unərkännonk* f. Anerkennung.

Ungersdorf, vgl *Ąngersch* (s. o.).

Ungershausen, vgl. *Ąngersch* (s. o.).

unnə hinan: *štûss dn Däsch unnə!* stosse den Tisch (an etwas) an! = chatt. *ûnə, annə* (mhd. anhin) hinan.

Untərich = moselfr. (lux.) *Untər(t)* m Enterich (mhd. antreche).

upêln anheften (eigentlich anpfählen), *ugəpêlt* angeheftet = moselfr. *upêlən* anpfählen, *ugəpêlt* angepfählt.

Ûr n. Ohr. Ebenso moselfr.: *hê ess noch net drei hennər də Ûrn,* nösn. *hê äss noch nät dreich händər dn Ûrn* er ist ein grüner Junge; moselfr. *hê huᵉd ət faustdeck hen(d)ər dən Ûrən,* nösn *hê huᵉd-ət faustdäck händər dn Ûrn.*

F. N. ***Urban.*** Vgl. lux F. N. *Urban.*

O. N. ***Urbigen*** (Bielz, S. 405), offiziell „Urwegen", ss. *Urbîjən,* magy. Orbó, rum. Girbova, bei Reussmarkt. Vgl. ndrhein F. N. *Urbig* (spr. -ich), lux. *Urbing.* Vgl. lux O. N Nie(r)trich = Nörtring(en).

Vgl. den sss. Bachnamen *Urbich* f. (Vereinsarchiv 1863, S. 417). Vgl. O. N. *Urb* an der *Ûr* [Our] (Kreis Prüm).

urêdn = moselfr. *urêdən* ansprechen.

Urêt, sss. *Urĭt* = moselfr. *Urêt, Urĭt* f. (Anrede) Ansprache.

Ûrfeich = moselfr. *Ûrfei(ch)* f. Ohrfeige; *hê wird dəm Drûk ən Ûrfei gên* er wird dem Fasse den Boden ausschlagen, nösn *hê wi(r)t dəm Drûk də Ûrfeich gê.*

Ûrgəhângsəl = moselfr. *Ûrhângsəl* n. Ohrgehänge (ndl. oorhangsel n)

Urgəl, *Urjəl* = moselfr. *Ûərjəl* f. Orgel.

urgəln, *urjəln* = moselfr. *uərjələn,* altchatt. *urgelen* 1. orgeln, 2. weinerlich klagen.

Urlof = nordeifel. *Urlôf* m. Urlaub.

Ûrnkræ'chər = moselfr. *Ûrəkrœchər* m (Ohrenkriecher) Ohrwurm.

Ûrräng = moselfr. *Ûrreng* m. Ohrring: *zwê Ûrrängəltchər* zwei Ohrringlein.

ûršpränglich = moselfr. *ûršprenglich* ursprünglich.

Urtêl = moselfr. *Urtêl, Urtel* n. Urteil.

urən mit den Zähnen knirschen (vom Vieh), anstatt zu fressen = moselfr *urzən* das Futter nicht mehr fressen wollen, mit Ekel essen, ahd. urezzan, ndd. orten, erklärt sich aus ur- (germ. us-), ndd. or- „aus" + ezzan, ndd. eten; daher mhd. urez „des Essens überdrüssig, übel". Dem hd. ur-ez, hess. *urêssə(n)* = moselfr. urzən entspricht in Form und Bedeutung genau bair. *ûrassn* verschwenden, die Speisen wählerisch und nur teilweise geniessen; ebenso ndd. *or(e)tən* in derselben Bedeutung. Sowohl die Ableitung dieses Wortes von got. ufarassjan „machen, dass etwas im Überfluss vorhanden sei" (Deutschösterr. Literaturgeschichte von Nagel und Zeidler, S. 2) als auch die im DWB. VII, 1362 versuchte Erklärung von ndd. orten „das Futter beiseite schieben" (eigentlich an einen anderen „Ort") ist — jene lautlich, diese begrifflich — ganz unhaltbar; alle sind vielmehr den betreffenden Mundarten entsprechende Erscheinungsformen für ein germ. (got.) *us-etan, daher entsprechend got. (Ulfilas) uz-eta „woraus gefressen wird, Krippe".

uschâ'ssn = moselfr. *usche'sən* anschiessen.

Uschein f. Anschein: *ət hu't dn Uschein* es hat den Anschein. Ebenso moselfr. *(də Uschein).*

uschiddn = moselfr. *uschiddən* anschütten.

Uschlâch = moselfr. *Uschlâch* m. Anschlag.

Uschląss = moselfr. *Uschloss* m. Anschluss.

uschlô = moselfr. *uschlôn* anschlagen: *sei schlêt sich un,* nösn. *sei schlêt sich u.*

uschluppn = moselfr. *u-schluppən* die Pantoffeln anziehen, in weite Schuhe schliefen. Vgl. moselfr. *Schlupp* Pantoffel, abgetragener Schuh.

uschmi^{ä}rn = moselfr. *u-schmi^{ə}rən* anschmieren, *ugəschmi^{ə}rt* angeschmiert, nösn. *ugəschmi^{ä}rt.*

uschneidn = moselfr. *u-schneidən* anschneiden

uschraubn, sss. *uschrauwən* = moselfr. *uschrauwən* anschrauben: *schrauft ət un!,* nösn. *schrauft ət u!* schraubt es an!

Usicht f. Ansicht. Ebenso moselfr.

usirln, (Minarken) *usiddəln* = moselfr. *usiddələn* ansiedeln.

ušpiln = moselfr. *ušpillən* anspielen.

Ušprąch = moselfr. *Ušproch* m. Anspruch.

Ušprôch f. Ansprache. Ebenso moselfr.

uštâ^{i}chn = moselfr. *uštœchən* 1. anstechen, 2. anstecken.

uštalln anstellen, *ugəštąlt* (Rückumlaut!) angestellt; moselfr. *ugəštallt* angestellt.

Uštąlt = moselfr. *Uštalt* f. Anstalt.

uštandich, *uštändich* anständig = moselfr. *uštän(d)ech* anständig.

Ûstərn Ostern. Ebenso moselfr.

uštô, sss. *uštôn* = moselfr. *uštôn* anstehn.

Ušträch = moselfr. *Uštrech* m. Anstrich.

ušträckn = moselfr. *uštreckən* anstricken.

Uštreichər m. Anstreicher. Ebenso moselfr.

uštreichn = moselfr. *u-štreichən* anstreichen.

uštûssn = moselfr. *uštûssən* anstossen: *sei štîsst un,* nösn. *sei štîsst u.*

utrêdn = moselfr. *untrêdən* antreten.

uwann anwenden, *ugəwąnt* (Rückumlaut!) angewendet = moselfr. *uwänn, uwännən* anwenden, *ugəwant* angewendet.

Uwann f. = moselfr. *Uwenn* f. Stelle, wo der Pflug wendet und der Acker ein Ende hat (mhd. anwende f. „Grenzstreifen").

uwu^{a}ssn = moselfr. (lux.) *uwu^{ə}ssən* anwachsen.

uzâpn anzapfen = moselfr. *unzâpən* anzapfen, *ugəzâpt* angezapft.

uzêgn, sss. *u(n)zîjn* = moselfr. *unzê(j)ən* anzeigen.

V.

Vâ^{i}, sss. *Vœ* n. = moselfr. *Ve^{i}* n. Vieh.

F. N. ***Valentin,*** *Wallentin.* Vgl. lux. F. N. *Valentin, Wallentin* (so heisst ein Trevirer [Valentinus] im Jahre 70 n. Chr.).

vâr, *ve^{i}r* (Jaad), sss. *vœr* vier = moselfr. *veiər, vêr, veər* vier.

vârfâ'ssich, sss. *vârfessich* = rheinfr. chatt. *ve'rfe'ssich* vierfüssig.

Vątttərąnsər ⌣ ⌣ ˊ ⌣ n: Vaterunser = moselfr. *Vattəronsər* ⌣ ⌣ ˊ ⌣ : *t Vattəronsər bêdən.*

vərąngläckn = moselfr. *vəronglecken* verunglücken.

vərąnwi"rtn ⌣ ˊ – ⌣ in *sə hu sich mäd-əm vərąnwi"rt* sie haben sich mit ihm überworfen = altfläm. *veronwerden* verachten, ganz „unwert" machen (mhd. verunwerten).

vərbâ'dn, sss. *vərbêdən* = moselfr. *vərbe'dən* verbieten; *vərboddən* verboten, nösn. *vərboddn.*

vərbäln anschwellen, pc. *vərbąlt* (vom unteren Sprunggelenke des Pferdes); moselfr. *vərbällən* in derselben Bedeutung. Vgl. *bôl* (s. o.), *bälsich* (s. o.).

vərbänn, *vərbąnn* = moselfr. *vərbenn* verbinden, *vərbonn* verbunden: *sei vərbennt* sie verbindet, nösn. *sei vərbännt.*

vərbątt = moselfr. (chatt.) *vərbott* klein, im Wachstum zurückgeblieben, verkrüppelt, unentwickelt, verwachsen.

vərbei vorbei. Ebenso moselfr.

vərbeissn, *vərbässn* = moselfr. *vərbeissən* verbeissen, *vərbessən* verbissen.

vərbiddn = moselfr. (lux.) *vərbiddən* verbitten: *hê vərbitt sich dât,* nösn. *hê vərbitt sich dąt.* Altfläm. *verbidden.*

vərblâdn = moselfr. *vərblôdən* verbluten: *ə vərblôt sich,* nösn. *ə vərblât sich* (verblutet).

vərbrêdn verbreiten, *vərbrett* verbreitet. Vgl. moselfr. *vərbrêdən* verbreiten, *vərbrêt* verbreitet.

vərbrinsn verrenken; moselfr. *fərbrissən* verrenken *(brissən* winden, ringen).

vərbûst erbost. Ebenso moselfr. (mhd. verbôst).

vərdâ, sss. *vərdân* = moselfr. *vərdôn* verbrauchen, verschwenden: *ə vərdêt* er „vertut", ebenso nösn.

vərdâ'ft, sss. *vərdeft* = moselfr. *vərde'ft* vertieft.

vərdâ'n = moselfr. *vərde'nən* verdienen.

Vərdâ'n(t)st, sss. *Vərdênst* = moselfr. *Vərde'nst* Verdienst.

vərdämməln ohnmächtig werden. Moselfr. *sich vərdemələn, vərdîmələn* (sich verdummeln) verwirrt werden.

vərdeiərn c. acc. einen durch hohe Preise schröpfen. Vgl. moselfr. *vərdeiərn* Preis und Ware in die Höhe treiben, teuer machen.

vərdêln = moselfr. *vərdêlən* verteilen.

vərdi"rbn, sss. *vərdi"rwən* = moselfr. *vərdi"rwən* verderben, *vərdirft* verdirbt, nösn. *vərdirft.*

vərdi"rflich = moselfr. *vərdi"rflich* verderblich.

vərdinkn = moselfr. *vərdenkən* verübeln, verargen: *eich kân əm dât nət vərdenkən,* nösn. *eich kąn əm dąt nät vərdinkn.*

vərdoktərn unnötigerweise für Kuren Geld ausgeben. Ebenso moselfr.

Vərdrậch = ndrhein. *Verdrâch* m. Vertrag.

vərdrâ'ssn, *vərdreisst* = moselfr. *vərdre'ssən* verdriessen, *vərdreisst* verdriesst.

vərdränkn = moselfr. *vərdrenkən* vertrinken.

Vərdrąss = moselfr. (lux.) *Vərdross* m. Verdruss.

sss ***vərdre'wən,*** *vərdriwʊən,* nösn. *vərdreift* = moselfr. *vərdreiwən, verdriwʊən, vərdreift* vertreiben, vertrieben, vertreibt.

vərdrêt verkehrt: *ə vərdrêt Men(t)sch.* Ebenso moselfr.

sss. ***vərdrôn,*** nösn. *vərdrô* = moselfr. (lux.) *vərdrôən* vertragen: *vərdrêt* verträgt (nösn. ebenso).

vərênijn, *vərênicht* = moselfr. *vərênijən* vereinigen, *vərênicht* vereinigt.

Vərfąlldậch ⏑ ⏓ - m. Tag, mit dem eine Zahlungs- oder Leistungsfrist abläuft. Vgl. ndl. vervaldag.

vərfârn, sss. *vərfêrən* = moselfr. *vərfôrən* verführen, (chatt.) *vərfe'rən* anstellen: *Rêdən vərfe'rən* (nösn. *Rêdn vərfârn).*

vərfêrschəlt = moselfr. *vərfêrschəlt* erschrocken, furchtsam (zu mhd. erværen).

vərfrôrn sei = moselfr. (chatt.) *vərfrôrən sei* leicht frieren: *hê ess gu'r vərfrôrən!*

vərfu"rn = moselfr. *vərfu'rən* verfahren.

vərgaddərn vergittern Ebenso moselfr. (eifel.): *vərgaddərən.*

vərgäftn, *vərgäft* = moselfr. *vərgeftən* vergiften, *vərgeft* vergiftet. Vgl. *vərgê* (s. u).

vərgąppərn refl.: *ə vərgąpərt sich än dật Mêtchə* er vergafft sich in das Mädchen. Vgl. ndrhein. (ndl.) *vergapen* refl. sich vergaffen, sich (in jemand) verlieben. Also echt ndd. (ndl.) -p- gegenüber hochdeutschem -f-. Sehr wertvoll!

vərgâssn, sss. *vərgêssən* vergessen, *vərgässt* vergisst, *vərgậss* vergass, *vərgêss* vergässe, *vərgäss!* vergiss! Moselfr. *vərgœssən* vergessen, *vərgesst* vergisst, *vərgậss* vergass, *vərgêss* vergässe, *vərgess!* vergiss!

vərgê = moselfr. *vərgên* vergiften: *sə hu'd-əm vərgên,* nösn. *sə hu"d-əm vərgê* (mhd. vergeben).

vərgêflich vergeblich. Ebenso moselfr.

vərgêhätsn Backwerk in der Gluthitze verbrennen. Vgl. moselfr. nassau. *Gêhetzt* f. Gluthitze: *ət gêhetzt* (zu nösn -moselfr. *gê* [jäh] und *Hätzt* [Hitze]) Vgl. moselfr. *gêhetzich* (*jähhitzig), jähzornig.

vərgîrn: *də Nu"cht vərgîrn* die Nacht zwecklos (hin- und hergehend) verbringen; vgl. ndrhein. *gîrən* lavieren, hin- und hergehen (gehört zu *Gîr* (s. o) f. Zwickel) = fläm. *geerən* schräg herantreiben, schräg herankommen).

vərgô, sss. *vərgôn* = moselfr. (lux.) *vərgôən* vergehn.

vergolt vergoldet. Ebenso moselfr.

Vərgoltsəl n. Vergoldung. Ebenso moselfr. ndrhein.

vərgrêzn versengen, sss. *grêzən* sengen = moselfr. *grêzən: dət Flêsch grêzən* das Fleisch anbrennen lassen.

vərgroin refl. sich durch Spreizen die Beine verstauchen, moselfr. *sich vərgraiən.*

sss. ***vərgru^{e}wən*** vergraben: *ə vərgri^{ə}ft* er vergräbt, *vərgrú'f!* vergrabe! = lux. *vərgru^{e}wən, ə vərgri^{ə}ft, vərgrú'f!* (nösn. *vərgru^{a}bn, ə vərgri^{ə}ft, vərgru^{a}f!*).

sss. ***vərgunn*** *mər ət* = hunsrück. *vərgunn mər ət* vergönne mirs!, *vərgunt* vergönnt (ebenso sss.). Vgl. rheinfr. *gunnən* gönnen.

vərhǫ̂ln = moselfr. *vərhûlən* verhalten.

vərhąngərn = moselfr. *vərhongərən* verhungern.

vərhi^{ə}rn verheeren = moselfr. *vərhi^{ə}rən* verheeren, verwüsten.

vərhurln, *vərhudln* (Minarken) = moselfr. *vərhuddələn,* hunsrück. *vərhurrələn* verhudeln.

vərkann = rheinfr. chatt. *vərkänn* verkennen.

vərkêfn = moselfr. *vərkêfən* verkaufen.

vərkimməln verkaufen (mit verächtlicher Nebenbedeutung). Ebenso moselfr.

vərkitschn vergeuden, verschwenden. Vgl. henneberg. *kitschən* verschwenden. Moselfr. *vərkitschən* den Schuhabsatz abtreten, verschleudern (zum Schleuderpreise hingeben).

vərklêdn = moselfr. (lux.) *vərklêdən* verkleiden.

vərkloppn = moselfr. *vərkloppən* (verklopfen) verschwenden.

vərknäppn = moselfr. *vərkneppən* verknüpfen.

vərknûzn = moselfr. *vərknûzən* zerdrücken, in Falten drücken.

vərkräppəln = moselfr. *vərkreppələn* verkrüppeln.

vərkreischn = moselfr. *vərkreischən* durch Gerede in bösen Ruf bringen.

vərkrupt verkümmert; vgl. moselfr. *kruppich* verkrüppelt.

vərkwästn den Raum verstellen, Unordnung machen = altfläm. *verquisten* zugrunde richten, westerw. *vərkwestən* verderben, aach. *vərkwestən* (holl. verkwisten) verschwenden.

vərkwu^{a}səlt = moselfr. *vərkwu'səlt* verworren, unklar.

vərlâ^{i}f = moselfr. *vərle'f* vorlieb: *ə nitt dərmet vərle'f,* nösn. *ə nitt dərmät vərlâ'f* (modern).

vərlâ^{i}ft, sss. *vərlêft* = moselfr. *vərle'ft* verliebt.

vərlâ^{i}sn verlieren, *vərlûr* verlor = moselfr. *vərle'sən,* (altchatt.) *vərlą'sə(n)* verlieren; heute noch wetterau. *sə vərleist* (nösn.

sə vərleist) sie verliert (vgl. *freist* [nösn. *freist]* friert), *vərlûr* verlor. Mhd. verliesen, verliuset.

vərlâpərn allmählich verlieren. Auch refl. Moselfr. *vərläppərn, vərlâ̈pərn.*

Vərlqst = moselfr. *Vərlost* m. Verlust.

vərlêdn = moselfr. *vərlêdən* verleiten: *vərlêt* verleitet, nösn. *vərlett.*

Vərlêf (ländl.; städt *Vərlôf): mät Vərlôf zə rêdn* = moselfr. *mät Vərlêf zə rêdən* mit Verlaub (zu reden). Auch *Vərlôf*

vərlossn = moselfr. *vərlossən* hinterlassen.

vərlu^{a}cht = moselfr. *vərlu^{a}cht* verlegt.

vərmqchn, sss. *vərmâchən* = *vərmachən, vərmâchən* testamentarisch überlassen.

vərmâdn = moselfr (Eifel) *vərmôdən,* altfläm. *vərmoeden* vermuten.

vərmändərn = moselfr. *vərmendərən* vermindern.

vərmättəln = moselfr. *vərmettələn* vermitteln.

vərmêrn, vərmêrt berühmt: *än vərmêrt Kâ* eine berühmte Kuh; vgl. moselfr. *mêrən* erzählen (mhd. mæren „verkünden, berühmt machen"). Nösn. *ə vərmêrt Kâlf;* vgl. moselfr. *mêrich* berühmt: *ə mêrich Kâlef* (ein berühmtes [grosses, schönes] Kalb).

vərmutchn vermodern; vgl. moselfr. *mutchən* modern, schimmeln.

Vərnâft = moselfr. (ww.), siegerländ. *Vərnôft* f. Vernunft (ndl. vernuft).

vərnâftich = siegerländ. *vərnôftich* (ndl. vernuftich) vernünftig.

vərnqrrn = moselfr. *vərnarrən* zum Narren haben.

vərpêfəln verblüffen: *eich sei əsu vərpêfəlt* = moselfr. (eifel.) *vərpôwələn* verwirren, irre machen: *eich sei əsu vərpôwəlt.* Vgl. engl. *baffle* verwirren, täuschen.

vərplämpərn = rheinfr. (chatt) *vərplämpərn* flüssige Speise vorbeilaufen lassen, verschleudern (z. B. Geld). Zu hess. *plämpərn* in der Suppe zögernd herumlöffeln.

vərprurln verschwatzen. Vgl. moselfr. *vərbruddələn,* hunsrück. *vərbrurrələn: d' Zeit vərbruddələn* die Zeit verschwatzen, nösn. *də Zeit vərprurln.*

vərrêsn = moselfr. *vərrêsən* verreisen.

vərrîrn (intr.) = moselfr. *vərrîrən* vom Rieseln trockener Körner: *dət Kôr(n) vərrîrt sich.*

vərrôdn verraten, *vərrêt* verrät = moselfr. (lux.) *vərrôdən, vərrêt.*

Vərrôt m. Verrat. Ebenso moselfr. (lux.).

vərsâ^{i}, sss. *vərsêən* refl. = moselfr. *sich vərse^{i}n* versehen (von Schwangern)

vərsâ^{i}n = rheinfr. (chatt.) *vərsâ^{i}ən* (*versäuen) beschmutzen.

vərsänkn, *vərsqnkn* = mo-

selfr. *vərsenkən* versinken, *vərsonkən* versunken.

vərsauərn zurückgehen, einseitig werden. Ebenso moselfr.

vərschąffn fortschaffen, aus dem Leben bringen, heimlich (z. B. durch Gift) töten = moselfr. *vərschaffən* beiseite bringen.

vərschandəln = moselfr. *vərschändən* verderben, verhunzen.

vərschâstərn = moselfr. *vərschôstərən* verschwenden.

vərschêcht = moselfr. *vərschêcht* scheu.

vərschiddn, vərschitt = moselfr. *vərschiddən* verschütten, *vərschitt* verschüttet.

vərschläckn = moselfr. *vərschläckən* verschlucken.

vərschläffn = moselfr. *vərschleffən* abgeschliffen, abgenutzt.

vərschląmpn = moselfr. *vərschlampən* seine Kleider verderben durch Tragen bei nasser Witterung.

vərschlaudərn = moselfr. *vərschlaudərən* verschleudern.

vərschmeissn = moselfr. *vərschmeissən* verwerfen.

vərschnäppəln = moselfr. *vərschneppələn* zerschneiden, durch Schneiden zerstückeln.

vərschnąppn refl. = moselfr. *sich vərschnappən* etwas durch voreiliges Urteil verraten.

vərschnarn refl. in der Aufregung beim Sprechen fehlen. Vgl. rheinfr. chatt. *sich schnärrən* sich im Reden verwickeln (mhd sich versnurren, versnorren „fehlen").

vərscholt verschuldet. Ebenso moselfr.

sss ***vərschre^{i}wən, vərschriwwən,*** nösn. *vərschreift, vərschreif!* = moselfr. *vərschreiwən* verschreiben, *vərschriwwən* verschrieben, *vərschreift* verschreibt, *vərschreif!* verschreibe!

vərschu^{a}ln = moselfr. *vərschu'lən* mit Brettern bekleiden.

vərschwänn, vərschwänt, vərschwąnn = moselfr. *vərschwenn* verschwinden, *vərschwent* verschwindet, *vərschwonn* verschwunden.

sss ***vərschwe^{i}jən, vərschwijjən,*** nösn. *vərschweicht* = moselfr. *vərschweijən, vərschwijjən, vərschweicht* verschweigen, verschwiegen, verschweigt.

vərseimən versäumen. Ebenso moselfr.

vərsô, vərsôt = moselfr. *vərsôən, vərsôt* versagen, versagt.

vəršpiln = moselfr. *vəršpillən* verspielen.

sss. ***vəršprêchn,*** nösn. *vəršprâichn* = moselfr. *vəršprêchən* versprechen: *ə vəršprecht* er verspricht (nösn. *ə vəršprächt), vəršprôch* (trier.) versprochen, nösn. *vəršprôchn.*

vərštâ^{i}chn, sss. *vərštêchən* verstecken, *vərštôchn* versteckt. Vgl. moselfr. *vərštêchən* verstecken, moselfr. *vərštôch(ən)* versteckt.

vərštämmən = moselfr. *vərstemmən* verstimmen: *vərstemmt* verstimmt (nösn. *vərštämmt).*

Vərštąnt = moselfr. (chatt.) *Vərštânt* m. Verstand.

vərštąppn = moselfr. (lux.) *vərštoppən* verstopfen.

vərštauchn = moselfr. *verštauchən* verrenken: *ə hu't sich də Fôss vərštaucht* er hat sich den Fuss verrenkt, nösn. *ə hu"t sich dn Fâss vərštaucht.*

vərštô verstehen, *vərštąnn* verstanden. Moselfr. *vərštôn, vərštann: vərštêstə mich?* (ebenso nösn.).

vərštoln = moselfr. *vərštollən* verstohlenerweise (mhd. verstoln).

vərštrą'n = moselfr. *vərštrâ'ən* verstreuen (ndl.verstrooijen).

sss. ***vərštruwwəln,*** nösn. *vərštrubbəln* = moselfr. *vərštruwwelən* jemand das Haar zerzausen.

vərštu"rn erstarren; vgl. moselfr. *štu'r* starr.

vərštûssn = moselfr. *vərštûssən* verstossen: *ə vərštîsst* er verstösst (nösn. *ə vərštîsst).*

(vər)tândəln (ver)tändeln; vgl. moselfr. *(vər)dândəln* (ver)tändeln: *də Zeit vərąândəln.*

vərtêdijn, -gn, = moselfr. *vərdêdejən* verteidigen: *vərdêdecht* verteidigt, nösn. *vərtêdicht.*

vərtrandəln: *də Zeit vərtrandəln* = moselfr. *də Zeit vərträndəln* die Zeit vertrödeln.

Vərtrêdər m. Vertreter. Ebenso moselfr. (lux).

vərtrêdn = moselfr. *vərtrêdən* vertreten.

vəru"chtn, *vəru'cht* = moselfr. (lux.) *vəru'chtən* verachten, *vəru'cht* verachtet.

vərurən = moselfr. *vərurzən* beim-Essen das minder Gute stehen lassen, das Beste heraussuchen (Vgl. *Urzn* s. d.).

vərvôl ganz voll: *də Zu'l äss vərvôl* die Zahl ist voll = altchatt. (urkundl.) „vir ful" vollständig (mhd. vür vol).

vərwąndərn = ndrhein. *vərwondərən,* lux. *vərwonnərən, vərwondərn* refl. = altfläm. *verwondərən* sich verwunderen.

vərwąnt = moselfr. *vərwont* verwundet. Ebenso moselfr.

vərwän(t)schn = moselfr. (lux.) *vərwenschən* verwünschen, *vərwonschən* verwünscht, nösn. *vərwąnschn.*

vərwelijn, -gn = moselfr. *vərwelejən* verwelken.

vərwessəln, sss. *vərwi'ssəln* = moselfr. (lux.) *vərwêssələn, vərwi'ssələn* verwechseln.

vərwi"rfn = moselfr. *vərwi'rfən* verwerfen.

vərwi"rn = moselfr. *vərwi'rən* verwehren.

vərwichn = moselfr. *vərwichən* neulich, jüngst.

vərwôrn = moselfr. *vərwôr(ən)* verworren.

vərwu"ssn = moselfr. (lux.) *vərwu'ssən* missförmig wachsen: *vərwi'st,* nösn. *vərwi"st* verwächst.

vərzelln, vərząlt, vərząldn = moselfr., eifel., siegerländ. *vərzellən* erzählen, *vərzâlt (vərzôlt)* erzählte, *vərzâldən* erzählten.

Vərzelssəl n. das Erzählen,

Gerede, Geschwätz. Moselfr. *Vərzelsəl* n. (ndl. vertelsel n.) Erzählung.

vərzeppərn = moselfr. *vərzeppəln* hin und wieder verlieren.

vərzerrəln = moselfr. *vərzeddələn*, hunsrück. *vərzerrələ(n)* hin und wieder verlieren (verzetteln).

vərzi‿rn = moselfr. (lux.) *vərzi'rən* verzehren.

vərzweiwəln verzweifeln. Ebenso moselfr.

vettərscht, *veddərșt* vorderst: *t veddərscht Däppn* = moselfr. (hunsrück.) *t veddərscht Deppən* der vorderste Topf; nösn. *veddərscht Fûss* m. = ndrhein. *vüddərsch Fôss*, auch *Vöddərfôss* m. Vorderfuss.

vill viel (mhd. vil). Ebenso moselfr. (lux.); nösn. *villət* vieles Ebenso moselfr.

villmol vielmal. Ebenso moselfr.

Vîrl n. Abteilung der Scheune (Zips „Viertel"). Moselfr. *Vîr(tə)l*, lux *Ve'rəl* m. Viertel, Abteilung der Scheune.

Vogelsang, Markname in Schässburg; auch im Nösnerlande Riedname: *äm Voggəlgəsâṇk* (in Treppen, Windau); vgl. moselfr. O. N. „*Vogel(ge)sang*" (Gen. St. Karte: Diedenhofen), Vogelsang (Gen. St. Karte: Bonn), Vogelsang (bei Brodenbach, Kreis St. Goar), Vogelsang (Gehöft bei Köln), Vogelsang (n. w. von Aachen). Offenbar (ursprünglich) „waldige Gegenden, wo sich Singvögel aufhalten." Der Name bleibt, auch wenn er sachlich nicht mehr begründet ist.

Voggəlsəlâṭ f. (der Vogelsalat) valerianella (Wallendorf); moselfr. *Vugəlzalôt* f. eine Pflanze.

F. N. ***Vogt***. Ebenso lux. F. N.

vôl voll. Ebenso rheinfr. (chattisch).

vôr vorne = hunsrück. *vôrə(n)* vorne.

vor (-ŏ-) vor, für = ndrhein. *vor* vor, *vor mîr* meinetwegen, ich habe nichts dagegen; nösn. *vor* (-ŏ-) *disəm* vordem; vgl. ndrhein. (fläm.) *vôr desən* vordem.

Vortəl = moselfr. *Vortəl* m. (< Vorteil) Kunstgriff.

voru voran = moselfr. *vərun* voran: *vorun dər Dîr* vor der Tür, nösn. *voru dər Dîr*.

vu, sss. *vun* = moselfr. *vun* von, *vum* vom. *vu mîr* von mir, ⏑ ‸, *vummər* von mir ‸ - (ebenso nösn.).

Vu‿tər (s. o. unter *Fu'tər*) auch nösn., z. B. in Passbusch, Tatsch; auch sss. *Vu'tər* m. = lux. *Vu'dər* m. Vater.

W.

F. N. ***Waadt*** (sss.). Vgl. lux. F. N. (dem.) *Wat(chen).*

F. N. ***Wächter.*** Ebenso moselfr. F. N.

Wäck = moselfr. *Weck* f. Wicke.

Wąck f. = moselfr. rheinfr. chatt. *Wack* f. (runder) Stein, wie er zum Pflastern verwendet wird.

Wäckəl f. = moselfr. *Weckəl* f. der Wickel.

wäckəln = moselfr. *weckəln* wickeln.

sss. (Blutroth) ***wackən:*** *ən Štuff wackən* die Hauswände mit Lehm bewerfen; vgl. lux. *wäkəln* eine Wand mit Spriegeln, dünnen Hölzchen bengeln, damit der Putzbewurf besser hält.

F. N. ***Wagner*** 1557, 1905. Ebenso moselfr. F. N.

wâ' 1. wie, 2. als, sss. *wê'* = moselfr. *wei, wä'* 1. wie, 2. als: *hê es əsu grûss wœi dau, grîssər* (nösn. *grissər) wei dau* er ist so gross wie du, grösser als du; *wä' hê geng, kâm (kąm) eich* als er ging, kam ich.

Wâ'n = moselfr. *We'n* Wien.

wâkn = moselfr. *wêkən* wecken.

F. N. ***Wal*** 1505. Vgl. lux. F. N. *Wahl* (ahd. P. N. Walaho „Welscher"). Vgl. *Wohl.*

Waldorf, vgl. *Wallendorf* (s. u).

F. N. ***Walesch*** (Bodendorf). Vgl. lux. F. N. *Walesch.* Nösn. *wâləsch* heisst „welsch".

wąlgərn wälzen, rollen (von der trüben Flut des angeschwollenen Flusses gebraucht) = moselfr. *wäljərn, walgərn* wälzen, rollen (mhd. walgern), ndhess. *wulgərn* Wellen schlagen, von brotzelndem, im Kochen wallendem Wasser.

Wallendorf, ss. *Wu°lndrəf, Wu°ndrəf,* Kleinbistritz. *Wąndrəf,* rum. Aldorfu (offenbar < Waldorf), magy. Aldorf, urk. *Waldorf* (inferior) 1295, Waldorf (superior) 1332, Latina (superior) 1413, Waldorf 1532 (Honterus). Es gibt also 2 Wallendorf: *êwəršt Wu°ndrəf* (oberhalb von Bistritz) und *niddəršt Wu°ndrəf* (unterhalb von Bistritz, heute mit Bistritz vereinigt). Hievon etymologisch nicht zu trennen ist das †, bei Bekokten gelegene „Wohldorf", sss. *Wôldərf,* urk. Waldorph 1396, magy. Voldorf, rum. *Walendorf,* da dem nösn. *-u°-* sss. *-ô-* entspricht, vgl. nösn. *də Wu°l* „die Wahl", sss. *də Wôl* und die ss. urk. F. N. *Wahl, Wal* 1505 (nösn.), *Wol, Wohl* 1505 (sss.) sowie moselfr. (lux.) F. N. *Wahl* und *Wohl.* Die rum., magy. Form Aldorf (spr. *Âldorf)* — ohne w- — weist auf Waldorf zurück, vgl. magy. imad

< slav. vimad, magy. iszák < slav. wissac, magy. *ol-* = germ. *wal-* in *oláh* (*wal*ach[isch]), *olasz* (*wäl*sch). (Magyar Nyelvőr XXIV., 236). — Vgl. O. N. *Wallendorf* an der Sauer (lux.-preussische Grenze), *Waldorf* in der Eifel (bei Ahrweiler) und *Waldorf* bei Bonn, ferner O. N. *Wahl* in Luxemburg (Kanton Diekirch) und ndrhein. F. N. *Aldorf*.

O. N. ***Wallenthal*** (Bielz, S. 523), magy. Hátszeg, rum. Haţegu, bei Vajda-Hunyad. Vgl. O. N. *Wallenthal* (Rgbz. Aachen, Kreis Schleiden).

F. N. (sss.) ***Waller***. Vgl. moselfr. F. N. *Waller* (lux.). Nösn. *Wąllər* heisst „Wels". Vgl. ahd. walira, welira „Walfisch", altnord. hvalr m. „Walfisch" und (lautlich entsprechend) altpreussisch Kalis „Wels". Vgl. moselfr. O. N. *Wallerfangen*.

wällich = moselfr. *wellich* willig: *əd-es sîr wellich*, nösn. *əd-äs sîr wällich* (es) sie ist sehr willig.

Wälln = moselfr. *Wellən* m. Wille.

Wąlm m. Hausgiebel; vgl. rheinfr. *gəwälmt* gewölbt (fläm. holl. *Walm* m. Dachstroh).

Wälpərt n. = moselfr. *Welpər* n. Wildpret.

Wąlt = moselfr. chatt. *Wâlt* m Wald.

wält wild. Ebenso moselfr. *welt Rûsən* pl. Hagedorn, nösn. *wält Rûsn*.

F. N. ***Walther*** 1682, 1905. Ebenso moselfr. F. N. (ahd. P. N. Waldhar).

Wąndər = moselfr. *Won-(d)ər* n. Wunder.

wąndərn (ohne *sich*): *eich wąndərn* = altfläm. *wonderən* sich wundern.

Wängərt = moselfr. *Wengərt* m. Weingarten.

Wänk = moselfr. *Wenk* m. Wink.

Wänkəl = moselfr. *Wenkəl* m. Winkel.

wänkəln Winkelgeschäfte treiben = *wenkələn* einen Kramladen halten.

wänkn winken, *gəwąnkn* gewinkt = moselfr. *wenkən, gəwonkən* (mhd. gewunken).

wann wenden, *wânt* wandte, *gəwânt* gewandt = moselfr. (lothring.) *wänn, wennə* wenden, *wânt* wandte, *gəwânt* gewandt, moselfr. *ə hu't sich du'r gəwant* er hat sich hin gewendet, nösn. *ə hu't sich du'r gəwânt*.

wänn wollen, *wäll* will, *wällt* wollt, *woll* wollte, *well* wollte (als imperf. conj.), *gəwollt* gewollt = moselfr. *wellən* wollen, *well* will, *wellt* (ihr) wollt, *wo'l* (ndrhein.) wollte, (moselfr.) *wellt* (imperf. conj.), *gəwollt* gewollt. Vgl. siegerländ. chatt. *wonn* wollen, *woll* wollte, *wöll* wollte (als imperf. conj.), *gəwollt* gewollt; moselfr. *eich well le'wər śti'rwən we' əsu lêwən; welld-ər?* wollt ihr?, nösn. *wälld-ər?*

Wänn = *Wenn* f. Ackerwinde.

wänni = moselfr. westerw. *wenni* wann: *wenni gôd-ər?* nösn. *wänni gôd-ər?* wann geht ihr? *wänni* = ndl. wanneer „wann". Vgl. siegerl. *wennê,* urk. *wannee* wann?

Wąn(t)sch = moselfr. *Won(t)sch* m. Wunsch.

wän(t)schn wünschen, *gəwąn(t)schn* gewünscht = moselfr. *wenschən* wünschen, *gəwonschən* gewünscht: *eich wenschən ich en glecklich Rês* ich wünsche euch eine glückliche Reise, nösn. *eich wänschn ich än glăcklich Rês.*

Wąnt = moselfr. *Wont* f. Wunde.

wąnt = moselfr. *wont* wund.

Wą̂nt = eifel. *Wânt* f. Wand.

Wäntər = moselfr. *Wentər* m. Winter.

Wäntərgrâ', Wantərgrâ', sss. *Wängtərgrœn* n. = moselfr. *Wentərgre'n, Wantərgre'n* n. Singrün.

wäntərn = moselfr. *wentərn* (wintern) überwintern.

Wäntfôch f. = moselfr. *Wentfôch* f. Schneewehe, auf einen Haufen zusammengewehter Schnee. Vgl. ndrhein. O. N. *Windfoche* (Kreis Solingen, Rgbz. Düsseldorf).

Wänthąnt (modern) = moselfr. *Wenthont* m. Windhund.

Wäntmill = moselfr. *Wentmill* f. Windmühle.

wäntschlich windschief; vgl moselfr. *wentsch* windschief; *wentsch* < windschief wie *Hentsch* < Handschuh u. a.

Wą̂ns = moselfr. rheinfr. (chatt., henneberg.) *Wânz* f. Wanze.

wąppəln = moselfr. chatt. nassau. *wappəln* sich zitternd bewegen.

Wą̂r „Weiher, Fischteich", moselfr. *Waiər* m. „Weiher" = franz. vivier, lat. vivarium „Fischteich". „Weiher" ist nur in den Rheinlanden auf altem Römerboden ein wirklich volkstümliches Wort geworden.

Warmt f. = ndrhein. *Warmte* f. Wärme (ahd. warmida).

Wâsch, sss. *Wêsch* f. = moselfr. *Wœsch,* nassau. *Wasch* f. Wäsche.

Wäsch = moselfr. *Wesch* m. Wisch.

wâschn, sss. *wêschən* = moselfr. *wœschən,* eifel. *waischən* waschen.

wäschn = moselfr. *weschən* wischen, schlagen.

Wâspəls = moselfr. *Wêspəl,* eifel. *Waispəl* f. Wespe.

Wâssich f. = moselfr. *Wêssich,* westerw. *Wassich* f. Molke (mhd. wezzich).

wässn wissen, *wąsst* wusste, *gəwąsst* gewusst = moselfr. *wessən* wissen, (trier.) *wosst* wusste, *gəwosst* gewusst.

wą̂t, wąt was = moselfr. *wât, wat* was; nösn. *wąt dər Teiwəl!* = moselfr. *wat dər Deiwəl!* was der Teufel!

Wâtchə, Wâtchi = moselfr. *Wætchə* n. kleine Wade.

wâtn wetten, *gəwât* gewettet = lux. *gəwât* gewettet.

wâzn = moselfr. *wæzən* wetzen; *sich wâzn* = moselfr. *sich wæzən* sich (an jemand) reiben.

Wâsštê m. unausgebackenes Brot; vgl. eifel. *watzich* (adj.) unausgebacken vom Brote.

F. N. ***Weberh*** 1505, *Weber* 1905. Ebenso moselfr. F. N.

wêch weich. Ebenso moselfr.

Wêch m. Weg, moselfr. *Wê(ch)*.

wêchn = moselfr. *(en)wêchən* einweichen.

Weddər = moselfr. *Weddər, Wêdər* n. Wetter.

Weddər = altfläm. *Wedder* n. Wetter.

Weddərhäks f. Hexe als Wettermacherin. Ebenso lux.

weggəln = moselfr. *weggelən* wackeln (fläm. wiggelen), ndrhein. *waggələn*.

wêgn (mhd. wegen) sich bewegen: *ə wêcht* = nordeifel. *wêjən* bewegen.

Wehlen, vgl. *Weilau* (s. u.).

weichn, *gəwächn* = moselfr. *weichən* weichen, *gəwechən* gewichen.

Weidenbach, urk. Widinbach (1191—1342), Widenbach, magy. Vidombák, rum. Gimbavu, sss. *Wedjəbich*, bei Kronstadt; vgl. *Weidenbach* (Rgbz. Koblenz, Gen. St. Karte: Mayen) und *Weidenbach* (Gen. St. Karte: Prüm), dial. *Weidəbich*.

F. N. ***Weydner*** 1620, *Weidner*. Ebenso moselfr. F. N.

Weif n. Weib, *Weiwər* Weiber. Ebenso moselfr.

weign wiegen (intrans.) = moselfr. *weiən* wiegen: *weit dât vill?* nösn. *weicht dât vill?* wiegt das viel?

Weihrauch, ss. *Weiroch,* 1788 Veyrauch. Moselfr. F. N. *Weyrauch, Weirauch, Weirich.*

Weilau, ss. *Wêlə, Wîlə,* urk. *Wela* (Honterus, 1532), magy. Vajola, rum. Uila, „Weilau“ oder *Wela* (Bielz, S. 461), bei Gross-Schogen. Vgl. *Wêlə,* dial. für „*Wehlen*“ (Gen. St. Karte: Berncastel an der Mosel). Vgl. moselfr. F. N. *Wehler, Weler* (ss. *Wêlər* heisst „Weilauer“). Zur ss. Nebenform *Wîlə* (auch rum. Uila!) vgl. ndrhein. urk. *Wilen* (Lacomblet 1016).

Weimər f. Traube; dem. *Weimərchi* Johannisbeere; vgl. ripuar. (Krefeld.) *Wîməl* f. Johannisbeere (Weinbeere). Vgl. ss. urk. F. N. Thomas dictus *Veynber, Waymber* 1402 — 1412 und moselfr. F. N. *Weimer.*

Weingarten (Bielz, S. 536), magy. Vingárd, rum. Vingardu, urk. Vingarth 1392, Wingardkirg 1392 bis 1415, Wyngartkyrchen 1329, heute offiziell „Weingartskirchen“, ss. *Wängərschkirich* bei Mühlbach; vgl. O. N. *Weingarten* bei Euskirchen (Rgbz. Köln). Moselfr. und ss. heisst der Weingarten *Wengərt,*

Wängərt, daher der moselfr. (lux.) F. N. *Wengert.* Der urk., magy. und rum. Name bewahren (wie so oft) die altdeutsche Form (mhd. wîngart). Ndl. wijngaard.

F. N. ***Weingärtner*** 1800, Weyngerther 1620, Weyngarter 1505. Moselfr. F. N. *Weingärtner* (d. h. Winzer).

F. N. ***Weintz*** 1581. Ebenso lux. F. N. (ahd. P. N. Winizo, Koseform der mit *Win* „Freund" zsgs. P. N.).

weisn = moselfr. *weisən* zeigen: *weiss mər əmôl dât Deppən!,* nösn. *ɯeiss mər əmôl dąt Däppn!* zeige mir einmal den Topf!

O. N. ****Weissdorf*** = *Viszdorff* 1402 (zwischen „Kopsch, Busd, Valdhuttin, Körtz" u. a.). Vgl. lux. F. N. *Weisstroffer* (nösn. ****Weissdrəf*** = Viszdorff).

O. N. ***Weisskirch,*** ss. *Weisskirich* - ˘ ˘, magy. Fehéregyház, rum. Ferihază, bei Lechnitz; 2. *Weisskirch,* magy. Fehéregyház, rum. Viskir (wertvolles -i-, vgl. mhd. wîzkirch) oder Gişcriciu, ss. *Weisskirich,* bei Reps; 3. Weisskirch, magy. Fejéregyháza, rum. Ferihaza, bei Schässburg. Vgl. *Weisskirch* (Rgbz. Trier, Gen. St. Karte: Saarburg). „Weisse Kirche" heisst moselfr. (lux.) *weiss Kirich (Kirech).* Dazu moselfr. F. N. *Weisskircher.*

Weit f. Weite, pl. — sehr wesentlich — *Weitn* (nicht *Weidn,* wie es lauten würde, wenn unser *Weit* = nhd. Weite = germ. Wîdi wäre [vgl. engl. wideness „Weite"]), also = ndl Wijdte „Weite" < germ. *wîdida, worauf auch moselfr. *Weit* „Weite", pl. *Weitən,* siegerländ. *wîdə* zurückweist (ahd. wîtî wäre zu siegerländ. *wîrə, moselfr. *Weidən* geworden).

weiwəsch weibisch. Ebenso moselfr. (ndl. wijfsch).

wel weil. Ebenso moselfr. (lux.).

F. N. ***Welker*** (Heltau). Vgl. lux F. N. *Welker.*

sss. ***wellər,*** *well, wellət* = moselfr. *wellər, well, ɯellət* welcher, welche, welche.

wellich = moselfr. *wällich* welk.

F. N. ***Welther*** 1763, 1904. Moselfr. (lux.) F. N. *Welter.*

Welz, vgl. *Wölz.*

Werd, magy. Vérd, rum. Vordu, sss. *Wîrt,* urk. *Wert* 1317 bis 1320, Honteruskarte *Werd,* bei Agnetheln. Vgl. O. N. *Wert,* urk. (Lacomblet 1050) für Kaiserswerth a. Rh., *Werth* nördlich von Wesel, *Weert* in Limburg (Niederlande). Vgl. lux. F. N. *Werd.*

F. N. ***Werner*** 1505, 1905. Ebenso moselfr. (lux.) F. N. (ahd. P. N. Warinheri.).

F. N. ***Wenner*** (1833 in Bistritz). Vgl. den lux. F. N. *Wenner.*

Wês f. Waise. Ebenso moselfr.

Wêsnkänt (modern) = moselfr. *Wêsəkent* n. Waisenkind.

wêss weiss, *wässn* wissen, *gəwosst* gewusst, *wesst* 1. wüsste, 2. wisst = moselfr. *wêss, wessən, gəwosst, wesst.*

Wessəl m. Wechsel. Ebenso moselfr.

wessəln = moselfr. *wêssələn* wechseln.

Westen, urk. 1503 Vestem, magy. Vestény, rum. Veștemu, bei Hermannstadt. Vgl. *Westen* (Rgbz. Köln, Kreis Wipperfürth), *Westenhof* (Luxemburg). Reichsdeutsches Westen geht auf „Westheim" zurück Diese Erklärung hat auch bei uns an der urk. Form Vestem und an der rum. Namensform Veștemu ihre Stütze, da die rum. O. N. unsere ss. O. N. in älterer Entwicklungsform zu bewahren pflegen als die ss. Vgl. auch den O. N. *Bethlen* aus älterem, urk. Bethlem, Bethleem 1342—1390, nösn. heute noch (bei älteren Leuten) *Bätläm;* -m > -n auch in nösn. *Êdn* = Eidam, *Ôdn* = Atem u. a. Vgl. auch *Baassen,* ss. *Bậsn, Baqsən* (s. o.) = eifel. Baasem (alt Basenheim) bei Kronenburg in der Eifel (Gen. St. Karte: Hillesheim). Ferner ss. *Bâchnən,* nhd. Bachnen (Bachen) = Bachem (alt Bahheim, Bacheim) im Bonn- und Kölngau. Vgl. übrigens ndrhein urk. O. N. Westum Lacomblet 1192).

F. N. *Wester,* 1700 Westher. Moselfr. (lux.) F. N. *Wester.*

Wêwər m. Weber (ländl., z. B. Weilau). Ebenso moselfr.

F. N. *Weygelt* 1505. Ebenso moselfr. F. N.

wî wehe. Ebenso moselfr.; nösn. *wî dâ* = moselfr. *wî dôn* schmerzen: *ət dêt mər wî* (nösn. ebenso); sss. *o wî!* o weh! ebenso moselfr.

wi‿m = moselfr. *wi‿m* wem?

wi‿n? wen? Ebenso moselfr.

wi‿r wer. Ebenso moselfr.: *wi‿r gôt schmi‿rt, di‿r gôt fi‿rt,* nösn. *wi‿r gât schmi‿rt, di‿r fi‿rt gât.*

Wi‿r f. = moselfr. chatt. westerw. *We‿r* n. gerstenkornartiges Blutgeschwür am Augenlide, lux. *Wi‿rəl.*

Wi‿r = moselfr. *Wi‿r* n. das Wehr.

Wi‿r = moselfr. *Wi‿r* f. Maulwurfsgrille (altmoselfr. „werr").

Wi‿rəmt = moselfr. lux. *Wi‿rəmt* f. Wärme. Vgl. *Warmt!*

Wi‿rəmt = lothr. *Wärmət, Wi‿rmət* m. Wermut.

wi‿rfn werfen, *wurf* warf, *gəworfn* geworfen. Ebenso moselfr. *(we‿rfən).* Das Ripuarische hat schon (ndd.) *werpen!* Nösn. *sich wi‿rfn* = moselfr. *sich wi‿rfən* aufquellen (vom Holz)

Wi‿rk = moselfr. *Wi‿rk* n. Werg (mhd. werc).

Wi‿rkəs n. Podium, worauf die Schuhmacher arbeiten = ndl. werkhuis n. (Werkhaus) Arbeitshaus; moselfr. (eifel.) *Werkəs* n. (Werkhaus) Arbeitsstätte.

Wi‿rkəsch, sss. *Wi‿rkəšt* f.

Werkstatt (verkürzte Form) = moselfr. *Wi̯rkśtât* f. Werkstatt.

wi̯ⁿrn werden, *wu̯rt* ward, wurde, *(gə)wôrn* geworden; vgl. chatt. moselfr. *wœrən, wêrən, wi̯ren, we̯rn* werden, *wu̯rt* ward, wurde, *wôrn* geworden: *eich wi̯rən* ich werde, nösn. *eich wi̯ⁿrn;* westerw. *hê ess Kinnek wôrn,* nösn. *hê äss Kinnək wôrn.*

wi̯ⁿrt = moselfr. *wi̯rt* wert.

Wibbəl f. Kornwurm (mhd. wibel). Ebenso moselfr.

wibbəlich sehr beweglich (von Würmern). Ebenso moselfr.

wibbəln = moselfr. *wibbələn* wimmeln.

Wichtəltchə, -tchi n. kleine *Wichtəl* f. (Turmfalke); vgl. moselfr. *Wichtəltchə* n. Wichtlein, moselfr. *Wîchtəl* f. eine kleine Person, ein kleiner Vogel, pl. dem. *Wichtəltchər.*

widdər 1. gegen, 2. wieder. Ebenso moselfr.: *śtûss net widdər dət Deppən!* stosse nicht gegen den Topf! = nösn. *nät śtûss widdər dət Däppn!*

widdərlichtn wetterleuchten. Vgl. altfläm. *wedderlijc* Blitz.

widdn refl. sich drehen; vgl. moselfr. *widdən* drehen, *sich widən* sich hin- und herwenden.

F. N. ***Wilk*** (sss.), urk. *Wylk* 1394. Moselfr., ndrhein. F. N. *Wilk*(en), *Wilk*(e) (< Wilko, Koseform der mit Wil, Willi „Willi“ zsgs. Namen).

Wiltz, vgl. *Wölz* (s. u.).

Windəl f. Wegerich = moselfr. chatt. *Windəl* m. ervum parviflorum (lästiges Unkraut im Getreide).

F. N. ***Winklər,*** 1505 Winklar. Moselfr. (lux.) F. N. *Winckler, Winkeler* (d. h. einer, der einen Winkel [Kramladen] hat).

winnich wenig. Ebenso moselfr.: *eich sein och mät winnijəm zəfriddən,* nösn. *eich sei och mät winnijəm zəfriddn.*

winnichstns = moselfr. *winnichstəns* wenigstens.

Winz (alter urk. Name [seit 1248] für magy. Al-[Fel-]vincz, rum. Vinţu de jos), modern (bei Bielz) auch „Winzendorf“; vgl. Riedname *Winzlôch* (bei Mettersdorf). Vgl. *Winzen* (Rgbz. Aachen, Kreis Schleiden), *Winz*berg (Gen. St. Karte: Boppard), *Winz* (s. ö. von Essen).

winzəln = moselfr. *wenzələn* wälzen (ndl. wentelen, altfläm. *wentelen* wälzen).

Wirbəl m. Türklinke = altlux. (1575) „wirvel“ (Klinke).

wirbəln am *Wirbəl* (Türklinke) drücken = ndrhein. *wervelən* mit einem *wervəl* (Drehkreuz) sperren.

wirkən (adj.) *Leimət* aus grobem Hanf gewobene Leinwand; vgl. moselfr. *wirkən* (adj.) *Dôch* n. Tuch aus Flachs, der beim Schwingen abfällt.

wirkn weben; vgl. moselfr. *wirkən* arbeiten.

wirkn in *änwirkn* = moselfr.

(chatt.) *wirkən* den Brotteig zu Laiben formen.

Wîrltchə n. (dem.) = moselfr. *Wîrltchə*, dem. zu *Wîrl* m. (Wirtel) Spulenring (am Spinnrocken).

Wîrt m. Wirt. Ebenso moselfr.

Wirtschəft = ndrhein. *Wertschaf* Wirtschaft (ohne -t, wie ahd. *-scaf*). Vgl. *Fräntschəf* (s. o.).

Wisəl = moselfr. chatt. *Wisəl* n. Wiesel (ahd. wisala).

Wisəltchə n Wiesel. Ebenso moselfr.; pl. dem. *Wisəlchər* (ebenso nösn.).

Wiss f. Wiese. Ebenso moselfr. Vgl. den moselfr. ripuar. O. N. *Dürr-Wiss* (bei Aachen).

Wissbôm m. Heubaum (mhd. wisboum). Ebenso moselfr. (eifel.).

witchəln *(əräm witchəln)* = moselfr. chatt *witschəln* sich unruhig hin- und herbewegen.

Witt f., pl. *Widdn* Flechtreis, gedrehtes Holz zum Zusammenbinden der Flösse = moselfr. *Witt* f., pl. *Widdən* seilförmig gewundener Zweig, gedrehtes Holz zum Binden.

Wittfrâ f. Witwe. Ebenso moselfr.

Wittmą = moselfr. *Wittmân*, henneberg. *Wittmô* m. Witwer.

sss. ***Wiwwəl***, nösn. *Wibbəl* f. Kornwurm = moselfr. *Wibbəl*, *Wiwwəl* Käfer (mhd. wibel).

Wôch f. Woche. Ebenso moselfr.

Wôch = moselfr. *Wô(ch)* f Wage.

wôgn = moselfr. trier. *wôgen*, lux. *wôən* wagen: *wô(ch)t* wagt, nösn. *wôcht*.

F. N. ***Wohl***, 1505 Wol. Lux. F. N. *Wohl*.

wolfəl wohlfeil. Ebenso moselfr.

F. N. ***Wolff***. Ebenso lux. F. N. (häufig).

Wolfskauln, pl. zu *Wolfskaul* „Wolfsgrube", häufiger Riedname; vgl. moselfr. ndrhein. *Wolfskaul* (Riedname, z. B. bei Düren, Bonn).

Wolkendorf, urk. (1315) Wolquinlaka (magy.), Wolkan 1393, magy. Volkány, rum. Volcanu, ss. *Wûlkəndərf*, *Woulkəndərf*, bei Schässburg; ferner: Wolkendorf, urk. villa Volkan 1377, magy. Volkány, rum. Vulcanu, sss. *Wûlkəndrəf*, bei Kronstadt; ferner: Wolkendorf, urk. (1330) Wolkani villa, bei Mühlbach. Vgl. den moselfr. O. N. *Wolken* (Rgbz. Koblenz). Wolkendorf = Dorf des *Wolk* (F. N.)

F. N. ***Wollenschleger*** 1505. Moselfr. F. N. *Wollschläger* (d. h. einer, der durch Schlagen die Wolle reinigt und verarbeitet, mhd. wollensleger).

F. N. ***Wollmann***. Ebenso moselfr. F. N.

sss. ***Wolpər*** f. Heidelbeere, westerw. eifel. ndrhein. *Wolbər* f.; vgl. den O. N. *Wolperhof* (Gen.

St. Karte: Trier) Vgl kobl. *Molbər* f. Heidelbeere.

Wölʒ, Welz, urk. *Velz,* Welsch (d. h. Wölz, magy. Völcz, rum. Velţu, ss. *Walz,* bei Mediasch; vgl. O. N. *Welz* (bei Aachen) und O. N. *Willz,* dial. *Welz,* in Luxemburg (Kanton Wiltz). Vgl O. N. *Wilzenburg* (Gen. St. Karte: Saarburg). Vgl. den moselfr. F. N. (lux.) *Wiltz,* lat. Wilzius (P. N = ahd. Willizo, Koseform der mit Wil- als erstem Gliede zusammengesetzten Namen).

Wôpn n. = moselfr. *Wôpən* m., lux. *Wôp* Wappen (mhd. wâpen).

wôr wahr. Ebenso moselfr.

Worm, vgl. *Wurmloch* (s. u).

wôrsô = moselfr. *wôrsôn* wahrsagen.

Wôrt n. Wort. Ebenso moselfr. (ndl. woord), pl. dem. *Wêrtchər* = moselfr *Wêrtchər* Wörtchen. Lux. *Wûrt,* pl. *Wirdər,* ebenso sss. *(Wîrtər).*

Wôrtmǫ̂ m. Orator (auf dem Lande). Vgl. ndrhein. F. N. *Wortmann* (Duisburg).

Wuᵃchtəl f. = lux. *Wu'chtəl* f. Wachtel. Vgl. *Wuᵃkəl.*

Wuᵃchtəlhǫnt = moselfr. lux. *Wu'chtəlhont* m. Wachtelhund.

Wuᵃchtəlkinnək = moselfr. lux. *Wu'chtəlkinnək* m. Wachtelkönig.

Wuᵃkəl (Passbusch) f. „Wachtel", fläm. kwakkel, „Wachtel", mndl. quackele „Wachtel" = mittellat. quacula, quaquila, ital. quaglia, franz. quaille „Wachtel" — alle ohne -t-, im Gegensatze zu nhd. „Wachtel. Vgl. *špêch* (s. o.).

Wuᵃl = moselfr. *Wu'l* f. Wahl.

Wuᵃləbrôdn m. die Wade (Wallendorf) < **Wuᵃdəbrôdn;* vgl. moselfr. *Wu't* f. „Wade" und *Brôdən* Wade, ndrhein. *Wadbrônə* (mhd. brâte m. „Weichteile am Körper").

wuᵃr = moselfr. *wu'r* wohin: *wu'r fu'rd-ər?,* nösn. *wuᵃr fuᵃrd-ər?* wohin fahrt ihr?

wuᵃrnən = moselfr. *wu'rnən* warnen: *eich wu'rnən dich* ich warne dich (ebenso nösn.).

wuᵃrtn = moselfr. *woᵃrtən, wu'rtən* warten: *sei wu'rt* sie wartet, nösn. *sei wuᵃrt.*

Wuᵃrʒ = moselfr. *Wu'rz* f. Warze.

Wuᵃsəmt m. = moselfr. *Wu'səm,* rheinfr. *Wasəm* m. Rasen (mhd. wase); vgl. *Wu'sem* m. Flurname bei Grossscheuern. Ndrhein. Flurname *Wasumb* (Grimm, Weistümer, 2, 143).

Wuᵃss = moselfr. *Wu'ss* n. Wachs.

wuᵃssən adj. = moselfr. *wu'sən* aus Wachs (< *wahsîn).

wunn, (Kleinbistritz) *wûnə* = moselfr. *wunən, wûnən* wohnen: *ə wunt* er wohnt (ebenso nösn.). Vgl. altlux (lautlich entsprechend) *wanen* „wohnen".

Wurəm m. Wurm, *Wirəm* Würmer. Ebenso moselfr. (lothring., eifel.); *wurm* heisst auch:

schmerzhafte Sehnenentzündung am Finger (panaritium). Ebenso moselfr.

wurksn den Rachenschleim schwer herauswerfen können; moselfr. *wurksən*, iterat. zu moselfr. *wurgən* mit Mühe schlingen.

Wurmkraut n. gemeiner Rainfarn. Ebenso moselfr.

O. N. ***Wurmloch,*** sss. *Wormlôch,* rum. Vurmlocu, magy. Baromlaka, urk. Wurmloch 1342—90, bei Mediasch. Vgl *Wurm*höfchen (Gen. St Karte: Aachen), *Worm* (bei Aachen) und Flüsschen *Wurm* bei Aachen = „Schlangenwald", zu mhd. wurm „Wurm, Schlange, Drache".

Wurmsôm m. Wurmsame. Ebenso moselfr.

Wûršt m. Wurst. Ebenso moselfr.

wusəln schnell arbeitend durcheinanderwerfen; vgl. moselfr. *wusələn* sich schnell hin- und herbewegen.

wutschn patschen (in nassem Erdreich), moselfr. *wutschən.*

Z.

zê zehn, sss. *zên;* vgl. rheinfr. chatt. (Oberbreidenbach) *zân* zehn, moselfr. *ze'n, zên.*

zê — *zə* zu (betont — unbetont) = moselfr. *zô, zo"* — *zə* zu: *mach zô də Dîr!* mache die Türe zu! — *zə Jôr* im vorigen Jahre, nösn. *mạch zâ də Dîr!, zə Jôr* (im vorigen Jahre); *zə grûss* zu gross (ebenso moselfr.); *zəhôf* (zuhauf) zusammen: *zəhôf laudn* zusammenläuten = moselfr. (eifel.) *zə hôf laudən* zusammenläuten (Läuten mit mehreren Glocken beim Hochamt); nösn. *zə hôf gô* (zusammengehn) gerinnen, moselfr. *zə hôf gôn; zə Zeidn* = moselfr. *zə Zeidən* (zu Zeiten) dann und wann. Nösn. *zə vill* zu viel. Ebenso moselfr. Moselfr. *eich sei sentər zə jôr net mî dəhêm gəwêst.* Ebenso nösn.; *zâ sich* — *zə seich* zu sich (betont — unbetont) = moselfr. *zô sich* — *zə seich*

zạbbəln = lux. *zabbəln* zappeln (mhd. zabelen).

zâbednən, änbednən einen Raum ganz absperren, indem man z. B. die Fenster mit Brettern vernagelt. Vgl. moselfr. *bedəmən* mit Brettern belegen (zu *Boddn* s. o.)

Zạch = moselfr. *Zoch* m. Zug.

Zäckəl m. Zicklein. Ebenso moselfr. Dagegen heisst die „Ziege" nie anders als „*Gêss*", wie bei uns, *zwê Zeckəltchər* zwei Zicklein, nösn. *zwê Zäckəltchər.*

Zạckər = moselfr. *Zockər* m. Zucker.

zâdêdich = moselfr. *zôdêdich* (zutunlich) zuträglich.

zâ' ziehen: *ə zeicht* = moselfr. *ə zeicht* er zieht.

Zâ'ch f. = moselfr. *Zêch* f. (mhd. zieche) Bettüberzug.

F. N. ***Zaich*** 1784. Lux. F. N. *Zeich,* (gen. patronym.) Zeichen, Zeiches.

Zâ'gəl = moselfr. *Zei(jə)l* f. der Ziegel.

Zâ'tər = moselfr. *Zé'dər* m. Vordeichsel (mhd. zieter).

zâknäppn = moselfr. *zôknäppən* zuknüpfen.

zâknêfəln = moselfr. *zôknêfən* zuknöpfen (gehört etymolog nicht zu „Knopf", sondern zu „Knauf", mhd. knouf).

zâkutschn (refl.) = moselfr. *(sich) zôkutschən* (sich) zudecken.

Zâlạnt = rheinfr. „Zeiland" (Goethe) m. Seidelbast, Kellerhals (mhd. zîlant).

Zällər m. „Eppich", moselfr. *Zelləri* „Eppich", mit *z* (ts-)! = franz. celeri „Eppich", altes mitgebrachtes Lehnwort, sonst würden wir der neufranz. Aussprache gemäss ss- sagen; vgl. *Zəlât* (s. u.).

Zämmərmạ = moselfr. *Zemmərmân* (henneberg. *Zemmermô*) m. Zimmermann.

Zạndər = moselfr. *Zondər* m. Zunder.

Zạng = moselfr. *Zong* f. Zunge.

Zangəl f. = moselfr. *Zängəl* m. Schnalle (mhd. zingel).

Zänn = moselfr. *Zenn* f. Zinne.

Zạnt, *Zânt* m. (Klein-Bistritz) Zahn. Ebenso moselfr. *Zant, Zânt,* pl. dem. *zwê Zantchər* = moselfr. *zəwê Zäntchər* zwei Zähnlein.

Zânummən m. Beiname = moselfr. *Zônum* m. (Zuname) Spottname.

Zạppn = moselfr. *Zappən* m. Zapfen.

Zäppn = moselfr. *Zeppən* m. Zipfel (altchatt. zyppen).

Zạr = moselfr. *Zar(a)* f. Sara. Vgl. ss. F. N. *Zohr.*

zarn = moselfr. westerw. *zarrən* (zerren) necken, quälen.

zâschimmərn = moselfr. *zôschimmərn: ət schimmert zô* es dämmert, nösn. *ət schimmərt zâ.*

zâschlô = moselfr. *zôschlôn* zuschlagen.

Zättər f. = moselfr. *Zettərich, Zottər, Zettərûs* f. flechtenartiger Ausschlag an der Oberhaut (mhd. ziteroch; altchatt. „zittermal").

Zauk f. Hündin; vgl. moselfr. chatt. *Zaup* f. Hündin.

Zauschläppərchi (dem.) = moselfr. *Zauschleffərchə* n. rhein *Zauschleffərchə* n., rhein. *Zauschlepərchə* n. (dem.) Zaunkönig (mhd. zûnslüpfel).

F. N ***Zay*** (Hermannstadt). Ebenso moselfr. F. N. *Zay* (gen. patron. F. N. *Zayen).* Vgl. *Zey* (s. u).

zê zähe. Ebenso moselfr.

F N. ***Zech,*** 1786 Czech. Ebenso moselfr. F. N. *(Zech).*

Zêchn = moselfr. *Zêchən* n. Zeichen.

zêchnən zeichnen. Ebenso moselfr.

F. N. ***Zeckel*** (Kronstadt), Zeckel (Spitzname, Bistritz). Vgl. moselfr. F. N. *Zickel* (beide = Zicklein).

Zeckər m. aus Rohr geflochtener Handkorb. Dieses Wort kommt chatt., ripuar., holl., fläm. oder sonst westmitteld. nirgends vor, wohl aber in denjenigen deutschen Maa., welche dem slav. Sprachgebiete benachbart sind (nordböhm , oberlaus., schles., kärnth., bair., österr). Auch magy. czökör „Handkorb aus Bast". Schmeller schreibt dem Worte slav. (böhm.) Herkunft zu (Bairisches Wörterbuch 4, 222). Lautlich (vokalisch) ist die Erklärung nösn. *Zeckər* = zwikar ganz unmöglich, denn germ. twi-, hochdeutsch zwi-, gibt nösn *tä-(zä-, zwä-)*, nie *Ze-* (helles -ĕ- wie in *Tregəltchi* [Tröglein], *Begn* [Bögen] etc.); vgl. nösn. *täschn* (modern *zwäschn)* „zwischen" (altsächs. twisk), *zwängən* zwingen, *Zwällänk* Zwilling usw.

sədâmərn = moselfr. *zədammərn* zerstampfen (mit den Füssen). Vgl *dâmərn.*

səfriddn zufrieden, moselfr. *zəfriddən: zə friddən lossən* in Ruhe lassen (holl. te vrede laten), nösn. *zəfriddn lossn.*

səgleich zugleich. Ebenso moselfr.

səgrimməln = moselfr. *zəgrimmələn, vərgrimmələn* zerbröckeln. Vgl *Grimməl.*

F. N. ***Zehner*** 1824. Ndrhein. F. N. *Zehner* (mhd. zeiner, einer der „zeine" [dial. *Zê]* d. h. Pfeile macht).

Zeich n. Zeug. Ebenso moselfr. *(Zei[ch]).*

seidich zeitig. Ebenso moselfr.; nordlux. *zegdich,* ebenso sss.

Zeidunk = moselfr. *Zeidonk, Zeidənk* f Zeitung.

Zeil f. Reihe, Gasse = moselfr. *Zeil* f. Reihe Weinstöcke, Gasse.

sein zäunen: *ə zeint* er zäunt, moselfr. *ə zeint.*

səîršt ⏑ ⏓ zuerst. Ebenso moselfr.

Zeiskn (dem.) n. Zeisig = moselfr. *Zeischə* n. (dem.) Zeisig (ndl. sijsje): *zwê Zeischər,* nösn. *zwê Zeiskər* zwei Zeisige.

Zeit f. Zeit. Ebenso moselfr. Dagegen nordlux. und nordeifel. *Zekt* = sss. *Zekt* Zeit.

seitlich frühe, oft. Ebenso moselfr.

Zeitvərdreif m. Zeitvertreib. Ebenso moselfr.

Zêjər m. Zeiger. Ebenso moselfr.

Zəlȧt f., moselfr. *Zalôt* f. = franz salade f., ital. (in)salata f., span. (en)salada f., rum. salată f., „der Salat". Das f. des moselfr. ss. Wortes gegenüber nhd. m. ist ebenso bezeichnend für die Entlehnung aus der rom. Sippe wie der nur in Lehnwörtern vorkommende Lautwandel: moselfr. ss. *-z* < s- (stimmloses s), Zirbes

(moselfr., siebenb. F. N.) < Servatius u. a.

Zəlątheft n. = moselfr. *Zalôthêt* ⏑ ⏓ – n. Salatkopf, sss. *Zalątholt.*

səlatst = moselfr. *zəlätzt* zuletzt.

F. N. ***Zell,*** Czell. Ebenso moselfr. F. N. *(Zell).* Mhd zelle, celle „Zelle".

səm zum: *zəm Âssn* = moselfr. *zəm Âssən* zum Essen.

səmatschn = moselfr. *zərmatschən, zərmatschələn* zerdrücken, zu Brei zerreiben.

sêmən zäumen. Ebenso moselfr.

səmirtschəln = moselfr. *zərmirschələn* zerquetschen, zerdrücken.

səmôl (modern) zumal. Ebenso moselfr.

F. N. ***Zenn*** = moselfr. F. N. *Zinn,* gen. patronym. *Zenn*(en).

Zêr f. Träne. Ebenso moselfr.

sər = moselfr. *zor* zur: *zor Zeit,* nösn. *zər Zeit* zur Zeit.

səräck = moselfr. *zəreck* zurück.

sərännn, zərąnn = moselfr. *zərennən, zəronn* zerrinnen, zerronnen.

səreissən, zərässn = moselfr. *zərreissən, zərressən* zerreissen, zerrissen; nösn *zəreissn* refl. (begrifflich) = chatt. *sich vərreissən* über etwas untröstlich sein, Skandal machen.

Zerl, Zeddəl = moselfr. *Zeddəl, Zerrəl* m. Zettel.

serln, zeddəln (Minarken) = moselfr. *zeddən* Gras zerstreuen.

səschlô = moselfr. *zərschlôn* zerschlagen.

səštrą̈'n = moselfr. *zərštrâ'ən* zerstreuen.

səsummən zusammen. Ebenso moselfr.

səvôr ⏑ ⏓ zuvor. Ebenso moselfr. (eifel.): *ər kut mər zəvôr* ihr kommt mir zuvor. Ebenso nösn.

səwiddər zuwider. Ebenso moselfr.

F. N. ***Zey, Zay;*** ebenso moselfr. F. N. *(Zey, Zay, Zeyen, Zayen* [gen patronym]); vgl. moselfr. Taufname *Zei* < Luzei < Lucia.

Zî f. Zehe, *Zîn* Zehen. Ebenso moselfr.

sï#rn zehren. Ebenso moselfr.

siddərich zitterig. Ebenso moselfr.

siddərn = moselfr. *ziddərən* zittern.

F. N. ***Ziegler.*** Ebenso moselfr. F. N. (mhd. ziegeler „Ziegelbrenner").

siln = moselfr. *zillən* zielen (mhd. ziln).

Zimәs, Zemәs f. „Haarsieb"; vgl. moselfr. *Zemәs* „siebartig gewobener Stoff", fläm. holl. — lautgesetzlich entsprechend — tems f. „Haarsieb", mittelndl. te(e)mse = franz. tamis, (altfranz. ⏓ ⏑ gespr.) ital. dial. tamiso, span. tamiz. Lautlich entspricht auch ahd. zemissa f. „Kleie", dessen auffällige Bedeutung sich aus der

Verwendung der *Zimɔs* zum Sieben der Hülsenfrüchte erklärt.

simɔsn, reen. *zemɔsɔ* = altfläm. *temsen* sieben.

F. N. ***Zimmermann.*** Ebenso moselfr. F. N.

F. N. ***Zinz,*** *Zintz,* Czinz 1833, Cinz 1586, Czentz 1535, Cencz 1500, *Zentz* (Jaad) 1905. Moselfr. ndrhein. F. N. *Zinz, Zintz(en), Zins, Zens, Zenz, Zentz. Zinz* ist die unseren Lautgesetzen entsprechende Form für *Zenz* = Koseform für Vincentius (in Bistritz 1388 Vincentius, 1505 Vintzenz, 1521 Vincencz). Akzent! Ndrhein. F. N. Zinzius.

Zip m., sss. *Zip* f. „penis"; *Zup* f. Brunnenröhrenspitze, Saugstück des Kruges, vgl. sss. *Zîpərbrąnnən* m. Brunnen mit Ausflussrohr. Nösn. *Zuptchi,* dem zu *Zup* f., sss. *Zîp* f. Brunnenröhre. Vgl. eifel. *Zip* f. Brunnenröhrenspitze; *-u-* < *-i-* ist chatt. Eigenheit, vgl. *Schunk, Schmuck, schwurbəln* u. a. Vgl. moselfr. *Zippəl* m. penis. Vgl. auch nösn. *Zipərelli* (⏑ ⏑ ⏓ ⏑) m. = moselfr. *Zebedelli* ⏑ ⏑ ⏓ ⏑ (eig. dem. von Zebedæus) penis (Kinderwort); -d -l > nösn. -r -l ist Regel *(Scherl* Schädel, *erl* edel usw.). Vgl. holl. *tip* m. Endspitze, Zipfel. Vgl. moselfr. (lux.) F. N. *Zipp.*

F. N. ***Zirbes*** (1520). Moselfr. Zirwes, Zirves, *Zirbes* (bekannter moselfr. Dichter), bei uns auch *Zerbes* (Heltau), Zerves. Zirbes als Taufname bedeutete bei uns (im 16. Jahrhundert) und bedeutet heute im Mosellande (Westerwald) „Servatius". Lautlich entsprechend.

sisəmisich „zierlich, zimperlich", zu *Zisəmisə* f. „zierliches, zimperliches Frauenzimmer", vgl. mittellat. cisimus „Zieselmaus". Auch mhd. zisemus.

Zisər f. „Vogelwicke", = mittellat. cisser „Kichererbse", provenz. cezer, span. chicharo, franz. chiche < lat. cicer n. „Kichererbse". Das f. gegenüber lat. n. erklärt sich daraus, dass der pl. (cicera) als f. sing. gefasst wurde. Vgl. auch ndl. sisser-erwt „Kichererbse", mhd. ziser.

sisərn dünn, ohne Grundstriche schreiben; vgl. moselfr. *zisəln* dünn ausstreuen.

sitsəlweis einzeln, zerstreut, *Zitzəlscholdən* verstreute kleine Schulden; vgl. moselfr. westerw. *zissəln* zerstreuen.

Zisipê ⏓ ⏑ - = moselfr. *Zizebê* f. geziertes, vornehm tuendes Mädchen.

F. N. ***Zobel.*** Ebenso ndrhein. moselfr. F. N. (Koblenz).

sôkn zupfen, ziehen; vgl. chatt. henneberg. *zockən* Garn zupfen.

Zôm m. Zaum, pl. *Zêm* Zäume. Ebenso eifel.

Zôp m. Zopf. Ebenso moselfr

F. N. ***Zoppelt.*** Vgl. urk. O. N. Zoppoldisbruc (Lacomblet 1166).

Zôrn = moselfr. (hunsrück.) *Zôrə(n)* m. Zorn.

Zottəl f. Troddel, Quaste; vgl. moselfr. *Zottəl* f. mit Nadeln versehener Zweig der gemeinen (mhd. zote) Kiefer.

Zuᵃgəl 1. Schweif, 2. penis = moselfr. chatt. *Zoᵃgəl, Zâgəl* m. Schwanz (mhd. zagel).

Zuᵃl = moselfr. *Zuˈl* f. Zahl.

suᵃln = moselfr. *zuˈlən* zahlen.

Zuᵃrich = moselfr. *Zuˈrich* f. Seiteneinfassung eines Siebes, eines Mühlsteins (mhd. zarge).

suᵃrt = moselfr. *zuˈrt* zart.

surpn „schlürfen“ < lat. sorbere „schlürfen“: 1. *z-* < s- ist Regel, vgl *Zəlât* (s. o.) < salade u. a.; 2. *ur-* < -or- wie in *Mur* (ahd. morha, mhd. more) „Möhre“, *durt* (ahd. dorot) „dort“, 3. germ. Betonung auf der Stammsilbe (⏑ ˊ ⏑ > ˊ ⏑). Das rum sorbire ⏑ ˊ ⏑ „schlürfen“, hat zu ss. *zurpn* keine direkte Beziehung, sondern ist unmittelbar = lat sorbere Also wieder dasselbe Wort in verschiedener Entwicklung: 1. lat. sorbere > ss. *zurpn*, 2. lat. sorbere > rum. sorbire. Vgl. *Zimas, Pätzkn, Zirbas* (F. N.) < Servas < Servatius.

sutsəln = moselfr. *zuzələn* saugen.

Zwąck f. = moselfr. *Zwack* f. Gabelzweig.

Zwäckəl = moselfr. *Zweckəl* m. Zwickel

swängən, gəzwąngən = moselfr *zwengən, gəzwongən* zwingen, gezwungen.

swänkəln = moselfr. *zwenkəln* blinzeln (zwinkern).

swättərn = siegerländ. *zweddərn* flimmern (vor den Augen).

Zwêch m., passbusch. *Zwäˈch* = moselfr. (lothring.) *Zwêch* m. Zweig. Lautlich auffälliges *ê, ê* (vgl. mhd zwîg), gerade deshalb aber sehr charakteristisch.

swêhąndərt = moselfr. *zwêhon(d)ərt* zweihundert.

swelləf zwölf. Ebenso moselfr.

swemôl zweimal. Ebenso moselfr.

swett zweite, moselfr. *zwett, zwätt: sei ess də zwätt* sie ist die zweite, nösn. *sei üss də zwett.*

swî (sss. *zwîn), zwô, zwê* zwei = moselfr. *zwîn, zwo“, zwê* zwei: *zwîn Juddən, zwo“ Frûən, zwê Deppən,* nösn. *zwî Juddn, zwô Frûn, zwê Däppn* zwei Juden, zwei Frauen, zwei Töpfe.

Zwibbəl, sss. *Zwiwwəl* m. = moselfr. (rheinfr.) *Zwiwwəl* f. Zwiebel.

swibbəln, sss. *zwiwwələn* = moselfr. *zwiwwələn* tüchtig prügeln: *eich well sə schu zwiwwələn,* nösn *eich wäll sə schu zwibbəln.*

swinsich zwanzig. Altfläm. *twintich,* holl. *twintig.*

Zwîrn = moselfr. *Zwîr* m. Zwirn.

Zwithôrn m. = althess. (Crec. I, 388) „Zwydorn“ m. Hermaphrodit (mhd. zwitorn).

swôr zwar. Ebenso moselfr.

Nachtrag.

Literatur.

Joh. Franck, Mittelniederländische Grammatik. Leipzig 1883.

J. K. Schuller, ss. Eigennamen von Land und Wasser. V.-A. 1863, S. 328 ff.

Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, III. Bd. von Franz Zimmermann, Carl Werner und Georg Müller.

A.

âbəsch = altfläm. *avesch* verkehrt.

Ąckəl m. Unbehagen. Vgl altfläm. (mndl.) *akel* m. Leid.

sss. ***Ädlənk*** = altfläm. adelinc m. Edelmann.

ämblôsn = moselfr. *emblôsən* umblasen.

ämdêfn = moselfr. *emdêfən* umtaufen.

Ämfąnk (modern) = moselfr. *Emfank* m. Umfang.

ämgâˈssn = moselfr. *emgeˈssən* umgiessen.

Ämräss (modern) = moselfr. *Emress* m. Umriss.

ämreidn ⏑ – ⏑ = moselfr. *emreidən* umreiten, niederreiten

ämschlô = moselfr. *emschlôn* umschlagen.

ämštûssn = moselfr. *emštûssən* umstossen.

ämsuᵃrln, *ämsuˈdəln* = moselfr. *emsuˈdələn, emsïˈdələn, emsûrələn* (hunsrück.) umsatteln.

ämwäckəln = *emweckələn* umwickeln.

änbirjərn = moselfr. *enbirjərən, âbirjərən* einbürgern.

änblôsn = moselfr. *enblôsən* einblasen.

ąndərhąlf = moselfr. *an-(d)ərhalf* anderthalb, ndl. *anderhalf*.

änfârn, sss. *äfêrən* ⏑ – ⏑ moselfr. *enfeˈrən, âfeiərn* einführen.

ąnfərn, *infərn* = moselfr. *anfərən, änfərən* antworten.

Ąnfərt: *näsl sô äs och än Ąnfərt* nichts sagen ist auch eine Antwort, moselfr. *neisl gəsôd* (gesagt) *as och en Änfərt.*

änfrâssn, *änfrïˈssən* (reen.) = moselfr. *enfrêssən, âfrïˈssən* einfressen.

ąngərâsəm unruhig. Vgl. moselfr. *ongərôsem* unruhig.

ängəštô, sss. *ägəštôn* = moselfr. *ängəštôn, âgəštôn* eingestehen.

ängô, sss. *ägôn* = moselfr. *engôn, âgôən* eingehn.

Ängräff, sss. *Ägräff* = moselfr. *Engreff, Âgreff* m. Eingriff.

ängru^{a}bn, sss. *ägru'wən* = moselfr. *engru'wən, âgru'wən* eingraben.

Ąngstschwêsst = moselfr. *Angstschwêss* m. Angstschweiss.

änhąln = moselfr. *enhâlən, anhâlən* einhalten.

änklêbn, sss. *äkli'wən* = moselfr. *enklêwən, âkli'wən* einkleben: *ə klêft əd-en,* nösn. *ə klêft əd-än* er klebt es ein.

änklêdn = moselfr *enklêdən, âklêdən* einkleiden. Modern.

änlichtn, sss. *älichtən* einschlagen (vom Blitz), einleuchten: *dąd-əd-än sell lichtn!* dass ein Donnerwetter drein fahren sollte! Vgl. moselfr. *enlîchtən, âlîchtən* einleuchten.

änlossn, sss. *älossən* = moselfr. *enlôssən, âlôssən* einlassen.

änlu^{a}dn, sss. *älu'dən* = moselfr. *âlu'dən* einladen.

änräckn, sss. *äräckən* = moselfr. *enreckən, âreckən* einrücken.

änraumən = moselfr. *enraumən âraumən* einräumen.

änreissn, *äre'ssən* = moselfr. *enreissən, âre'ssən* einreissen.

änschäffn refl. = moselfr. *enscheffən* refl. sich einschiffen.

änschiddn, sss. *äschiddən* = moselfr. *enschiddən, âschiddən* einschütten, eingiessen.

änschläckn, sss. *äschläckən* = moselfr. *enschleckən, âschleckən* einschlucken.

änschlôfn = moselfr. *enschlôfən* einschlafen.

änschmêchəln = moselfr. *enschmêchəln* refl. sich einschmeicheln.

Änschnätt = moselfr. *Enschnett* m. Einschnitt.

änschneidn, sss. *äschnegdən* = moselfr. *enschneidən,* ardenn. *âschnegdən.*

änsêfn = moselfr. *ensêfən* einseifen.

änšpi^{ä}rn (ländl.) = moselfr. *enšpi'rən* einsperren.

änšprätsn = moselfr. *enšpretzən* einspritzen.

Äntschäldijunk = moselfr. *Entschellijong* f. Entschuldigung.

äntwu^{a}ssn = moselfr. *entwu'ssən* entwachsen.

änwäckəln = moselfr. *enweckələn* einwickeln.

änwann = moselfr. *enwenn, awennən* einwenden.

Appəlfrâ (modern) f. = moselfr. *Äppəlfrâ* f. (Apfelfrau) Obstverkäuferin.

F. N. ***Arnth,*** ss. *Ohrendt.* Vgl. altfläm. *aren(t)* m. Adler.

Ąrschu^{a}l = moselfr. *Âiərschu'l* f. Eierschale.

Âschərmättoch = moselfr. *Âschərmettwoch* m. Aschermittwoch.

sss ***äschrouwən,*** nösn. *änschraubn: ə schrauft än* er schraubt ein; moselfr. *ə schrauft en, enschrauwən* einschrauben.

sss. ***Atzung*** f., *Atzəbrannən, Atzəlôch* (Flurnamen). Vgl. lux *Atzeng* f. Atzung, westmitteldeutsch *Atzborn* (Flurname), O. N. *Atz*bach (bei Wetzlar), O. N. *Atzen*hain (Hessen).

ausâssn, (reen.) *ausĭssən,* sss. *ausêssən* = moselfr. *ausœssən, ausĭssən* (lux.) ausessen.

Ausbąnt (modern) = moselfr. *Ausbont* m. Ausbund.

ausbəzu^{a}ln = moselfr. *ausbəzu'lən* ausbezahlen.

ausblôsn = moselfr. *ausblôsən* ausblasen.

ausbrâ^{i}chn, sss. *ausbrĭchən, ausbrêchən* = moselfr. *ausbrœchən, ausbrĭchən* ausbrechen.

ausdâ, sss. *ausdân* = moselfr. *ausdôn* austun.

ausdränkn = moselfr. *ausdrenkən* austrinken.

ausgəlîrt ausgelernt. Ebenso moselfr. Vgl. *lîrn* (s. o.).

ausgô, sss. *ausgôn* = moselfr. *ausgôn* ausgehn: *dət Feiər gêd-aus* das Feuer erlischt, nösn. *dət Feiər gêd-aus.*

sss. ***ausgru^{e}wən*** = moselfr. *ausgru'wən* ausgraben: *ə grĭft aus,* nösn. *ə grĭ^{ə}ft aus* er gräbt aus.

Aushälf = moselfr. *Aushelf* f. Aushilfe.

aushąln = moselfr. *aushâlən* aushalten.

aushängərn = moselfr. *aushengərən* aushungern.

auski^{ə}rn = moselfr. *auskĭrən* auskehren.

auskôchn = moselfr. *auskôchən* auskochen.

auslossn, ausgəlossn = moselfr. *auslôssən, ausgəlôssən* auslassen, ausgelassen.

auslu^{a}dn = moselfr. *auslu'dən* ausladen.

ausmêssn, ausmĭssən (reen.) = moselfr. *ausmœssən, ausmĭssən* ausmessen.

ausrätschn (ländl.) = moselfr. *ausretschən* ausrutschen.

ausraumən ausräumen. Ebenso moselfr.

ausrêdn, ausrĭdn (reen.) = moselfr. *ausrêdən, ausrĭdən* ausreden.

ausreidn, sss. *ausregdən* = moselfr. *ausreidən,* ardenn. *ausregdən.*

Ausret, Ausrĭt (reen) f. = moselfr. *Ausrêt, Ausrĭt* f. Ausrede.

ausschiddn = moselfr. *ausschiddən* ausschütten, ausgiessen.

ausschlô, sss. *ausschlôn* = moselfr. *ausschlôn* ausschlagen: *ət* (das Pferd) *schlêd-aus* (ebenso nösn.).

ausschwêsstn = moselfr. *ausschwêssən* ausschwitzen (< ausschweissen).

aussô, sss. *aussôn* = moselfr. *aussôn* aussagen

ausšpi^{ə}rn (ländl.) = moselfr. *ausšpĭrən* aussperren.

ausšpiln = moselfr. *ausšpillən* ausspielen.

Ausšprąch = moselfr. *Aussproch* m. Ausspruch.

Ausšprôch f. Aussprache. Ebenso moselfr.

ausštąppn = moselfr. *aus-štoppən* ausstopfen.

Aussteiər f. Aussteuer. Ebenso moselfr.

ausšti‿rbn, sss. *ausštärwən* = moselfr. *ausšti‿rwən: ə štirft aus* (nösn. ebenso).

ausštô, sss. *ausštôn* = moselfr. *ausštôn* ausstehn: *ə štêd-aus,* nösn. ebenso.

auswäschn = moselfr. *aus-weschən* auswischen.

auswêln, *auswi‿lən* (reen.) = moselfr. *auswêlən, auswi‿lən* auswählen.

auswessəln, *auswi‿ssələn* (reen.) = moselfr. *auswêssələn, auswi‿ssələn* verwechseln.

auswi‿rfn = moselfr. *aus-wi‿rfən* auswerfen.

auswu‿ssn, *ausgəwu‿ssn* auswachsen, ausgewachsen. Ebenso moselfr.

Ausszi‿runk = moselfr. *Aus-zi‿rəng* f. (Auszehrung) Schwindsucht: *ə es en dər Auszi‿rəng,* nösn. *ə äs än dər Auszi‿runk* er ist schwindsüchtig.

B.

Bâchbändər = moselfr. *Bôchben(d)ər* m. Buchbinder.

Bâchdräckər = moselfr. *Bôchdreckər* m. Buchdrucker.

Backel = moselfr. *Bäckəl* „Gebäck“ ist Umlautsform, wie *ännsackəln* „einsacke(l)n“, *latzt* „letzt“, *fast* „fest“, *rann* „rennen“; *Fannək* „Pfennig“ usw. (vgl. Korrespondenzblatt 1905, S. 81).

Bąckfäsch = moselfr *Back-fesch* m. Backfisch. Modern.

Bąckholz = moselfr. *Bâk-holz* n. Holz zum Heizen des Backofens.

Bâ‘st = altfläm. *biese* Binse. Wenn ss *Bâ‘st* auf „Binse“ zurückginge, würde es **Bą‘st* lauten, z. B. *Zą‘s* Zins, *Fą‘stn* Pfingsten, *dą‘sn* = mhd. dinsen.

Bâk = lux. *Bâkecht* f. so viel auf einmal gebacken wird (mhd. becke).

Ball: „Die Ball'n“ sagen unsere Kinder, wenn sie Ball spielen, nach Analogie von *də Łąptə* (f.) < magy. labda Es ist wohl kein Zufall, dass d e r Ball auch im Moselfr.-Lux. f. ist (franz. balle f.). Beide Maa lieben das weibliche Geschlecht, vgl. *Flû, Hu‿bər, Ku‿f, Iggəl* u. a

bällich = moselfr. *bellich, bellech* billig.

bällijn, *-gn* (modern) = moselfr. *bellijən* billigen: *ə bellicht,* nösn. *ə bällicht* er billigt.

Baltes. In Luxemburg ist *Baltes* heute noch Koseform für *Balthasar.*

Bąnt = moselfr. *Bont* m. Bund.

Bąntwurəm = moselfr. *Bânt-wurəm* m. Bandwurm

sss. O. N. ***Bärmən*** pl. (bei Rode). Vgl. ndrhein. *Bârm,* pl.

Bärm m. im Freien aufgestellter Haufe ungedroschener Frucht, ndl. *barm* Hügel, Erdaufwurf, Damm.

Bartelmäss (spr *Bartəlmês*). Der h. Bartholomäus heisst lux. *Bartləmês* (s. o).

Bartləmîs ⏑ ⏑ ⏓ (Vorstadt Bartholomä bei Kronstadt) = ndrhein *Bartləmîs* ⏑ ⏑ ⏓ Bartholomäus (Zeitschrift für rhein. und westf. Volkskunde 1905, 41).

Bâssəm (s. o.) = altfläm. *bessem* m. Besen.

Bâssəmštill = moselfr. *Bêssəmštill* m. Besenstiel.

Bâtsêchər = moselfr. *Bætsêchər* m. Bettpisser.

sss. ***battən*** Nutzen bringen. Vgl. moselfr. (westerw.) *battən* nützen, helfen. Mhd. baten

Bąttərfrâ = moselfr. *Bottərfrâ* f. Butterverkäuferin.

bəą̂nfərn, bəinfərn = moselfr. *bəanfərən, bəänfərən* beantworten.

Bədängunk = moselfr. *Bədengong* f. Bedingung.

Bədirfnəs n. Bedürfnis. Ebenso moselfr.

bədränkn betrinken. Moselfr. *bədrenkən.*

bədrô, sss. *bədrôn* refl. = moselfr. *bədrôn* refl sich betragen.

bəfu^{a}rn = moselfr. *bəfu^{a}rən* befahren.

bəgê^{i}ssən, sss. *bəgêssən* = moselfr. *bəge^{i}ssən* begiessen

beggəln durchbläuen. Vgl. lux. *beggələn* kastrieren (vom Schwein), jemand beim Kartenspiel das Geld abnehmen.

Bəglêdər m. Begleiter. Ebenso moselfr.

bəglêdn = *bəglêdən* begleiten.

Bəglêdunk = moselfr. *Bəglêdong* f. Begleitung.

bêgn = moselfr. *bê(j)ən* beugen.

bəgô, sss. *bəgôn* = moselfr. *bəgôn* begehn.

bəgôft begabt. Ebenso moselfr.

bəhąft = moselfr. *bəhaft* behaftet.

bəhälflich = moselfr. *bəhelflich* behilflich.

bəhân = moselfr. *bəhâən* behauen.

F. N. ***Behrend*** *(Bêrnt),* modernisiert *Bernhard.* Vgl. moselfr. *Bêrənt,* Koseform für *Bernhard.*

beibəhą̂ln = moselfr. *beibəhâlən* beibehalten.

beidrô, sss. *bêdrôn* = moselfr. *beidrôn* beitragen.

beimäschn = moselfr. *beimeschən* beimischen

beinô (modern) beinahe. Ebenso moselfr.

beišprängən, *beišprangən* = moselfr. *beišprengən, beišprangən* beispringen.

Beisteiər (modern) f. Beisteuer. Ebenso moselfr.

beištô = moselfr. *beištôn* beistehen.

beiwunn, sss *bêwunnən* = moselfr. *beiwunnən* beiwohnen.

bəkämmərn refl. = moselfr. *bəkemmərən* refl. sich bekümmern.

bəkätzn, *bəkatzən* refl. sich mit etwas befassen, womit man verunreinigt, „besudelt“ wird = moselfr. *bəketzən,* lux *bəkatzən* sich besudeln — Iterativum (auf -zen) zu dem auch in nhd. Kaut „macula“ steckenden kut, das mit bair. *sich kōten* „sich mit etwas Unangenehmem behelligen“ und nhd. „Kot“ an ind. iran. (Zendavesta) gutha „Kot, Exkremente“ erinnert.

bəkle^{i}wən = altfläm. *becliven* Wurzel schiessen.

bəklô, sss. *bəklôn* = moselfr. *bəklôən* beklagen.

bəkridn = altfläm. *bekroden* belasten.

bəlêdijn, *-gn* = moselfr. *bəlêdejən* beleidigen.

bəlichtn = moselfr. *bəlîchtən* beleuchten.

Bəlichtunk = moselfr. *Bəlîchtong* Beleuchtung.

bəmâ^{i}n, sss. *bəmân* = moselfr. *bəme^{i}ən* refl. sich bemühen.

bəmi^{ü}rkn (ländl.) = moselfr. *bəmi^{ü}rkən* bemerken.

bəmôln = moselfr. *bəmôlən* bemalen.

bərâ^{i}jn, *-gn* = moselfr. *bərô^{i}jən* beruhigen: *ə bərôicht mich* er beruhigt mich, *ə bərâ^{i}cht mich.*

bərêdn, reen. *bəri^{ü}dən* refl. = moselfr. *bərêdən, bəri^{ü}dən* refl. sich bereden, besprechen.

bərêsn = moselfr. *bərêsən* bereisen.

bərett = moselfr. *bərêt* bereit: *eich sei bərêt* ich bin bereit.

bərôdn = moselfr. *bərôdən* beraten.

bəsängən, *bəsangən* = moselfr. *bəsängən, bəsangən* besingen.

Bəsätz = moselfr. *Bəsetz* m. Besitz.

Bəschlạch = moselfr. *Bəschlâch* m. Beschlag.

bəschlâ^{i}ssn = moselfr. *bəschle^{i}ssən* beschliessen.

Bəschlạss = moselfr *Bəschloss* m. Beschluss.

bəschmi^{ü}rn = moselfr. *bəschmi^{ü}rən* beschmieren.

bəschmuttərn = ndl. smodderen „beschmutzen, besudeln“ (engl. smut „beschmutzen“, mittelengl. bismoteren).

bəschnäppəln = moselfr. *bəschneppələn* durch Beschneiden verkürzen.

sss. ***bəschre^{i}wən*** = moselfr. *bəschreiwən* beschreiben: *ə bəschreift* er beschreibt (ebenso moselfr.).

bəschwi^{ü}rn = moselfr. *bəschwi^{ü}rən* beschwören

bəsorricht = moselfr. *bəsorrecht, bəsu^{ü}rcht* besorgt.

bəštämmən = moselfr. *bəštemmən* bestimmen.

bəštämmt = moselfr. *bəštemmt* bestimmt.

bəšteiərn = moselfr. *bəšteiərən* besteuern.

bəštô, sss. *bəštôn* = moselfr. *bəštôn* bestehn.

bəštrêft = moselfr. *bəštréft, bəštrĭft* bestrebt.

bəštrôfn = moselfr. *bəštrôfən* bestrafen.

Bəštuᵉrnəs n. Bestattung, Totenmahl: *mər wórn beim Bəštuᵉrnəs* wir waren beim Leichenbegängnis *-r-* < -d- in *Bəštuᵉrnəs* < *Bəštuᵉdnəs* wie *Scherl* Schädel, *Schêrl* Scheitel. Vgl. moselfr. *bəštuᵉdən*, hunsrück. *bəštoᵉrə* verheiraten (mhd. *bestaten* 1. verheiraten, 2. begraben) Vgl. altfläm. *bestaden* bestatten.

bəwällijn, -gn = moselfr. *bəwellejən* bewilligen.

bəwiᵉrfn = *bəwĭrfən* bewerfen = moselfr. *bəwĭrfən*.

bəwîrtn = moselfr. *bəwîrtən* bewirten.

bəwuᵉssn = moselfr. *bəwuᵉssən* bewachsen.

Bəwunnər m. Bewohner. Ebenso moselfr.

bəwunt bewohnt. Ebenso moselfr.

bəzweiwəln = moselfr. *bəzwiwələn* bezweifeln.

Biᵉrntąnz, Biᵉrndûnz (ländl.) = moselfr. *Bĭrəndanz* m Bärentanz.

biln = altfläm. *bilen* bellen.

Bilthâər m. Bildhauer. Ebenso moselfr.

Birich m. Bürge. Moselfr. *Birch.*

Bîsąckəs m. Quälgeist; vgl. moselfr. *pîsackən* quälen, ärgern.

Bläck m. Blitz, in der Wendung *dąt dich dər Bläck!* Vgl. altfläm. *blic* (spr. *-k*) Blitz, *blicken* glänzen, sichtbar, deutlich werden.

Blätz = moselfr. *Bletz* m. Blitz.

blätzn = moselfr. *bletzən* blitzen.

Bômwuᵉss n. Baumwachs = nordeifel. *Bôm* Baum, moselfr. *Wuᵉss* Wachs.

O. N. ***Bongard*** (s. o.) = altfläm. (mndl.) *bo(o)ngaert* (spr. *-ârt*) Baumgarten.

Brâⁱfdrâⁱjər = moselfr. *Brœⁱfdrœⁱjər, Breⁱfdreⁱər* m. Briefträger.

Brâⁱfpupeiər = moselfr. *Breⁱfpopeiər* m. Briefpapier.

O. N. ***Braller,*** ss. *Brallər, Brąllər,* urk Brunwiler 1332, Broller 1478, Braller 1551, bei Gross-Schenk; magy. Brulya, rum. Bruiu. Vgl. Brauweiler bei Köln, urk. Brunwilre 1024, Bruwillarium 1032, später immer wieder Bruwilre. Ferner O. N. *Brauweiler* (Lothringen), *Brauweiler* (bei Kreuznach), urk. Pruwilre, *Braunweiler* (ebenda). Näheres Wolff, Mühlbacher Programm 1891, S. 11 f. *Brallər* < *Brûnwîler* wie lux. O. N. *Beidlər* = Beidweiler. Vgl. lux. O. N. *Fetllər* = Fettweiler, franz. *Fauvillers.*

Brautleit Brautleute. Ebenso moselfr. Vgl. sss. *Broktlekt* = ardenn. *Broktlekt.*

Brôdn in *Wuᵉləbrôdn* (Wallendorf) Waden = moselfr. *Brôt,* pl.

Brôdən Wade (altfläm. *brade* „Wade", mhd brâte).

Brôs (sss moselfr F. N. *Broos* s o.) ist heute noch moselfr. (lux.) Koseform für *Ambrosius.*

Brûtdêch m. Brotteig. Ebenso moselfr.

Bu"rtsêf = moselfr. *Bu'rtsêf* f. Bartseife.

O. N. ***Buchholz*** (s. o). Vgl. Waldname *Bâchəlz* (= Buchholz) in Heidendorf, Keisd, Heltau u. a

Burjər. Vgl. die *Burgergasse* (sss. *Borjərgass)* in Hermannstadt, weil hier die vollberechtigten „Burger" (Bürger) gewohnt haben.

D.

däck reich: *ə däck Wîrt.* Auch moselfr. *deck* heisst reich: *en as dən dekstən aus dəm Du'l* er ist der Reichste aus dem Tal.

Dąnkəlhêt = moselfr. *Donkəlhêt* f. Dunkelheit.

dänn dünn: *durich däck och (ąnt) dänn mäd-enəm gô* durch dick und dünn mit einem gehn, moselfr. *durech deck an denn mad enəm gôn.*

dąntstn fein sieben Vgl. lux *Donst* m. feiner Schrot, *donstən* ausdünsten.

Däschwei = moselfr. *Deschwei(n)* m. Tischwein.

sss ***Dąstich*** = altfläm. *dijsdach* m. Dienstag.

deitsch (s. o.). Bezeichnenderweise sagt der Passbuscher Bauer, wenn er mit Bauern spricht: *mîr sei Deitschn, mîr ri"də deitsch;* wenn er mit dem Städter spricht: *mîr sei Ssąksn, mîr ri"də ssąksəsch* d. h. mit andern Worten, „Sachse" ist die sekundäre, angelernte, „Deutscher" die primäre, aus der Urheimat mitgebrachte Bezeichnung des ss. Volksgenossen. Auch das, magy. Szász-Péntek genannte, einst ss. Dorf *Pantək* bei Passbusch wird mit bezug auf die Zeit, da es noch ss war, von den Bauern als ***Deitsch-Pantək*** bezeichnet *Än ausər Gəmä' sei mî Deitschə wâ' Blôkə* in unserer Gemeinde sind mehr Sachsen (Deutsche) als Rumänen (Walachen), sagt man in Passbusch. Auch Szász-Keresztúr heisst ss. *Deitsch-Kreiz* (nösn.), sss. *Detsch-Kre'z,* im Orte *Dojtsch-Krojz* zum Unterschiede von Székely-Keresztúr, sss. *Ąnjərsch-Kre'z* (Ungarisch-Kreuz). **Ssąksəsch-Kre'z* kommt nicht vor! — Es ist sehr zu beachten, dass auch im Altfläm. (Mndl.) *dietsch* die fläm. Sprache des Volkes — zu *diet* Volk! — bezeichnet im Gegensatze zum Französischen, wie bei uns im Gegensatze zum Rumänischen und Magyarischen.

Deitschlânt = moselfr. *Deitschlant* Deutschland.

dêlbər = moselfr. *dêlbar* teilbar.

dêlts (modern) Ebenso moselfr.

dêlweis teilweise. Ebenso moselfr.

dêssəmən (s. o.) bedeutet auch: breit sprechen, langsam handeln. Ebenso moselfr.

Diedenhofen (s. o.) heisst moselfr. *Diedənu'wən.*

Dôfschein m. Taufschein. Ebenso eifel.

Doktər m. Arzt. Ebenso moselfr. Modern.

doktərn den Arzt gebrauchen. Ebenso moselfr.

Dolf Adolf. Ebenso moselfr.

drą̂i: *helijər drą̂i Kinnəksdą̂ch* = moselfr. *drâi Kinnəksdâch* Drei königstag (Epiphanias).

Drą̂ifâss = moselfr. *Drâifôss* m. Dreifuss.

drą̂išt'ämmich = moselfr. *drâišt'emmich* dreistimmig.

Drąnk = moselfr. *Dronk* m. Trunk.

dränschlô, sss. *dräschlôn* = moselfr. *draschlôn* dreinschlagen.

-drəf = -dorf, z. B. nösn. *Wu'ndrəf* = moselfr. (lux.) *Wo'ləndrəf* (Wallendorf), lux. *Bêrdrəf* Berdorf, lux. *Hêsdrəf* Heisdorf, lux. *Reissdrəf,* nösn. *Reissdrəf* Reissdorf, lux. O. N. *Felschdrəf* Filsdorf, *Gilsdrəf* Gilsdorf, lux. O. N. *Ge'sdrəf, Gi'sdrəf* Gösdorf, lux. *Beschdrəf* Buschdorf, lothring. „Alstroff, Albestroff, Bistroff" u. a. Im Nösnerland erscheint jeder O. N. auf *-dorf,* dial. als *-drəf: Hêndrəf* (Heidendorf), *Attəltsdrəf* (Attelsdorf, Billak) usw. Die Namen auf *-dorf* sind in Lothringen nicht (wie P. Paulin, Deutsche Erde 1905, S 54, behauptet) erst „unter franz. Herrschaft in *-troff* geändert worden", sondern die franz. O. N. deutschen Ursprunges bewahren die alte deutsche, dial. Form (wie bei uns die rum.) treuer als die von der nhd. Schriftsprache beeinflussten deutschen Namensformen: z. B. *Fremestroff* = Fremersdorf, *Lantroff* = Landorf usw.

dreich (s. o.): moselfr. *ən œs net drei hannər dən Ûrə* er ist noch nicht trocken hinter den Ohren, unreif, nösn. *ə äss noch nät dreich händər dn Ûrn.*

Dribbəl (s o.) Vgl. moselfr. *Driwwəl* f. Quirl (Stab [mit querem Kreuz am Ende] zum Umrühren).

sss. ***Drof*** f. Traube (Burzenland). Vgl. lux. *Drauf* f. Traube.

Drôtsêl n. Drahtseil. Ebenso moselfr.

Du"l = lux. *Du'l* n. Tal

du"rštaln = moselfr. *du'rštällən* darstellen.

duddərn viel sprechen: *dau ąldət Gəduddər!* du alte Schwatzbase! Vgl. moselfr. *duddərən* murren.

Dûdəsdą̂ch = moselfr *Dûdsdâch* m. Todestag.

Dûdngrâwər = moselfr. *Dûdəgri'wər* m. Totengräber.

dûd(n)mâi't = moselfr *dûtme't* totmüde.

O. N. ***Du"lmən*** Talheim = lux. O. N. *Du'ləm* Dalheim.

Dukas (s. o.). Vgl. besonders lux. *Duckəs* m. Gefängnis.

Durichrês f. Durchreise. Ebenso moselfr.

durichrêsn durchreisen. Ebenso moselfr.

durichschnättlich = moselfr. *durechschnettlich* durchschnittlich.

Durichzạch = moselfr. *Durechzoch* m. Durchzug.

durjənạndər = moselfr. *durjənânər* durcheinander.

Dûtschlâ'jər = moselfr. *Dûtschle'ər* m. Totschläger

E.

Êchbôm = eifel *Êchəbôm* m. Eichbaum.

Êdi Eduard. Ebenso moselfr. Modern.

sss. ***Egdər*** n. =· ardenn. *Agdər* m. Euter. Vgl. *Eidər* (s. o.).

Ẹgnhêt = moselfr. *Ẹjənhêt* f. Eigenheit.

ẹgntlich = moselfr. *ẹjəntlich, -lech* eigentlich.

Êsidlərbrạnn (Einsiedlerbrunnen) in Mettersdorf. Vgl. O. N. urk. ***einsydl*** (Honteruskarte 1532) auf Zeidner Gemarkung. Vgl sss. *Îsedəl* m. Wiesen- und Ackerland bei Hammersdorf. Alle zu altfläm. (mndl.) *eensedel* m. Einsiedler.

Eis n. Ebenso moselfr. (allgemein) Dagegen ripuar. *Îs* Eis. Sehr wertvoll und bedeutungsvoll *Îs* in *Trappn* (Treppen [Nösnerland]). Ebenso *Îs* in *Trappən* bei Aachen. Vgl. ss. *Lînsəm* Leinsame (in Treppen). Sonst sagt man nösn. *Leinsem.*

Eisbi"r = moselfr. *Eisbi"r* m. Eisbär.

Eiskaul f. Eisgrube. Genau so moselfr. (lux).

Eisn n. Eisen. Ebenso moselfr. (allgemein). Dagegen ripuar. *Îsən.* Ebenso in Mettersdorf (Nösnerland). Vgl. *Eis : Îs, Leinsəm : Lînsəm.*

Eismi"r n. Eismeer. Moselfr. (lux.) ebenso.

Eisndrôt m. Ebenso moselfr.

eissərlich äusserlich. Ebenso moselfr.

eiwrich = moselfr. *eifrich, eiwrich* eifrig

Emolent ⌣ ⌣ ⏑ = moselfr. *Êmôlênt* n. Einmaleins.

ênijərmôssn = moselfr *ênijərmôssən* einigermassen.

Ênšpannər = moselfr. *Êšpännər* m. Einspänner.

ênzəln (modern) einzeln = moselfr. *ênzəln.*

ərämdrô, sss. *ərämdrôn* = moselfr. *əremdrôn* herumtragen.

ərännərn = moselfr. *ərennern* erinnern.

Erdrạch *(ərdrạch)* = moselfr. *Erdrâch* m. Ertrag.

ərdränkn = moselfr. *ərdrenkən* ertrinken.

ərdrô, sss. *ərdrôn* = moselfr. *ərdrôn* ertragen.

ərfänn, *ərfann* = moselfr. (lothring.) *ərfenn, ərfannən* erfinden.

ərfräschn = moselfr. *ərfreschən* erfrischen.

ərhätsn = moselfr. *ərhetzən* erhitzen.

ərkâlt erkältet = moselfr. *ərkâlt* leicht fröstelnd.

Erlêfnəs, Erlĭfnes (reen.) = lux. *Erlĭfnəs* n. Erlebnis.

erlĭəwən (reen.) erleben Ebenso moselfr.

Erloss = moselfr. *Erlôss* m. Erlass.

ərlossn = moselfr. *ərlôssən* erlassen.

ərmunn, sss. *ərmunnən* = moselfr. *ərmunnən* ermahnen.

ərnĭərn = moselfr. *ərnĭərən* ernähren.

ərniddrijn, -gn = moselfr. *ərniddrijən* erniedrigen.

ərrêchn = moselfr. *ərrêchən* erreichen.

ərrôdn = moselfr. *ərrôdən* erraten.

ərsêfn = moselfr. (lux) *ərsêfən* ersäufen, ertränken.

ərštäckn = moselfr. *əršteckən* ersticken.

ərštô, sss. *ərštôn* = moselfr. *ərštôn* erstehn. Modern.

ərwäschn = moselfr. *ərweschən* erwischen.

ərwêchn = moselfr. (lux.) *ərwêchən* erweichen.

ərwiərmən erwärmen. Moselfr. ebenso.

ərwiərn erwehren. Moselfr. ebenso.

ərzeln, *ərzĭln* (reen.) = lux. *ərzĭlən* erzählen.

êštämmich = moselfr. *êštemmich* einstimmig.

ettern (von den Augen: *də Ôgn ettərn əm)* = moselfr. *êtərn* eitern.

êwəršt = lux. *êʊəšt, ĭʊəšt* oberst.

F.

Fâltschhêt = moselfr. *Faltschhêt* f. Falschheit.

Fangər (ländl.) m. Finger. Ebenso moselfr. (lux.): *sich də Fangər dərnô lâkən* (sich die Finger darnach lecken), nösn. *sich də Fangər lâkn* (zum Zeichen hohen Genusses).

fängər(š)däck = moselfr. *fengərdeck* fingerdick.

Fârlû = moselfr. *Fôrlûn* m. Lohn.

Fâssträtt = moselfr. *Fôsstrett* m. Fusstritt.

Faulhêt f. Faulheit. Ebenso moselfr. (lux.).

Faust f. Faust, *Feist* Fäuste. Ebenso moselfr.

faustdäck: *ə huəd-ət faustdäck händer dn Ûrn* er ist ein Dickschädel = moselfr. *ə huəd-ət faust(ən)deck hennər dən Ûrən.*

sss. ***Fœwərhätst*** = lux. *Feʻwərhetzt* f. Fieberhitze.

sss. ***fœwərich*** = lux. *feʻwərech* (fieberig) fiebernd.

sss. ***fœwərn*** = lux. *feʻwərən* fiebern.

fê, sss. *fên* = altfläm. *vaen* fangen (mhd. vâhen).

fêch feige = altfläm. *veech* dem Tode geweiht (mhd. veige [in beiden Bedeutungen]).

Fêchfeiər n. Fegefeuer. Ebenso moselfr.

Fechtmêstər m. Fechtmeister. Ebenso moselfr.

Feiər: *ə gêt for sə durich t Feiər* er geht für sie durchs Feuer, moselfr. *ə gêt fər sə durech t Feiər.*

Feiərêmər m. Feuereimer. Ebenso moselfr.

feiərn feuern, schlagen: *eich feiərn sə* ich haue sie. Moselfr. *feiərən: eich feiərən sə.*

Feiəršprätz f. Feuerspritze. Moselfr. *Feiəršpretz.*

Feiəršté = moselfr. (lux.) *Feiərštên* m. Feuerstein.

Feilnəs f. Fäulnis. Ebenso moselfr.

Fenster f. (Gross-Kopisch) = moselfr. *Fenstər* f. bewahrt das Geschlecht von lat. fenestra f, dem es direkt entstammt. Vgl. mittelndl. venstere f., ripuar. *Finstər* f. (neben neutr.).

fä̈r (ländl.) = altfläm. *verre* fern, weit.

ficht: *ufichtn* anfeuchten (die Wäsche) Vgl. moselfr. *fícht* feucht. Nösn. auch *ufichtich.*

Firlbogn (s. o.): moselfr. *Firrəlbôn, Fiddəlbo"n* m. Fiedelbogen.

Fläckschâstər = moselfr. *Fleckschôstər* m. Flickschuster.

flaksich = moselfr. *flaksech* sehnig.

flässich flüssig. Ebenso moselfr. *(flessich, flössech).*

flêschich fleischig.

Flêschmäck = moselfr. *Flêschmeck* f. Fleischmücke.

Flêschmu"t = lux. *Flêschmu't* f. Fleischmade.

flêschn = moselfr. *flêschən* das Fleisch von der zu gerbenden Haut abschaben.

Flî (s. o.) Flöhe: moselfr. *d Flî neistən hîrən* (die Flöhe niesen hören) das Gras wachsen hören; *t ess leichtər ə Sâk Flî he'dən we' ə vərle'ft Frâmensch* es ist leichter einen Sack Flöhe hüten als ein verliebtes Frauenzimmer, nösn. *t äss (əm kǫ* man kann) *leichtər än Sąck Flî ha'dn wâ' än (vərlâ'ft) Frâ.*

flichtich flüchtig. Ebenso moselfr.

Flittərchi (s. o.). Vgl lux. *Flittəm* m. Messer zum Aderlassen.

Flô (reen.) grobes, grosses Leintuch. Vgl. lux. *Flo* f. Wolle, fertig zum Spinnen. Mhd. blâ, blahe f. „Leintuch, Plane".

Flu"s (s. o.): lux. O. N. *Flu'sweilər* Flachsweiler.

Foln m. Hengst = altfläm. *volen* Fohlen.

for = altfläm. *vor* für.

fortfu"rn = moselfr. *fortfu'rən* fortfahren.

Frǫ'hêt = moselfr. *Frâ'hêt* f. Freiheit.

frâ'sn (s. o.): lux. *risələnf* frieren.

frą'wällich = moselfr. *frâ'wellich* freiwillig.

frâ'zeidich = moselfr. *frê'zeidich* frühzeitig.

Frânklûstər = moselfr. *Frâklûstər* Frauenkloster.

Frąnkreich: *ə lêft* (reen *li"ft*) *wâ' ąnsər Härgott än Frąnkreich* er lebt ohne Sorgen, lux. *ə lêft (li"ft) əwe' Gott a Frankreich.*

F. N ***Frenz*** (s. o): lux. *Fränz,* Koseform für Franz.

frettn reiben = moselfr. *frettən,* lux. *frêdən, fri"dən* bestasten, berühren. Vgl. franz. dial. (burgundisch, also dem moselfr. benachbart) *fretter* hecheln, provenz. *fretar* reiben, fegen, ital. *frettare* < * lat. **frictare* zu *fricare* (-o, -ui, frictum) reiben, frottieren (seinem fricare); franz. frotter, span. frotar reiben. Das rum. *frecare* „reiben" hat auch hier die einfache altlat. Form, wie so oft, verhältnismässig treu bewahrt. Mhd. vretten „wund reiben" erklärt sich am einfachsten aus den erwähnten roman Formen.

fridlich friedlich. Ebenso moselfr.

fritt (s. o.): lux. *Fritt* m Friede.

Fumməl f. Glättschiene (Holzwerkzeug des Schusters zum Glätten des Sohlenrandes) Vgl. lux. *Fummələr* m. Glättschiene (zu nhd. fummeln „reiben").

Furzôdər f. = lux. *Fûrzôdər* f. imaginäres Organ zur Erzeugung von Bauchwinden.

G.

g- = j- in nösn. *Gəhąnnəs* (s d.), *Geich* (s. d.), lux. *Geseweichtər* ⌣ ⌣ ⏑ ⌣ m. Jesuit.

Gâ (modern, aber charakteristisch und lautgesetzlich entsprechend) m. Gau: *Nîsnərgâ* Nösnergau (reine Volksmundart *Nîsnərlą̂nt* Nösnerland). Moselfr. *Gâ* m. Gau. Vgl. lux. O. N. *Gâbâch* f. Gaubach.

gąngbər (modern) gangbar: *gąngbər Wu"r* (Ware). Moselfr. *gangbər* gut gehend (in der Mechanik).

gän(t)stich = moselfr. *gen(t)stich* günstig.

Gârtnər = moselfr. *Gêrtnər* m. Gärtner. Das Bezeichnende ist auch hier nicht die Qualität, sondern die Quantität (Länge) des Vokals.

Gąssnjąng = moselfr. *Gassəjong* m. Gassenjunge.

Gəbauər m. Bauer, urk. *Gebur* (P. N.) 1462—84 (Müller, Sprachdenkmäler 73). Heute rum. dial. (Kronstadt) treu bewahrt *găbur* m. Bezeichnung für den ss. Bauern. Vgl altfläm. ghebure, mhd. gebûre m. „Bauer".

Gəbill = moselfr. *Gəbill(s)* n. das Gebelle.

gəbilt gebildet. Ebenso moselfr.

Gəbirl, Gəbîrl = moselfr. *Gəbîrəls* n. Gebrüll.

gəbreichlich gebräuchlich. Ebenso moselfr.

Gədâ'chnəs (ohne *-t-*) = moselfr. *Gədêchnəs, Gədi'chnəs* (ohne *-t-*) n. Gedächtnis.

Gədêssəm n. unnötig breite Rede, Langweilerei. Lux *Gədêssəms* n. Vgl. *Dêssəm* (s o.).

Gədrink = moselfr. *Gədrenk(s)* n. Getränke.

Gədubbər = moselfr. *Gədubbər, Gədibbər* n dumpfes Geräusch.

Gəfänkəl = moselfr. *Gəfenkəl* n. Gefunkel.

Gəfläck = moselfr. *Gəfleck(s)* n. Geflicke.

gəheiər geheuer. Ebenso moselfr.: *əd ess net gəheiər.*

Gəhelzich = moselfr. *Gəhelz* n. Holz (coll.).

gəhîrn = moselfr. *gəhîrən* gehören: *wei ət sich gəhîrt,* nösn. *wâ' ət sich gəhîrt.*

Geich f. *(Krautgeich)* Suppe des eingesäuerten Krautes. Vgl. moselfr.-lux. (Sauertal) *Geich* f Gerstenbrühe. Ein sehr wertvolles, in dieser Form wohl sonst kaum gebräuchliches Wort = altndrhein. (klevisch) *juche* f. Brühe, Suppe. Bisher war das Wort erst seit dem 15. Jahrhundert belegt, und zwar nur in der Bedeutung „Brühe, Suppe". Unser Wort beweist das Vorkommen desselben bereits im 12. Jahrhundert.

Gəläck = altfläm. *ghelucke* n. Glück (altes gə- ist erhalten).

gəlîrt gelehrt. Ebenso moselfr.

Gəmâ'cht (s. o.) = lux. *Gəmâch* n. Genitalien. Vgl. altfläm. *ghemachte* n. in derselben Bedeutung.

Gənäck = moselfr. *Gəneck* n. Genick.

Gênət (s. o) = lux. *Ge'nt* f. Gegend.

Gəplâtsch = moselfr. *Gəplœtsch* n. Geklatsche.

gərêchn = moselfr. *gərêchən* gereichen.

gərôdn = *gərôdən* geraten.

gês-də! gehst du (weg)! Ebenso moselfr. (Scheuchruf).

Gəsästərt (s. o.) = moselfr. *Gəsestər* Geschwister: *vill Gəsestər, schmu'l Dêlən* (schmale Teile).

Gəsästərtkänt, Gəsästərtkant n. Cousin, Cousine. Vgl. moselfr. *Gəsestərkant* n. Neffe, Nichte.

Gəschneis n. Geschneuze. Ebenso moselfr.

Gəschmi'rssəl = lux *Gəschmi'rs* n Geschmiere.

Gəschnąddər = moselfr. *Gəschnaddər* n. Geschnatter.

gəschläffn, gəschlaffn = moselfr. *gəschleff(ən), gəschlaff(ən)* geschliffen: — *Glâs,* nösn. *Glą̂s.*

Gəschlaudər = moselfr. *Gəschlaudər(s)* n. das Hin- und Herschleudern.

Gêss f. Ziege. Ebenso lux.

Gêssmällich = moselfr. *Gêssəmellich* f Ziegenmilch.

Gəštäp (s. o.). Vgl. altfläm. (lautlich entsprechend) *ghestubbe* n. Gestäube.

gêstich geistig. Ebenso moselfr. ·

gêstlich geistlich. Ebenso moselfr.

Gəštrăcksəl = moselfr. *Gəštrecks* n. Strickzeug.

gəwĭsn = lux. *gəwĭsən* gezeigt (gewiesen). Vgl. *Weisn* (s. o)

glätsn glänzend machen; vgl. moselfr. *gletzən* funkeln.

glêft! glaubt! Ebenso moselfr.

Gleichnəs n. Gleichnis. Ebenso lux.

Glittwąssər = lux. *Glittwâssər* n. (Gliedwasser) Gelenkwasser.

gockəln = altfläm. *gokelen* gaukeln.

Gôdəsbărch. Vgl. altfläm. *goedensdach* Mittwoch.

sss. ***Gôssəl*** (Deutsch-Kreuz) = moselfr. *Gôssəl* f. beide Hände voll. Vgl. *Gôssəm* (s. o.).

Grâ'ch = moselfr. *Gre'ch* m. Grieche.

Grâ'nz f. 1. grünlich gefärbtes Wasser (beim Herstellen roter Pflanzenfarbe); 2. grüne Sand- und Schotterbank am und im Fluss *(Štêgrâ'nz)*. Darnach auch Flurname *Grâ'nz* in Baierdorf. *-z* wie *Mäspəlz* (Mispel), *Wâspəlz* (Wespe) u. a. Vgl. moselfr. (lux) *Gre'n* m. Moselinsel, Wiese an der Mosel.

Grąntrăss = moselfr. *Grontress* m. Grundriss.

Grąntštäck = moselfr *Grontšteck* n. Grundstück.

Grąntšteiər = moselfr. *Grontšteiər* f. Grundsteuer.

Grąntštrăch = moselfr. *Grontštrech* m. Grundstrich.

Grąs n. Gras: *ə hîrt dət Grąs wu"ssn, də Flî hâstn* = moselfr. *ə hîrt dət Grâs wu'ssən, də Flî hôstən* er hört das Gras wachsen, die Flöhe husten; nösn. *än t Grąs beissn* = moselfr. *an t Grâs beissən* sterben (ins Gras beissen); nösn. *Grąs iwwər dąt wu"sən lossn* = moselfr. *Grâs iwwər dât wu'ssə lossən* vergessen.

Grąsmäck = moselfr. *Grâsmeck* f. Grasmücke.

grein. Vgl. altfläm. *grinen* weinen.

Grunn f. Schnurrbart. Vgl. altfläm. *grane* f. Barthaar.

Grûssi = moselfr. *Grûsse'* f. Grossmutter.

Gu"rtndîr = moselfr. *Go"rtəndîr* f., lux *Gârdəndîr* f. Gartentüre.

Gup (s. o.). Vgl. altfläm. *jupe* Oberkleid.

Gurr. Vgl. altfläm. *gorre* = sss. *Gorr* Stute.

H.

Häffəl s. o. Das moselfr. *Hiwəl* ist erhalten in unserem sss. *Gessiwəl* (s. o. unter *Giesshübel!*).

hâftich = lux. *haftech* zornig (heftig).

Half = altfläm. *helve* Stiel, Griff.

Hąngərmuck m. Nimmer-

satt; vgl. lux. *Geftmo"k* f. Giftkröte.

hännəwiddər. Vgl. lux. *fir bei ann hannən widdər* im Gedränge.

sss F. N ***Haidt*** = lux. F. N. *Haidt.* Vgl. *Heido* (s. o.). Ahd. P. N. *Haido* (Koseform der mit Haid-, Heid- als erstem Gliede zsgs. P. N.: Haidulf, Haidrich, Heidher, Heitkär u. a).

hqndərt = *hondərt* hundert (ardenn.).

Harbach (s. o.). Vgl. O. N. *Horbach* bei Aachen (zu ahd. *horo* Sumpf).

hêfich = lux. *hêfech* häufig.

Hêft = nordeifel. (Densborn) *Hêt* n. Haupt, Kopf: *em Hêt,* nösn. *äm Hêft* im Kopfe. Vgl. altfläm. *hooft* Haupt.

Hêmət = nordeifel. (auch aachen.) *Hêmət* f. Heimat.

Hêt f. Heide (Mezőség). Moselfr. *Hêt* (altfläm. *hede).*

hesch. Vgl. altfläm. *hoesch* höfisch, gebildet, höflich.

Himməl: *də Ângəl äm Himməl sängən hîrn* (die Engel im Himmel singen hören) grossen Schmerz empfinden, moselfr. *d Ängəl em Himməl sengən hîrən.*

Horger (s. o.), früher urk. *Horriger* (derselbe Name). Vgl. ndrhein. O. N. *Horrig* oder *Horg* (Landgut im Kreis Geilenkirchen).

Hu"ch. Vgl. altfläm. *haghe* (tönende Spirans -g-!) f. der Hag *haghe* f. ist sehr wertvoll: 1. erklärt es ss. (nösn.) *-u"-* < *-a-* in offener Silbe, wie *nômättu"ch* < na + middaghe = mhd. nâch mittage, *Â'chtu"ch* - ˗ < acht daghe, *um Du"ch* < an dem daghe. Dagegen würde „Hag" — a in geschlossener Silbe! — ss *-ą-* lauten, z. B. *Dąch* < *dach* Tag, *Schląch* < *slach* Schlag usw.; 2. ist die germ. gutturale Spirans erhalten: *ch* = *gh;* 3. ist unser Wort f. gegenüber nhd., mhd., ahd. m. (der) Hag.

I.

I"rfštäck = moselfr. *I'rfšteck* n. Erbstück.

I"rpəl = moselfr. (lux. Mosel) *I'rpəl* f. Erdbeere.

I"rn = moselfr. *I'rn* m. Hausflur.

I"rt = moselfr. (lux.) *I'rt* f. Erde.

I"rtnąss (Erdnuss) f. Kartoffel = moselfr. (lux.) *I'rtnoss* f. knollige Platterbse.

Îbrąch (modern) = moselfr. *Îbroch* m. Ehebruch.

-ich zur Verstärkung der Bedeutung dienende Endsilbe, an Adjektiva angefügt: *vərflacht-ich* verflucht: *ə verflachtich Kärl; vərweddərdich* (verwettert), *vərmąlədądich* vermaledeit: *dâ vərmąlədądijər Bąlich:* du vermaledeiter Balg! Besonders an rum. Lehnwörter angefügt: *tresnitich* ˘ ˗ ˘ possenhaft, drollig (rum. tresnit), *awâmich* ˘ ˗ ˘ sehr kräftig, selbstbewusst, imponierend (rum. dial. avam).

Ähnlich ist moselfr. *-ich, -ech* verstärkendes Adjektivsuffix: *grûssich* sehr gross Vgl. ags. *icge* gross, mächtig.

sss ***i˝rwən*** erben Ebenso moselfr.: *sei i˝rft* sie erbt, nösn. *sei i˝rft.*

I˝səl(reen.)m. Esel. Ebenso lux.

I˝səlsbräck (reen.) f. Eselsbrücke. Ebenso moselfr. (lux).

i˝ssən (reen.), sss. *êssən* = lux. *i˝ssən, êssən* essen. Vgl. *âssn* (s. o.).

igâstər = moselfr. *îgestər* vorgestern (mhd. êgester).

inâ˙chtn = moselfr. *înœcht(ər)* vorgestern abend.

Îr f. Ehre. Ebenso moselfr.

îrbər ehrbar. Ebenso moselfr.

Isenberg. Vgl ndrhein. O. N. *Isen*bruch (Kreis Heinsberg), *Isen*berg (Kreis Mettmann), *Isen*burg (Kreis Bernkastel an der Mosel), *Isen*burg (Kreis Koblenz), *Isen*graben (Kreis Erkelenz), *Isen*bügel (Kreis Mettmann), *Isen*kroidt (Kreis Jülich).

îwich (ländl, z. B in Jaad) ewig. Ebenso moselfr.

J.

Jąngfər = altfläm. *joncfer* Jungfer.

K.

Kąlf. Vgl. altfläm *calf* Kalb

sss. ***Kärl*** (s. o.) = moselfr. (hunsrück.) *Kerl* m Liebhaber. Vgl. altfläm. *Kerel* Bauer, Kerl.

sss. O. N. ***Kątsəwänkəl*** (Lokalname). Vgl. O. N *Katzwenkəl* (Katzwinkel) im Kreise Daun (Eifel).

kimpərn. Vgl altfläm. *kimpe* Kämpe.

Kirl. Vgl. altfläm. *kidel* Kittel

Kisch! interj. beim Maisenthülsen *(schî mąchn)* im Sinne von: Rate, welche Ähre habe ich, eine rote oder gelbe? Vgl. lux. interj. *gîsch!* bei einem Kinderspiel. Lux. Wörterbuch S. 146. Mhd. *kisch* m. Zisch.

Kląntər Klümpchen. Vgl altfläm *clonteren* sich zusammenballen.

Kläppəl. Vgl. altfläm *cluppel* Knüttel.

Klôk. Vgl. altfläm. *Klôk* f. Glocke.

Knôp = altfläm *cnoop* Knopf, Knauf.

Kronstadt. Vgl. *Krunn* (s. o.).

ku˝l = altfläm. *kale* kahl. Wenn mhd. kal zu grunde gelegt würde, so erschiene *ku˝l* als „Ausnahme", vgl. *Štąl* = mhd. stal (Stall) (Kisch Ma. S. 8), während *ku˝l* = kale keine Schwierigkeiten macht, vgl. *Schu˝l* = altfläm. *scale* (Schale), *fu˝l* = altfläm. *vale* (fahl), mhd. val usw.

L.

laustərn = mndl *luusteren* lauschen.

Lêgəl n Fass = mndl *leghel* Schlauch, Flasche.

Leschkirch. Vgl. mndl. *liesch* Schilf.

Lîbitz m. Lerche (S.-Regen). Vgl. moselfr. *Lîw(ər)ick* f., dem. ***Lîwickəltchə*** Lerche (ndl. leeuwerik, mndl. lêwerke).

licht = mndl. *licht* leichtsinnig.

M.

F. N. ***Mark*** (Tekendorf). Ebenso lux. F. N. (ahd. *Marc,* Koseform der mit Mark „Grenz[land]“ zsgs. P. N., z. B. Marculf, Marcward, Marchari, Marchard u. a.).

O.

of (Lechnitz) = moselfr. *of* auf Vgl. *ąf* (s. o.).

R.

rąchəlz (reen.) = wetterau. *ruckəlz* unordentlich, nachlässig im Haushalte (ruchlos).

S.

F. N. ***Simbriger*** *(Simbrijər)* = urk. *Sibenbürger* (1505). *Sim-* < **Siwn-* wie in moselfr. O. N. *Simmern* < urk. *Sibinbrunnen* (1200), lux. O. N. *Simmern* (Septfontaines), dial. *Simmər,* O. N. *Siebenbrunnen,* dial. *Siwəbur* (*Siebenborn).

Z.

Zeil f. Häuserreihe, die eine Seite der Strasse, z. B. *det Rûsnzeiltchi* (dem.) in Bistritz, *ąf ginər Zeil* auf der andern Seite der Strasse. Moselfr. *Zeil* f. Reihe des gemähten Grases, auch Strassenname, vgl. die berühmte „Zeil“ in Frankfurt a. M.

Berichtigung.

S. 90: ***Gəwąnt,*** *Gəwûnt* f. (nicht: ***Gəwann*** n.).

Schlussbemerkungen.

Um Missverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, dass nicht nur alte, echte, aus der Urheimat mitgebrachte Dialektwörter aufgenommen sind, sondern absichtlich auch moderne, erst in Siebenbürgen übernommene Lehnwörter, sofern sie nur für die Mundart charakteristisch sind, z. B. ss. *Krąmpîr* = moselfr. *Grompîr* Kartoffel (eigentlich Grundbirne).

Damit, dass ein Wort als nösnisch oder moselfränkisch bezeichnet ist, soll nicht gesagt sein, dass es etwa die im Nösnerland oder im moselfr. Sprachgebiete allein oder auch nur hauptsächlich gebrauchte Form ist, sondern es soll einfach die Tatsache festgestellt werden, dass es sich im betreffenden Gebiete überhaupt findet. Auch die auf S. 9 gebotene Erzählung in moselfr. Mundart entspricht nicht der Mundart irgend einer moselfr. Gemeinde, sondern es sind aus verschiedenen Gegenden des moselfr. Gebietes diejenigen Formen gesammelt, die der Nösner (siebenbürgischen) Mundart am meisten entsprechen. Eine vollkommene Übereinstimmung der Mundarten im einzelnen, so dass etwa Wallendorf in Siebenbürgen genau so spräche wie Wallendorf an der Sauer, wird niemand erwarten, der da weiss, dass sich unter dem Einflusse des Rumänischen und Magyarischen einerseits, des Französischen und Hochdeutschen andererseits die Mundarten in acht Jahrhunderten notwendig verändern mussten. Die voranstehenden Ausführungen wollen einfach dartun, dass die 1893 in meiner Dissertation von lautlichem Gesichtspunkte angestellten Untersuchungen auch von lexikalischem Standpunkt aus keinerlei wesentliche Korrektur erfahren, dass vielmehr die Nösner Mundart nur innerhalb des moselfr. Sprachgebietes lokalisiert werden kann, speziell im Gebiete der *seif*-Mundarten (Luxemburg nebst den angrenzenden Gemeinden der Rheinprovinz, Lothringens und Deutsch-Belgiens).

Schliesslich sage ich allen werten Landsleuten in der alten und neuen Heimat für die Förderung dieser Arbeit durch Mitteilung siebenbürgisch-moselfränkischer Wörter und Wendungen meinen herzlichen Dank.

Bistritz (Siebenbürgen), 8. Dezember 1905.

Prof. Dr. Gustav Kisch.

Die Urheimat der Siebenbürger Deutschen.
Entworfen von Dr Gustav Kisch. (Bistritz).
Maßstab 1:1250000.
10 5 0 10 20 30 40 50 Kilometer.
Östl. Länge 6 v. Greenwich
7
8
52
51
Ijssel
Leck
Waal
Maas
Rhein
Lippe
Ruhr
NIEDERLANDE
WESTFALEN
Ramsdorf
Werth
Offenberg
Eppendorf
Winz
Kl. Honnschaft
Rehn
CREFELD
(Krewehl)
Hochfeld
Weert
Möschenborn
Haarbach
DÜSSELDORF
An den Kämpen
Isenburg
Meyberg
Westen
Zipshausen
Dahl
Springo
Repsloher
Rothenberg
Kallenberg
Hehn
Rosellen
Blumenau
Schöndorf
Romesmühle
Rosengau
Schaalbruch
Pesch
Welz
Mesch
Ossendorf
Auen
Birnbaum
Marienberg
Beggendorf
Königsdorf
KÖLN
Kuckelberg
Klausenberg
Langenseifen
Berrendorf
Bayental
Rosenthal
Ungershsn.
Kirchbg.
Hambach
Sindorf
Freckhausen
Schuesberg
Warm
Altdorf
Müllenarken
Rodenkirchen
Porz
Breidt
Perseifen
Kamp
Birk
Müllenark
Meschenich
Hermannshof
Birk
Komp
Kümpel
Harbach
Rosenberg
Langendorf
Pesch
Reggendorf
Retscherodo
Spring
Rütsch
AACHEN
Badorf
Helten
Bongard
Berthal
Waldorf
BONN
Seifen
Trappen
Driesch
Siechhaus
Roisdorf
Trattenseifen
Hammersch.
Hummerich
Möschenberg
Langendorf
Frauenberg
Rosenburg
Freckwinkel
Schüren
Eppenich
Büllesheim
Schöneberg
Stein
Bonnerbaul
Driesch
Totsch II.
Bech
Neustadt
Honigberg
Petersberg
Drees
Rahms
Wettersberg
Weingarten
Kastenholz
Arzdorf
Eifel
Bergisches Land
Sauerland
Siebengebirge

PROVINZ
HUNSRÜCK
EIFEL
GRHERZGTM. LUXEMBURG
GR. HRZGTM. HESSEN
BAYER. PFALZ
BELG.
FRANK-LOTH-REICH
Kobenz
Trier
Luxemburg
METZ
Rhein
Mosel
Saar
Main
Neckar
50

Archiv

des Vereines

für

siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Dreiunddreißigster Band.

2. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

Hermannstadt.

In Kommission bei Franz Michaelis.

1906.

Buchdruckerei W. Krafft in Hermannstadt.

Rede

zur Eröffnung der 55. Hauptversammlung

des Vereins für siebenbürgische Landeskunde

am 25. August 1905 in Hermannstadt.

Von

D. Fr. Teutsch,

Vorstand.

Unter festlicherer äußerer Veranstaltung als wir es in den letzten Jahren gewohnt gewesen sind, hochverehrte Anwesende, sind heuer unsre „Vereine" zusammengetreten, obwohl die Zeit mit ihrer trüben Schwere wenig dazu einlud. Aber wenn der äußere Festesrahmen, mehr noch der Inhalt der Tage für die Lebensfrische und Zuversicht des kämpfenden Geschlechts den Beweis liefern sollte, so wäre das allein schon der Mühe wert gewesen. Von mehr als einer belagerten Burg auch in unsrer Mitte wird erzählt, daß die Belagerten, wenn der Feind die Ergebung erwartete, da er sie ausgehungert meinte, Brot über die Festungsmauern hinüberwarfen, um den Gegenbeweis zu liefern, — so will mir scheinen, die Aufgabe dieser Tage sei, zu zeigen, daß wir noch Brot des Lebens haben. Denn all die Vereine, die in diesen bewegten Tagen ihre Versammlungen halten, sie haben das eine Ziel, unserm Volk zu geben und zu erhalten, was ihm das Leben stärken und mehren kann.

Wie weit der Landeskundeverein in diesem Jahr jener Aufgabe entsprochen, mögen sein Jahresbericht und seine Veröffentlichungen zeigen, die vor allem in der Weiterführung des Vereinsarchivs und des Korrespondenzblattes bestehen. Es soll auch hier erwähnt werden, daß der Verein mit kleinen Mitteln angefangen hat, sächsische Altertümer zu sammeln, die in eigene Zimmer aufzustellen täglich notwendiger wird, um zu weiterer Vermehrung der Sammlung besonders auch durch Geschenke anzueifern. Von besonderm Wert ist, daß wir die Sammlung der Hattertkarten mit Erfolg begonnen haben, von denen schon eine ziemliche Anzahl nun im

Brukenthalischen Museum vor dem Untergang bewahrt wird und dem Studium leicht zugänglich ist und daß in gleicher Weise aus dem Eigentum der Kirchen und der Schulmeister die musikalischen Reste, die aus früherer Zeit erhalten sind, gesammelt werden.

Hier Sammlung und neuer Erwerb — dort Verlust. Auch das abgelaufene Jahr hat eine Anzahl Mitglieder dem Verein entrissen, die für unsre wissenschaftliche Arbeit harte Verluste bedeuten, vor allem Julius Teutsch, Johannes Höchsmann, Heinrich Herbert, von einander grundverschiedene Naturen, aber alle gleich in der Liebe zu ihrem Volk und in der hingebenden Arbeit für dieses.

Der Jüngste von ihnen, Julius Teutsch, ist am frühsten gestorben (13. März 1904), nachdem er eben das 54. Jahr vollendet hatte. Er war am 23. Februar 1850 in Schäßburg geboren, doch hat er weder Vater noch Mutter gekannt, da der erste vor seiner Geburt, die Mutter bald nachher starb. Der Junge wuchs im Hause des Großvaters, des Pfarrers in Keisd auf, dann als er auf das Schäßburger Gymnasium kam, vor allem im Haus des Oheims, des Kaufmanns J. B. Teutsch. Als er das Gymnasium 1869 absolvierte, da wirkten die Jugendeindrücke nach zwei Richtungen ein, er schwankte, ob er Pfarrer oder Kaufmann werden solle. Der Einfluß des Oheims entschied für das letztere und in dieser Absicht bezog er die technische Hochschule in Graz. Die scheinbar soweit von einander abliegenden Berufsarten vereinigte in seinem Herzen ein Gedanke, den er später in den Satz faßte: „Unser Idealismus sei praktisch." Er selbst, ein guter Mensch im schönsten Sinn, war erfüllt von reinstem Idealismus und ihn stellte er in den Dienst seines Volks. Er fand die rechte Stelle für seine Arbeitskraft, als ihn der wenig ältere Freund Dr. C. Wolff 1890 zum Revisor der neugegründeten Raiffeisenvereine berief und ihm nun hier für den praktischen Idealismus die rechten Wege sich öffneten. Er war weit entfernt, diese Arbeit als eine Rechenarbeit aufzufassen, in neuen Formen nahm er hier die von ihm einst ersehnte Arbeit des Lehrers und Pfarrers auf, er wurde im schönsten und höchsten Sinn Erzieher des Volks. Wenn er neue Genossenschaften gründete, alte in neue Bahnen leitete, sein Ziel war, die Arbeit vor allem des sächsischen Bauern den modernen Anforderungen anzunähern, mit dem wirtschaftlichen Fortschritt den geistigen und sittlichen zu fördern. Bei dieser Arbeit aber ist er einer der eifrigsten Träger der Landes- und Volkskunde gewesen. Er kannte Land und Leute wie irgend einer, er sah besonders dem Bauern tief in die Seele und drang durch die rauhe Schale zum gesunden Kern vor und wenn er dann mit gutem Humor und mit dichterischem Gemüt in

tiefempfundenen Worten seine Erfahrungen zusammenfaßte, hier tadelte, dort lobte, immer frohgemut, daß der rechten Arbeit der rechte Erfolg nicht fehlen werde, immer aufmunterte und vorwärts drängte, nie verzweifelnd und voll Gottvertrauen auch die arge Welt in treuer Seele verschönt wiederspiegelte, dann ging etwas von seiner sonnigen Natur auch auf den Kreis seiner Hörer über und Hunderte weinten bei seinem Tode, weil sie von ihm gelernt hatten, „wie reich und ehrenvoll ihr kleines Leben und wie segensreich der alte Fluch der Arbeit ist". Auch wir rufen ihm ein have candida anima nach.[1]

Näher als er standen mit dem Landeskundeverein die beiden Andern in Verbindung, Höchsmann und Herbert.

Johannes Höchsmann war am 24. September 1841 in Manierſch geboren, wo sein Vater Prediger war. Er absolvierte 1861 das Gymnasium in Schäßburg und wurde, nachdem er in Jena Theologie und Geschichte studiert hatte, Lehrer am Schäßburger Gymnasium, dann 1869 Pfarrer in Dunnesdorf, 1874 in Mortesdorf und 1880 in Martinsdorf. Er starb bei einem Aufenthalt in Hermannstadt am 15. Februar 1905 und ist hier begraben worden.

Heinrich Herbert ist am 27. Juli 1838 in Hamruden geboren, der Sohn des Hermannstädter Sparkassadirektors Fr. M. Herbert. Er absolvierte 1855 das Hermannstädter Gymnasium, 1858 die hiesige Rechtsakademie und trat in den Staatsdienst ein, den er aber 1861 verließ, um in Heidelberg, Berlin und Jena Theologie und Geschichte zu studieren. Von 1863—1895 war er Lehrer am Hermannstädter Gymnasium, bis er nach 32-jähriger Tätigkeit in den Ruhestand trat. Von 1866 an war er Sekretär unseres Vereines, seit 1872 auch Hauptkassier, beides bis 1890; 1877 wählte ihn die Generalversammlung in den Ausschuß. Er ist am 16. Mai 1905 einem heftig aufgetretenen Herzleiden erlegen.

Es gibt kaum zwei verschiedenere Naturen als die Höchsmanns und Herberts waren, wie auch die äußern Verhältnisse so ganz verschieden waren. Der eine ein Dorfskind, der andre ein Stadtsohn, aus ärmlichen

---

[1] Vgl. über Julius Teutsch: Kalender des Siebenbürger Volksfreundes 1905 S. 122 von Michael Schuller, Neuer Volkskalender 1905, S. 55 von G. A. Schuller, Schriftsteller-Lexikon von Dr. Friedrich Schuller IV. Band, S. 469, dort auch seine Schriften, zu denen noch zu setzen ist: Drei wirtschaftliche Fragen in unsern Raiffeisendörfern 1900. Ratschläge zur Einrichtung und Leitung der Winzereien in Raiffeisendörfern 1903. Für die Landeskunde am wertvollsten sind: Über sächsische Dörfer in der Umgebung von Sächsisch-Reen; Mitteilungen aus den Gemeinden Abtsdorf, Schorsten und Scholten; Tekendorf, Lechnitz.

Verhältniſſen der eine, das Leben hindurch mit der Not des Tages ringend, der andre wohlhabend und im ererbten Beſitz, dem die Not des Lebens fremd geblieben iſt. Der eine voll überſchwänglicher Glut in der Seele, der andre nüchtern und ruhig, dieſer kühn ausgreifend, jener ſtill erwägend. Und nun greifen beide faſt nach dem gleichen Stoff, dem 18. Jahrhundert und der Reformationsgeſchichte. Der Gegenſatz der Naturen ſchlägt natürlich hier völlig durch und nur in einem treffen ſie ſich, in der Wertung und der eingehenden Benützung der Quellen. Aber während Herbert am liebſten die Quellen ſelber reden läßt und ſo nur mehr Stoff bietet, dem Leſer es überlaſſend, nun das Bild des alten Lebens ſich zurecht zu legen, ſteht Höchsmann am liebſten über ſeinem Stoff, und indem er den Gang der Ereigniſſe mehr nur ſtreift und die genaue Kenntnis derſelben vorausſetzt, giebt er Urteile darüber, die ſehr ſubjektiv gefärbt ſind, ſeine Gedanken und Empfindungen, große Perſpektiven, aber immer geiſtvoll, charakteriſtiſch und oft frappierend. Der ruhig dahinfließenden Art der Darſtellung bei Herbert ſteht Höchsmanns ſprunghafte geiſtreiche Art entgegen, die hin und wieder in Manier verfällt, hier die Tatſache, dort Bild und Sentenz, hier die Sprache des Lebens, dort gehobener Ausdruck der bewegten Seele, hier ruhiger Lauf des Flußes in ebenem Bett, dort rauſchender ſtürzender Strom, in dem ſich der Himmel ſpiegelt. Doch hat auch Herbert es verſtanden, Geſamtbilder zu geben, wie die Geſchichte der Reformation in Hermannſtadt und im Hermannſtädter Kapitel und die Geſchichte des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde es beweiſt. Aber eines iſt ſicher: was Beide durch ihre Arbeiten über das 18. Jahrhundert und die Reformation geleiſtet haben, das hat die letztere in vielfach neue Beleuchtung gerückt und den Grund für die Kenntnis des 18. Jahrhunderts gelegt, für deſſen Beurteilung beſonders ſeiner treibenden Kräfte Höchsmanns Urteile und weite Ausblicke vielfach maßgebend bleiben werden. Und ſeltſam, daß der Ausſchuß nachgelaſſene Arbeiten von beiden Getreuen in der Hand hat, die nun nach dem Tode der Verfaſſer veröffentlicht werden, von Herbert den Abſchluß der Briefe an Samuel Brukenthal, von Höchsmann eine Geſchichte des 16. Jahrhunderts, in der vor allem über die Reformation und was mit ihr zuſammenhängt neue, überraſchende Aufklärungen gegeben werden.[1]

[1] Die Schriften Herberts ſind verzeichnet in Dr. Friedr. Schuller: Schriftſteller-Lexikon IV, S. 187, dazu iſt zu fügen: Briefe an den Freiherrn Samuel v. Brukenthal. V.-Archiv 31. Band.

Die Schriften Höchsmanns ebenda S. 205. Dazu: Aus der Vergangenheit und Gegenwart der ſächſiſchen Gemeinde Martinsdorf in Siebenbürgen. Kalender

So sei denn auch von unsrer Seite auf ihre Gräber, die auf demselben Friedhof liegen, ein Kranz der Erinnerung und des Dankes niedergelegt, wobei wir uns dessen getrösten, daß solang unser Verein so treue Mitglieder und Mitarbeiter hat wie diese, er sicher in die Zukunft sehen kann.

Ob unser Blick aber auf die Arbeiten des Vereins sich richtet oder auf die Art und Weise, wie er sie aufnimmt und durchführt, auf die Arbeiter oder auf Jene, für die wir sie zu lösen suchen, immer wieder fällt ins Auge, welch eine Wandlung im großen und im kleinen mit uns seit der Gründung des Landeskundevereins vorgegangen ist, und wie auch hier des Dichters ernstes Wort gilt:

„Verwandelt war die Zeit und wir mit ihr."

Es ist vielleicht der Feststunde nicht unangemessen, wenn ich versuche, diesen Wandlungen etwas nachzugehen und sie besonders da zu fassen, wo sie Einfluß auf unser geistiges Leben, auf den Landeskundeverein und seine Arbeiten genommen haben.

Da ist das erste, was mir bedeutsam erscheint, die Wandlung, die in der Schichtung unsers Volkskörpers vor sich gegangen ist. Wohl ist sie in einer Beziehung so geblieben, wie sie vor 65 Jahren, bei der Gründung des Vereines war: Bauern, Bürger, Literaten, falls die grobe Einteilung erlaubt ist. Aber innerhalb dieser Schichtung, welche Wandlung. Vor 60 Jahren ein bodenständiges Bauerntum, gehalten durch die Gebundenheit der „Gemeinde" und an die Gemeinschaft, in der der Einzelne nur als ihr Glied Bedeutung hatte, heute rund 10.000 sächsische Bauern außer Landes, vor allem in Amerika! Ohne die Frage zu beantworten, welche Vorteile und Nachteile damit verbunden sind, — ich halte die Nachteile für so überwiegend, daß dagegen gar kein Vorteil in die Wagschale fällt — so kündet die Tatsache doch das eine: daß der Bauernstand ein andrer geworden ist, in seiner Masse noch immer schwerflüssig und zäh, aber neuen Gedanken, neuen Aufgaben nicht mehr so unzugänglich als früher. Für unsern Verein kam dieser Stand bloß in objektiver Form in Frage, er war Objekt der Forschung, er stand naturgemäß tätiger Teilnahme fern. Das ist auch heute noch der Fall, aber vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo in den obern Kreisen dieses Standes ein Verständnis

---

des Siebenbürger Volksfreundes 1899, S. 72. Der Streit über die Konzivilität, Vereins-Archiv XXX., S. 28 und 309. Über Höchsmann siehe die schöne Würdigung von Dr. G. A. Schuller in den Kirchlichen Blättern, VIII. Jahrgang 1905, Nr. 43—45, desgleichen über Herbert: Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 1905, Nr. 6—8, S. 116.

für die Arbeit auch des Landeskundevereins ſich entwickelt, doch wird ſie naturgemäß niemals auf ihn ſich ſtützen können. Aber die Wandlung, die mit dem Bauernſtand vor ſich geht, die auf veränderte Wirtſchaft, damit auf langſam ſich ändernde Lebensanſchauung ſich erſtreckt, übt in einer Beziehung einen bedeutſamen Einfluß auf unſre Vereinsarbeit, ſie zwingt ſie zur Beſchleunigung, ſofern es ſich um Feſthalten der Vergangenheit dieſes Lebens handelt. Denn es iſt keine Frage, daß — um nur einiges anzuführen, — hundert und hundert Hattertbezeichnungen durch die Kommaſſation ſchwinden, wie das Bild der Gemeindeflur ſich ändert, daß ebenſo viele Worte und Begriffe für gewiſſe Arbeiten und Tätigkeiten mit dieſen zu Boden fallen und daß mit der Umänderung der Sitte, wie ſie ſich in Kleidung, in Speiſe, in Art und Brauch vollzieht, eben das Leben ein anderes wird. Wir ſtehn hier ſeit einem Menſchenalter an der Grenzſcheide zweier Zeitalter in unſerm Volksleben und wir können heute nicht ſagen, ob eine ſpätere Zeit in den Zügen des einen die des andern wieder erkennen wird, wie zuweilen im Antlitz des Mannes kein Zug des Kindergeſichtes wieder zu finden iſt.

Die Wandlung iſt noch auffallender in dem ſogenannten Bürgertum. Bis zum Jahre 1848 war der Kern des ſächſiſchen Volkes der kleine Gewerbeſtand, der kleine Bürger, der mit einem oder zwei Geſellen arbeitete, in ſeinem eignen Haus wohnte, die Traditionen alter Zeit in ſeiner Werkſtatt und in ſeinem Leben bewahrte, die Kinder in alter Einfachheit erzog, in Zunft und Kommunität am öffentlichen, kirchlichen wie politiſchen Leben teilnahm. Ehemals hatte er auch die Mauern und Türme der Stadt verteidigt, was nun nicht mehr nötig war, denn faſt hundertfünfzig Jahre war im Lande Frieden geweſen und die Hand entwöhnte ſich des Kriegshandwerks. Doch hatten die Beſten unter ihnen das Gymnaſium beſucht und von da Freude an edler Lektüre und an geiſtigem Leben mitbekommen. Der Sturmwind der Sprachenfrage, der damals das Land durchfuhr, hatte auch dieſe Kreiſe bewegt und die Gründung des Landeskundevereins Wiederhall dort gefunden. Denn die großen Fragen des Beſtandes unſeres Volkstums, die Mittel es zu ſtärken, es widerſtandsfähig gegen die Angriffe der Gegenwart und ſicher für die Zukunft zu machen, fanden dort Verſtändnis und zugleich das Bewußtſein, daß es auf ſie mitankomme, wenn jenes Ziel erreicht werden ſollte.

Dieſer kleine Bürgerſtand iſt uns unter den Händen zerronnen. In Kronſtadt hatte es 1798 43 Zünfte mit 1936 nahezu ausſchließlichen ſächſiſchen Meiſtern gegeben, die im Jahre 1844 ſchon auf 38 Zünfte geſunken waren mit 1256 Meiſtern — heute zählt man ſächſiſche Meiſter

kaum 600! In Hermannſtadt waren im Jahre 1829 1400 Gewerbetreibende, im Jahre 1890 853 und von dieſen 581 Sachſen, mehr als ein Drittel hat nicht ein Jahrhundert vernichtet. In Schäßburg gab es im Jahre 1852 191 Webermeiſter, die an 357 Webſtühlen arbeiteten und in deren Zunft an ein halbes Tauſend Menſchen beſchäftigt waren — dreißig Jahre ſpäter gab es keinen mehr! Und ſo iſts in allen unſern Städten dem Gewerbeſtand gegangen.

Was von ihm übrig geblieben iſt, das iſt der Reſt eines geſchlagenen Heeres, der erſt langſam anfängt, ſich zu ſammeln. Es ſoll hier nicht den Urſachen des Rückganges nachgeſpürt werden, bei dem Schuld und Verhängnis ſich die Hand zur Zerſtörung gereicht haben, ſondern die Folge ins Auge gefaßt werden. Sie iſt abgeſehen von der verminderten Zahl des Gewerbetreibenden die ſtark herabgeminderte Lebensfreude und die geſunkene Zuverſicht, im Kampf ums Daſein zu beſtehen. Wo ganze Reihen von Gewerben zuſammengeſunken ſind wie im regenloſen Sommer das Gras auf den Halmen, wobei was etwa übrig geblieben das Welken weit verkündet, da iſts kein Wunder, wenn die Angſt übermächtig wird, ob man ſelbſt dem Tod entrinnen werde. Darum iſt der Kampf in der Konkurrenz heftiger, rückſichtsloſer, ſkrupelloſer geworden und es iſt klar, daß hier für literariſches Leben und für geiſtige Arbeit nicht Zeit und Verſtändnis zu finden iſt. Die Meiſten dieſer Gruppe ſtehen dem nationalen, wie überhaupt dem öffentlichen Leben der Gegenwart ferner wie die Genoſſen vor fünfzig Jahren.

Aber aus dieſer kleinen Gruppe erhebt ſich langſam und wächſt über ſie hinaus eine Gilde Gewerbetreibender, die in jenen Gewerben tätig ſind, die unter allen Umſtänden Ertrag verſprechen — wie die Gewerbe für Nahrung, Kleidung und ähnliche — und jene, die den Übergang zur Fabrik glücklich ermöglicht haben. Von beiden Gruppen weiſen unſere Städte erfreuliche Beiſpiele auf. Beide zeichnen ſich, mit der Vergangenheit verglichen, durch größere Rührigkeit, weitern Blick, größere Tatkraft aus. Man darf wohl annehmen, daß in dieſen Kreiſen der Wert des Wiſſens und der Bildung geſchätzt und geſucht werde, daß man ſie als berufen anſehen kann, in jene Lücke zu treten, die der Rückgang des kleinen Gewerbes verurſacht hat. Wohl kann der ſächſiſche Fabrikant ſich nicht mit dem ausländiſchen an Reichtum meſſen, auch von einem Stand kann man noch kaum ſprechen, nur von einzelnen, aber ſie werden allmählich ein Faktor in unſrer Entwicklung. Sie können in bezug auf das Vermögen den alten Gewerbeſtand erſetzen, aber niemals volkspolitiſch, falls der Ausdruck erlaubt iſt. Ich meine: der ſächſiſche

Fabrikant mit einem Vermögen von 200.000 Gulden ersetzt in bezug auf den Wohlstand hundert sächsische Bürger der alten Zeit mit je 2000 Gulden Vermögen, aber es ist klar, daß er sie nicht ersetzt und nie ersetzen kann nach allen andern Seiten. Jene hundert Bürger bedeuteten hundert Familienväter, mit Frau und Kindern wohl fünfhundert Seelen, eignes selbständiges Leben, in Gemeinde und Kirche Träger des Gesamtgedankens. Wenn einer von ihnen in einem gegebenen Fall versagte, so blieben noch 99 übrig — wenn heute der eine versagt, so entsteht eine große Lücke.

Darum ist hier die Frage von allergrößter Bedeutung, wie stehn diese Kreise zu den großen Fragen des Volks, der Kirche, des öffentlichen und nationalen Lebens, der geistigen und sittlichen Kräfte inmitten des Volkslebens. Wir haben jetzt die erste Generation vor uns. Sie ist recht eigentlich aus dem alten Gewerbestand herausgewachsen, der Fabriksherr überall noch mittätig an der Arbeit, auf ihm ruht das Ganze, noch erinnert er sich, daß er in der kleinen Werkstätte des Vaters Lehrling und Geselle, oder in der Werkstatt des Meisters der zugewanderte arme Lehrjunge gewesen, der die alten Handgriffe erlernte. Da ists kaum möglich, daß die guten Geister der alten Werkstatt mit einem Schlag verflogen wären, wenn vielleicht auch der eine oder der andere über der harten Arbeit und der großen Leistung der neuen Schöpfung oder dem hastigen Streben nach raschwachsendem Reichtum hie und da den Blick übermäßig nur auf die eignen Angelegenheiten gerichtet und darüber das Allgemeine verloren hätte. Aber die Gefahr wird in der zweiten Generation größer, daß die Sucht nach Erwerb, mit dem Vermögen wachsend, den Gedanken an die Pflicht, die geistig-sittlichen Güter, die allgemeinen Interessen auch des Volks zu stützen und zu fördern, zurückdrängen könnte und darum wird es immer wieder nötig sein, gerade dem heranwachsenden Geschlecht die schöne Aufgabe vor die Seele zu stellen, die seiner in dieser Beziehung wartet.

Ein neuer Stand innerhalb des Bürgerstandes ist in den letzten zwei Menschenaltern in dem Kaufmannsstand unter uns entstanden. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es in unsern kleinen Städten zwei bis drei Kaufleute, in den größern kaum ein Dutzend und das waren nicht lauter Sachsen. Heute zählen sie zusammengenommen nach vielen hunderten. Aber unter ihnen muß ein großer Unterschied gemacht werden. Auf der einen Seite — und das ist die Mehrzahl — der kapitalslose Krämer, der wenige Klassen über die Elementarschule hinaus besucht hat, schlecht schreiben kann und nicht imstande ist, die

Bücher ſich ſelbſt zu führen, ohne Geſichtskreis vom Tag für den Tag lebt und kein Intereſſe hat an dem, was außerhalb des Ladens liegt; auf der andern der gebildete Geſchäftsmann, mit Geld und Kredit arbeitend, mit klugem Verſtändnis auch der Weltkonjunktionen, von denen er abhängig iſt, der Pflicht bewußt, auch im öffentlichen Leben eine Rolle zu ſpielen. In der Zeit der Renaiſſance ſind ſie in erſter Reihe Förderer der neuen Kultur, auch der Literatur geweſen — ein ſchönes Vorbild für ſie in der Gegenwart unter uns, deren Nachahmung vielen empfohlen werden kann.

Schon die kurzen Andeutungen zeigen, welch eine Umwälzung hier vorgegangen iſt. Jede derartige Wandlung iſt zunächſt eine Unruhe und nicht eine Unterſtützung ſtiller wiſſenſchaftlicher Arbeit.

Nicht weniger bedeutſam iſt die Veränderung, die in den ſogenannten literariſchen Kreiſen in bezug auf deren Zuſammenſetzung vor ſich gegangen iſt. Am auffallendſten in bezug auf die Juriſten. Die Juriſten ſind in den vierziger Jahren die erſten Träger des nationalen Gedankens und der politiſchen Entwicklung geweſen. Das ſelbſtändige ſiebenbürgiſche Staatsweſen, in dem die ſächſiſche Nation die dritte gleichberechtigte ſtändiſche Nation war, ſicherte ihnen den größten Einfluß, allſeitige Bedeutung, hervorragende Stellung. Der ſächſiſche Gubernialrat, dem nach einer Reihe von Dienſtjahren die Exzellenz und hohe Orden winkten, wie der Träger der höchſten Landesämter, die den Sachſen zugänglich waren, bedeuteten im Volk die höchſte ſoziale Schichte, durch die es mit den leitenden Staatskreiſen in Verbindung ſtand. Wiſſen, Anſehen, Vermögen, Einfluß hielten ſich die Wage. Und daneben nun die Schar, ein kleines Heer, der Beamten in Stadt und Land, zuſammen viele hundert, denn nach den Regulationen von 1805 beſtand der Hermannſtädter Magiſtrat im Jahre 1840 aus 16 Senatoren, heute aus 3, die Zahl der Juriſten in Stadt und Stuhl betrug etwa 31, die Stuhlsbeamten in Leſchkirch zählten 10, die in Reps 17, die in Reußmarkt 11 gebildete Juriſten, überall die Bürgermeiſter, Königsrichter, Stuhlsrichter, an ihrer Spitze der Komes, Gubernialrat von Amtswegen. Aus dem Joch der Beamten und von ihrem Druck das ſächſiſche Volk zu befreien, hatte die Regierung, wie ſie u. a. mit gleißneriſchen Worten behauptete, gegen das Geſetz jene Regulationen gegeben und das Ende war, daß dieſe erſt den Beamtenſtand mit ſeinen Vorzügen und Schwächen geſchaffen haben. Es ſoll hier nicht davon die Rede ſein, was er im ganzen und einzelnen uns geweſen, uns geleiſtet und geſchadet hat — es ſteht neben ſeiner tapfern Vertretung und Verteidigung der Volksrechte auf den ſieben-

bürgiſchen Landtagen durch ſeine beſten Mitglieder die ſträfliche Saumſeligkeit und Untätigkeit, die ſich nur allzu Viele, beſonders in den kleinen Stühlen, zuſchulden kommen ließen, deren Folgen noch heute zu ſchwerer Anklage werden. Aber dreierlei läßt ſich wahrheitsgemäß von dieſem Stand als ſolchem ſagen: er war ausſchließlich ſächſiſch, damit zugleich der Boden für ſächſiſchen Nachwuchs für die ſogenannten gelehrten Berufe, die ſich derart aus einer ſozial hochſtehenden Schichte ergänzten, in der Familientradition und Bildung eine Rolle ſpielten; er war als ſolcher der berufene Vertreter und Verteidiger der Volksrechte, damit im Zuſammenhang aber auch berufen, dieſe Rechte zu ſtudieren und ſie nicht bloß im Rathaus und Landtagsſaal, ſondern auch wiſſenſchaftlich zu vertreten. Es iſt nicht Zufall, daß zwei Mediaſcher Senatoren mit dem Pfarrer von Waldhütten den Aufruf zur Gründung des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde erließen und daß die zwei erſten Vorſteher hohe Staatsbeamte waren (Oberlandeskommiſſär Bedeus und Finanzrat Trauſch). Und endlich dieſer Juriſtenſtand war unabhängig von Gewalten außerhalb des ſächſiſchen Volkes, demnach in der Ausbildung und Betätigung alles deſſen, was mit nationalem Leben zuſammenhing, ungehindert. Gerade in den vierziger Jahren war dieſer nationale Einſchlag im Leben der Juriſten ein neues bedeutſames Moment für das Volksleben.

Die Wandlung, die hier vorgegangen iſt, iſt offenkundig. Während die Zahl im ganzen rückwärts gegangen iſt, iſt uns durch die veränderten politiſchen Verhältniſſe die oberſte Schichte dieſes Standes ganz verloren gegangen und da der Einfluß eines Standes auch davon abhängig iſt, wie hoch der Einzelne in ihm ſteigen kann, iſt ſein Einfluß ſelbſt geſunken. Er iſt nicht mehr der alleinige Verteidiger und Vertreter der nationalen Rechte und er iſt, ſofern es ſich um die Staatsbeamten handelt, nicht mehr ſo unabhängig wie früher. Auch ſeine Mitarbeit auf wiſſenſchaftlichem Gebiet iſt ſtark zurückgegangen.

Einen Erſatz hat dieſer Stand in den Advokaten gefunden, die vor fünfzig Jahren wenig zahlreich — es gab 1841 in Hermannſtadt nur zwei Advokaten und an andern Orten nicht mehr — heute eine nach allen Richtungen bedeutende führende Klaſſe repräſentieren, denen die völlige Unabhängigkeit weſentlich zugute kommt. Und wenn hier der weiſe Kopf bei der alten guten Tradition des Hauſes das rechte Herz findet, dann fällt ihm die führende Stellung wie des Volkes Liebe und Vertrauen naturgemäß zu, wie wir es bei Albert Arz v. Straußenburg gehobenen Herzens erlebt haben.

Von der Wandlung iſt auch der Lehrerſtand und Pfarrerſtand nicht

verſchont geblieben. Zunächſt fällt im Vergleich mit früher die ſtark vermehrte Zahl der akademiſchen Lehrer auf. Das Schäßburger Gymnaſium beſorgten bis zum Jahre 1850 neben dem Rektor und Konrektor fünf akademiſche Lehrer, heute haben ſämtliche Anſtalten dort 16 Akademiker. Und dies Verhältnis iſt überall ein ähnliches. Das allein garantiert ſchon einen größern Einfluß auf die Volksentwicklung. Das Hervortreten der „Theologen“, wie man ſie nannte und das Volk ſie noch nennt, und ihre Teilnahme am öffentlichen Leben am Anfang der vierziger Jahre bezeichnet an ſich eine bedeutſame Wandlung der Zeit.

Aber ſeltſam, bei ſteigender Zahl der Akademiker in den Städten zeigt ſich die ſinkende Zahl der akademiſchen Pfarrer. Man kann ſagen, daß es bis 1848 nahezu keine nichtakademiſchen Pfarrer gegeben — wenige nur, die bloß das Gymnaſium abſolviert hatten — heute gibt es deren etwa 80, rund ein Drittel ſämtlicher evangeliſcher Pfarrer. Es beginnt ſich auch ein anderes Verhältnis zu verſchieben. Während bisher der Gymnaſialprofeſſor zum Pfarrer aufſtieg, hat nicht nur der unbedingte Übergang dieſes Standes in das Pfarramt aufgehört, ſondern es beginnt hie und da die Rückkehr aus dem Pfarramt in das Lehramt. Wir kennen die Urſachen dieſer Erſcheinung, die ſo wenig nützlich und gut ſie für unſere geſamte Entwicklung iſt als etwas gegebenes betrachtet ſein will, deren letzte Folgen heute kaum zu überſehen ſind. Es ſpielt hieher auch die veränderte Schätzung des Stadt- und Landlebens hinein. Die Unterſchiede beider ſind größer geworden als ſie früher waren und die Annehmlichkeiten des erſtern fallen mehr ins Gewicht als ehedem. In alter Zeit waren die Pfarrer unter uns in erſter Reihe Träger des literariſchen Lebens, ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts auch die Juriſten, ſeit den vierziger Jahren — eben in der Zeit der Gründung des Landeskundevereins — traten die Lehrer hinzu. Ich finde nicht, daß die Teilnahme der letztern daran im Verhältnis zu ihrer Zahl gewachſen iſt. Der Höhepunkt des wiſſenſchaftlich-literariſchen Arbeitens dieſer Kreiſe ſcheint in den fünfziger und ſechziger Jahren erreicht worden zu ſein.

Wachſender Anteil am literariſchen Leben, wenn auch zunächſt nicht am ſtreng wiſſenſchaftlichen als Mitarbeiter, iſt in den ſeminariſtiſchen Kreiſen zu erwarten, wo die geſteigerte Bildung des Seminars den Weg vorbereitet.

Während es uns nicht gelungen iſt, einen Stand der Techniker uns zu erziehen, da die Verhältniſſe für ſie — einige Architekten ausgenommen — keine Beſchäftigung bieten oder eben nur wenigen ſie bieten und darum eine große Anzahl aus unſrer Mitte, die dieſen Beruf erwählt, im Aus-

land sich eine Stellung gesucht und gefunden, ein bedauerlicher Abfluß guter Volkskraft, ist die Zahl der Ärzte bedeutend gestiegen. Es ist zum erstenmal, daß im Gesamtbild unsrer Vereine auch der sächsische Ärzteverein erscheint; es mag ihm hiebei als Ganzem wie den einzelnen Mitgliedern die Teilnahme und Förderung unsrer Arbeit besonders empfohlen sein, sind sie doch in erster Reihe mit dazu berufen.

Neben diesen Wandlungen, die zum teil Verluste bedeuten, hat die Zeit einen neuen Beruf in unsrer Mitte geschaffen, der für andre verlorene in die Lücke tritt, die Bankbeamten. Wer heute den Beamtenkörper der Hermannstädter Sparkasse und der Bodenkreditanstalt ins Auge faßt, die mit den ähnlichen sächsischen Anstalten in unsrer Mitte mehr als hundert sächsischen Familien die Möglichkeit der Existenz bieten, der muß zugleich zugeben, daß in diesen Kreisen eine Fülle neuartiger Intelligenz sich zusammenfindet, die — einschließlich besonders auch der Juristen, die hier eine selbständige Lebensstellung finden — durch die Unabhängigkeit, die sie kennzeichnet, berufen ist, an dem geistigen Leben des Volkes hervorragenden Anteil zu nehmen. Abgesehen davon hat die wirtschaftliche Arbeit, die von diesen Anstalten ausgegangen ist, darunter besonders der Landwirtschaftsverein, die Organisation der Raiffeisenvereine und der Zusammenschluß der städtischen Kassen eine neue Verklammerung unsers Volkslebens zuwege gebracht, die stärker ist als manches andre Band.

In dem Bild der wirtschaftlichen Entwicklung darf als ein kleiner Zug nicht übersehen werden, daß ein Teil der Burzenländer Gemeinden nicht mehr ausschließlich aus Kleinbauern besteht, sondern aus Großbauern mit städtischem Anflug, die einen neuen Typus sächsischen Bauerntums herausbilden werden und daß es zwei Gemeinden — Agnetheln und Heltau — gelungen ist, sich zu kleinen Landstädtchen zu entwickeln, während die ehemaligen Vororte der kleinern Stühle, (so besonders Reußmarkt und Leschkirch), mehr oder weniger zu Dörfern herabgesunken sind, was ihnen nicht zum Nachteil gereicht, wenn erst der unangenehme Übergang überwunden sein wird.

Wer sich umsieht nach jenen Kreisen, die in unserm Volk für geistige Strömungen und geistiges Leben Bedürfnis und Empfänglichkeit haben, der kann besonders im Vergleich zur Vergangenheit die sächsische Frau nicht übersehen. Nicht nur die ehemals unbekannte, einen Erwerb suchende, lehrende, schriftstellernde, nach selbständiger Lebensstellung ringende Frau, auch die andre, die in befriedigter Ehe an der Seite des Gatten und als Mutter der Kinder waltet, sie steht heute dem geistigen Leben der Gegenwart, dem Verständnis öffentlicher Fragen näher als vor sechzig

Jahren. Damit steht im Zusammenhang, daß die zahlreichen Frauenvereine sich in den Dienst öffentlicher Zwecke gestellt haben, am erfolgreichsten der allgemeine evang. Frauenverein (seit 1884), der die Arbeit der Frau in ganz neuer Weise der Kirche und dem Volk dienstbar gemacht hat und viel brachliegende Kraft dem Leben nutzbar macht. Und wenn auch jener Frauentypus auch bei uns nicht fehlt, der vom nichtigen das Nichtigste zum Lebensinhalt wählt, vielleicht nicht ohne Schuld der Männer, die, weil sie zu klein von ihnen dachten, sie vom Großen fern hielten, so haben wir doch alle Ursache, uns unsrer Frauen zu freuen, die auch im Joch des Alltags ins Leben umsetzen: „vergiß o Menschenseele nicht, daß du Flügel hast!“

Eine andere Erscheinung der Gegenwart soll nicht übersehen werden, da sie in der Tat einen Unterschied im Vergleich mit der letzten Vergangenheit bezeichnet, die Tatsache, daß die Kunst und künstlerische Fragen anfangen, eine gewisse Rolle zu spielen. Zunächst ist es auffallend, welch eine Fülle von Talenten in der Malerei fast plötzlich unter uns auftauchte, die neue Betätigung von Anlagen, die einst im sächsischen Volk schöne Leistungen aufwiesen. Und nicht ganz unabhängig davon das Bestreben, der Kunst im Volk und in seinem Leben eine Stätte zu bereiten, vielfach über das Ziel hinausschießend, wie es bei neuen Bewegungen so häufig der Fall ist. Dabei wäre gut zweierlei zu beachten. Einmal, daß es sich, wenn von der Kunst im Volk und für das Volk die Rede ist, doch mehr um den Geschmack, als um die eigentliche Kunst handelt und dann, daß die Wirkungen der Kunst auf die Erziehung des Volks nicht überschätzt werden dürfen. Lenbach spricht einmal den richtigen Gedanken aus: „Ich bin überhaupt nicht der Ansicht, daß die Kunst ein Erziehungsmittel für die Masse ist. Die Zeiten der höchsten Entwicklung waren durchaus nicht durch Reinheit der Sitten ausgezeichnet. Wenn Schönheit geeignet wäre, die Menschen zu bessern, sie zu feinern Sitten zu erziehen, so müßten die Schönheit des Sonnenlichtes, die Blumen, die Treue und Lieblichkeit der Tiere, der unschuldige Blick des Kindes ähnlich wirken. Aber daß das nicht der Fall ist, das wissen wir . . . Ich glaube eben, daß die bildende Kunst gar keine direkte Wirkung auf die Geister der Massen hat.“

Wichtiger wohl als die Malerei ist für die breiten Schichten des Volks die Pflege der Musik, speziell des Liedes. Die Fortschritte auf diesem Gebiete gegen die vierziger Jahre sind sehr bedeutend, zu den schönsten müssen wir doch rechnen, daß das sächsische Volkslied mit seiner einfachen Weise wieder neu aufgegriffen und gepflegt wird, eine Bereicherung des Volkslebens.

Die Pflege der Kunſt, wo ſie in echter Weiſe geſchieht, mag hin und wieder der wiſſenſchaftlichen Arbeit Zeit und Arbeitskräfte entziehen, aber beide ſtehen einander doch zuletzt nicht im Wege, ſondern fördern ſich oder ſollen ſich fördern.

Trotzdem iſt klar, daß ſolche Zeiten des Übergangs, wie die Gegenwart hier ausgeſprochenermaßen iſt, an ſich für tiefergehende wiſſenſchaftliche Arbeiten und tiefwirkende Aufnahme derſelben nicht gerade geeignet ſind. Beides ſetzt Seelenſtimmungen voraus, die heute der Einzelne finden kann, die aber nicht allgemein ſind: innere und äußere Ruhe ohne die zehrende Sorge um die Zukunft, ſei es die eigene oder des Volkes, heitere Überſchau über Welt und Leben mit eigner gefaßter Lebensanſicht, einen Schwung der Seele, der nicht vom Lärm und Streit des Tages im Staube niedergehalten wird.

Dazu kommt als maßgebende Tatſache, daß das Ideal der Gegenwart ein andres iſt als das der ſechziger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und daß die politiſchen Kämpfe, ſo ähnlich ſie einander ſein mögen, doch von einander ſehr verſchieden ſind.

Im großen politiſchen Kampf der vierziger Jahre, dem der „Sprachenkampf“ den Charakter aufgeprägt hat, handelte es ſich nicht nur um die Gleichberechtigung der deutſchen Sprache in gewiſſen Grenzen, ſondern immer wieder recht eigentlich um die Gleichberechtigung der ſächſiſchen Nation, der dritten ſtändiſchen, mit den beiden andern Schweſternationen im ſelbſtändigen ſiebenbürgiſchen Staatsweſen, um Verteidigung aller Bollwerke, die dieſe politiſche Nation in der Vergangenheit um ſich aufgerichtet, die, gerade angeſichts der Angriffe auf ſich und ihren Beſtand, dieſe Bollwerke als nationale Schutzwehren aufrecht zu halten verſuchte. Aus dem Kampf um das Recht war ein Kampf um die Nationalität, um die heiligſten Menſchenrechte, um den unantaſtbaren Beſitz der Sprache und all der Lebensgüter geworden, die mit ihr verbunden ſind. Dabei empfand das Volk, das von dem Wehen des neuen Geiſtes berührt wurde, daß es auf allen Gebieten alte Rückſtändigkeit zu überwinden habe und wohin es ſah und wohin es griff, da trat ihm der Gedanke entgegen, daß nur geiſtige Mittel hier helfen könnten. Darum wurde geiſtig-ſittliche Hebung des Volks der Schlachtruf der neuen Zeit und damals iſt der Gedanke in die tiefern Volksſchichten hineingetragen worden, daß die höhere Bildung des Volks allein imſtande ſei, das Volk vor dem Untergang zu bewahren. Solche Zeiten ſind geiſtiger Arbeit günſtig, damals iſt der Landeskundeverein gegründet worden und was er bot, das fand freudigen Wiederhall. Man ſah gerade in den von

ihm in erſter Reihe getragenen hiſtoriſchen Arbeiten eine neue Schutzwehr des nationalen Lebens. Sie richteten ſich naturgemäß auf das Recht des Volks, ſeine ſtaatsrechtliche Stellung, der politiſche Gedanke hatte ſeinen Anteil an den Studien der Zeit.

Das wiederholte ſich in gewiſſem Sinn in der erſten Hälfte der ſechziger Jahre. Nach dem harten Druck des Abſolutismus, der trotz allem für uns eine Zeit der Selbſtbeſinnung und innern Kräftigung gerade auch auf dem Gebiet des geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Lebens bedeutet, empfand man aufs neue die Wahrheit der alten Überzeugung, daß Recht doch Recht bleiben müſſe und ſein Sieg nicht zweifelhaft ſei und wie damals, auch als nationales Bollwerk die neue Kirchenverfaſſung geſchaffen wurde, die ja von vorneherein die geiſtig-ſittlichen Kräfte im Volk im Auge hatte, die ſie zuſammenfaſſen und heben wollte, ſo trat noch einmal der Gedanke in den Vordergrund, daß es bei den neuen Aufgaben, die ſich bergehoch für das ſächſiſche Völkchen auftürmten, wobei auch die Erhaltung der politiſchen Nation immer im Vordergrund ſtand, vor allem darauf ankomme, durch höhere Bildung den alten Rang zu wahren und der Nation die Zukunft zu ſichern. Dabei ſah man wieder erwartungsvoll auch auf den Landeskundeverein. Es iſt doch bezeichnend, daß 1845 die Zeitungen bei dem bevorſtehenden Zuſammentritt der Nationsuniverſität bemerkten, falls um dieſelbe Zeit der Landeskundeverein ſeine Verſammlungen halte, ſo werde der Komes ſicher eine Verſchiebung der Univerſität eintreten laſſen. Und 1861 ſetzten die Vertrauensmänner, die zur Vorbereitung der neuen Kirchenverfaſſung von der Regierung zuſammenberufen worden waren, die Beratungen aus, weil die Teilnehmer die Generalverſammlung des Landeskundevereins in Biſtritz — allerdings auch aus politiſchen Rückſichten — beſuchen wollten. Die Anſtrengungen, die in beiden Perioden zur Verbeſſerung des Schulweſens gemacht wurden, die Beſtimmungen der neuen Kirchenverfaſſung über vertiefte Fachbildung der Kandidaten der Theologie und des Lehramts, waren beide Ergebniſſe des als unerſchütterlich angeſehenen Grundgedankens, daß mit der höhern Bildung alles gewonnen ſei.

Nun kann man wohl die Bildung nicht hoch genug ſchätzen — aber man kann ſie trotzdem überſchätzen. Die Bildung, wie das geiſtige Leben überhaupt, iſt ein Faktor in jedem Volksleben, aber nicht der einzige. Und immer, wo ein Geſchlecht gemeint hat, in der Betonung eines ſolchen einzigen Faktors in ſeinem Leben den Schlüſſel zur Löſung des Lebensrätſels gefunden zu haben, da bleibt ihm die Erfahrung nicht erſpart, daß die Mannigfaltigkeit des Lebens über jene Einſeitigkeit

hinauswächst und sich nicht in so enge Grenzen fassen läßt. Auch das Geschlecht der vierziger und sechziger Jahre bei uns hat es erfahren. Für die Bildung hatte es große, unverlorene Opfer gebracht, aber das, was sie damit zu retten gehofft hatten, die Sicherung der Nation, ihre Dauer und Zukunft hatten sie nicht erkauft.

Der neue Staatsgedanke, der seit 1867 die Entwicklung der sächsischen Nation in neue Bahnen drängte, zerstörte zunächst alles das, was als Schutzwehr der nationalen Entwicklung angesehen worden war, die selbständige Stellung der Nation, ihre politische Einheit, den Gebrauch der deutschen Sprache auf verschiedensten Gebieten, wo sie bis dahin Geltung gehabt hatte, selbst auf die Schule und ihre Einrichtungen dehnten sich die Maßnahmen aus. Allerdings der Kampf um all die Güter der Vergangenheit, um das Recht und was damit zusammenhing, war ja nur möglich gewesen mit Hülfe auch der wissenschaftlichen Mächte, die in den gebildeten Kreisen des Volks lebendig waren, aber all die Verluste in jenem Kampf waren geschehen trotz „der höhern Bildung". Was nützte sie bei dem ungeheuren wirtschaftlichen Rückgange, der allseits beobachtet wurde? Die alte staatsrechtliche Stellung war dahin, es zeigte sich, daß mit den alten Schutzwehren die Nation selbst nicht vernichtet war, daß aber der Kampf für den Bestand in einem neuen Punkt einsetzen mußte, in der wirtschaftlichen Stärkung des Volks, um neue Schutzwehren aufzurichten. So entstanden die großangelegten Versuche, die alle mehr oder weniger an die Namen Bedeus und vor allem Dr. Wolff anschließen. Eine spätere Zeit wird in dieser Arbeit, die in gleicher Weise die Hebung des Bauernstandes wie des Gewerbes, die Gründung von landwirtschaftlichen Vereinen und Raiffeisenkassen, eine neue Kolonisation wie die Schaffung von Eisenbahnen, die Hebung des Kredits und den Zusammenschluß der Kreditinstitute mit starker Hand und zielbewußter Umsicht aufnahm, ein neues charakteristisches Zeichen der Gegenwart sehen.

Es ist das ein Zeichen der Gegenwart, das auch nach einer andern Richtung symptomatisch ist: Die Arbeit geht zugleich darauf aus, uns mit dem großen Leben der Welt draußen in Verbindung zu bringen, uns die großen modernen Wirtschaftsgedanken, die die Welt umgestaltet haben, näher zu bringen. Ein Vergleich der ältesten Satzungen der Sparkasse aus dem Jahr 1841 mit den ersten der 1869 gegründeten Bodenkreditanstalt zeigt den Fortschritt. Dort das nächste Ziel „ein Sammelkasten für Handwerker, Dienstboten und Kinder zu sein", damit zugleich die unbenutzt liegenden Summen dem öffentlichen Verkehr zuzuwenden und wohltätige Zwecke zu fördern, hier der moderne Gedanke, den Kredit zu

verwerten und vor allem in den Dienſt der Landwirtſchaft zu ſtellen, zur Hebung des ſächſiſchen Bauernſtandes zu benützen. Und dieſes auf doppelte Art, einmal durch Darlehen an die Bauern, dann indem der größte Teil des Reingewinnes der Oberverwaltung des Landwirtſchaftsvereins zur Förderung ihrer Zwecke zur Verfügung geſtellt wurde. In den vierziger Jahren hatte der Pfarrer St. L. Roth ergreifende Töne gefunden, um zur Hebung des Bauern aufzurufen, jetzt legte die ev. Landeskirche einen Teil ihrer Gelder in die neue Anſtalt, um ſie ſofort mit größern Mitteln auszurüſten und die ſächſiſchen Pfarrer ſtanden unter den erſten in den Landwirtſchaftsvereinen.

Denn das iſt nun, bei allem Wandel der Zeit, ſich gleich geblieben in unſrer Entwicklung der letzten Menſchenalter, die Uneigennützigkeit und ſelbſtloſe Hingabe der Intelligenz unſres Volkes, ſeiner führenden Kreiſe im Dienſt des Volks, ihre Arbeit für dieſes.

Und ſo wird für immer charakteriſtiſch bleiben, mit welch idealem Sinn dieſe praktiſche Tätigkeit geübt wurde. Man iſt gewohnt, wo es ſich um Förderung von Erwerb und Beſitz handelt, auch jene, die ſich ſolche Förderung angelegen ſein laſſen, für ſich ſelbſt ſorgen zu ſehen — von dem war hier nie die Rede. Alle, die ſich in den Dienſt dieſer Arbeit ſtellten, haben ſie getan, um dem Volk zu dienen. Und bei der Arbeit ſelbſt iſt nie unterlaſſen worden, darauf hinzuweiſen, daß die Mehrung des Beſitzes, daß Erwerb und Vermögen nicht letzter Zweck ſei, ſondern beſtimmt, höhere Güter zu ſtützen und um deretwillen allein bedeutſam — mit den Gütern ſoll das Gute gefördert werden. So verwendet, wie erwähnt, die Bodenkreditanſtalt ihren Reingewinn vor allem für die Hebung des Bauernſtandes und ſo gibt die Hermannſtädter Sparkaſſe, ein unerreichtes Vorbild ſeit ihrer Gründung, ihren geſamten Reingewinn für öffentliche, gemeinnützige Zwecke und wir wiſſen es alle, daß unſre Schulen in faſt allen unſern Städten nur mit Hülfe unſrer Kreditinſtitute erhalten werden, deren Teilhaber eben auf jeglichen oder größern Gewinn verzichten, wie die Reingewinne der nun mehr als hundert Raiffeiſenvereine wieder nicht in die Taſchen der Mitglieder wandern, ſondern ſtatutengemäß für öffentliche Zwecke, wieder häufig für Schule und Kirche gegeben werden. Das iſt eine Erziehung zum Idealismus, wie ſie größer noch nie aufgenommen worden iſt. Und wenn dieſe wirtſchaftliche Arbeit von der wiſſenſchaftlichen hin und wieder abgelenkt hat, ſie hilft auf dem Wege, den ſie eingeſchlagen hat, den Sinn erziehen, der die Grundlage für die Würdigung auch der wiſſenſchaftlichen Arbeit bildet.

Sie ſelbſt iſt, im Zuſammenhang mit all den andern Arbeiten, die

der Tag brachte und die Not erforderte — insbesonders auch angesichts dessen, daß der nie endende politische Kampf doch immer wieder allzuviel gute Kraft verzehrt, in den letzten Jahrzehnten etwas in den Hintergrund getreten. Aber in diesen selben Jahren trugen alle Arbeiten, die wirtschaftlichen wie die wissenschaftlichen, eine Folge ihrer selbst, den neuen Gedanken der kulturellen Einheit des sächsischen Volkes in die breiten Schichten dieses Volks hinein und damit eine neue Lebenskraft, die geeignet ist, auch der wissenschaftlichen Arbeit neue Unterlage zu geben.

Dieser Gedanke der Kultureinheit ist nicht eine Schöpfung der Gegenwart, aber er entfaltet jetzt erst seine volle Macht. Unser Völkchen hier fand seine politische Einheit, von dem Andreanischen Freibrief (1224) an mit dem „unus sit populus“ bis zur Aufhebung dieser Einheit 1876, doch auf Grund seiner Kultureinheit, aber die Form, in der sie sich äußerte, war die Rechtseinheit. Durch die gleichen Pflichten dem Staat gegenüber gebunden, waren schon durch diese staatsrechtliche Stellung die Genossen auch aneinander gebunden, noch mehr durch das gleiche Recht, das in ihrer Mitte zur Anwendung kam, das 1583 im Eigen-Landrecht, das bis 1853 Gültigkeit hatte, das erste geschriebene Gesetzbuch fand. Und dieses Recht ist die Grundlage des Einheitsbewußtseins durch Jahrhunderte gewesen, doch ohne daß übersehen wurde, daß sein Inhalt mehr umfaßte. Dieses Recht war die Festung, in der alles, was nationaler Besitz war, erhalten und verteidigt wurde. Bis zum Jahr 1876 konnten wir es uns nicht anders denken, als daß mit diesem Recht die Nationalität und was sie in sich schließt, stehe und falle. Das 16. Jahrhundert aber hatte einen neuen wesentlichen Faktor in jenen Einheitsgedanken hineingetragen durch die Reformation. Sämtliche sächsische Gemeinden waren evangelisch geworden, die neue Kirche, die sich als gleichberechtigte Kirche hier konstituierte, deutete auch in dem alten Namen der „sächsischen Kirche“ das nationale Moment an. Zugleich war die wirtschaftliche Einheit in gewissem Sinn erreicht worden, denn bei allen Gegensätzen der einzelnen Zünfte, bei vielfachem Hader der verschiedenen Orte, gab es doch gemeinsame sächsische Interessen auch auf wirtschaftlichem Gebiet, die in den gemeinsamen Zunftregulationen, im Zusammenschluß der einen Zunft zur Landeszunft — es war damit das Sachsenland gemeint — ihren Ausdruck fanden. Das gleiche Recht, derselbe Glaube, die gleiche Abstammung und Sprache, gemeinsame wirtschaftliche Interessen — die Kultureinheit war gefunden. Und doch — das Bewußtsein derselben konnte, trotz der festen Formen, in denen sie sich äußerte, verloren gehen. Es geschah am gründlichsten in den Jahren 1805—1840. Die Nation

war eine politiſche Einheit und der Biſtritzer kannte den Hermannſtädter nicht und der Schäßburger ſah den Mediaſcher mit unverholenem Mißtrauen an und das Burzenland lag gar nicht in Siebenbürgen. Die Kirche war eine Einheit, aber aus dem Mediaſcher Kapitel konnte niemand in das Kisder in eine Pfarre kommen und das Hermannſtädter und Burzenländer ſahen es als Ehrenſache an, daß die Eheprozeſſe aus ihren Gebieten nicht an das biſchöfliche Oberehegericht in Birthälm appelliert würden. An den Gymnaſien der Städte konnte niemand angeſtellt werden, der nicht dort abſolviert hatte und in die Zünfte nahmen ſie niemanden auf, der „in der Fremde“ geboren war und fremd war faſt alles, was außerhalb der Stadtmauern lag — „Vernunft wird Unſinn, Wohltat Plage — weh dir, daß du ein Enkel biſt!“

Aber gerade dieſen Enkeln ging der Gedanke der Kultureinheit in neuem Glanze auf, ſie mußten ſich ihn in neuen Kämpfen erobern. Die politiſchen Kämpfe der vierziger Jahre rührten an den Geſamtbau des ſächſiſchen Eigenlebens und das Geſchlecht erkannte, daß nicht in toten Formen, ſondern im Leben Kraft liege und — „der Geiſt iſts, der lebendig macht!“ Im Kampf um das vielangefochtene Recht fanden ſie den Gedanken der Kultureinheit wieder, dem doch auch das Recht zu dienen hat und als dieſes Recht, nach neuem ſchwerem Kampf und tapferſter Verteidigung 1876 in Trümmer ging, da ſtieg aus dieſen Trümmern der Gedanke der Kultureinheit mit neuer Macht empor, der Flamme gleich, die aus dem zuſammenſtürzenden Gebäude lichterloh emporſteigt, glühend, leuchtend, erwärmend. Wohl wird dieſe Kultureinheit immer wieder auch in äußern Formen ſich zeigen, irgendwie in greifbarer Geſtalt vor die Augen treten, aber es werden Äußerungen ſein, die ſo geiſtiger Natur ſind, daß ſie allen äußern Gewalten entrückt ſind: Sprache und Sitte, Lebensanſchauung und Weltanſicht, Glaube und Gemütsleben, deren Äußerungen hin und wieder Hinderniſſe in den Weg gelegt werden können, ſie ſelbſt ſind aber unvernichtbar.

Was für eine Bedeutung für die Kultureinheit, für ihre Entſtehung und Vertiefung die Wiſſenſchaft hat, das liegt auf der Hand und in ihr in erſter Reihe die Geſchichte mit ihrer Aufgabe, „unſerm Geſchlecht ein denkendes Bewußtſein ſeines Werdens zu erwecken.“ Denn jede Kultureinheit beruht auf hiſtoriſcher Grundlage und ſie klar zu legen, iſt eine der aufbauenden Aufgaben der Geſchichte. Es hat noch kein Volk gegeben, das nicht in Zeiten der Bedrängnis aus dieſer Quelle geſchöpft hätte und es iſt vorgekommen, daß von ſolcher Warte aus geſehen die Vergangenheit anders erſchien als ſie im weſentlichen war, aber ſie erfüllte

was man begehrte, ſie gab Stärkung des Mutes und der Zuverſicht. Wenn ſchon in Huets Rede, in der er 1591 ſeine Volksgenoſſen vor ſchnöden Verdächtigungen und gegen verunglimpfende Angriffe verteidigte, der Rückblick auf die Tüchtigkeit der Väter eine Rolle ſpielte und der Stolz auf die Urkunden, „deren wir ganze Laden voll haben“, reich an Anerkennungen von den Königen, ſo wurde dieſer Stolz auf die Vergangenheit, der Rückblick in die Zeit der Vorfahren eine Macht in den Gemütern am Ende des 18. Jahrhunderts, als im Kampf gegen die Joſefiniſche Umwälzung alle Kräfte wachgerufen wurden, die im Volk vorhanden waren. Die Zeit bezeichnet zugleich den Beginn unſrer Hiſtoriographie. Die grundlegenden wiſſenſchaftlichen Arbeiten jener Jahre, die an die Namen Brukenthal, Schlözer, Eder, Seivert, Herrmann anſchließen und die an das größere Publikum gerichteten Volksſchriften, deren bedeutendſte Jak. Aurelius Müller († als Biſchof 1806) geſchrieben: „Die Siebenbürger Sachſen“ (1790), ſind erfüllt von der Freude über die nicht unrühmliche Vergangenheit des Volks und atmen frohe Hoffnung und Zuverſicht auf langen Beſtand. Allerdings ſpielte immer wieder hinein auch die Hoffnung, die Formen des Beſtandes würden die alten bleiben und unter dieſen das alte Recht in ſeiner ganzen Ausdehnung.

Und als nun im neuen Kampf um dieſes alte Recht in den vierziger Jahren die Gefahr des Verluſtes größer als jemals war, da griff wieder die Geſchichte ein und Schuller, Zimmermann, Teutſch ſetzten Schlözers und Eders Werk fort. Es iſt keine Frage: Die hiſtoriſchen Waffen in jenem Kampf ums Recht haben auch die trennenden Schranken inmitten des Volks beſeitigt und den Gedanken der Kultureinheit weiter gefeſtigt. Er wuchs in dem Abſolutismus der fünfziger Jahre. Auch dieſer hatte die politiſche Einheit des Volks zerſchlagen, hochmütig hatten die fremden Beamten das Volk geknechtet und über alles, was ſie bei ihm fanden geſpöttelt, über das Hängen am Alten und über ſeinen Dialekt, über ſeine Sitten und Lebensgewohnheiten — aber in all dem Wandel der politiſchen Nebelgebilde jener Jahre war zuletzt dies Verſpottete das Bleibende geweſen und dieſes Bleibende ſchloß die Gemüter zu einem Ganzen zuſammen. Und als dasſelbe Geſchlecht Ähnliches noch einmal erlebte in den Ereigniſſen, die ſeit 1867 über das ſächſiſche Volk kamen, da befeſtigten die Eindrücke des Tages jene Gedanken aufs neue. Es iſt nicht zu viel geſagt: wir haben uns niemals mehr als Einheit gefühlt wie jetzt, wo wir ſeit einem Menſchenalter die politiſche Einheit verloren haben und niemals ſind die engherzigen und kleinlichen Schranken unter uns mehr überwunden geweſen als in der Gegenwart.

Dieſer Gedanke der Kultureinheit in der Gegenwart verbindet ſich mit einem andern, daß es höchſte Pflicht ſei, ſie gegen alle Angriffe zu verteidigen; nicht mehr um das alte politiſche Recht wird gekämpft ſondern um Güter des geiſtigen und ſittlichen Lebens. Dieſe ſind zuletzt verſtändlicher als politiſche Rechtsfragen, über die zu allen Zeiten, gerade wenn ſie uns am meiſten angingen, verſchiedene Auffaſſungen unter uns herrſchten und ſie greifen in das innerſte Leben des Menſchen. Dieſe geiſtigen und ſittlichen Güter aber ſind nur mit geiſtigen Waffen zu ſchützen und zu verteidigen. Damit ſtehen wir wieder vor der Tatſache, daß gerade die Wandlung des Lebens in den letzten zwei Menſchenaltern uns wieder die geiſtigen Mächte neu erkennen läßt und ihre Pflege zum Schutz unſres eigenſten Lebens als Notwendigkeit erſcheint. Das gibt auch dem Landeskundeverein ſeine Stellung in der Gegenwart, der ſeit der Gründung und dem Wachſen des Naturwiſſenſchaftlichen Vereins mehr und mehr ein hiſtoriſcher Verein — im weitern Sinn des Wortes — geworden iſt und der demnach in erſter Reihe die Aufgabe hat, unſerm Volk das Verſtändnis ſeiner ſelbſt auf hiſtoriſcher Grundlage zu vermitteln und Vergangenheit und Gegenwart vom Standpunkt unſrer Zeit zu beleuchten.

Vom Standpunkt unſerer Zeit! Denn es iſt eine Tatſache, daß jede Zeit die Vergangenheit nach ſich ſelbſt beurteilt und jene von der Warte, auf der ſie ſteht, demnach in eigener Beleuchtung ſieht. Wenn es dabei auch unabweisbare Pflicht iſt, den Maßſtab für die Ereigniſſe der Zeiten aus dieſen ſelbſt zu gewinnen, ſo kann doch niemand über ſich und die eignen Lebenserfahrungen hinaus; die eigne Weltanſchauung fällt bei jedem Urteil mit in die Wagſchale. Es liegt eben ein tiefer Sinn in dem zweifelnden Wort des grübelnden Fauſt:

Was ihr den Geiſt der Zeiten heißt,
Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt,
In dem die Zeiten ſich beſpiegeln.

Und trotzdem können wir ſagen, daß wir heute mit unſern hiſtoriſchen Arbeiten um ein gutes Stück weiter ſind als vor ſechzig Jahren, grade auch durch die Arbeiten des Landeskundevereins. Gegenwärtig ſtellt ſich zweierlei für die Arbeiten des Landeskundevereins heraus, eine Erleichterung im Vergleich zu jenen vor 50—60 Jahren und eine Erſchwerung. Die Erleichterung möchte ich darin ſehn, daß jede hiſtoriſche Arbeit vor zwei Menſchenaltern mehr oder weniger ausſchließlich unter dem Geſichtspunkt ſtand, daß ohne die eigenartige Rechtsſtellung des Volks ſein Beſtand und ſeine Erhaltung als eigne Volksindividualität unmöglich ſei und

daß darum das Hauptintereſſe dieſer Rechtsſtellung, ihrer Entſtehung, ihrer Begründung galt. Nicht als ob die andern Entwicklungsmomente nicht beachtet worden wären — ſo findet das Kulturgeſchichtliche im engern Sinn ſchon in der 1. Auflage der Sachſengeſchichte (1852—1858) Beachtung, weit ausgiebiger allerdings in der 2. Auflage (1874) — aber die Hauptſache war doch das andre. Und Fragen der damaligen Gegenwart übten einen größern Einfluß auf die Beurteilung der Vergangenheit, wie jetzt. Heute können wir innerlich freier die Rechtsentwicklung und Rechtsſtellung beurteilen, wir ſehen in ihnen ein Moment unſrer Entwicklung, ein bedeutſames, doch kein ausſchließliches. Unter allen Umſtänden übt der „Wirklichkeitsſinn“ der Gegenwart, der auch in der Wiſſenſchaft eine Macht geworden iſt, ſeinen Einfluß auf uns aus; wir verfolgen mit der Geſchichte heute keine Nebenzwecke, am wenigſten ſollen mit ihr politiſche Ideale irgend welcher Art geſtützt oder bekämpft werden. Uns liegt daran, zu erforſchen und darzuſtellen, auf welche Weiſe wir ſo geworden ſind, wie wir ſind! Aber grade das ſchließt nun auch zugleich die Erſchwerung der Arbeit in ſich. Sie iſt umfaſſender geworden, und dieſes nicht nur in bezug auf den Stoff, ſondern auch auf die Methode. Es iſt ein wahres Wort, daß der Großbetrieb in der Gegenwart auch die Wiſſenſchaft ergriffen habe und wie auf induſtriellem Gebiet die abſeits liegenden Täler dieſe Lage empfinden, ſo geht es uns mit unſrer Entfernung von den Mittelpunkten jenes Großbetriebes. Vor 50 und 60 Jahren war es nicht ſchwer, eine Kleinigkeit auf dem Gebiet der vaterländiſchen Geſchichte aufzuleſen, es war ungerodeter Boden, wohin die Hand griff fand ſie wertvolles Material und die Freude des ungeſuchten Findens war allgemein; es war alles neu. Das iſt heute anders geworden. Zunächſt darf nicht überſehen werden, daß der Großbetrieb der Wiſſenſchaft in der Gegenwart ein ganz neues Verhältnis der Wiſſenſchaft zum Staat geſchaffen hat. Wie es heut faſt nichts Großes gibt, das der Staat nicht mit ſeinen großen Mitteln erſt ermöglicht oder fördert, ſo iſt jener Großbetrieb auch auf die reichen ſtaatlichen Mittel angewieſen. Dieſe aber ſind uns vollſtändig verſchloſſen. Und in dem Mangel an Mitteln liegt doch eine große Erſchwerung der Arbeit für uns. Wo das „Betriebskapital“ — ganz äußerlich genommen — fehlt, da ſpürt es eben die Arbeit.

Und eine weitere Erſchwerung iſt, daß die Methode wiſſenſchaftlicher Arbeit heute Fachmänner verlangt, ganz anders als vor ſechzig Jahren. Das ſchließt aber wieder ſo vieles in ſich, das wir ſchwer erwerben und ſchwer behalten können, daß es im Endreſultat eben auch die Arbeit heute ſchwerer macht.

Aber all das ſoll uns nicht zur Klage, ſondern zur Arbeit drängen!

Wenn ich recht ſehe, ſo ſehnt man ſich in unſrer Mitte vor allem nach größern zuſammenfaſſenden Darſtellungen, nachdem Jahrzehnte hindurch eine Fülle von Einzelheiten zuſammengetragen worden ſind. Dieſe Sehnſucht aber hat ihren tieferen Grund in dem, was wir erlebt haben. Je mehr uns in den letzten Meſchenaltern die Empfindung kam, daß alles in Frage geſtellt war, was wir als volkstümlichen Beſitz aus der Vergangenheit in die Gegenwart gerettet hatten, um ſo dringender quillt in den Herzen das Verlangen auf, daß einmal im großen Bilde, mit Herzblut geſchrieben, wie es die Sachſengeſchichte von G. D. Teutſch iſt, das ganze Leben des Volks, ſein eigentliches Sein und Weſen, wie es ſich in Arbeit und Kampf, im Ringen und Entſagen immer wieder erneut und bildet, wandelt und feſtbleibt, dem lebenden Geſchlecht vor die Seele geſtellt werde. Und ſo ſtehn, im Augenblick ſchon aufgenommen, teilweiſe der Verwirklichung nah, drei große Aufgaben vor dem Verein, einiges davon das Ziel der Arbeit ſeit einem Jahrhundert. Zuerſt die Weiterführung des Urkundenbuchs zur Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen, bis 1415 erſchienen,[1] deſſen Weitererſcheinen der Verein, der die bisherige Publikation veröffentlicht hat, durch die Erwerbung des Materials bis 1526 geſichert hat. Ein Werk aere perennius, das wenn einſt der letzte deutſche Laut hier verklungen und der letzte Stein der ſächſiſchen Burgen verwittert ſein ſollte, von der Arbeit der Deutſchen im Lande erzählen würde.

Das Zweite iſt das ſächſiſche Wörterbuch, an dem ſchon drei Geſchlechter ſich abmühen, dem lebenden ſolls — ſo Gott will — gelingen, was die Andern ſchon erhofften und wozu ſie ehrlich mitgeholfen haben. Das iſt ein zweites Urkundenbuch des ganzen Lebens unſers Volkes, ſo herrlich wie kein anderes möglich iſt. Denn was wir in alter und neuer Zeit erlebt haben in Luſt und Leid, was uns in der Entwicklung des ſtaatlichen Lebens und des Hauſes zuteil wurde, was uns der friedliche und feindliche Zuſammenhang mit einheimiſchen und fremden Völkern gebracht, was wir gefühlt und gelitten, gejubelt und getrauert, erarbeitet und eingebüßt, gewonnen und verloren haben, es hat ſeinen Niederſchlag in unſrer Mundart gefunden, und wenn, wie wir hoffen in nicht allzulanger Zeit das 1. Heft in die Welt hinausgehn wird, dann ſolls mit ſich und in ſich die Botſchaft tragen, daß die dieſe Mundart reden „arbeiten und nicht verzagen“ und daß ſie grade auch aus dem Jungbrunnen der Sprache immer neue Kraft zu neuer Arbeit und neuen Mut zur Ausdauer ſchöpfen.

[1] Von Zimmermann-Werner-Müller, 3 Bände erſchienen, bis 1415 reichend.

Das Dritte ist die sächsische Volkskunde, die zusammenfaßt was auf den andern Lebensgebieten in Brauch und Sitte, in Lied und Spiel, in Hausbau und Hofordnung, in Ackerbau und Gewerbe, in Kirche und Schule dem Leben Form und Inhalt gegeben hat. Die Volkslieder liegen schon gesammelt und bearbeitet vor und können den Weg in die Öffentlichkeit bald nehmen.

Und alles zusammenfassend steht vor uns die Sehnsucht nach Vollendung der Sachsengeschichte, nach Fortführung derselben von 1700 bis zur Gegenwart. Denn es droht allmählich die Kenntnis der Fäden zu zerreißen, die von der Gegenwart in die nähere Vergangenheit führen und wenn irgendwo zur Beurteilung des Lebens die Kenntnis der Vergangenheit notwendig ist, so ist sie es hier. Und wenn nun das Bild der Vergangenheit vor das lebende und sorgende Geschlecht der Gegenwart gestellt würde, wahrheitsgetreu und farbensatt, aus dem Gewirr der Ereignisse die wesentlichen Gesichtspunkte heraushebend, die Männer und die Institutionen, die Ideen und die Schicksalswechsel, die unser Volkstum geschaffen haben, kräftig zeichnend, erfüllt von der frohen Zuversicht, daß die Kräfte, die uns Jahrhunderte lang hier in Stürmen und Ungewittern erhalten haben, noch nicht verloren sind, ja daß jede Zeit eigne neue derartige Kräfte schafft, so würde, grade angesichts der zerstörenden Mächte der Zeit, eine solche Darstellung nicht nur das Verständnis für die wechselnden Erscheinungen des Tages mehren, sondern das Auge auch für das Bleibende im Wechsel schärfen und mit dazu beitragen, die Herzen zu stärken, das Pflichtgefühl zu heben, die Seelen mit Zuversicht zu erfüllen.

Das Leben nimmt umgestaltenden Einfluß auf die Wissenschaft, aber wir wissen es aus der Geschichte auch des Landeskundevereines, auch die Wissenschaft beeinflußt das Leben. Wie in den vierziger und fünfziger Jahren grade unsre wissenschaftliche Arbeit, und zwar in erster Linie die historische des Landeskundevereins, die Seelen gehoben und das Zeitbewußtsein gestärkt hat, wie sie den Gedanken der Zusammengehörigkeit, der untrennbaren Kultureinheit uns endgültig erworben hat, so ist ihre Aufgabe auch heute, ihre einigende Macht zu bewähren, den Glauben an das Ewige in uns zu stärken, eine Warte zu sein, die uns nicht nur vorurteilslos das Vergangene und das Vergängliche sehen, sondern ins Unendliche schauen lehrt. Die Leistungen eines Volkes bestehen nicht nur in jenen einer Zeitperiode, die machtvolle Lebensfülle zeigt sich ganz erst in der historischen Entwicklung der Jahrhunderte. Immer aber ist das geistige Leben, ist die wissenschaftliche Arbeit ein Teil jener Lebensfülle

und wo ſie fehlt, da klafft eine große Lücke. Die Wiſſenſchaft, beſonders auch die Geſchichte, „für die die Toten noch unter den Lebenden wandeln“, gleicht einem Feuer, das in einem Volk brennen muß, ſoll es ihm nicht an Licht und Wärme fehlen. Einzelne tragen die Scheite herzu, aber zuletzt ſoll die Flamme allen das Leben erleuchten und erwärmen.

Mag auch aus dieſen Tagen und Stunden der eine und der andre Funken hinausfliegen ins Leben, das bei allem Druck und aller Not des Tages doch kein armes iſt, denn es wird erhellt durch einen Strahl der Ewigkeit und zünden, leuchten und erwärmen, wohin ſie fallen!

Damit erkläre ich die 55. Hauptverſammlung des Vereines für ſiebenbürgiſche Landeskunde für eröffnet.

Rumänische Volksmärchen
aus dem mittleren Harbachtale.

Gesammelt, übersetzt und eingeleitet
von
Pauline Schullerus.

Einleitung.

1. Wie ich gesammelt habe.

Das Sammeln von Märchen und Gebräuchen nach mündlichen Mitteilungen, nicht nur aus spontanen Erzählungen im gemütlichen Kreise von Zuhörern, sondern wie es eben nicht anders sein kann, auf besondere Bitten, Aufforderungen und sogar Versprechungen mancher Art, ist eine nicht leichte Sache. Abgesehen davon, daß die Betreffenden von einer gewissen Scheu befangen sind, wenn sie nicht nur den Genossen gleicher Bildungsstufe aus dem umfangreichen Schatze ihres Wissens mitteilen sollen, so gesellt sich zu dieser Scheu die Befürchtung, solche Erzählungen könnten in ihrer vermeintlichen Einfachheit und Unbedeutenheit als dummes Zeug kein anderes Interesse für höher Gebildete haben, als der Spottlust zu dienen. Und gegen nichts ist der einfache Mann so empfindlich, als gegen vermeintlichen Spott. Diese Empfindlichkeit aber verstopft so manche ergiebigste Quelle, die in harmlosem, unbehindertem Triebe reichlich fließen würde. So wollten auch auf meine Aufforderungen hin die Leute lange mit der Sprache nicht heraus, da kam mir ein Zufall zu Hilfe.

An der Umfriedigung des Pfarrgartens gegen die Gasse stehen Maulbeerbäume. Wenn die Früchte zu reifen beginnen, kommen, zumal an rumänischen Feiertagen, die Kinder und werfen mit Steinen in die Bäume. Einmal rief ich sie zu mir und sagte zu ihnen, sie dürften sich alle Maulbeeren im Garten selbst auflesen, wenn mir jedes zuerst ein Märchen erzählen wollte. Wenn aber noch einmal jemand auf die Bäume von

der Gaſſe werfe, würde ich ihn in den Keller zu den roten Mäuſen einſperren. Bald hatte ich nun, ſo lange es Maulbeeren gab, täglich einen Kreis von kleinen Erzählern um mich. Aber pfiffig waren dieſe Menſchenkinder, das eine fing ein Märchen an zu erzählen, und erzählte kaum bis in die Hälfte, dann ſagte es „apoi gata“. („Jetzt iſt ſie aus.“) „Aber ſie kann ja nicht aus ſein, es muß ja noch das und das dazukommen,“ entgegnete ich. „O, ſie iſt fertig, mein Vater hat ſo geſagt.“ Am nächſten Tage kam dasſelbe Kind wieder: „Die Mär war nicht aus, ich dachte nur ſo, jetzt hat ſie mir meine Großmutter fertig erzählt.“ So erhielt ich an einem Tage mehrere halbe und viertel Mären, am nächſten Fortſetzung und am dritten Schluß. Es kamen auch ſo kleine Kinder, die nicht einmal ordentlich reden konnten, aber ſo gut aufmerkten, daß ſie den Größern einzelne Sätze nachplapperten, wenn die Reihe an ſie kam, und ſich ſo die Maulbeeren verdienten. Das kleine Volk wurde zutraulich.

Obwohl die Ausbeute eine ſehr geringe war, erfuhr ich doch, welche „Lâle“ und welcher „Bade“ ſchöne Mären erzählen könne, wenn ſie am Sonntag in die Gaſſe — pe ulize — kämen. Sie ſagten mir auch nur einzelne Sätze aus Märchen und Titel. Mit dieſen konnte ich vorläufig nichts anfangen, hoffte aber doch mit der Zeit mit Hilfe dieſer Schlagwörter aus den Alten das Ganze herauszupreſſen, was mir ſpäter auch gelungen iſt.

Ich ließ einen von den mir angegebenen guten Erzählern zur Arbeit mit der Axt rufen. Während er arbeitete, knüpfte ich ein Geſpräch mit ihm an, das ſchließlich in das Erſuchen ausging, er ſolle mir die Mär vom Zigeuner und dem Haſen erzählen. Er lachte und ſchüttelte den Kopf. Was wollte ich denn mit dieſen Lügen? Das wären ja Dummheiten. Früher habe er auch ſolche gewußt, aber jetzt alle vergeſſen, ſeit man ſo ſchönes vorzuleſen habe. Wenn er wieder in die Arbeit komme, wolle er mir ein ſchönes Büchlein mitbringen „Visul Maicei preceste“ — Traum der Heiligen Mutter — wenn ich rumäniſch nicht leſen könne, wolle er es mir vorleſen, das wäre ſchöner, als die dummen Mären. Aus dieſem ließ ſich nichts herauspreſſen, wenn man ihm auch „Meere mit Salz“ — Mare cu sare — verſprochen hätte. Zuletzt ſagte er noch, der Schmied jenſeits der Brücke könne die von der „ſchönen Rora“ erzählen, die wäre ſchön, aber auch nur eine Lüge. Ich ließ nun dieſen rufen, er kam nicht. Bald darauf erſchien ſeine Frau mit irgend einem Anliegen, ich beachtete ſie ſcheinbar nicht, ließ ihr aber durch meine Mutter ein altes Schloß geben, ihr Mann möge einen

Schlüſſel dazu machen, und wenn er fertig, mit Werkzeugen heraufkommen, um es anzuſchlagen. Am nächſten Tag hatte ich ihn nun ſelbſt hier. Er begann die Arbeit, ich ſchenkte ihm ein Gläschen Branntwein ein, dann noch eines, er wurde geſprächig. Ich fragte auf „die ſchöne Rora“, möchte dieſe Mär gerne hören. „Ich weiß ſie“ platzte er heraus, bereute es aber ſogleich. Indem wurde ihm ſeine Arbeit bezahlt. Er nahm die Kappe und wollte gehen. „Setz dich und erzähle mir dieſe Mär.“ Zugleich zog ich 20 Kreutzer aus der Taſche und machte eine Bewegung der Branntweinflaſche zu. Er kämpfte mit ſich und machte Miene zu gehen, ich ſteckte das Geld wieder in die Taſche. „Ich komme morgen.“ „Gut, morgen kannſt du mir dann eine andere erzählen, dieſe will ich heute wiſſen.“ Mit einem Seufzer ſetzte er ſich, nahm die Kappe vom Kopf und begann: „A fost odată şi odată“ — unterbrach ſich aber und fragte, was ich denn mit dieſer Lüge wolle? „Es iſt keine Lüge, es iſt ein Märchen, das ich auf dem Papier feſthalten will, damit es nicht ſtirbt, wenn du ſtirbſt, es ſoll ein Andenken an dich ſein.“ Er glotzte mich an und begann nun fließend zu erzählen und kam bald in Eifer, plötzlich ſtockte er und fragte, ob ich denn auch richtig nachſchreibe, könne ich rumäniſch ſchreiben? ich ſolle es ihm vorleſen, damit er ſehe, ob ich nicht gefehlt. Ich tat es, er war zufrieden und nahm den Faden wieder auf. Er erzählte nun bis zu Ende und begann auch eine zweite Mär.

Das Gerücht hatte ſich ſchnell verbreitet, ich bezahle ſolche Dummheiten gut und gäbe auch noch zu trinken. Bald darauf kam eine Frau ungerufen, ſie wolle ſich etwas verdienen, ſie habe gehört, ich bezahle die Mären teuer, ſie möchte auch eine erzählen. „Gut bezahle ich nur die, welche mir gefallen, es gefallen mir aber nicht alle“. Sie begann zu erzählen, es ſchien eigene Phantaſie zu ſein, aus der ich keinen Inhalt herausfinden konnte. — Es erſchien andern Tages ein Jüngling mit der Geſchichte von Joſeph und ſeinen Brüdern. Wieder kam eine Frau, die zog ein kleines Säckel aus dem Buſen, das ſie an einer Schnur am Halſe trug, dem Säckel entnahm ſie ein Büchel „Epistolia Domnului nostru Isus Hristos, care a trimis-o Dumnezeu din ceriu“. Sie trage es immer mit ſich am Tage, in der Nacht lege ſie es unters Kopfkiſſen. Es bewahre ſie vor Unglück, ſie ſelbſt könne es nicht leſen, es ſei aber etwas ſehr ſchönes. Wenn ich es ihr einmal vorleſen wolle, würde ſie es mir für einige Tage überlaſſen, obwohl ſie ſich ſehr ſchwer von ihm trenne. Von dieſem hätte ich ſicher mehr Nutzen als von den Mären.

Da endlich brachte eine muntere Frau „einen Korb voll Mären“, ſie wolle ſie gegen Erdäpfel umtauſchen. Dieſe brach das Eis. Nachher ſahen auch andere ein, daß ich die Sache ernſt nahm und mir Spott ferne war. Dieſe Frau ging nun ſelbſt ſammeln. Bald gönnten ihr die andern dieſen Verdienſt und Ruhm nicht mehr und kamen lieber ſelbſt. Da ging ſie in die Nachbardörfer ſammeln.

Im Herbſt, wenn der Kukurutz abgebrochen und nach Hauſe gebracht worden, verſammeln ſich Freunde und Nachbarn abends, um ſich gegenſeitig die Kolben ausſchälen zu helfen. So arbeiten ſie viele Abende zuſammen und unterhalten ſich mit Erzählen, Zuhören und Singen. Dieſe Zeit iſt die Zeit der Mären. Wenn ein Kind eine Mär hören will, vertröſtet man es mit den Worten: „Wart' bis ins Kukurutzausſchälen.“ Jede Ausſchälgeſellſchaft trachtet danach, einen Märchenerzähler in ihre Mitte zu bekommen, dem ſie alle gerne zuhören. Wenn dieſer ermüdet iſt, muß auch jeder andere bisherige Zuhörer der Reihe nach etwas erzählen. Da habe ich nun die Bemerkung gemacht, daß die Jüngern nicht Märchen, ſondern bibliſche Geſchichten erzählen und Ereigniſſe aus Zeitungen und ſtolz darauf ſind, ſolche „wahre“ Geſchichten zu wiſſen. Sie glauben nicht mehr an „dieſe Lügen“. Man hört auch dieſen „wahren Geſchichten“ zu, äußert ſich ſogar in den Worten: „Vai ce vorbe frumoase“ — Ach, welch' ſchöne Worte. — Aber es iſt nicht das Lauſchen, wie bei den Märchen, ich möchte ſagen, ſie hören nur mit den Ohren, nicht mit den Augen, nicht mit dem ganzen Geſicht.

Ganz anders funkeln die Augen in der Erwartung, ob der Jüngling alle Hinderniſſe glücklich überwinden wird auf dem Wege zur Iliana Cosinzeana (Inbegriff weiblicher Schönheit, die über dem Himmel wohnt, zu der man nur durch den Himmel gelangt), oder ob die treuloſe Frau auch ihre verdienten Prügel erhält, oder ob der heilige Petrus wirklich die Birnen bezahlen oder ſie lieber ſtehlen wird; letzteres wäre jedenfalls klüger, wenn ihn niemand ſieht, aber, wenn man ihn bekommt? „Ja, dann bekommt er auch Prügel, wie jeder irdiſche Menſch“, vor denen iſt nicht einmal ein Heiliger ſicher, — Dacă nu umbli îndărăt, nici sfântul nu scapă de bătaie.

Weder die Alten noch die Jungen werden ſich deſſen bewußt, wie eben ihr ganzes Weſen und Denken, ihr Glaube und Charakter in den Märchen abgebildet erſcheint. Ihre guten und ſchlechten Eigenſchaften treten da wahrheitsgetreu hervor — wie ſie ſind, wie ſie ſein und wie ſie nicht ſein *wollen*.

Fragt man einen, der gut zu erzählen verſteht, woher er die Mär

wiſſe, ſo ſagt er gewöhnlich: „dela cătane“ — von den Soldaten. Wer Soldat geweſen, weiß viel zu erzählen. Auch ſächſiſche Urlauber bringen Mären mit nach Hauſe und erzählen ſie — rumäniſch, denn ihnen hat man ſie in dieſer Sprache erzählt. Die eigentlichen und beliebteſten Märchenerzähler ſind eben auch bei den Soldaten Rumänen und Zigeuner.

Mitteilſam ſind ſie auch bei der Arbeit auf dem Felde, doch erkannte ich da, das Märchenerzählen ſei für dieſe Arbeit nicht förderlich. Wenn eine erzählte, hörten die andern alle zu und ließen die Haue ſtehen, dagegen arbeiteten ſie flink über dem Erzählen von Gebräuchen. Das war allen bekannt und intereſſierte ſie weniger. Da gab ein Feiertag, der die Arbeit für den nächſten Tag unterbrach, Gelegenheit, etwas über ihn zu ſagen. Ich erhielt oft auch hier als Antwort: „De ce ne-am pomenit aşa“ — Weil wir uns ſo befunden haben —. An dieſem Satz laſſen ſich die in ſächſiſchen Dörfern Geborenen erkennen. Wer ſich nach altem Brauch richtet und über die Heiligen allerlei Sagen zu erzählen weiß, ſtammt gewöhnlich aus einer rumäniſchen Nachbargemeinde. Solche halten auch die kleinen Feiertage und am Faſten feſter. Ein ſolcher ſoll einmal einem über das Mittwochfaſten ſchimpfenden Zigeuner folgenden Streich geſpielt haben: er hatte im Walde in ſeinem Loch einen Bären entdeckt und begegnet auf dem Heimweg dem Zigeuner. „Măi fărtate (Vetter oder Freund), ich habe im Walde die heilige Mittwochin — Mercurate — entdeckt. Sie hat ſich in dem Loch unter der Eiche verſteckt, geh bring ſie um, dann brauchſt du am Mittwoch nicht mehr zu faſten.“ Der Zigeuner bedachte ſich nicht lange, nahm ſeinen Rock und ging. Er bemühte ſich in das Loch hineinzuſchlagen, er ſah die Augen und hörte das Brummen der „Mercurate“, da plötzlich erhielt er einen Schlag von der Bärentatze, daß er ſich überſchlug. Als er wieder zu ſich kam, ſchrie er ein übers andere Mal: „Heiliger Mittwoch, tu mir nichts, ich will gewiß nicht mehr über dich ſchimpfen, ich will immer an deinem Tage faſten.“ Indem lief er, was er laufen konnte, und fiel über einen Baumſtumpf. Da meinte er, der vermeintliche Mittwoch ſei über ihm, er ſpürte ſeine Tatze über ſeinen Ohren, darum wagte er nicht aufzuſtehen und blieb zwei Tage unbeweglich liegen. Da ihn aber der Hunger nun doch ſehr quälte, begann er ſich langſam umzuwenden und ſah, daß es nicht die Mercurate, ſondern ſein eigner Bubău — Mantel — war. Nun wurde er ſehr zornig und rief: „Wart', verfluchter Mantel, biſt du zwei Tage auf mir gelegen, lege ich mich nun zwei Tage auf dich.“ Wie er ſagte, ſo tat er auch. Er blieb noch zwei volle Tage ſo liegen, dann erſt ging er nach Hauſe und faſtete ſein Leben lang jeden Mittwoch und Freitag.

In den letzten Jahren hat man viel vergessen. Was die Alten ihre Kinder gelehrt, lehren diese nicht mehr die ihrigen. Sie lassen sie in die Schule gehen und Neues, Wahres lernen. „Herr verzeihe uns, wir glauben nicht mehr, was unsere Alten geglaubt" — „Doamne iartăne, numai credem, ce-o crezut ce-i bătrâni."

2. Aus dem Leben der in sächsischen Dörfern des mittleren Harbachtales lebenden Rumänen.

Allgemeines.

Die nachstehenden Beobachtungen und Sammlungen beziehen sich auf die Gemeinden: Alzen, Burgberg, Holzmengen, Leschkirch und Marpod (Hermannstädter Komitat). Diese Gemeinden bilden in sich einen abgeschlossenen Kreis. Hinter jeder dieser Gemeinden liegen rein rumänische Dörfer, diese bilden wieder einen Kreis um die sächsischen. Bägendorf und Untergesäß hat seine stăpân „Herrn" (sächsische Arbeitsgeber) oder prietin „Freunde" in Alzen, Untergesäß aber auch zugleich, so wie auch Ziegenthal, in Leschkirch; Burgberg hat seine Rumänen im Westen der eignen Gemeinde, gleichsam im Rücken angeschlossen, nebenbei allerdings auch Untergesäß und Ziegenthal. Holzmengen nimmt seine Arbeiter aus Nuced, Marpod aus Hochfeld und Eulenbach. Hinter diesen Dörfern bilden Bergreihen einen gewissen Abschluß.

Die Bewohner dieser sächsischen und rumänischen Dörfer stehen miteinander durch Handel in regem Wechselverkehr. Sachsen und Rumänen verkehren aber auch viel miteinander durch Dienstboten und Hirten (allerdings nicht wechselseitig). Die Rumänen aber auch untereinander durch Wechselheiraten.

Das Zahlenverhältnis zwischen Sachsen und Rumänen ist nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1900 folgendes:

	Sachsen	Rumänen
Alzen	773	939
Burgberg	810	1190
Holzmengen	486	442
Leschkirch	599	322
Marpod	1033	293

Noch seit Menschengedenken war Leschkirch und Marpod rein sächsisch und hielt nur einige rumänische Familien als Hirten. Diese, zwar nur für den Sommer gedungen, blieben zuletzt auch im Winter in ihren Hütten und wurden von den Rumänen ihrer Heimatgemeinden

Sedan — Ansiedler — genannt, im Gegensatz zu ihnen, den Grundbesitzern — Moștean —. Diese wenigen Familien sind nun im Laufe der Jahre zu einer Gemeinde angewachsen, aus den Hütten sind Häuser, aus den Ansiedlern Grundbesitzer geworden, nur den Namen Sedan haben sie bis heute behalten.

Außer in Marpod ist in allen diesen Dörfern die Kommassation durchgeführt, in Alzen seit 15 Jahren. Hier ist bemerkbar, wie sie nicht nur den Sachsen, sondern auch den Rumänen aufgeholfen, an der Vermehrung von Wohnhäusern und Wirtschaftsgebäuden aus solidem Material, dann aber auch am Stande der Viehzucht. Auch solche, die früher „nichts hatten, auf das sie trinken konnten", die „an die hölzerne Haue gelangt waren" (Ausdruck der höchsten Armut), ist „reich wie ein Bienenstock geworden" und nimmt vom Sachsen Grund in Pacht oder um die Hälfte, wenn der eigne nicht hinreicht, der Familie volle Beschäftigung zu bieten. Er kauft wohl auch manches Grundstückchen dazu. Dies sind nun allerdings solche, „die sich flink rühren", „mit der Axt nicht in den Mond hauen", „denen keine Daube fehlt" (alle Sinne beisammen haben) und die nicht „viel im Schatten sitzen" sondern „die Scheuer gut ausdehnen" (die Zeit gut ausnützen).

Die Rumänen wohnen alle an einem Ende dieser Dörfer, sie bilden eine Gasse oder auch mehrere für sich, ausnahmsweise findet man hie und da ein Haus in einer sächsischen Nebengasse. So sieht es auch auf dem Hattert aus. Sie haben ihren Grund weit vom Dorfe am Waldesrand und klagen viel über den Schaden, den ihnen die Vögel im Weizen und die Wildschweine im Kukurutzfelde zufügten. Trotzdem „tanzen ihm die Augen im Kopfe" (lacht pfiffig), denn „das Wasser kommt auf seine Mühle", er säet bloß statt Weizen Hafer und statt Kukurutz Klee und gewinnt dadurch so viel Zeit, daß er ein geeignetes Land vom Sachsen gegen Arbeitsleistung pachten und anbauen kann, und zwar in der Weise, daß der sächsische Bauer ihm das Land besäet und ihm im Herbst die reifen Kukurutzkolben nach Hause bringt.

Es gibt auch viele, die es nicht weiter bringen, als vom Pferdehirten zum Schweinehirten oder umgekehrt oder zeit ihres Lebens Tagelöhner bleiben. Auch diesen geht es nicht schlecht, „wenn sie sich nach dem Haar geben" (den Verhältnissen anpassen). Jeder hat seinen Stepun, dem er im Sommer auf dem Felde hilft. Dafür erhält er außer dem gewöhnlichen Tagelohn Tabak und das Essen nicht nur für sich, sondern auch für die zu Hause. Der Knabe geht, sobald er die hiezu nötige Kraft hat, als Pflugtreiber, das Mädchen als Kindermädchen zum Stepun. Hier

lernen die jungen rumäniſchen Dienſtboten von den Kindern ihrer Herrſchaft die ſächſiſche, die letztern aber von jenen die rumäniſche Sprache. Durch dieſen ſprachlichen Wechſelverkehr kommt es, daß viele rumäniſche Kinderlieder von ſächſiſchen Kindern geſungen, rumäniſche Märchen ſächſiſch erzählt werden. Manche rumäniſche Sprüchlein und Redensarten ſind zu ſächſiſchen und viele Wörter zu Lehnwörtern im ſächſiſch-bäuriſchen Sprachſchatze geworden.

Braucht der dienſtbare Rumäne Geld oder den Wagen oder ſonſt etwas, bekommt er es vom Stepun, deſſen Mehlſack ihm ebenfalls offen ſteht. Und doch iſt er damit nicht mehr zufrieden, „ſeit Amerika ſo nahe iſt“. Viele „nehmen ihre drei Hanfreiſten“ (ſächſiſch „ſieben Pelſen“) und ziehen hin, denn „das Leben hier iſt ſchwer wie die Erde“ — greu ca pământul.

Bägendorf, Untergeſäß und Ziegenthal unterſcheiden ſich in der Tracht nicht mehr von den in den ſächſiſchen Gemeinden Lebenden. Früher trugen die Frauen nur weiße Kopftücher — vălitoare „Kopfhülle der Frau“ — darüber ſchlang ſie den Scholſch, wenn ſie ausging. Die Mädchen trugen weiße, rechteckige Tücher, rückwärts in einem künſtlichen Knoten verſchlungen. Männer und Weiber gingen in Bundſchuhen. Jetzt tragen ſie in dieſen Gemeinden Stiefel, die Frauen umhüllen den Kopf mit dunkeln härenen Tüchern. Auch die Kretinza haben ſie an den Wochentagen mit dem ſächſiſchen Rock vertauſcht und tragen jene nur noch an Sonn- und Feiertagen, am Jahrmarkt, im Sommer bei gemeinſchaftlichen Arbeiten.

Eulenbach, Hochfeld, Nuced haben noch die alte Tracht, ſprechen ſehr ſchnell, ziehen gerne das Hauptwort mit dem dazu gehörigen Eigenſchaftswort in eins zuſammen. Auf den Jahrmärkten, ihren häufigſten und beliebteſten Zuſammenkünften, kann man die Untergeſäßer von den Eulenbächern in Tracht und Dialekt leicht unterſcheiden. Die im nordweſtlichen Halbkreiſe liegenden Dörfer Bägendorf, Untergeſäß und Ziegenthal gleichen ſich in Tracht, Dialekt und Sprachweiſe, unterſcheiden ſich aber weſentlich in allen dieſen Beziehungen von den Bewohnern des ſüdöſtlichen Halbkreiſes Eulenbach, Hochfeld und Nuced.

Aberglaube.

Bei allen ſteht unerſchütterlich feſt der Glaube, welcher ihnen über viel Leid und Ungemach hinüber hilft. Oder noch vielmehr der Aberglaube, richtiger der Wunderglaube. Sie leben noch immer in der Zeit der Wunder. Sie glauben auch an Gott, Chriſtum und die heilige Maria, die andern Heiligen fürchten ſie. Darum halten ſie ihre Tage heiliger, ſelbſt die unbedeutenden, als den Sonntag, welcher Gott gehört, denn „Gott

iſt groß", geduldig und vor allen Dingen nicht rachſüchtig, wie viele kleine Heiligen.

Die heilige Maria bitten ſie, aber zu Gott beten ſie. Jede Arbeit wird „mit Gottes Hilfe" begonnen. Ein alter, geweſener Einbrecher und Pferdedieb erzählte, daß die Räuber die frömmſten und gottesfürchtigſten Leute wären. Nie habe er inbrünſtiger gebetet, als vor einem Einbruch und nie herzlicher gedankt, als wenn dieſer gelungen. Gelingt die Arbeit dennoch nicht, ſo hat ſie ein Menſch berufen — deochiat — dann muß ſie „descântat" werden, daß heißt, eine Sachverſtändige, die immer eine Frau iſt, murmelt eine Zauberformel. Zum Beiſpiel, man fährt aufs Feld, da erkrankt plötzlich ein Pferd im Geſchirr, die Urſache davon iſt gewiß der böſe oder ſcharfe Blick eines Menſchen. Man ſchüttet geſchwind heiße Kohlen in ein Töpfchen mit kaltem Waſſer — „Kohlen löſchen" — beſpritzt mit dieſem Waſſer den Kranken und murmelt dabei einige Worte, die nicht jeder kennt, leiſe und unverſtändlich. Es hilft. Wer dieſe Worte vom Munde der Murmelnden „ſtiehlt", der erhält die Kraft des descântat — der Entzauberung. — Wie beim Vieh, ſo hilft es auch beim Menſchen, ſogar bei lebloſen Dingen. — Bei der Weberei verwirren ſich manchmal die Fäden, ſie reißen, die Arbeit geht nicht vorwärts: ſie muß berufen ſein. Die Fäden werden mit gelöſchtem Kohlenwaſſer beſpritzt unter folgenden Worten, die ich aufzufangen mich beſtrebte: „Wenn dieſe Fäden ſind berufen, wie es die heilige Maria zugelaſſen, von der Naſenſpitze, von der Farbe des Geſichtes, vom Gehirn im Kopfe. Sie ſollen bleiben erleuchtet wie es die heilige Mutter gelaſſen." Bis dieſe Worte dreimal wiederholt werden, beginnen ſich die Fäden auszudehnen und es geht wieder gut.

Ich habe beobachtet, daß das vermeintliche Berufen durch die Ungeduld und Leidenſchaftlichkeit der Weberin hervorgerufen worden, bis dieſe Formel hergeſagt iſt, beruhigt ſie ſich und glaubt ſo feſt, daß die Arbeit jetzt gehen muß, daß ſie den Webſtuhl ſanfter behandelt, ihn nicht geärgert zu heftig in Bewegung ſetzt — dies iſt die ganze Hexerei. Und ſo geht es mit allem.

Es gibt Kinder, die man nicht auf die Gaſſe tragen darf, ſie bekommen „das Weinen". Dies iſt eine mildere Art des Berufens, dem man aber durch folgenden Spruch bevorkommen kann: Die Mutter legt ihrem Kinde den Daumen an das Kinn, den kleinen Finger an die Stirne, ſo daß ihre Hand das Geſicht beſchattet, und ſagt: „Wenn der Himmel oben berufen wird, dann nur ſoll auch mein Kind berufen werden." Darauf wechſelt ſie die Stellung der Hand, legt den Daumen auf eine, den kleinen Finger auf die andere Backe und ſagt: „Wenn die

Erde in die Breite berufen wird, dann nur ſoll auch mein Kind berufen werden.“ Nachher kann man das Kind unbeſorgt zu den Leuten bringen. Eine Mutter erlöſt ihr Kind von dieſem Zauber ſchneller als eine Fremde, bei ihr hilft auch ſchon die Liebe. Sie leckt ihm die Stirne und murmelt: „Die Eule leckt ihr Kind, um es ſchön zu machen, ich lecke es, um es vom Berufen zu befreien.“ Hierauf bläſt ſie dreimal über ſein Haupt und ſagt wieder: „So wie der Wind über den Berg geht, ſo ſoll von meinem Kinde gehen das Berufen.“

Soll eine Fremde „descântan“, ſo nimmt ſie drei Kohlen, legt ſie nacheinander in ein Glas mit Waſſer, macht über dieſem das Zeichen des Kreuzes und ſagt bei jedem, alſo dreimal nacheinander: „Du Berufenes, du Schmerzendes, gehe aus dem Gehirn des Kopfes bis ins Antlitz. Wenn du berufen biſt von der Erde, ſoll das Gras verdorren, biſt du berufen von der Sonne, ſollen ihre Strahlen untergehen.“

Auch andere Krankheiten werden durch „Bereden“ geheilt. Die Leute erzählen, dieſe Mittel hätten ja nicht ſie ſich erfunden, ſondern Gott habe ſie gelehrt, als er noch mit Petrus auf Erden gewandelt ſei, und zwar ſei er ja grade deshalb manchmal vom Himmel auf die Erde gekommen, um unerkannt die Menſchen zu belehren. So ſei man auf folgende Weiſe zum Heilmittel für geſchwollene Mandeln — gilţ de grumaz (ſächſiſch „Knerren“) gekommen: An einem Abend klopfte Gott mit dem heiligen Petrus an eine Türe und bat um Herberge für die Nacht. Er wußte im voraus ganz genau, wie es werden würde, denn Gott ſieht und weiß alles. Der Mann, ein mitleidiger Menſch, ließ ſie herein, ſprach aber, er ſei allein zu Hauſe, ſeine Frau ſei ſchlimm, und er fürchte, ſie würde ſie über Nacht nicht im Hauſe dulden. Bald darauf kam die Frau heim, zankte und jagte die beiden Fremden vor die Türe, da, auf dem Stein ſollten ſie ſchlafen. Der Mann bedauerte ſie und gab ihnen eine Rohrdecke. Sie legten ſich darauf und benützten den Stein als Polſter. Am Morgen klagte Petrus über Halsweh, da ſtellte ſich Gott vor ihn und ſprach: „Der Mann iſt gut, die Frau iſt ſchlecht. Untergebreitet die Rohrdecke, als Kopfkiſſen der Stein. Die Ochſen ſind ins Joch geſpannt. Das Joch dehnte ſich, die Jochſtecken zerbrachen und die Geſchwulſt ging auf.“ Bis dieſe Worte dreimal wiederholt werden, beginnt der Hals zu heilen. Weil Gott nicht aus dem Volk, ſondern vornehmer iſt, ſo redet er auch einen vornehmern Dialekt, ſtatt rupt stric (zerbrochen) ſagt er rupseră stricaseră, überhaupt hängt er an die Zeitwörter ein „seră“ als Endung. Dies Mittel gegen Halsweh will ich auch in rumäniſcher Sprache angeben:

„Bărbatul bun, muierea rea
aşternut de rogojine
capătaiu de piatră,
boi în jug prinseră
şi jugu se 'ntinseră
restelele se rupseră
bubele se stricaseră.“

Ein andermal kam Gott wieder auf die Erde mit Petrus. Er kam, wie er grade wollte, einmal zu Fuß, ein andermal geritten, diesmal fuhr er auf einem Ochsenwagen. Petrus trieb die Ochsen. Da plötzlich hielt der Wagen an. „Măi Petre, treib die Ochsen,“ rief Gott. „Ich kann nicht, Herr, ich habe mir die Hand verrenkt.“ Da sprach Gott:

„Scupie pe mână şi freacă,
ca la mână să-ţi treacă.“

Das heißt: „Spuck auf die Hand und reib sie, so vergeht dir die Hand.“ Bis auf den heutigen Tag ist dies Mittel geblieben. Die Hand wird unter dreimaligem Hersagen obiger Worte gerieben. So ließ sich Gott den Petrus heilend die Heilmittel stehlen von den Menschen. Sie helfen noch immer denen, die daran glauben.

Wer dies Heilen versteht, — nicht jeder kann es — und ausübt, muß immer Bezahlung dafür nehmen, und wäre es nur ein Kreuzer oder ein Ei oder irgend eine Kleinigkeit, sonst kehrt die Krankheit in seinen Körper ein. Besonders gefährlich wird es beim Rotlauf, foc vin. Man nimmt ein Messer, einen Besen und ein angebranntes Holz in die Hand und sagt: „Rotlauf, du sollst herauskommen und auf ein wüstes Land gehen, und Rotlauf, welcher Art du seiest, bist du rot oder weiß, schwarz, grün, gelb, blau gestreift, braun, vielfärbig (man muß neun Farben aufzählen), Rotlauf von 99 Arten, du sollst weichen und gehen auf ein wüstes Feld. Wenn du nicht gehest, mit dem Messer will ich dich schneiden, mit dem Besen dich kehren, mit dem Feuer verbrennen“ (dreimal wiederholt).

Gegen Ausschlag — bube dulci — braucht man folgendes: „Eine grüne Kröte heiratete. Alle bubele rief sie auf ihre Hochzeit, nur die bubele dulci rief sie nicht. Diese wurde zornig und vertrocknete“ (dreimal wiederholt). Über einen Schwären — buboaie — macht man das Zeichen des Kreuzes und sagt: „Von hier nehme ich dich und lege dich in die Erde, da sollst du backen und reif werden, wenn du dich nicht fortbewegst, werde ich dich mit dem Messer schneiden und dich herausreißen.“

Gegen Schlaflosigkeit nimmt man einen Hammer, Besen und Brand, geht damit um Mitternacht hinaus und ruft: „Mutter des Waldes und

der Mitternacht, ihr ſollt bringen dieſem Menſchen — Name des Betreffenden — den Schlaf der Lämmer, der Kälber, der Ferkel und vor allem, was noch klein und lieblich iſt. Wenn ihr ihn nicht bringt, hau' ich euch mit dem Hammer, kehre mit dem Beſen und verbrenne euch mit dem Brande."

Um verlorene Milch wieder zu erhalten, ruft man wieder um Mitternacht die Mutter des Waldes und der Mitternacht: „Ihr ſollt bringen Milch von allen Schafen, von allen Kühen, Hunden und Katzen, wenn ihr ſie nicht bringt, hau' ich euch mit dem Hammer, mit dem Beſen kehr ich euch, mit dem Brande verbrenn' ich euch."

Die Schlangen und Kröten ſtehen im Dienſte des Teufels. Erſtere bringen Früchte des Feldes zuſammen, letztere die Milch. Es gibt Menſchen, die ſich mit dieſen Tieren verbinden; ſie werden in kürzeſter Zeit reich, doch müſſen ſie trotz Reichtum ihr ganzes Leben hindurch zuſammenſcharren, ſelbſt wenn ſie alt, ſchwach und müde ſein ſollten. Wer ſich mit dieſen Tieren verbunden, kann nie mehr frei werden, außer, wenn er es erzählt. Eine ſolche Frau ſoll unlängſt in Eulenbach geſtorben ſein. Sie war ſehr ſchnell reich geworden, niemand wußte wovon. Sie baute an die Stelle ihrer mit Stroh gedeckten Hütte ein ſteinernes Haus und Ställe und war ſcheinbar viele Jahre glücklich. Als ihre beiden Töchter erwachſen waren, wollte ſie ſie die Kunſt reich zu werden auch lehren und ging mit beiden um Mitternacht in den Wald, grub ein Loch und hieß ſie, ſich entkleidet darüber zu legen. Die eine tat es, die andere wollte um dieſen Preis nicht reich werden. Kaum lag die über dem Loch, da kamen die Schlangen und Kröten und liefen über ihren Rücken, um ſo den Kontrakt zu ſchließen. Seither kränkelt dieſe Tochter und wird immer elender, während die andere friſch und kräftig ein Bild ſtrotzender Geſundheit iſt. Auch die Mutter wurde krank und immer kränker, ſie lag monatelang im Bett und wünſchte zu ſterben und konnte nicht, trotz der vielen Gebete. Zuletzt ließ ſie alle alten Frauen zuſammenrufen, damit auch dieſe für ſie beteten; zu dem Mittel, das allein ihr helfen konnte, zu greifen, ſcheute ſie ſich trotz allen Leiden. Endlich nach Jahren, als ſie erkannte, eher nicht ſterben zu können, beichtete ſie alles und — ſtarb. Dies ſoll ſich nur vor kurzem zugetragen haben.

Solchen Krankheiten, die der Arzt nicht heilen kann, verſucht man mit Faſten beizukommen, u. zw. hat jeder Kranke einen Wochentag, an dem er geſund werden kann, wenn er ihn mit dem Faſten nur trifft. Man backt ſieben ganz kleine Brötchen und gibt jedem den Namen eines Wochentages, der Kranke darf es nicht wiſſen. Nun wählt er ſich von

dieſen ſieben Brötchen eines, trifft er den Dienstag, ſo faſtet er dieſen mit Brot und Waſſer. In der nächſten Woche den Mittwoch, in der dritten den Donnerstag uſw., bis er die ſieben Tage gefaſtet; man nennt dies aşa una. Hatte er den richtigen erraten, ſo muß er in dieſen ſieben Wochen entweder geſund werden oder ſterben. Trifft er das Brot mit dem Namen Freitag, ſo faſtet er neun Freitage. Man ſagt, die Montag faſten, wären für die heilige Maria, alſo noch wirkſamer für viele Wünſche — postul Maicei preceste.

Es gibt einige Tiere, die man nicht umbringen darf. Die Schwalbe hält man für ein heiliges Vögelein mit Verſtand, weil es den Herbſt kennt und ſich bei Zeiten auf den Heimweg macht und im Frühling wieder kommt und den Weg in ſeine Sommerheimat kennt. So gerne ſonſt die Kinder die Vögel fangen, die Schwalben laſſen ſie in Ruhe. Sie wiſſen alle, daß dem, welcher ſie angreift, die Hand vertrocknet. Läßt man ſie aber ungeſtört ihr Neſt am Haus oder Stall bauen, ſo bringen ſie Glück. Am frühen Morgen weckt ſie die Hausleute mit ihrem Geſang, es iſt ihre Uhr. „Hört die Schwalben ſingen, es wird Tag.“

Auch die Bienen darf man nicht umbringen, es iſt Sünde. — Wer eine Eidechſe tötet, dem werden die Schweine krank. Die Eidechſe tut niemandem etwas zu leide, darum ſoll ſie der Menſch in Ruhe laſſen. — Manche Leute bringen auch die Spinnen nicht um, „denn ſie bereitet feineres Gewebe als die heilige Maria“. Andere wieder werfen ſie gerade darum ſamt ihrem Gewebe ins Feuer, weil ſie die heilige Mutter übertreffen will.

Das Wieſel bringt man gerne um, es läßt ſich aber ſchwer fangen. Sein Fell in Milch getaucht iſt gut gegen den Biß, man legt es auf die Wunde. Sie halten ſich gerne in den Ställen auf und beißen das Vieh, darum vertreibt man ſie, indem man mit den Händen auf dem Rücken einen kleinen Rocken ſchnitzt und einen Dreſchflegel. Beides ſtellt man in den Stall. Das Wieſelweibchen ſpinnt nicht gerne, darum flieht es von dort, ſobald es den Rocken ſieht, das Wieſelmännchen driſcht nicht gerne und flieht auch. Dieſelben Werkzeuge können auch die Grillen nicht vertragen. Sie halten ſich gerne hinter dem Ofen auf. Indem man ſolch einen Rocken und Flegel hinter den Ofen ſtellt, ſagt man: „Spinn' oder driſch' oder geh' in die Mühle.“ Die Grille will nicht dreſchen und nicht ſpinnen und geht in die Mühle, das heißt, ſie verſchwindet.

Für das Vertilgen der Ratten gilt folgendes Rezept: Man muß drei Freitage hindurch faſten. Am erſten darf man gar nichts eſſen. Morgens macht man neun Kniebeugungen — cineşun —, betet das Gebet credeu — Glaubensbekenntnis —, nimmt dann eine Schürze voll von der von den Ratten herausgeſtoſſenen Erde und geht, ohne mit jemandem zu reden, zum nächſten Graben, wirft ſie hinein, ſagend: „Ich habe nicht Sand gebracht, nur die Spuren der Ratten.“ Darauf macht man wieder neun Fußfälle und geht, ohne mit jemandem zu reden, nach Hauſe; ehe noch die beiden nächſten Freitage vergangen, ſind alle Ratten verſchwunden.

Die Maulwurfsgrille wird von Frauen und Mädchen mit dem Finger zerdrückt, weil man dann ſchön nähen kann.

Alle Haustiere werden gut behandelt. Der Hahn vertritt die Uhr. Die Schafe kommen im Winter ſogar in die Stube, mit dem Schwein wird der letzte Biſſen geteilt.

Redewendungen.

Kommt der Rumäne zu einem stăpân oder prietin, ſo fragt der nach der üblichen Begrüßung: „Welcher Wind hat dich hergebracht?“ „Ich bin nur gekommen, um zu ſehen, ob du noch lebſt“. Nun beginnt er von etwas ganz anderem zu reden, als von dem, was ihm am Herzen liegt. Immer muß auch das Wetter herhalten, in dieſer Weiſe zur Hauptſache ſich eine Brücke bauend. Iſt die Erfüllung ſeines Wunſches zweifelhaft, verſucht er ihn „mit kaltem Waſſer zu berauſchen“ (ihm mit leeren Redensarten den Kopf voll machen). Hier will ich noch einige häufig gebrauchte Redensarten anführen:

Das Salz iſt der Maßſtab der Liebe.

Ich habe dich lieb, wie das Salz im Brot, iſt der Ausdruck der höchſten Liebe.

Ich habe dich lieb, wie das Salz im Auge. (Ausdruck für Haß oder die Liebe ironiſch gemeint.)

Ich möchte dich in einem Glaſe Waſſer einſchlürfen, ſo gern hab' ich dich.

Mit der Fauſt verſchafft man ſich eher Reſpekt als mit Güte, nach dem Sprichwort: „cine-i bun e şi nebun“ — wer gut iſt, iſt auch dumm.

Für dumm: Der hat keine Bohnen im Kopf, oder: Der hat nicht alle Fäden, oder: Es fehlt ihm eine Daube.

Der hat den Verſtand der Narren.

Der iſt wie ein Ochs.
Er bläſt warm und kalt, heißt, jemandem nach dem Munde reden.
Bis du nicht mit ihm am Pflug gezogen, kennſt du ihn nicht.
Wie Ihr ſingt, ſo müßt Ihr tanzen.
Aus dem Teich in den Brunnen. (Aus dem Regen in die Traufe.)
Er verſpricht Meere und Salz. (Goldene Berge).
Er macht ſich eine Mühle im Kopf. (Unnötige Sorge machen.)
Er ſchneidet ſich das Waſſer von der Mühle fort.
Das iſt nicht für deine Naſe.
Die Erde hält ihn nicht mehr vor Freude.
Er nimmt ſich die Füße auf den Rücken.
Ich will ihm ſchon Glück wünſchen! (Derb die Wahrheit ſagen.)

Redensarten über die Armut:

Der iſt ſo arm, daß ihm nicht einmal die Kappe auf dem Kopf bleibt.
Der iſt an die hölzerne Haue gelangt.
Der Hungrige träumt vom Brot.
Der hat nichts (zu eſſen), auf das er trinken kann.
Sein Stern hat ſich verdunkelt, oder: Der hat keinen Stern auf dieſer Welt.
Der redet in den Wind hinein.
Er ſchwatzt Grünes und Getrocknetes (dummes Zeug).
Bruder, Bruder, aber der Käſe koſtet Geld (in Geldſachen hört die Gemütlichkeit auf).
Das Geld iſt das Auge des Teufels.
Er hängt mich an den Sattelknopf (er vernachläſſigt mich, beachtet mich nicht).
Der ſteckt ſeine Naſe hinein (ſich einmiſchen).
Der hat nicht die Naſe (ſchämt ſich nicht).
Er hat dich auf den Jahrmarkt gebracht (in den Mund der Leute).
Über neun Meere und neun Berge (über Berg und Tal).
Er driſcht Waſſer in der Mühle (leeres Stroh dreſchen).
Wer in den Kreis tritt, muß tanzen.

Unterhaltung und Arbeit.

Im Winter haben die Männer nicht viel zu tun. Iſt die Holzſorge im allgemeinen abgeſtellt und die Pflege des Viehes an den einzelnen Tagen beendigt, ſo wird in den Vorrat für den Sommer

geſchlafen. Abends kommen ſie auch gerne bei einem Erzähler oder Vorleſer zuſammen, meiſtens in kleinſten Wohnzimmern, wo im Gedränge des beſchränkten und mit Tabaksqualm erfüllten Raume die echte Gemütlichkeit ihre Stätte zu finden ſcheint. Es iſt merkwürdig, jedoch durch dieſe harmloſen Zuſammenkünfte erklärlich, wie unterrichtet viele ſich in den Tagesereigniſſen zeigen, und wie viel Intereſſe ſie dafür haben. Doch die Hauptſache bleibt die zwangloſe, gemütliche Unterhaltung, in welcher ſchließlich den beliebteſten Gegenſtand die Märchen bilden.

Außer der Zeitung, die vom Lehrer ausgeborgt wird, leſen ſie immer wieder ein kleines Buch vor: „Visul Maicei Precesta“ — „Der Traum der heiligen Mutter“ — oder „Epistolia Domnului nostru Isus Hristos care a trimis-o Dumnezeu din cer“ — „Der Brief unſeres Herrn Jeſus Chriſtus, welchen unſer Herrgott vom Himmel geſandt.“ Beide Büchlein tragen viele Frauen im Buſen mit ſich als einen Talisman. Auch bringen Miſſionäre und Verkäufer von geiſtlichen Gewändern heilige Bücher mit, welche ſie um einige Kreuzer verkaufen. Solche Leute ſind auch gern geſehene Gäſte bei dieſen Zuſammenkünften. Sie bringen allerlei Neues aus der Welt und aus dem Himmel.

Bei jeder Gelegenheit wird geſungen. Das Lied belebt die Einſamkeit, vertreibt die Furcht, den Hunger, wirkt beruhigend im Leid und im Ärger. Voll prickelnder Luſt, ſcharf und treffend ſind die Reime (strigături), die in leidenſchaftlich wildem Tanze in naturwüchſiger Urſprünglichkeit die Schwächen der Mädchen, ſogar der Mutter, preisgebend der Öffentlichkeit und dem Gelächter, hervorgeſchleudert werden. Eine ſchlagfertige Antwort wird nicht ſchuldig geblieben, Kränkung jedoch nicht gezeigt (a înghiţit noduri = er verſchluckt die Knoten).

Die Frau kennt auch im Winter wenig Muße und Ruhe von der Arbeit. Wenn es auch an anderer fehlt, der Spinnrocken zaubert immer neue hervor. Oft hat ſie nicht eigenes Geſpinſt. Der Acker reicht nicht aus oder iſt eben nicht fähig, den anſpruchsvollen Hanf und Flachs zu erzeugen. Da muß der verdoppelte Fleiß das Fehlende herbeiſchaffen. Die tätige Frau arbeitet bei Sächſinnen oder Witwern, die der Tochter oder anderer weiblichen Beihilfe in der Wirtſchaft entbehren „um die Hälfte“, d. h. ſie rupft den Hanf aus der Erde, legt ihn ins Waſſer zur Röſte und wäſcht ihn, hackt und bricht ihn, bereitet ihn überhaupt zum Spinnen und erhält dafür die Hälfte. — Wir wollen nicht unterſuchen, ob dabei Zahl und Schwere der beiden Hälften ſich immer das Gleichgewicht halten, oder nach welcher Seite hin, durch künſtliche Mittel hervorgerufen, die Wage der Gerechtigkeit das Übergewicht neigen läßt.

Hat sie noch immer nicht hinlängliche Arbeit für den Winter, spinnt sie auch um die Hälfte und webt sächsischen Frauen den Hanf. Hierin besitzt sie eine große Geschicklichkeit. Bewunderungswürdig ist, wie sie mit ihren primitiven Werkzeugen viele, oft kunstvoll und schöne Arbeit vollbringen kann. Ein Spulrad besitzt sie nicht, jeden Faden muß sie mit den Fingern aufwickeln, überhaupt müssen die Finger viele Maschinen ersetzen, so schreitet die Arbeit allerdings langsam vorwärts, aber der Winter ist ja auch lang und die Zeit billig. Das Aufräumen des Zimmers, das Wasserholen nimmt wenig Zeit in Anspruch und nicht viel mehr die Bereitung des Zehnuhr-Frühstückes, bestehend aus dem täglichen Paluckes und der Zukost, die sich eben in der Vorratskammer vorfindet oder nicht findet. Dann nimmt sie den Rocken und geht zur Nachbarin spinnen bis gegen Abend. Nach dem Abendessen gehen alle Frauen in ein Haus zusammen spinnen und bleiben bis um Mitternacht. Şezătoare heißen diese Zusammenkünfte, wörtlich Sitzung. Eine şezătoare haben auch die Mädchen, zu welchen sich die Burschen ebenfalls einfinden, die dann die Arbeit mit Witzen, allerlei Neckereien und Tanzen würzen. Solche Unterhaltung ist ihnen so angenehm und unentbehrlich, daß Dienstboten, denen ihre Herrschaft die Teilnahme daran nicht gestattet, selbst sehr gute Dienstorte meiden.

Den Freitag, sfânta Vinerea, stellen die Romänen sich als eine heilige Frau vor, die sie dadurch ehren, daß sie an diesem Tage und Abend für sich nicht arbeiten, für andere, die Sächsinnen, ja. Im Winter legt man sich früh an diesem Abend zur Ruhe, um sich gleich nach Mitternacht in der Spinnstube zu versammeln. Da die Meisten keine Uhr haben, kommt es vor, daß manche um 10 Uhr ausgeschlafen hat und in der Spinnstube erscheint, was später willkommenen Anlaß zu allgemeinem Gelächter bietet. Jeden Winter einmal bleibt man die ganze Nacht beisammen. Jede bringt Fleisch, Fett, Eier und Mehl mit und einige Kreuzer, für welche Branntwein und Zucker gekauft wird. Getränke kommen selten an die Frau und schmecken ihr doch so gut. Wenn sie bei feierlichen Gelegenheiten trinken könnte, schämt sie sich vor den anwesenden Männern, die ihnen die Tropfen zählen und darüber ihre Glossen machen, daß sie nicht einmal in Ruhe ein Schlückchen trinken kann, ohne sich wirklich zu verschlucken. Aber an einem solchen Spinnabend sind die Frauen für sich allein und dürfen sich ein wohlverdientes Vergnügen gönnen und sich nach Herzenslust „grüßen“ — închinăm. Der Branntwein wird gezuckert und um Mitternacht zum gebratenen Fleisch und den Pletschinten getrunken. Die Lustigern und

Unternehmendern maskieren ſich, laufen in den Gaſſen herum, klopfen den ſchlafenden Männern ans Fenſter, ſie zu wecken, zu necken und womöglich zu erſchrecken, machen überhaupt viel Spektakel, nicht ſelten in ſächſiſchen Kleidern und erinnern ſich noch lange gerne an dieſe ſchöne Unterhaltung, an der ſich auch alte Frauen beteiligen.

Da im Winter hauptſächlich die Frauen nach Beendigung der täglichen Geſchäfte im Haushalte auch andere Arbeiten vornehmen, ſo kommt es, daß an den in den Winter fallenden kleinen Feiertagen nur dieſe Arbeiten nicht geſtattet ſind. Vor allem iſt gefährlich das Backen, Nähen, Spinnen und Weben. Die beiden letztern Arbeiten müſſen mit dem kommenden Frühling beendigt ſein, denn, ſobald die Männer mit dem Pflug die erſte Feldarbeit beginnen, muß die Frau auch das Vieh im Hof beſorgen und gewinnt dabei nur grade die nötige Zeit die fertige Leinwand zu bleichen und die beim Weben übriggebliebenen Fäden zu zwirnen — aţă răsucind. Sie bereiten ſich den Nähzwirn auch. Bald muß dann auch die Frau hinaus.

Je ſtiller es nun mit der vorrückenden Jahreszeit in Haus und Hof wird, deſto belebter iſt das Feld. Da bauen ſie ſich Hütten und bleiben tagelang draußen. Eine Arbeit reicht der andern die Hand, unterbrochen nur durch Feiertage, und ehe man ſichs verſieht, iſt die Ernte da. Früher, vor der Kommaſſation wurden alle Arbeiten zu gleicher Zeit mit den Nachbarn verrichtet. Jetzt ſind ſie weiter auseinandergerückt, und man kann nicht mehr, wie früher, zu einem Schwerfälligen, der ſich nicht anzuſtellen weiß, ſagen: Geh, ſieh, was der Nachbar macht, das tue auch. Früher übernahm eine alte Frau, die nicht mehr aufs Feld gehen konnte, alle Kinder in ihre Obhut, erhielt dafür von jeder Mutter eine Scholſch (weißes Kopftuch), oder eine Schürze oder einige Hanfreißten im Herbſt. Jetzt fährt die ganze Familie hinaus, nimmt die Wiege mit und den Keſſel, in welchem Suppe oder auch nur Erdäpfel neben der Hütte am Feuer gekocht werden.

Doch der Kornſchnitt vereinigt wiederholt die erwachſene Jugend zu gemeinſchaftlicher Arbeit. Der Pope und hie und da ein Reicher ladet ſie zur „Klackl“ ein. Im Sonntagskleid, die Sichel in der Hand, gehen alle Burſchen und Mädchen, dieſe mit einem Körbchen, in welchem ſie pâne oder plăcinte (Backwerk) mittragen, der Geiger voran fidelnd, aufs Feld, dort abwechſelnd ſingend, tanzend und Korn ſchneidend, bis zum Mittag die Hausfrau das aus Käſe, Speck, Zwiebel und Brot beſtehende Mittageſſen bringt. Auf dem Boden werden weiß und rot geſtreifte Tiſchtücher ausgebreitet, um die ſich alle lagern und unter

heitern Geſprächen und neckenden Scherzen das einfache Mahl verzehren. Nachher ſetzt ſich jede Magd mit ihrem Körbchen abſeits in den Schatten einer Garbe und nimmt den Inhalt heraus. Sobald dies ihr Verehrer merkt, ſetzt er ſich zu ihr, langt tapfer zu und ißt ihr ſchnell, bis ſie langſam einen Biſſen in den Mund ſteckt, den ganzen Kuchen weg. Für ſie iſt es eine große Ehre, einen Knecht ſo zu füttern, es iſt gewöhnlich derjenige, welchen ſie im Herbſt auch heiratet.

Noch lange vor der Ernte hat er ſich von ihr ein Paar Ärmel erbeten, die er während dem Schnitt zur Schonung ſeiner weiten Hemdärmel über dieſe zieht. Die Magd freut ſich dieſes Verlangens und arbeitet dieſe Ärmel mit viel Fleiß und Aufmerkſamkeit, verziert mit bunter Stickerei. Mancher Schlingel prahlt gerne mit ſeiner Beliebtheit bei den Mädchen, geht zu vielen, verſpricht jeder, mit ihr zu eſſen, und erhält dann viele Ärmel, die er ſtolz übereinander zieht, wobei er ſchließlich doch nur mit ſeiner Auserwählten ißt und über die andern leichtgläubigen ſpottet. Manche kluge, unverblendete bringt ihr Geſchenk zwar mit, will es aber nur nach dem Mittageſſen übergeben und bringt den Burſchen dadurch in große Verlegenheit und Verſtimmung.

Abends kehrt man ſingend und ſpringend nach Hauſe, wo im Hofe die Tiſche gedeckt und mit Hirſebrei und Branntwein beſetzt ſind. Nach dem Abendeſſen beginnt das Tanzvergnügen und dauert bis nach Mitternacht. Das junge Volk kennt keine Müdigkeit, ſelbſt während der ſchwerſten Sommerarbeit. Zum Schluß begleitet der Burſch ſein Mädchen nach Hauſe. Eine große Beleidigung oder Mißachtung iſt es für eine Magd, die allein nach Hauſe kommt, trotzdem ſie einen Ärmel gegeben hat. Die Mutter liegt ſchon lange wartend im Fenſter, um zu ſehen, ob die Tochter mit oder ohne Begleitung kommt.

Wohl wollen die zuſehenden Frauen ſchon hier zukünftige Brautpaare ſehen. Die Gelegenheit zum Herzen ſuchen und finden iſt gar günſtig, ausſchlaggebend für wirkliche Verlöbniſſe iſt aber erſt der Herbſtjahrmarkt. Bei Kuchenherzen und Roſoglio finden ſich auch die rumäniſchen Menſchenherzen.

Dem Ortshannen ſind ſie auch einen Tag ſchuldig. Wenn er zum Schnitt ruft, muß aus jedem Haus eine Perſon gehen, gleichviel ob Mann oder Frau, Sohn oder Tochter. Außer der Beköſtigung erhalten ſie im Winter ein Fäßchen Branntwein.

Die Hochzeit.

Obwohl der Rumäne die Wahrheit des Sprichwortes: „O sară în sat e mai bună ca un hencleș peste hotar“[1] erkennt, ſo heiraten doch viele „über den Hattert“, viel mehr als die Sachſen, wenn im Dorf keine paſſende Partie zu machen Gelegenheit iſt.

Auf die Jahrmärkte der umliegenden Dörfer und in die Stadt fahren alle heiratsfähigen Burſchen und Mädchen, letztere mit ihren Müttern, die ihren Töchtern im Querſack die ſchönſten Kleider mitnehmen und ihnen beim Ankleiden behilflich ſind, das viele Zeit in Anſpruch nimmt. Die vielen härnen Bänder müſſen alle ſchön um den Leib gewunden werden, ſehr genau, damit jedes ein wenig hervorſtehe und die Taille ſchlank werde. Dieſe mehrere Ellen langen Bänder umzuwickeln, beim geringſten Fehler wieder herunter zu nehmen und von vorne zu beginnen, koſtet ſorgſame Arbeit, ebenſo die Kopftücher künſtlich auf dem Kopfe zu befeſtigen, daß ſie in beſtimmten Falten fallen, deren Richtigkeit nur das rumäniſche Auge erkennt und worüber es ſtrenge Kritik übt. So geht es mit jedem Kleidungsſtück. Iſt die Tochter fertig, wird noch das Geſicht bearbeitet, damit es ſchön rot und dick ausſieht. Man reibt die Backen mit einem Flanell und der Wurzel von Natterkopf (Echium vulgare) „Zepeneu“, ſo erhält das magerſte und gelbſte Geſicht eine glänzende Farbe und ſchwillt etwas an.

Vormittags treffen ſich Burſche und Mädchen, gehen miteinander von Bude zu Bude, eſſen und trinken, nachher gehts zum Tanze. Das Mädchen läßt ſich mit niedergeſchlagenen Augen vom Burſchen herumſchwingen, es ſcheint kaum den Körper zu bewegen, während er bald mit beiden Füßen in die Höhe ſpringt, bald ſie zuſammenſchlägt, rufend:

Ai gândit, mândro, gândit
Că ca tine nu mai sunt
Nice valea nu voiu trece
Şi ca tine 'mi capăt zece:

Du haſt gedacht, Liebchen, haſt gedacht,
So wie du, wär keine mehr,
Nicht einmal über den Graben brauch ich zu gehn,
So wie du, bekomm ich mir zehn.

[1] Unter Schare = ſiebenbürgiſch-ſächſiſch „Scharr“ verſteht man das ſchlechteſte Gebäck, es iſt der an der Brotmulde hängenbleibende Teig, den man mit dem Löffel zuſammenkratzt, mit Mehl auseinanderwalkt und backt, für die Bettler. „Eine Schare im eigenen Dorf iſt beſſer als eine Hanklich (gilt für das beſte Gebäck) über Hattert.“ Dieſes Sprichwort wird angewandt, wenn zwei Freier kommen, ein armer aus dem eignen, ein reicher aus einem fremden Dorf.

Oder: Cântă cuculeţule
Seara dimineţile
Pe la toate porţile
Să se scoale toantele
Să le mân cu vacile,
Şi dorm cu gurile căscate
Şi muştele blăstămate
Că vin la gură nechemate:

Singt der kleine Kuckuck
Am Abend und am Morgen
Über allen Türen:
Wacht auf ihr faulen Mägdelein,
Bleibt nicht zurück mit den Kühen,
Schlaft nicht mit dem Munde offen,
Die Fliegen ſind keck und
Kommen ungerufen auf den Mund.

Der Kuckuck ſchreit ſchon früh am Morgen, doch früher noch treibt der Hirt die Kühe. Wo ein Mädchen im Hauſe, darf man ohne ſich dem Spott auszuſetzen, mit den Kühen nicht zurückbleiben und ſie nachtreiben.

Einige Tage nach dem Jahrmarkt, abends, pfeift der Burſch unter dem Fenſter, das Mädchen verſteht dieſen Wink und geht hinaus. „Willſt du mich heiraten?“ fragt er. Will ſie ihn nicht, ſo ſagt ſie: „Ich will mirs ja überlegen und auch meine Eltern fragen.“ Er weiß genug, läßt das Mädchen ſtehen, geht fort und kommt nicht mehr. Antwortet ſie aber: „Ja, warum ſollt ich dich nicht nehmen,“ ſo kommt er an einem Abend mit zwei Männern in das Haus der Eltern ſeiner Auserwählten. Nachdem ſie ſich gegenſeitig „guten Abend“ gewünſcht, beginnt der Älteſte: „Wir haben gehört, Ihr hättet eine Tochter zum verheiraten. Wollt Ihr ſie uns geben für dieſen Burſchen?“ „Ihr habt gut gehört, warum ſollten wir ſie euch nicht geben?“ uſw.

Es gibt aber auch eine andere Art Verlöbnis, wo der Freier zuerſt mit dem Vater redet oder wo beide Väter die Sache zuerſt richtig machen, ohne die Kinder zu fragen. Der Vater fragt nicht, ſondern ſagt dem Mädchen in einem Ton, der von vornherein einen Widerſpruch gar nicht wagen läßt: „Du ſollſt den Burſchen heiraten.“ Hat es aber doch den Mut, zu widerſprechen, ſo wird ihm die fehlende Liebe mit der Peitſche eingepaukt — „und auch das iſt gut“.

Nun kommt die Mutter des Bräutigams mit einer Verwandten zur Mutter der Braut, wo ſie zuſammen das Braut- und Bräutigamhemd zuſchneiden und die Hochzeit bereden. Denn, drei Wochen nach der Verlobung, immer an einem Sonntag, iſt die Trauung. Dieſes

Feſt bedarf außer den Nähereien nicht vieler und langer Vorbereitungen, es wird kein Gebäck bereitet, nur gekocht, und zwar gelbe Rübenſuppe und Sauerkraut. Samstag abends kommt die Jugend mit einem Geiger in das Haus der Braut und tanzt die halbe Nacht. Am nächſten Morgen ſetzt man der Braut einen bunten Blumenkranz auf den Kopf, darüber einen Schleier, der ihr das Geſicht bis an den Mund verhüllt. Iſt ſie fertig, kommen ihre Freundinnen und ſingen ihr zum Abſchied das Brautlied:

Goghio drăguceana noastră;
Iami-ţi goghio iertăciune
Dela mamă, dela tată,
Goghio drăguceana noastră;
Dela fraţi, dela surori
Dela grădina de flori,
Goghio drăguceana noastră;
Dela fir de siminic
Dela drag de ibovnic,
Goghio drăguceana noastră;
Dela fir de tămăiţă
Dela fete din uliţă,
Goghio drăguceana noastră;
Dela fir de busuioc
Dela fete dela joc,
Goghio drăguceana noastră;
I-am ridică-ţi logodu
De-ţi mai vezi ibovnicu,
Goghio drăguceana noastră;
Cum razimă gardurile
Şi cum ti pică lacrimile,
Goghio drăguceana noastră;
Cum ti pică grâul nispică
Cum ti cade grâul scade,
Goghio drăguceana noastră;
Acum goghio s'a vedea
Ai-mi mamă, ai-mi tată,
Goghio drăguceana noastră;
Cari pe tine să te petreacă
Peste munţi şi alte curţi,
Goghio drăguceana noastră;
La părinţi necunoscuţi
Şi la fraţi neîntrebaţi
La surori ca niște flori,
Goghio drăguceana noastră.

Unſere liebſte Braut!
Nimm, Braut, Abſchied (Verzeihung)
Von der Mutter, von dem Vater —
Unſere liebſte Braut.
Von den Brüdern, von den Schweſtern,
Von dem Garten mit den Blumen
Unſere liebſte Braut.
Von dem Sträuchlein der Ringelblume,
Von dem Sträuchlein Gänſefuß,
Von deinen lieben Geliebten,
Unſere liebſte Braut.
Von den Mädchen auf der Gaſſe,
Unſere liebſte Braut.
Von dem Sträuchlein Buſioc,
Von den Mädchen auf dem Tanze,
Unſere liebſte Braut.
Hebe auf den Schleier,
Damit dich dein Geliebter ſieht,
Unſere liebſte Braut.
Wie er an dem Zaune lehnt
Und wie dir fließen die Thränen
Unſere liebſte Braut.
Wie auch die Ähre des Kornes tropft,
Wie es ſich gehört, daß ſie fällt,
Unſere liebſte Braut.
Und nun, Bräutlein, wird ſichs zeigen
Haſt du Mutter, haſt du Vater
Unſere liebſte Braut,
Über die Berge in einen andern Hof
Unſere liebſte Braut.
Zu unbekannten Eltern
Und unbefragten Brüdern,
Zu Schweſtern auch wie die Blumen
Unſere liebſte Braut.

Während ſie ſingen, ſtehen die Freundinnen im Halbkreis um die Braut mit halbgeſchloſſenen Augen, über dem Bauch gefalteten Händen und laſſen ihre Stimme ſo laut ertönen, als ſie nur können. Der Braut und den Frauen fließen unaufhaltſam die Thränen. Nach Beendigung dieſes Geſanges ſteigt die Braut auf den Wagen, neben ſie ſetzt ſich die Nenaſche (Hochzeitsmutter), um ſie herum dicht gedrängt, ſo viel auf dem Wagen Platz haben, ſtehen die Mädchen. Die Burſchen (călăraşi) mit bunten Bändern und Tüchern geſchmückt, rennen hoch zu Roß dem Wagen voraus bis zur Kirche. Das Schreien, Singen und Peitſchenknallen lockt viele vor

die Gaſſentüren und an die Fenſter.[1] Nach der Trauung fährt die Hochzeitgeſellſchaft in das Haus der Braut, wo dieſe die Geſchenke in Empfang nimmt. Während dem Mittageſſen packt die Brautmutter die Wäſche auf einen Wagen, und zwar ſo, daß alles beſehen werden kann, Pölſter, wollene Decken, Leib- und Tiſchwäſche, je mehr, deſto ehrenvoller für ſie. Viele bunte Kretinzen, eine ſchöner als die andere. Scheint es ihr nicht genug, nimmt ſie auch zu leihen von der beſten Freundin oder Schweſter, ganz heimlich unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit. Doch weiß es ſchon am Abend das ganze ſächſiſche und romäniſche Dorf und lacht über die beabſichtigte, aber nicht lange dauernde Täuſchung.

Nach dem Eſſen fährt man die junge Frau in das Haus ihrer Schwiegereltern, in ihre neue Heimat. Wieder ſitzt auf dem erſten Wagen auf einer Lade die junge Frau mit der Nenaſche. Um ſie herum ſo viele Mädchen, als ſich einen Stehplatz erringen können. Wägen mit den übrigen Gäſten folgen nach. Auf dem letzten befindet ſich die offene geblümte Truhe mit der Wäſche. Rückwärts ſteht die Mutter der jungen Frau mit einer Nachbarin, die ihr ſchreien hilft, ſie ſchreien ſich heiſer: Hop, hop, hop, şi la nuntă, şi la joc, să-ţi dea Dumnezeu noroc (auf der Hochzeit und dem Tanze gebe dir Gott Glück), hop, hop, hop, ju hu hu — auf das letzte hu folgt ein unartikulierter, wortloſer Ton, ſo daß ſich die Stimme überſchlägt. Natürlich wählt man nicht den nächſten Weg von der Braut zum Bräutigam, ſondern fährt durch die ſächſiſchen Gaſſen übers Feld, ſelbſt wenn die beiden Häuſer nebeneinander ſtehen. Jetzt laufen dieſe Fahrten nicht ſo glatt ab, als Vormittag bis zur Kirche. Denn in den Köpfen der Männer ſpukt der Branntwein, ſie ſind luſtig und machen Witze. Dieſe Witze ſind meiſtenteils gröblicher Natur. Da zieht einer den Nagel aus der Achſe locker, ſo daß das Rad nach einer kleinen Strecke herausrutſcht und im beſten Falle der Wagen halten muß, wenn er nicht ſogar umſtürzt und ſeinen ganzen Inhalt in den Chauſſeegraben ausſchüttet. Großes Geſchrei, Gejohle und Gelächter, manchmal endigend mit Prügelei.

Auch auf den andern Wägen ſchreien und ſingen ſie, und zwar wenn der Fuhrmann die Pferde ſcharf treibt:

[1] Die Nenaſche ſetzt der Braut und dem Bräutigam in der Kirche einen Kranz aus Wintergrün (bribanoc, saschiu oder cununiţă = Kränzchen, bot. Vinca minor) auf, daher der Name für Trauung cununie, d. h. Bekränzung. Seit einiger Zeit ſind in der Kirche Kränze aus künſtlichen Blumen. Manche nehmen auch dieſe, ſie koſten für eine Trauung 10 kr.

Mână bade-o caii bine
Nu te uita 'n ochi la mine,
Că ochii mei doi colăi
Ce înşală caii tăi.
Cărăuşul, când trăzneşte
Haina lui se risipeşte.

Mein Vetter, treibe die Pferde gut,
Nicht ſieh mit einem Aug' auf mich,
Zwei Betrügern gleich betrügen meine Augen
Deine Pferde.
Beim Peitſchenknall verſchüttet
Dem Kutſcher ſich ſein Vergnügen.

Im Hofe der Schwiegereltern angelangt, führt die Nenaſche die noch immer verſchleierte junge Frau an der Hand der Schwiegermutter zu mit den Worten:

Bucură-te soacră mare
Că-ţi aduc o noră tare,
De iarnă nu-i friguroasă
De vară nu-i puturoasă.
Ho, ho, ho, ju, hu, hu.

Freue dich, große Schwiegermutter,
Ich bringe dir eine ſtarke Schwiegertochter,
Die im Winter die Kälte nicht ſcheut,
Im Sommer ſich über die Hitze freut.

Soacră mare heißt „große Schwiegermutter", die Mutter des Mannes; die der Frau heißt „kleine Schwiegermutter", soacră mică.

Obige Worte werden nicht geſprochen, auch nicht geſungen, ſondern rhythmiſch geſchrien. Darauf wirft die Schwiegermutter ihrer Schwiegertochter ein Handtuch um den Hals und zieht ſie daran ins Haus, nachdem ſie ſie auf beide Wangen geküßt, dreimal um den in der Mitte ſtehenden Tiſch, fragend: „ce ai în cap?" (was haſt du auf dem Kopf?) Antwort: „un stog de grâu curat, o turmă de oi" (einen Haufen ſchönen Weizen, eine Herde Schafe). Unterdeſſen kommen auch die Burſchen herein mit zwei Frauen von der Größe der Braut, ſtellen alle drei nebeneinander und werfen ein Leintuch über ſie, ſo daß alle drei verhüllt ſind. Der junge Mann muß nun ſagen, welches ſeine Frau ſei, trifft er ſie nicht, ſo koſtet es ihn einen Eimer Wein.

[In Nuced holen die „Călăraşi" den Bräutigam zur Trauung ab. Sie gehen mit einer Fahne ins Haus, neigen ſie über den Tiſch und gehen um dieſen herum, ſagend: „Aus dieſem Hauſe nehmen wir dich

und bringen dich wieder hieher zurück.“ Dann gehen ſie zur Braut, wiederholen dasſelbe und ſagen aber „und bringen dich nicht mehr zurück.“]

Den Schluß der Hochzeit bildet der Tanz, welcher bis tief in die Nacht oder bis zum frühen Morgen dauert. In einzelnen Fällen kommt man am zweiten Tage wieder zuſammen.

Masa.

Mit der Hochzeit ſind für das junge Ehepaar noch nicht alle Feſtlichkeiten, die von den Verwandten, der Nachbarſchaft, ja vom ganzen Dorfe erwartet werden, zu Ende. Faſt ebenſo wichtig, mit noch mehr Ausgaben verbunden, iſt die masa (Tiſch), in der Umgebung von Hermannſtadt mărul (Apfelbaum) genannt. Beide Bezeichnungen ſind gleich richtig. Es wird der Tiſch gedeckt für alle, die geſpeiſt werden wollen, Geladene und Ungeladene, Arme und Reiche, daher der Name „masa“. Eine große Rolle ſpielt dabei der Apfelbaum. Ohne fünf ſolcher, künſtlich hergeſtellt, geht es nicht, und Äpfel müſſen auch da ſein, um jeden Preis, darum wird dieſer Brauch auch mărul genannt.

Wohlhabende geben ſie ſchon im zweiten Herbſt ihrer Ehe, wenn man eine gute Ernte gehabt. Die Hochzeit beſorgten die Eltern, die masa müſſen ſich die Jungen erworben und erſpart haben. Nicht ſelten vergehen über den Vorbereitungen der Ärmern auch ſieben Jahre. Um ſo größer iſt dann die Freude, dieſen Ehrentag doch noch erlebt und möglich gemacht zu haben und nun mit gutem Recht Mitglieder der Nachbarſchaft zu ſein. Bis zur erſten Ernte liegen die Jungen den Eltern im Mehlſack, d. h. ſie eſſen von ihnen den Paluckes und laſſen ſich von der Mutter die Fiſolen kochen. Dies iſt die hauptſächlichſte Nahrung der Rumänen einmal ſüß, dann ſauer, zu feſtem Brei gekocht oder dünn als Suppe.

Fällt die erſte Ernte auch nicht ſehr reichlich aus, ſo iſt doch ſo viel, daß die junge Frau nun ihr eigenes Töpfchen zum Feuer ſetzen kann und es auch oft zum Ärger ihrer Schwiegermutter auf den beſten Platz ſetzt. Selten kommt Branntwein auf den Tiſch, und den Tabak, ohne den auch der Ärmſte nicht leben kann, erſteht der junge Mann für die Eier, die er ſeiner Frau heimlich aus dem Neſte ihrer erſten Hühner nimmt. Übrigens ſind die Frauen nicht ſelten, die ſelbſt dafür ſorgen, daß das unentbehrliche Kräutlein im Hauſe nie fehle, um vorzubeugen, daß hie und da das Neſt leer gefunden werde, denn mit den Eiern kann ſie ſich gar viele kleine Ausgaben beſtreiten.

Zeigt ſich die zweite Ernte günſtig, kann man ernſtlich an die

masa denken, von ihr ſprechen, den Nachbarinnen das große Vorhaben anvertrauen. Neben den Haus- und Feldarbeiten erwächſt der Frau noch eine langwierige Handarbeit, zwei Hemden, die mit einer feinen Stickerei aus ſchwarzer Seide ausgeführt werden, das eine für den Nunu (Beiſtand), das andere für ſeine Frau, die Nănaşa. Dieſe beiden ſtehen ſeit der Trauung dem Chinu (jungen Mann) und der China (junge Frau) am nächſten, ſo nahe, daß ihre beiderſeitigen Kinder ſich nie heiraten dürfen.

An dieſer Arbeit muß die Frau frühe anfangen, ſie erfordert Wochen, da ein Stich genau wie der andere ſein muß. Denn die Hemden werden von mehr als 100 Augen beſehen und bekritelt. Woher ſoll ſie denn ſo viele Zeit hernehmen? Der Mann ruft ſie immer mit aufs Feld. Die Nachbarin weiß guten Rat, ſie hat es ſeinerzeit auch ſo gemacht. Man ſtellt ſich am Morgen krank, klagt über Kopfſchmerzen bis der Mann fort iſt, dann hat man den ganzen Tag frei. Daß die Frauen es ſo machen, weiß jeder Mann, glaubt es aber von der eigenen nicht. Solcher Schwindel hat zu einem Spottlied Veranlaſſung gegeben:

Cucuruz, mălaiu, ovăs
Nice câmpul să nu-l văz,
Câmpul să-l vază bărbatul
Muierea s'aştearnă patul.
„Hai muiere, să săpăm
Cucuruz, mălaiu s'avem,“
„Aşi merge bucuros, mă doare capul,
Mergi, bărbate, că-s beteagă.“
„Tu muiere, hai în tîrg!“
„Stăi bărbate, să mă schimb.“

Mais und Hirſe, Hafer,
Auch das Feld will ich nicht ſehen.
Beſtellen ſoll der Mann das Feld,
Es ſchüttet auf das Bett die Frau.
„Komm', du Frau, wir wollen hacken,
Daß wir Mais und Hirſe haben.“
„Ich käme gern, mich ſchmerzt der Kopf,
Geh', lieber Mann, ich bin ja krank.“
„Auf den Jahrmarkt komm, o Frau!“
„Warte, Mann, ich zieh' mich an.“

Im Spätherbſt, wenn alles eingeerntet und die wichtigſten Feldarbeiten getan, ſo werden nun die Vorbereitungen zum Feſte getroffen.

Acht Tage früher kommen die Frauen der Familie zuſammen, ſieben das Mehl, kneten den Teig und formen daraus 800—1000 kleine Kolak (Kränze), einige ſo groß, daß die Öffnung des Backofens erweitert

werden muß. Die Männer ſorgen für Holz, kehren den Hof und ſtellen vier Bäumchen, die ſie aus dem Wald gebracht, auf. Zwei erhalten ihre Plätze inmitten des Hofes, das dritte am Tore, das vierte im Zimmer. Alle Bäumchen werden mit Äpfeln behangen, daher der Name „Märu“. Der im Zimmer iſt für den Prieſter beſtimmt, die beiden im Hof den beiderſeitigen Eltern, der am Tore wird, wenn er vom Pfarrer geſegnet worden, den Kindern auf die Gaſſe geſchüttelt.

Unter dieſen Vorbereitungen kommt der Sonntag heran. Sowie alle Feſtlichkeiten, Taufe, Hochzeit, Totenmahl, wird auch die masa an einem Sonntag gefeiert. Was ſie tun konnten, hatten ſie getan, daß das Feſt zu ihrer Ehre und zur Freude der Geladenen ausfalle: Gebacken, den Hof und das Haus geputzt, ausgeräumt und dekoriert mit bunt gewebten und genähten Tüchern, Tellern und Krügen — doch das vollkommene Gelingen liegt allein in Gottes Hand. Unſer Herrgott muß auch das Seine dazu beitragen und die Bitte des ganzen Dorfes um blauen Himmel und Sonnenſchein wenigſtens für den Vormittag erhören. Sieht die junge Frau am frühen Morgen am Himmel die Sterne blinken, ſo kramt ſie beruhigt und glücklich ihre Leinwandſchätze aus der bunt geblümten Truhe heraus. Noch einmal ſoll das ganze Dorf ihren Fleiß ſehen und bewundern. Von der Scheune, alſo vom äußerſten Ende des Hofes angefangen breitet ſie Ballen Leinwand auf der Erde aus durch das geöffnete Tor bis in die Straße. Dies der Tiſch, die masa, für das Volk. Nun legt man auf beiden Seiten, etwa 20 cm entfernt, je zwei Kolak aufeinander, obendrauf einen Apfel, in die Mitte des Tiſches abwechſelnd einen Teller mit Hirſebrei, einen mit Sauerkraut und einen mit Gerſtenſuppe, neben letztern zwei hölzerne Löffel, ein Zeichen, daß dieſe drei Teller für zwei Perſonen berechnet ſind.

Rechts von der Haustüre werden zwei Tiſche aufgeſtellt, jeder mit drei Tiſchtüchern bedeckt, und zwar ſo, daß alle ſichtbar, das größte zu unterſt, ein leinenes, baumwollenes und eines aus bunter Schafwolle gewebtes, den ſchönſten, denn ſie ſind der mehrere Stunden langen Betrachtung der herbeiſtrömenden Frauen ausgeſetzt. Die Zuſchauer beginnen ſchon am Morgen ſich zu verſammeln, ſich den beſten Platz zu erobern, trotzdem die eigentliche Feier erſt nach dem Gottesdienſt, etwa 11 Uhr, beginnt. Auf den der Tür am nächſten ſtehenden Tiſch kommen die Gaben für den Prieſter, Äpfel, zwei große Kolak, eine hölzerne Flaſche mit Wein, eine Schüſſel voll mit kleinen Brocken Kolak, die geweiht unter das Volk verteilt werden.

Auf den zweiten Tiſch legt die Frau zuerſt zwei große Kolak, in

jeden einen Apfel, darüber werden die beiden glücklich fertig gewordenen Hemden gebreitet. Auch hier ſpielt der Beiſtand mit ſeiner Frau die größte Rolle. Auch in ſeinem Hauſe wurde gebacken und ein Kalb gerichtet, aber nicht etwa zum Schlachten, ſondern fürs Leben, es ſoll die Stammmutter des gehörnten Viehſtandes des Chinu werden. Deshalb hat ſich der Nunu, ſobald er Nachricht erhalten von der im Herbſt bevorſtehenden masa, nach einem ſchönen, weißen weiblichen Kalb umgeſehen. Es wird feſtlich geſchmückt, um die Stirne erhält es ein Diadem aus Hagebutten, Kürbiskernen und gebackenen Zwetſchen und auch ein gleiches Halsband. An den Hörnern trägt es Blumenſträußchen, aus dem gelbe Wachslichter hervorgucken. Die Nenaſche behängt auch einen Baum mit Äpfeln, Wachskerzen und einer feinen Scholſch (Kopftuch für die junge Frau).

Auf die Nachricht, daß der Prieſter mit ſeinen Kirchendienern, von denen der eine die heiligen Bücher trägt, der andere den Zwergſack, in welchen er nach der Handlung den Tiſch abräumt, das feſtliche Haus betreten hätte, ſetzt ſich auch der Zug des Nunu in Bewegung. Voran zwei ſtarke Burſche mit dem widerſtrebenden Kalb, dem zur Beſänftigung hie und da ein Apfel in den Mund geſteckt wird, dieſen folgen zwei mit dem Baum, dann der Nunu mit ſeiner Frau und ſeinen Verwandten, und ſtellen ſich im Hofe, dem Haus und den Tiſchen gegenüber, auf. Da der Hof nicht alle Zuſchauer faßt, werden auch die Zäune in Mitleidenſchaft gezogen. Daß es dabei nicht ſehr geräuſchlos zugeht, läßt ſich wohl denken. Doch plötzlich tiefe Stille! Der Pfarrer tritt aus der Tür an ſeinen Tiſch und beginnt die Sluſchbe halb leſend, halb ſingend, in welchen Geſang die beiden Daskol einfallen. Er gedenkt auch der geſtorbenen Verwandten und nennt ihre Namen dreimal, betet das Vater unſer, ſchwingt das Räuchergefäß gegen alle Anweſenden, weiht das Kalb, die Bäume und den auf der Erde gedeckten Tiſch. Hiemit iſt die Zeremonie zu Ende, der Pfarrer tritt mit ſeinen Leuten ins Haus, ihm folgen der Nunu mit ſeiner Frau und den übrigen Verwandten und Geladenen. Faſt unbegreiflich, wie in dem ſo kleinen Zimmer ſo viele Perſonen, etwa 60, Raum finden.

Das übrige Volk lagert ſich im Hofe auf der Erde und greift ohne Nötigen zu. Geſchäftige Frauen bringen auf dem Rücken aus dem Keller in ſchönen färbigen wollenen Querſäcken, welche die Stelle von Präſentierbrettern vertreten, Kolak und Äpfel, aufwartend denen, die keinen Platz am Tiſch gefunden. Es bietet ſich ein intereſſantes Bild dem unbeteiligten Zuſchauer dar. Zuerſt die während der ernſten, feierlichen Zeremonie ſo ſehnſüchtig und heißhungrig blickenden Augen der Armen

nach den vollen, aber schon erkalteten Schüsseln und nun die fröhlich Schmausenden, die es auch mit dem Eßbesteck nicht gar genau nehmen, die Gabel nur dem Namen nach kennen oder auch gar nicht.

Ja, das Fest ist gelungen, die Sonne hat geschienen und lauter fröhliche und nun wieder einmal gut gesättigte Menschen beschienen. Und wie das junge Ehepaar jetzt den Armen selbst den Tisch gedeckt, so hofft es dereinst auch im Himmel einen gedeckten Tisch zu finden. Auch die Waisenkinder und Krüppel, — Gott sei Dank, es sind nicht viele, — wurden beschenkt mit einem Hemd, oder einer Schürze oder Tuch.

Trotz alledem fehlt es auch bei dieser Gelegenheit nicht an bösen Zungen. Die eine hatte nur einen alten hölzernen Löffel zum Gebrauche beim Essen bekommen, eine andere den neuen eingesteckt, die dritte ihren Kolak schnell eingesteckt und sich noch einen geben lassen. Dies wird nun alles nicht nur am heutigen Nachmittage, sondern auch an den nächsten Sonntagen, „unter den Wänden", besprochen.

Unbekümmert um diese Vorgänge draußen, hat sich der Priester drinnen unter seinen Apfelbaum am Tische gesetzt, um ihn herum die geladenen Gäste dicht aneinander gedrängt in der festlich geschmückten Stube, aus welcher alle übrigen Einrichtungsstücke entfernt wurden. Es befinden sich nur Tische und Bänke, doch an den Wänden fehlen nicht die Maria mit dem Christuskinde, die Königsfamilie und das „Stufenalter des Menschen". Hoch oben zwischen den Fenstern hängt auch ein Spiegel. Zu hoch, als daß er durch seine Benützung die Eitelkeit erwecken könnte. Ringsherum am Rahmen hängen bunte, frisch gewaschene Krüge. Schadhafte Krüge oder Töpfe dürfen in keinem Hause aufgehängt werden, man hängt sich sonst das Elend ins Haus. Obenauf stehen die Teller. Einen Schmuck der Wände bilden auch die vielen selbstgewebten und gestickten Tücher, der Stolz der Hausfrau. In bezug auf diese Stickerei sind die rumänischen Frauen groß. Sie haben sie abends bei sehr schwacher Beleuchtung ausgeführt ohne irgend eine Vorlage. Es bemerkt eine auf dem Jahrmarkt in einer Bude ein Muster, das ihr gefällt, sie siehts genau an und überträgt es später mit der Nadel gewöhnlich im Kreuzstich auf ein Hemd oder Tüchel, überläßt es aber niemandem zum Nachmachen, denn sie will das Muster allein haben. Doch wie sie es nur im Vorübergehen an der Bude sich erobert, prägen es andere sich beim Tanz oder überhaupt, wo sie den Gegenstand zur Schau trägt, auch ein und gar bald bleibt ihr nur der Trost, es zuerst ins Dorf gebracht zu haben.

Es werden nun auch in dieſem ausgeſchmückten Zimmer volle Schüſſeln aufgetragen. Die Alten haben auf Bänken Platz genommen. Die Jungen ſtehen um die Tiſche, ſo gewinnt man mehr Platz.

Die erſte Stunde vergeht in ernſten, leiſe geführten Geſprächen ſo lange von Wein und Branntwein nur genippt wird, allmählich ſchaut man auch tiefer ins Glas, es kreiſt ſchneller in der Runde, um ſo lebhafter wird auch die Stimmung. Da klopft es an die Türe und herein ſchwebt eine Henne, ähnlich geſchmückt wie das Kalb, und beginnt folgendes Lied zum Lobe des Nunu, der ſie kaufen und gut bezahlen muß (der eigentliche Sänger kniet am Boden oder ſteht verſteckt hinter der Türe):

Vers la masă:

Dela poarta nunului
Păn' la poarta finului,
Merge un rîu de lapte dulce,
Nunul, nunul, dom tinăr.
Dela poarta finului
Păn' la poarta nunului,
Merge un rîu de vin roşu.
Unde şede nunul mare
Par' că-i soarele când răsare,
Unde şede nuna mare
Par' că-i luna când răsare,
Unde şed ficiori de nun
Par' că sunt pui de Păun,
Unde şed fete de nun
Par' c'ar fi pene de Păun.
Nune, nu te întrista,
Că nu-i darul aşa mare
Făr' o vacă mulgătoare
Şi-o găină outoare.
Pune punga dea stânga
Şi plăteşte găina,
De-i plăti găina bine
Ia va oua în toate zile.
De-i plăti găina rău.
Să vă meargă la hărău.

Das Maſa-Lied.

Von dem Tor des Nunu
Bis zum Tor des Finu
Fließt ein Bach von ſüßer Milch
Nunu, Nunu, junger Herr.
Von dem Tor des Finu
Bis zum Tor des Nunu

Fließt ein Bach mit rotem Wein,
Wo der große Nunu ſitzt,
Iſt's als ob die Sonn' aufging.
Wo die große Nuna ſitzt,
Iſt's als ob der Mond aufging.
Wo des Nunu Söhne ſitzen,
Iſt's als ob ſie Pfauen wären,
Wo des Nunu Töchter ſitzen,
Glänzen ſie wie Pfauenfedern.
O Nunu, nichts betrüb' dich,
So groß iſt ja die Habe nicht
Nur eine melkende Kuh,
Ein eierlegendes Huhn.
Hol Geld aus dem Beutel
Zu zahlen die Henne,
Bezahlſt du ſie gut,
Legt täglich ſie ein Ei,
Bezahlſt du ſie ſchlecht
Raubt ſie der Habicht dir.

Es iſt dies das Zeichen, daß nun die „Fidulität" beginnt. Man bringt einen Geiger und fängt an trotz des kleinen engen Raumes zu tanzen. Der Wein und Branntwein fangen an die Luſtbarkeit zu ſteigern. Zorn und Luſtbarkeit auf der Höhe ſind Geſchwiſter, die man beide nur vertragen kann, wenn man mitten drin aufgewachſen. Da iſt dann für den Beobachter gut, wenn er nicht weiter ſtören will und ſich nach Hauſe begibt bis zur nächſten Feier, die jeder ſolange als möglich hinausſchieben möchte, die aber doch täglich näher kommt, niemandem erſpart bleibt — die Totenfeier „Pomeană". Zwiſchen dieſen beiden großen, an welchen ſich die Nachbarſchaft, ja man könnte faſt ſagen, das ganze Dorf beteiligt, liegen, wenn der Menſch Glück hat, noch viele kleine, nur im engſten Familienkreiſe gefeierte Feſte — die Taufe der Kinder.

Geburt und Taufe.

Iſt das neugeborene Kind geſund und kräftig, darf es bis zum nächſten Sonntag ungetauft bleiben, doch trägt man es zu den heiligen Bildern im Zimmer und gibt es dieſen Heiligen in Schutz, darauf hält man es an den Ofen und ſagt dabei: ſo ſtill, wie dieſer Ofen, ſollſt auch du ſein, damit das Kind fromm werde. Iſt es ſchwächlich, gibt man ihm vor einem ſolchen Bilde einen Namen im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Dies iſt dann die Nottaufe. Dann kann man ſeinem etwaigen Tode beruhigt entgegenſehen, denn es iſt durch dieſe Taufe ein Chriſt geworden aus einem

Heiden und darf christlich begraben werden. Kommt ein Kind tot zur Welt oder stirbt gleich nach der Geburt, so fasten die Eltern eine Zeit lang, denn sie meinen, Gott habe sie für eine begangene Sünde strafen wollen und glauben selbige durch Fasten zu sühnen.

Am dritten Abend legt man Geld, so viel in der Familie aufzutreiben ist, wenn möglich etliche hundert Gulden, auf den Tisch, Salz, Brot, im Winter Fleisch, im Sommer Speck, und die besten Männer- oder Frauenkleider, je nachdem das Kind ein Knabe oder Mädchen ist. Man glaubt nämlich, daß die Urschetor, das sind die dem noch ungetauften Kinde sein Schicksal in die Wiege legenden Geister, in der dritten Nacht kommen und ihm so viel Glück in die Wiege hinein legen als es wert ist. Den Wert ermessen sie aber an den auf dem Tische liegenden Sachen. Früher, als die Menschen noch nicht so sündig waren, hörten sie zuweilen die Urschetor sich über die Geschenke besprechen, doch jetzt lauschen sie vergebens in der stillen Nacht und können nichts mehr erlauschen. Neugierig sind sie übrigens nicht, daß sie sich die Nachtruhe stören ließen, denn abwenden können sie das profezeite Übel doch nicht. „Seinem Schicksal kann niemand entgehen.“ Man weiß Beispiele aus der guten alten Zeit, daß sich das profezeite Unglück trotz aller erdenklichen Sorge und Bemühung doch erfüllte.

Sechs Wochen lang darf die Mutter nicht über die Schwelle der Gassentüre treten. In dieser Zeit schwebt das Kind in steter Gefahr, vom Alb (sächsisch ɑ̈lɔf, rumänisch Necuratu) ausgewechselt zu werden, doch kann man es leicht bewahren. Es darf nur nicht allein im Zimmer bleiben, oder wenn die Mutter hinaus geht, legt sie einen eisernen Gegenstand, ein Messer, eine Gabel oder ein Schüreisen, schließlich auch nur einen Besen neben das Kind, sie selbst nimmt auch etwas derartiges in die Hand, so kann ihm nichts geschehen. Auch über die Mutter hat der Teufel in dieser Zeit mehr Gewalt, darum muß sie täglich dreimal das Vaterunser beten und so oft sie etwas ungewöhnliches um sich spürt, sich bekreuzen und sagen: „Herr verlaß mich nicht, Herr hilf mir.“ Kreuz und Gebet kann der Teufel nicht vertragen — er zieht ab, auch das Räuchern mit Weihrauch oder mit Wolfshaar verträgt er nicht. Einmal meinte eine junge Frau zu träumen, der Teufel habe sich zu ihren Häupten gesetzt und sich ihre Zöpfe in den Mund gesteckt. Hierüber erschreckt, wacht sie auf und erzählt ihrer Schwiegermutter diesen Traum. Mein Kind, du hast nicht geträumt, der Teufel war bei dir, mach dir das Kreuz und bete ein Vaterunser, unterdeß werde ich räuchern. Die Frau tat, wie sie die Alte gelehrt und hat seither keinen Teufel mehr gespürt

Trifft es ſich, daß das Kind bald nach der Taufe ſtirbt oder wenigſtens bevor ein zweites da iſt, ſo trägt man das Nächſte nicht durch die Türe zur Taufe, ſondern übergibt es durch das Fenſter der Nenaſche, damit es nicht auch ſterbe. Wenn dieſe ins Taufhaus gekommen, legt ſie einige Kreutzer dem Täufling in die Wiege, dieſe nennt man Schlaf, d. h. ſie ſollen bewirken, daß das Kind fromm werde oder bleibe.

Die Nenaſche trägt das Kind in die Kirche, ihre Begleiterin, eine Frau oder Magd, den Zwergſack, aus welchem ſie zwei ſchöne Tiſchtücher heraushängen läßt, zur Zierde. Im Sack befindet ſich ein Stück neue Leinwand und eine Fatſche. Einen Zipfel von dieſen beiden taucht der Pfarrer in geweihtes Waſſer, beſprengt das Kind dreimal damit, nachher ſchüttet er ihm unter Gebet dreimal Waſſer über den Kopf. Das arme Ding ſchreit und zappelt, bis es die Nenaſche ſchnell in ein Flanell hüllt, gut zudeckt und nach Hauſe trägt. Dies iſt der erſte Grad der Abhärtung. In letzter Zeit, zumal im Winter, wird das Taufwaſſer gewärmt. Unbewußt ahmen dieſe Rumänen die Erziehung ihrer Kinder den Spartanern nach. Schwächliche ſterben am Taufbade, diejenigen aber, welche die erſten Wochen überdauern, werden ſtark und kräftig. Auch die Sitten ſind denen der Spartanern ähnlich:

„Eine Schande iſt es nicht das Fiſchen
Laß' dich dabei nur nicht erwiſchen,
Sonſt hau
Ich dir die Knochen blau"

lehrt mancher Vater.

Einen beſonderen Taufſchmaus gibt es nicht. Man ladet die Nenaſche zum gewöhnlichen Mittageſſen ein, wobei man auch durch Zucker geſüßten Branntwein auf den Tiſch ſtellt, damit ſie einmal auf die Geſundheit des Kindes und der Eltern trinke. Als Patengeſchenk muß ſie einige leinene Windeln und eine aus blauem Flanell geben.

Hat das Kind irgend ein Mal an ſeinem Körper, ſo braucht man bei Wahrnehmung desſelben nur einen Wunſch über das Kind auszuſprechen, ſo erfüllt er ſich. Anna Raiku erzählt: „Mein Junge hatte einen weißen Reif um die Krone des Hauptes, wie ein Häubchen; doch hatte man leider unterlaſſen im Hinblicke darauf einen Wunſch auszuſprechen, und ſo wird mein Kind immer arm bleiben.

Die Kinder der Wohlhabendern wachſen auf der Gaſſe groß. Arme Kinder müſſen ſchon in früheſter Kindheit ſich das Brot oder den kalten Paluckes erwerben, hauptſächlich als Pflugtreiber oder im Dienſte eines

Hirten. Letzteres allerdings nicht immer so von Poesie umgeben, wie im Gedichte Uhlands.

„Meinen vaterlosen sechsjährigen Knaben wollte der Großvater nur unter der Bedingung in Pflege und Erziehung nehmen, daß er ihm bei der Büffelherde Hirtendienste leiste. Da mußte ich denn noch vor Tagesanbruch das arme Kind aus tiefstem Schlafe wecken, den Schlaftrunkenen selbst anziehen, ihm die Peitsche in die Hand geben und so ausgerüstet auf die Gasse bringen, worauf er seinen Tagesdienst antrat. Kam des Tages über ein Regen, ging ich mit dem Bobo (Mantel aus Schafwolle) hinaus und brachte den Knaben abends im Arme heim, legte ihn ins Bett, gab ihm Hollundertee zum Schwitzen. Wenn es mir möglich war, ging ich noch vor Ausbruch des drohenden Regens zur Herde, schickte das Kind heim und blieb in seiner Stelle, die Erfüllung seiner Pflichten übernehmend. Dabei ist er fröhlich gediehen." (Anisie lui Stefan.) Das ist der Beginn der Laufbahn vieler rumänischer Knaben.

Die Pomeană.

Ein Rumäne, welcher das Alter von sechzig Jahren erreicht, hat genug gelebt. Ist er aber noch rüstig und gesund, freut er sich trotzdem seines Lebens, hat aber den Tod immer vor Augen und fürchtet ihn nicht; befällt ihn dann eine Krankheit, so hält er es nicht mehr für nötig, einen Arzt zu befragen. Er hat ja genug gelebt (şi-o trăit destul), ist eine stehende Redensart.

Vor vielen Jahren war es Sitte, daß der Sohn den Vater, wenn er das Alter erreichte, auf den Kopf schlug, daß er starb. So ein alter Vater sprach einmal zu seinem Sohn: „Mein Sohn, es ist jetzt Zeit, daß du mich auf den Kopf schlägst, was werden die Leute sagen, wenn sie mich noch immer hier auf der Erde herumgehen sehen?" „Vater, ich kann euch nicht töten; wenn ihr nicht mehr unter den Menschen leben wollt, kommt in den Keller, da sieht euch niemand, ich bringe euch das Essen dorthin." So lebte der Alte nun im Keller, der Sohn sorgte für ihn, daß es ihm an nichts fehlte. Wenn der Sohn einen Rat brauchte, ging er zu seinem Vater und fragte ihn. Eines Tages, im Herbst, zur Zeit der Aussaat, kam er wieder zu seinem Vater und klagte ihm, es wäre eine große Hungersnot, man habe nichts mehr zu essen und auch kein Korn mehr zum Säen. Da sprach der Alte: „Die Scheune ist nicht seit sehr lange mit Korngarben gedeckt, nimm sie herunter und drisch sie noch einmal, es sind gewiß noch Körner drinn." Der Sohn tat es und fand noch so viel, daß er nicht nur sein Land

beſäen konnte, ſondern es blieb ihm noch genug zum Eſſen. Als die Leute dies ſahen, deckten alle ihre Scheunen auf und begannen das Stroh noch einmal zu dreſchen — die Hungersnot hatte ein Ende. Da kamen ſie über den jungen Mann und beſtürmten ihn, zu ſagen, von wem er es gelernt, denn in ſeinem Kopfe wäre dies nicht entſtanden. Er wollte zuerſt nicht ſagen, bis ſie ihm drohten, ihn umzubringen, da geſtand er, ſein Vater lebe noch im Keller und er habe es ihn gelehrt. Da gingen alle in den Keller und brachten den Alten herauf und ehrten ihn und ſagten: „Wir dürfen die Alten nicht mehr auf den Kopf ſchlagen, ſie ſind geſcheidter wie wir, wir können noch viel von ihnen lernen.“ Seither hat es niemand mehr getan. (Bägendorf.)

Ebenſo geht es mit den kleinen Kindern, wenn ſie krank ſind; was weiß da ein Arzt, und wenn ſie Lebtage haben, ſterben ſie nicht und wenn ſie auch ſterben, ſo ſind ſie befreit von aller Erdennot (o scăpat din lumea asta) und „um Kinder iſt keine Not“, ſie wachſen auf, wie die „Buretz“. Aber trotz aller dieſer tröſtenden Redensarten, die oft naiv geſprochen, doch herzlos klingen, werden doch alle Toten ſehr beweint und beklagt und wird ihnen die letzte Ehre erwieſen, wie es ſich geziemt und ſollten ſich die nächſten Verwandten auch in Schulden ſtürzen. Selten ſtirbt jemand unverſorgt. Scheint er ſterbenskrank zu ſein, holt man gleich den Pfarrer, der ihn verſorgt, das heißt, ihn mit den heiligen Sterbeſakramenten verſieht. Zu ihm hat der Kranke auch mehr Vertrauen als zum Arzt. Er läßt für ſich beten. Iſt die Krankheit langwierig und weicht nach den Gebeten des einen Popen nicht, ſo werden ſieben berufen, die Slujbă (Gebete) machen. Für die Beköſtigung und die entfallende Geldtaxe ſorgt der Kranke oder ſeine Angehörigen gerne. Hilft auch dieſes Gebet nicht, ſo laſſen ſie in 7 oder 13 fremden Gemeinden beten. Solche Ausgaben — 40—50 fl. — ſcheut der glaubensſtarke Rumäne nicht, viel ſchwerer fällt es ihm, dem Arzt oder Apotheker einen Gulden zu geben. Liegt ein ſolches Menſchenkind, ſei es jung oder alt, nur getauft muß es ſein, im Sterben, gibt man ihm eine brennende Kerze in die Hand, nimmt es aus dem Bett und legt es auf den Boden auf Stroh, weil ihm da Gott raſcher „verzeiht“ und von den Leiden befreit. Der Geſtorbene wird gewaſchen, mit dem Brauthemd und neuen Kleidern angezogen, einen Kreuzer ſteckt man ihm in den Mund, oder legt ihn zwiſchen die Hände, denn bis zum Himmel geht der Weg über Päſſe, wo er Maut zahlen muß, und wehe den Verwandten, die ihren Toten ſchwache Schuhe anziehen! Und wehe auch den klagenden Weibern, wenn ſie Unſinn klagen. Noch lange bilden ſie das Geſpräch „unter den Wänden“

im Sommer, in den Spinnſtuben im Winter. Mit dem „Klagen“ wird der Tote geehrt, aber nicht jeder Frau iſt dieſe Gabe eigen, darum dingt ſie ſich ein Klageweib. Iſt ſie ſelbſt ſehr angegriffen und wirklich traurig und geht ungekämmt mit einem ſchwarzen Tuch auf dem Kopf herum, ſo wird ſie bedauert und wegen ihrem Schweigen nicht verurteilt. Einmal traf es ſich, daß ein älterer guter Mann ſtarb, der eine noch jüngere Frau hatte. Dieſe wollte in ihrem Schmerz ſchön ausſehen und richtete ſich eine weiße Scholſch vor dem Spiegel auf dem Kopf, während ſie einer Frau einen Kukurutzmehlkuchen (Mălaiu) verſprach, wenn ſie ihren Mann ſchön klage. Während die trauernde Witwe noch vor dem Spiegel ſtand, begann die andere ihre ſingende Klage, ſo daß alle unter dem Fenſter Stehenden und die im Vorbeigehen Stehenbleibenden hören konnten:

Vai de mine hălălău
Că mă cânt dup'un mălaiu,
Moi cânta — şi nu mi da.

Hierauf ſtampfte die Witwe mit dem Fuße und rief:

„Ba ţi-oi da
Proastă basama.“

Die andere antwortete:

„Că ori mi da — ori nu mi da,
După el tot moiu cânta.“

„Ach, weh' meiner, weh',
Ich klag' um einen mălaiu.
Ich werde klagen —
Und ſie wird mir ihn verſagen.“
„Ich werd ihn geben dir
Du dummes Vieh.“
„Ob du mir ihn gibſt oder nicht gibſt,
Um ihn klagen werd' ich doch.

Obwohl dieſe beiden Frauen noch leben, iſt dieſe Klage zum Zitat geworden und ſie bekommen ſelbige oft und oft zu hören.

Manche klagt ſo ſchön, daß kein Auge trocken bleibt. Ich will hier nur noch die Klage einer Frau um ihren Mann und alle ihre Kinder, die ihm bald nachgefolgt, erwähnen. Um den Mann:

Soţu meu, şi bunul meu
Cum mai năpustit de rău,
Cu patru copîi mai lăsat.
Da cine să mi-i căsătorească
Şi cine să mi-i hrănească,
Că n'am, dulciule, pe nime,
Că-s străină aşa de rău
Că n'am pe nime, făr' pe Dumnezeu.

Mein Gefährte, mein Guter!
Wie haſt du mich verlaſſen,
Mit vier Kindern haſt du mich gelaſſen,
Wer ſoll ſie jetzt unterweiſen?
Wer ſoll ſie mir nun ſpeiſen?
Ich habe, mein Süßer, niemanden mehr.
Bin fremd hier geworden, ach ſo ſehr,
Bei mir ſein wird Gott allein.

Klage um die Kinder:

Floare dulce, cum oiu duce!
Că mă duc cu dorul tău
Tu rămâi cu Dumnezeu.
Eu mă duc cu mila ta,
Tu rămâi cu precesta.
Ioane, sufletul mumi,
Fiiul meu, dragul meu,
Tare m'am bucurat de voi,
Mai bine m'aşi fi dus eu,
Ca voi tinerilor.

Aniţo dulce, floare de vară,
Dute şi te 'ntoarce iară,
Puica mumi, floare 'nfloritä,
Da pe-acolo te vei duce,
Şezi jos şi te odihneşte
Şi cu tatăl-tău povesteşte,
Mult să nu zăbovească
După mine să pornească.
Copiii mi i-am crescut şi mi-o luat pe toţi,
Dar' n'am ce zice, Dumnezeu mi i-a dat,
Şi Dumnezeu mi i-a luat, şi m'au lăsat
O muiere străină în lumea asta:
Dar' n'am ce zice.

Meine ſüße Blume, wie werd ichs tragen!
Ich gehe mit der Sehnſucht nach dir,
Du bleibſt bei Gott.
Ich gehe mit meinem Leib um dich,
Du bleibſt bei den Heiligen.
Ioane, mein Leben,
Mein Kind, mein liebes,
Wie hatte ich mich ſo gefreut über euch,
Wenn ich doch wäre gegangen für euch Jungen.
Aniţa (Mädchenname), ſüße Blume des Sommers,
Ach, kehre zurück,
Du meine aufgeblühte Blume,
Wohin du auch wirſt gehen,
Deinen Vater wirſt du ſehen,
Sag' ihm, er ſollt nicht mehr lange ſäumen
Und mich abholen.

„Die Kinder habe ich mir erzogen und nun alle verloren, aber ich hadere nicht, ich grolle nicht, denn Gott hat sie mir genommen, Gott hatte sie mir auch gegeben und er hat mich gelassen, eine fremde Frau auf dieser Erde — ich grolle nicht".

Durch solche Klagen scheinen sie sich das Herz zu erleichtern, denn sie gehen dann wieder ruhig ihrer Arbeit nach, und will die Mutter die Erinnerung überwältigen, geht sie aufs Grab und schreit wieder ähnliches.

Zur Totenwache versammeln sich alle Verwandten, Freunde und Nachbarn. Um Mitternacht wird Brot und Branntwein herumgereicht. Am nächsten Morgen kommt der Pfarrer ins Leichenhaus und liest ein Gebet. Die Frauen backen und richten die Pomeană (Totenmal, Tränenbrot) ganz so, wie bei der masa, welches gleich nach der Beerdigung stattfindet. Am Morgen vorher gehen Frauen oder Männer, je nachdem der Tote eine Frau oder ein Mann ist und singen unter dem Fenster folgendes Lied:

Cântecul cel mare.

Acolo sus, şi mai în sus,
Sub cer roşu răsărit
Este o chilie, dalbă de tămâie,
De şede sfânta Marie
Şi tot scrie pe hârtie.
Scrie vii cu vii
Şi morţii cu morţii.
Alelei sfântă Marie,
Nu mă scrie cu morţii,
Da mă scrie cu vii,
Am casă de-a grijl
Şi curte de-a stăpânl
Şi copli de-a milul.
Dar Marie, faţă dalbă,
Tu te-ai întârziat.
Că cerneala am vărsat
Şi condeiul am pierdut,
Şi hârtia am sfîrşit
Şi-am apucat de te-am scris.
Dar Marie, faţă dalbă,
Tu te roagă de vămaş,
Să nu mă treacă vămile,
Că lor bine le-oi plătl,
Ciucur verde de mătasă
Dorul cu tot de-acasă.
Dar Marie, faţă dalbă,
Tu te roagă, dragă roagă
Iar te roagă de vămaş,

Să-şi plece ramurile,
Să-ţi culegi brad verde,
Să-l aşterni braţelor şi spatelor.
Că braţele vor mucezi
Şi spetele vor putrezi.
Dar Marie, faţă dalbă,
Te roagă de socrul-tău,
Ca şi el să te jelească,
Tocmai un an încheiat,
Făr de pălărie pe cap,
Cu părul nepeptenat.
Dar Marie, faţă dalbă,
Să te rogi de fii tăi,
Să te jelească un an încheiat,
Cu năframă neagră pe cap.
Strigă mortul la fereastră:
„I-am, ieşi tu Marie afară!“
Aşi ieşi, nu pot ieşi
Dela copli a mă despărţi,
Nu mă pot răscumpăni.

Das große Lied (Totenlied).

Dort oben und noch höher,
Unter dem Himmel, mit rotem Aufgang
Iſt ein glänzendes Haus aus Weihrauch,
Dort wohnt die heilige Marie
Und ſchreibt immer auf Papier.
Sie ſchreibt die Lebenden zu den Lebenden
Und die Toten zu den Toten.
Ach, heilige Marie,
Schreib mich nicht zu den Toten,
Schreib mich zu den Lebenden,
Ein Haus hab ich zu beſorgen
Und einen Hof zu beherrſchen
Und Kinder zu erziehen.
Aber, Maria, mit zartem Geſicht,
Du haſt dich verſpätet.
„Verſchüttet hab ich die Tinte
Und die Feder verloren,
Voll geſchrieben das Papier
Und bin zu dir gekommen, dich zu nehmen.“
Aber, Marie, mit dem zarten Antlitz,
Bitte doch den Zöllner,
Daß er die Päſſe mich nicht läßt überſchreiten,
Ich will's ihm gut bezahlen,
Mit grünen Franſen aus Seide
Und die Sehnſucht aus meinem ganzen Hauſe.

Aber, Marie, zartes Antlitz,
Ich bitte dich, Liebe, ich bitte dich
Und ich bitte dich wieder um den Zöllner,
Es möchten dir gefallen die Äſtlein,
Du möchteſt dir ſammeln grüne Fichtennadeln,
Sie unter Arme und Schultern breiten.
Die Arme werden verweſen
Und die Schultern werden vermodern.
Aber, Maria, zartes Angeſicht,
Bitte deinen Mann,
Daß auch er Trauer anlege um dich,
Grade ein volles Jahr,
Ohne Hut auf dem Kopf,
Mit dem Haar ungekämmt.
Aber, Marie, mit zartem Angeſicht,
Du ſollſt bitten auch deine Kinder,
Daß ſie dich betrauern ein ganzes Jahr,
Mit ſchwarzem Tuch auf dem Kopf.
Es ruft der Tod am Fenſter:
„Komm, du Marie, heraus!“
Ich möchte kommen, aber ich kann nicht kommen.
Von den Kindern kann ich mich nicht trennen,
Von ihnen mich nicht losreißen.

Nach dem Geſang gehen ſie hinein, trinken Branntwein, dem Toten die ewige Ruhe wünſchend, und eſſen Kolak. An den drei nächſten Abenden nach dem Begräbnis laden die Trauernden drei im gleichen Alter und Geſchlecht ſtehende Perſonen wie der Geſtorbene zum Abendeſſen ein und wären es nur drei zweijährige Kinder. Jeder von dieſen drei Gäſten erhält ein Geſchenk mit nach Hauſe. Der eine ein Krüglein, der zweite ein Schüſſlein, der dritte ein Stückchen Leinwand, ſo hat auch der Tote auf ſeinem letzten Wege Speiſe, Trank und Kleidung. Ebenſo erhält jeder, der an der Leichenfeier teil genommen, ein Tüchlein. Oft werden die Kleider des Geſtorbenen unter die Armen aufgeteilt, „de pomanä“. Wir würden ſagen „zum Andenken,“ aber es iſt mehr, etwa „um Gotteslohn“. Drei Morgen nach der Beerdigung geht die nächſte weibliche Verwandte mit einer Freundin ſehr frühe zum Grab. Sie umkreiſen dasſelbe dreimal, in der Hand einen Kolak und brennenden Weihrauch, immer wehklagend. Wer ihnen auf dem Heimweg zuerſt begegnet, der erhält den Kolak.

Nach etwa ſieben Wochen findet die zweite Pomane ſtatt und nach einem Jahre die dritte. Früher durften die Gräber ungetaufter oder totgeborner Kinder nicht von der Sonne beſchienen werden, deshalb begrub man ſie ins Vorhaus hinter die Türe, (dieſer Raum iſt weder mit Dielen noch mit Ziegeln eingelegt, ſondern die Erde nur mit Sand

überſtreut), oder in den Keller. Später wurde es den Leuten doch unangenehm, und ſie tragen jetzt den kleinen Toten in der Nacht auf den Friedhof, graben in den friſcheſten Hügel geſchwind ein kleines Grab und legen ihn hinein. Dieſe Beerdigung beſorgt nur eine, höchſtens zwei Perſonen, damit nur ja niemand etwas davon wiſſe. Früher ſollen im geheimen nach ſieben oder zehn Jahren die Gebeine herausgenommen, gewaſchen und wieder begraben worden ſein, doch geſchah dies bei nachtſchlafender Dunkelheit und nur das Mahl nachher war öffentlich und verriet, daß dies geſchehen. Jetzt ſoll dieſer Brauch aufgelaſſen ſein.

3.

Der Feſtkreis des Jahres in Brauch und Glaube der Rumänen.

Alle Feiertage halten die Rumänen gewiſſenhaft. Die hohen um ihrer ſelbſt willen, die kleinen, unbedeutenden aus Furcht vor dem betreffenden Heiligen, damit derſelbe nicht etwa einmal beleidigt, den Saaten auf dem Felde oder dem Vieh im Hof ein Schade zufüge. Sie feiern ſie in ſchöner poetiſcher Weiſe. Faſt alle dieſe Feiertage haben neben der kirchlichen Bedeutung eine zweite, im Volk entſtandene, die im Laufe der Zeit zum Wunder herangewachſen iſt.

Einer ihrer größten Wünſche iſt, die Zukunft zu erkunden. Sie ſcheuen ſich nicht, ſich von der wandernden Zigeunerin bis zum Mönche hierüber Auskunft zu verſchaffen. Für die Befriedigung dieſer Neugierde iſt die letzte Nacht des alten, zugleich die erſte des neuen Jahres am günſtigſten. — Man nennt ſie ajunul sfântului Vasile sau anul nou. Vasile war ein frommer Chriſt und tat viele chriſtliche Werke, darum gab ihm Gott, als er geſtorben war, Gewalt über den böſen Geiſt — Duh necurat. — Iſt jemand krank und weiß nicht, was ihm fehlt, läßt er das Gebet des heiligen Vasile beten. Das hilft. Es koſtet aber auch 60 Kreuzer.

Dieſe Nacht wird ausgenützt von jung und alt. Bloß der Kinder Wünſche gehen nicht weit hinaus, ſie wiſſen, daß, wenn ſie die Schuhe auf den Herd ſtellen, ſie ihre Wünſche am nächſten Morgen erfüllt finden. Sie freuen ſich über die mit Krapfen und Äpfeln angefüllten Stiefel. Sie legen ſich ruhig ſchlafen und überlaſſen es der erwachſenen Jugend und den Alten, die ganze Nacht hindurch das Orakel zu befragen — vräjim. — Die hauptſächlichſten Fragen der Alten ſind: wie wird es im nächſten Jahre mit der Geſundheit, mit dem Leben ſtehen? Mit dem Wetter, mit den Fruchtpreiſen? Die Jungen haben nur eine Frage: Wie wird der oder die Zukünftige ausſehen, wird ſie ihn, oder

er ſie ſchon in dieſem Jahre bekommen? Die Antwort auf dieſe Frage lockt man dem Schickſal auf verſchiedene Weiſe heraus.

Bezüglich der Geſundheit gilt folgender Brauch: Man ſchlägt am Abend des h. Baſile — Sylveſterabend — in das Eis des nächſten Grabens ein Loch — burduf, — wirft zwölf Haare hinein, indem man ſagt: „Hui im alten, hui im neuen, hui über 100 Jahre.“ Schöpft dann Waſſer daraus und bringt es nach Hauſe. Auf einen Teller legt man Blätter von Immergrün oder Buchsbaum, ſo viele als Familienmitglieder ſind und beſtimmt jedem ſein Blatt, gießt dann von dieſem Waſſer darüber und läßt es bis am Neujahrsmorgen ſtehen. Deſſen Blatt grün bleibt, der iſt das ganze Jahr hindurch geſund, deſſen Blatt aber ſchwarz wird, der kränkelt. Nach anderen bedeutet das grüne Blatt Leben, das ſchwarze den Tod.

Man legt auch die bezeichneten Blätter in ein Glas, gießt ſolches Waſſer darauf. Die am Neujahrsmorgen untergeſunkenen bedeuten Krankheit, die ſchwimmenden Geſundheit. Oder man legt Immergrün oder Buchsbaumblätter in die heiße Herdſtelle. Das ſich ſtreckende oder grade bleibende Blatt bedeutet Geſundheit, das ſich kräuſelnde Krankheit.

Zwei Blätter von Buchsbaum legt man auf den heißen Herd, das eine beſtimmt man dem Mädchen, das andere ihrem Zukünftigen. Bringt die Hitze dieſe Blätter zu einander, bekommen ſich ſich, treibt ſie ſie auseinander, kommen ſie nicht zuſammen.

Ein bei den Rumänen und auch den Sachſen beliebtes Orakel iſt der Zwiebelkalender, ſie behaupten, es ſei zuverläſſig. Man nimmt zwölf Zwiebelſchalen, gibt jeder den Namen eines Monates und legt Salz hinein. Bleibt das Salz trocken, ſo bedeutet es für den betreffenden Monat Trockenheit, iſt es feucht oder gar naß, ſo regnet es in dem Monat.

Man nimmt zwölf Weizenkörner, beſtimmt jedem den Namen eines Monates, wirft ſie dann der Reihe nach in den heißen Ofen, ſpringt das Korn in den Ofen hinein, iſt die Frucht in dem Monat teuer, ſpringt es heraus, iſt ſie billig.

Ein Haar legt man auf die heiße Herdſtelle, krümmt es ſich, ſo iſt das Jahr fruchtbar, bleibt es grade, unfruchtbar. Daſſelbe gilt auch von der Liebe. Dem Haar gibt man den Namen des Burſchen. Das Mädchen reißt es ſich aus dem Zopf, legt es auf die Herdſtelle. Kräuſelt es ſich, ſo liebt der Burſche das Mädchen, bleibt es grade, iſt ſie ihm gleichgültig.

Man röſtet eine Maß Haferkörner. Wenn ſie heiß geworden, ſpringen ſie in einem fort kniſternd herum, dann ſagt die Frau: „Wie

dieſer Hafer ſchnell durcheinander ſpritzt, ſo ſollt auch ihr, meine Hühner, ſchnell und viel Eier legen. Dieſen geröſteten Hafer miſcht man den Legehühnern ins Futter.

Um Mitternacht gehen die Mädchen zum Holz, nehmen den Arm voll ungezählter Scheite und bringen ſie ins Haus, um ſie zu zählen. Hat das Mädchen eine grade Zahl herein gebracht, heiratet ſie im Laufe des Jahres, iſt das letzte Scheit ein ſchönes grades, bekommt ſie einen ſchön gewachſenen, iſt es verkrüppelt, bekommt ſie einen verkrüppelten Bräutigam, — om ticălos.

Sie gehen zum Zaun, fangen in der Dunkelheit ungefähr in der Mitte die Pfähle an zu zählen, bezeichnen den zwölften mit einem Strohſeil oder ſonſt was, ſehen dann am Neujahrsmorgen nach, ob der bezeichnete ein ſchöner grader iſt oder krumm und häßlich, denn wie dieſer Pfahl, ſo iſt der Zukünftige. Oder ſie fangen an zu zählen bis auf zehn. Iſt der zehnte Stecken behauen, das heißt ohne Rinde, ſo iſt der Zukünftige arm, hat er die Rinde, reich.

Um Mitternacht ſchöpfen ſie aus dem Brunnen Waſſer, es darf nicht im Eimer übrig geblieben ſein — apă neîncepută — unangefangenes Waſſer. Jedes Waſſer, welches um Mitternacht, oder überhaupt am frühen Morgen zuerſt geſchöpft wird, iſt heilſam und beſitzt einige Zauberkraft. Jede emſige Hausfrau trachtet demnach zuerſt das Waſſer aus dem Brunnen für den Trank ihrer Angehörigen zu ſchöpfen. Solches Waſſer alſo nehmen die Mädchen in den Mund, gehen zum Schweineſtall, ſchlagen an die Türe, ſpucken das Waſſer wider ſie und rufen: „Măi porcule, heirat ich dieſes Jahr?“ Grunzt das Schwein, bedeutet es „ja,“ bleibt es ruhig „nein.“

Gewöhnlich verſammeln ſich Burſche und Mädchen zuſammen in einem Haus, manchmal auch Mädchen und Burſche getrennt. Alle dieſe Zaubereien — vrăjitorie — gelten für beide Geſchlechter. Die beliebteſte Zauberei iſt in Alzen und Geſäß „das Töpfchen ſtellen“. Man ſtülpt fünf kleine Töpfchen auf den Tiſch. Dann müſſen alle im Zimmer Anweſenden hinausgehen bis auf eine — die vrăjitoare — Zaubererin. Iſt ſie allein, legt ſie unter das eine ein Ringlein, unter das zweite eine Kohle, unter das dritte Brot, unter das vierte Salz, unter das fünfte Werg. Iſt dies geſchehen, kommen die Hinausgegangenen wieder herein, jede hebt ein Töpfchen auf, trifft ſie das Ringlein, ſo iſt der Zukünftige ſchön, die Kohle bedeutet einen ſchwarzen häßlichen. Wer die bekommt, wird ausgelacht, nicht minder wer das Werg hat, denn dies bedeutet zottig, behaart, einem Hunde ähnlich. Am beſten iſt das Brot

es bedeutet Reichtum, das Salz Armut. Sind mehr als fünf Personen, wird das Spiel wiederholt, bis alle ihr Schicksal gezogen.

In Gesäß ist noch ein alter Brauch, der aber immer mehr abkommt. Die Burschen umwickeln alte Wagenräder mit Werg und Stroh, gehen damit auf den Berg, zünden sie an und lassen sie brennend in der Neujahrsnacht den Berg hinunter rollen — dă drumu —.

Am Neujahrsmorgen gehen hauptsächlich die Zigeuner zu ihren Arbeitgebern und Paten, beglückwünschen sie durch Berühren mit einem Stab, der mit bunter Wolle umwickelt, mit Bändern und Papierblumen geschmückt ist. Dieser Stab heißt in Holzmengen Vasolga oder Vasilca, in Alzen Solgova und Sorcova. Während die Gratulanten die Heimgesuchten mit dem Stabe berühren, sagen sie: „Sorcova, sorcova, Ihr sollt leben, Ihr sollt alt werden, wie der Frühling, wie der Sommer, wie die Rebe des Weines, wie die Körner des Weizens."

Für diesen Wunsch erhalten sie Geld und Eßwaren.

Am Neujahr, manchmal auch am heiligen Dreikönigstage, gehen sie mit dem „Bären". Sie bleiben nicht nur im eigenen Dorf, sondern gehen auch in die Nachbarorte. An einem Stabe sind zwei Brettchen zusammengefügt, die leicht auf- und zugeklappt werden können und den Mund des Bären bilden. Auch dieser Stab, oder besser der so hergestellte Kopf wird mit färbigen Tüchern und Bändern geschmückt. Ein Zigeuner hält diesen über seinen Kopf, er selbst wird mit einem Leintuch verhüllt. Zwei andere halten Spieße in der Hand, an die sie Fleisch und Sauerkraut, überhaupt die in Eßwaren bestehenden Geschenke stecken. So gehen sie singend von Haus zu Haus. Dieses Singen heißt colinda. Colinda bedeutet das Herumgehen, Weihnachtslieder singend und Eßwaren dafür erhaltend.

Das Herumziehen mit dem Bären — manche nehmen dazu einen Schweinskopf — lockt die Gassenjungen herbei. Am Anfang des Dorfes sind es drei Personen, die bis am Ende zu einer Prozession anwachsen.

Fast jeder größere Feiertag hat seine bestimmten Speisen. Am Neujahr backt jeder, auch der Ärmste Krapfen und „wenn er ihnen das Fett auch nur zeigen sollte." (Ausdruck für sehr wenig). Die den Krapfenteig bereitende Frau sagt bei Beginn der Arbeit: „Vai sus ii grinda, să te sui, să ajungi" — „Ach, hoch ist der Balken an der Decke, du sollst dich heben, daß du ihn erreichst". Nach diesen Worten springt sie so hoch sie kann, dann fängt sie an zu kneten.

Der heilige Dreikönigstag — bobotează (Taufe) — dauert zwei Tage und ist einer der wichtigsten Feiertage, darum werden auch an

dieſem die ſchönſten Kleider angezogen. Der Pfarrer geht von Haus zu Haus, begleitet von den beiden Daskels — Lehrer —, dem Kantor und dem Glöckner. Dieſe beiden letztern tragen Zwergſäcke auf dem Rücken, einen fürs Fleiſch, den andern für die Kolak, jedes Glied der Familie tauſend. Hiefür erhält er 3 Kreuzer, 3 Rippen vom Schwein und einen Kolak (gebackener Kranz aus Brotteig). Da dies viele Zeit erfordert, muß er ſchon am Vorabend beginnen, und zwar fängt er mit dem Geſang ſchon am Tore an, um das Lied zugleich mit der Taufe zu beenden. Singend taucht er einen Baſilikumſtengel in das vom Kantor gehaltene Keſſelchen und beſprengt jedes Familienglied mit geweihtem Waſſer. Die Mädchen ſtehen an der Türe und brechen dem Kantor, welcher die Baſilikumſtengel trägt, Zweiglein ab, hinter dem Rücken des Pfarrers, denn dieſe Zweiglein unters Kiſſen gelegt, bewirken, daß der Zukünftige ihnen im Traum erſcheint. Aus demſelben Grunde legen ſie die Perlen vom Halſe unter die Schwelle, damit der Pfarrer darüber ſchreite, iſt dies geſchehen, legen ſie dieſelben ebenfalls unters Kiſſen.

Nach der Zeremonie wird der Pfarrer zum Tiſch genötigt, welcher mit Faſtenſpeiſen beſetzt iſt. Dieſer Vortag iſt nämlich ein großer Faſtentag, der ſtrenge eingehalten wird. Die Frauen kochen für den nächſten, den heiligen Dreikönigstag, den Schweinskopf und bereiten daraus Sulz — răci —. Dieſe eſſen ſie mit vom Neujahre übrig gebliebenen Krapfen. Dem Pfarrer ſetzt man am Vortag Kolak, Sauerkraut, gekochtes Dörrobſt oder weiße Bohnen vor und ein halbes Liter Branntwein. Hie und da verſchmäht er das Dargebotene nicht, doch überall zuzuſprechen, iſt bedenklich — gar nicht möglich.

Am nächſten Morgen nach dem Frühgottesdienſt geht er direkt aus der Kirche zum nächſten Bach, wohin ihm das Volk nachfolgt, tauft Menſchen und Vieh und weiht all das Waſſer, welches die Frauen in Krügen vor ihn bringen. Dieſes Waſſer wird ſorgſam aufbewahrt, denn es hilft in vielen Krankheitsfällen bei Menſchen und Tieren. Auch manche ſächſiſche Bäuerin ſendet ihr Krüglein mit ihrem rumäniſchen Dienſtmädchen, ſchärft ihm jedoch ein, ſie nicht zu verraten. Wird irgend ein Gefäß verunreinigt, einige Tropfen geweihten Waſſers machen es wieder rein. Niemand zieht in ein neues Haus ein, ohne es zuerſt mit geweihtem Waſſer beſprengt zu haben. Hiemit begnügt ſich übrigens der fromme Bauer noch nicht. Er bittet den Pfarrer, am nächſten Sonntag nach der Kirche das neue Haus mit einem Gebet zu weihen und ladet ihn zum Mittageſſen ein.

Kommen im Sommer die Spatzen ins Weizenfeld, ſo werden auch

sie mit Hilfe solchen Wassers verjagt. Noch dreimal im Jahre kann man Wasser weihen lassen: am Himmelfahrtstage, zu Pfingsten und am Dreifaltigkeits-Sonntage. An diesen drei Tagen geht der Pfarrer nach dem Gottesdienst mit seinen Kirchendienern, welche die Fahnen tragen, und dem Volk in feierlichem Zuge singend hinaus aufs Feld, die Saaten zu segnen. An dieser Feier beteiligen sich alle, jung und alt. Die zu alten stützen sich auf den Stock, die zu jungen werden auf dem Arm getragen. Nur die Schwerkranken müssen zu Hause bleiben und mit dem Weihwasser vorlieb nehmen.

Vor dem heiligen Dreikönigstage geht niemand freien. Erst wenn der Bursche frisch getauft ist, denkt er ernstlich ans Brautmachen und zögert nicht lange. Die Dienstmägde treten an ihrem Weihnachtsabend aus dem Dienst, warten dann einige Wochen auf ein etwaiges Glück, kommt es in dieser Zeit nicht, so ist vorläufig keine Aussicht und sie können sich beruhigt wieder eindingen.

Der heilige Dreikönigstag wird zwei Tage lang gefeiert, und zwar ist der zweite — a doua zi de boboteazã — der Tag Johannes des Täufers. Hierüber erzählen sie folgendes:

„Johannes der Täufer war gerade 7 Monate alt, als ihn die Juden suchten, um ihn umzubringen. Seine Mutter floh mit ihm in die Wüste. Weil sein Vater den Juden seinen Aufenthalt nicht verraten wollte, brachten sie ihn um. Als dies seine Mutter hörte, starb sie aus Gram und ließ den kleinen Joan in einem Loch. Neben dem Loch floß eine Quelle und neben der Quelle stand eine Dattelpalme voll Datteln — finic —. Bei diesen wuchs Joan groß. Es war ein Wunder, aber was Gott will, vollbringt er, auch wenn es den Menschen unmöglich scheint. Joan durfte nicht als Kind sterben, es stand ihm noch Großes bevor."

Am 17. Januar ist ein kleiner Feiertag, er heißt sfântul Petru de iarnă — der heilige Petrus des Winters —. Er folgt gerade ein halbes Jahr nach dem sfântul Petru de vară — der heilige Petrus des Sommers — Peter und Paulstag. Der eine wird für die Hälfte des Winters, der andere für die Hälfte des Sommers angesehen.

Nach einem kurzen Frühgottesdienst dürfen die Leute an die Arbeit gehen. Den Frauen ist es aber doch nicht „de haznă". (Ein Ausdruck, der durch „behaglich, recht" übersetzt wird, es kommt nicht fein zum Ausdruck, darum gebraucht ihn auch der sächsische Bauer gern unübersetzt). Sie nähen und spinnen nicht, wenigstens nicht für sich. Da es aber gewöhnlich um diese Zeit mehrere Bräute gibt, gehen sie zu ihnen und helfen ihnen nähen.

Die Schafbesitzer feiern ihn, weil Petrus für den Beschützer der Wölfe gilt. Hierüber erzählt man folgende Sage (Marpod):

Petrus geht am sfântul Petru de iarnă in den Wald, den Wölfen ihre Nahrung anzuweisen. Einmal wollte ein Mann sich überzeugen, ob dies wahr sei. Er ging am selben Morgen in den Wald und stieg auf eine sehr hohe Eiche und verbarg sich in ihren Zweigen. Er war nicht lange da, als sich wirklich die Wölfe versammelten. Bald darauf erschien auch Petrus. Den einen Wolf sandte er in eine Schafherde, einen andern in eine Schweinsherde, dem dritten sagte er, wo ein paar Ochsen zu finden wären (vgl. Märchen „Der Jüngling ohne Glück") usw., bis alle ihre Nahrung hatten. Da trat einer hervor und sprach: „Herr, was soll denn ich essen? Hast du auf mich vergessen?" Petrus hatte diesen wirklich übersehen und sprach: „Siehst du dort auf dem Baum den Menschen? Der ist für dich".

Nun ging jeder Wolf um sich seinen Bissen zu holen. Petrus ging nach Hause und nur der eine Wolf blieb und paßte auf seinen Menschen. Der zitterte vor Angst, rührte sich aber nicht vom Baume. Da kamen mehrere Holzhacker, setzten sich unter diese Eiche und begannen zu frühstücken. Als der Wolf diese Leute kommen sah, zog er sich in die Büsche. Da sprang der Neugierige herunter und erzählte, was er vernommen. Die Leute nahmen ihn in ihre Mitte und aßen weiter. Da sprang der Wolf von rückwärts hervor, packte den ihm bestimmten Mann und verschwand mit ihm im Walde. Die Holzhacker konnten ihm nicht helfen.

Man darf eben nicht neugierig sein und den Heiligen nachspüren, sonst rächen sie sich, und man soll ihren Namenstag heilig halten.

Am 30. Januar — Vasile, Grigorie şi Ioan — von den Rumänen kurzweg trei sfinţi — drei Heilige — genannt, ist ein hoher Feiertag. Doch wird nichts über ihn erzählt.

Der Tag des heiligen Triff wird von den Rumänen in sächsischen Dörfern nicht gefeiert, in den ganz rumänischen feiert man ihn mit einem Frühgottesdienst, und die Frauen spinnen und nähen nicht, weil Triffon die heilige Maria mit dem Kinde auf dem Wege zur Kirche vor den Juden beschützte. Sie mußte we en der großen Entfernung schon am Vortage aufbrechen. Darum ist der Tag des heiligen Triff der Vortag von Maria Reinigung — Tretenia oder Stretenia. Man sagt: Maria Reinigung bricht das Eis, findt sie keins, macht sie eins.

Haralambie heißt der 10. Februar und wird mit Gottesdienst gefeiert. In Gesäß sagt man: Haralambie ţine ciuma la lanţ — hält

die Peſt an der Kette. „Weil Haralambie für den chriſtlichen Glauben viele Marter ausgeſtanden und ſogar den Tod erlitten, wollte ihm Gott eine Bitte gewähren. Er wollte nichts für ſich, bat nur um die Macht, die Peſt an der Kette halten zu dürfen, damit ſie nicht über die Menſchen herfalle und ſie töte, er werde ſie nur auf Gottes Befehl freilaſſen.“ (Geſäß.)

Trotzdem Haralambie viel gemartert worden, wollte er vom chriſtlichen Glauben doch nicht laſſen. Da ſprach Gott, er wolle ihm eine Bitte gewähren, da bat er, Gott möge ihm die Peſt an die Kette geben, damit ſie nicht willkürlich bei den Menſchen herumgehe und ſie würge. Gott verſprach ſie ihm, wenn er ſie nur fangen könnte. Da ging Haralambie zur Peſt und ſprach: „Du Ciuma, weißt du was? Wir wollen zuſammen betteln gehen. Ich führe dich an der Kette, dann geben uns die Leute allerlei, dann leben wir zuſammen gut.“ Die Ciuma dachte, es ſei ja auch ſo und freute ſich aufs Betteln, ſteckte den Kopf in die Kette, Haralambie zog ſie feſt und hält ſie bis heute noch immer an der Hand und läßt ſie nur ſelten frei, nur wenn es Gott verlangt. (Alzen. Erzählt von einem Zigeuner)

Haralambie wegen ſeinem Glauben vielfach gemartert, lehnte einmal ermüdet am Pfeiler des Hauſes einer armen Witwe. Und als er ſo lehnte, trieb der Pfeiler grüne Blätter und bekam Zweige und wuchs ein großer Baum, ſchlang ſeine Zweige über das Dach und trug viele Früchte. Gott wollte ihm, weil er für den chriſtlichen Glauben ſo viel gelitten, einen Wunſch erfüllen. Haralambie bat aber nur um die Macht, den Menſchen helfen zu können. Gott gewährte ihm dieſen Wunſch. Bald darauf ſtarb einem Armen der eine Ochſe. Wenn der arme Menſch ſein Vieh verliert, ſo iſt er „an der hölzernen Haue angelangt“ (am Bettelſtab). Haralambie erweckte den Ochſen mit Gottes Hilfe wieder zum Leben und bewahrte ſo den Bauern vor der größten Armut. (Leſchkirch, Marpod.)

Alle Rumänen wiſſen, wie viel ſie dieſem Heiligen zu danken haben, darum halten ſie ſeinen Tag heilig.

Bis zur Oſterfaſten, oder der großen Faſten ſind keine Feiertage mehr. Sie dauert jetzt nur acht Wochen, früher waren es zehn. Weil es den Leuten zu ſchwer wurde, verlegte man zwei Wochen in den Sommer. Dieſe beginnt am 1. Auguſt mit einem kleinen Feiertag — Scoat, şi 7 Maiu — und endigt mit dem Tage sfântă Maria mare oder Adormirea Născătoarei Domnului — Maria Himmelfahrt — 15. Auguſt.

Die Oſterfaſten nennt man auch die großen Faſten — postul cel

mare. Die erſte Woche heißt die große oder weiße Woche, weil man in dieſer Milch und Käſe eſſen darf, nur kein Fleiſch. Am Sonntag vorher kocht man Sauerkraut und brät Fleiſch. Die nächſten Verwandten kommen zuſammen zum Abendeſſen. Sonntag nachmittag laufen die Burſchen als Popanz mit der Larve, in weiten mit Stroh ausgefüllten Hoſen und Hemden, in der Hand eine Schelle und Peitſche, hinter den Mädchen und den Leuten, hauen ſie mit der Peitſche für Geld, Fleiſch und Eier. Sie erſchrecken die Kinder und drohen ihnen mit der Peitſche, wenn ſie in der Faſten nach Fleiſch verlangen wollten.

Man nennt ſie in Marpod Lola, in Alzen burduhoase oder mătăhale, auch nebunele. Abends verzehren ſie das ſo Zuſammengebrachte auf dem Tanz mit den Mädchen. Man nennt dieſen Abend la seara de post oder lasărea postului, der Faſtenabend oder das Laſſen der Faſten. Der folgende Sonntag iſt wieder ein seara postului. Abends ißt man Pletſchinte (Pfannkuchen) und trinkt Branntwein dazu.

Nun folgen ſechs Wochen, die keinen beſondern Namen haben, die ſiebente heißt săptămâna patimilor — Leidenswoche. Wer in dieſer Woche ſtirbt, erleidet alle die Schmerzen auf dem Wege in den Himmel, die Chriſtus in dieſer Woche erlitten und muß auch bei jedem Paß die Maut zahlen. Es ſind nämlich bis in den Himmel 26 Päſſe. Wer von Oſtern bis Pfingſten ſtirbt, zahlt keine Maut, alle Tore ſtehen offen, nur das in die Hölle iſt geſchloſſen. In der übrigen Zeit zahlt man nur an drei Päſſen. Der Leichenzug hält vom Leichenhauſe bis zum Friedhof dreimal an, alle knieen nieder. Jedesmal ſetzt die Seele über einen Paß, bei dem ſie zahlt.

Der erſte Freitag in der großen Faſten heißt „zwölf Freitage“ — douăsprezece Vineri — und iſt der Vortag des heiligen Teodor.

Wer eine langwierige Krankheit hat oder einen heißen Wunſch erfüllt ſehen möchte, beginnt eine zwölffreitägige Faſten. Er faſtet jeden Freitag vor einem größeren Feiertag, alſo vor dem heiligen Teodor, vor den 40 Märtyrern, vor Oſtern, vor dem heiligen Georg, vor Himmelfahrt Chriſti, vor Pfingſten, vor Peter und Paul, Ilie, Chriſti Verklärung, Kreuz-Erhöhung, Nikolai und Weihnachten.

In Marpod und Leſchkirch erzählt man über die zwölf Freitage folgende Sage: „Es war einmal ein Jude, der hatte einen Sohn. Eines Tages kam ein Heiliger zu ihm. Sie ſaßen am Tiſch und unterhielten ſich alle drei. Da fragte der Jude den Heiligen, warum man den Freitag vor dem heiligen Teodor „zwölf Freitage“ heiße. Der Heilige wußte es nicht — es wiſſen es ja auch von den Menſchen nur wenige — da

lachte der Jude und verspottete ihn, weil er, der Jude es wisse und der Heilige nicht. Dies kränkte diesen und auch dem Sohn gefiel das Benehmen seines Vaters nicht und als der Alte einmal hinausging, erzählte der Sohn dem Heiligen die Bedeutung, es war die obige Fasten. Als der Jude wieder hereinkam, sagte ihm der Heilige, daß er es jetzt auch wisse, sein Sohn habe es ihm erzählt. Nun wurde der Jude so zornig, daß er zuerst seinen Sohn, dann sich selbst erschoß. Dies war die Strafe Gottes, weil der Jude einen Heiligen verspottete.

An diesem Freitag arbeitet man nichts anders, als daß man die für den heiligen Teodor vorgeschriebene Fastenspeise „Coliva“ vorbereitet. Man schüttet den Weizen auf den Tisch und klaubt ihn schön rein, zerstößt ihn dann in einem eigens dazu gemachten Mörser grob. Dies ist eine hölzerne Schüssel und ein hölzerner Hammer, den wegen seiner Schwere zwei Personen handhaben. Man stoßt den Weizen dreimal und bläst dreimal die Schalen fort und kocht diese verkleinerten Körner in Wasser weich. Nachher wird dieser Brei noch mit Kürbiskernen oder Hanfsamen, natürlich auch gestoßen, verdickt. Vornehme Leute streuen Zucker und Zimt darüber.

Der Tag des heiligen Teodor wird wie ein Sonntag gefeiert — sfântul Toader. An ihn knüpfen sich verschiedene Legenden. Hier hält man ihn für heilig zum Dank dafür, daß er die Christen vor dem Essen verunreinigter Speisen bewahrte und weil er die Sonne jedes Jahr am Durchbrennen verhindert. „Die Sonne, das sieht jeder, geht nicht jeden Tag im Ostpunkt — la răsărit — auf, wie das so sein sollte, sondern jeden Morgen mehr gegen Mittag. Dies tut sie darum, weil sie gerne im Sonnenuntergang auch aufgehen möchte, denn sie ist ja auch müde, jeden Tag den weiten Weg vom Aufgang bis zum Niedergang zurückzulegen. Gefährlich ist ihr nur der heilige Teodor mit seinen zwölf Pferden, den Gott als Wache aufgestellt. Doch hofft sie, mit den neun alten Frauen Glück zu haben, von denen die erste Baba Dochia heißt. Diese trüben den Himmel mit Regen und Schneegestöber. So glaubt sie ungesehen durchzuschlüpfen. Teodor merkt es, rennt ihr nach und holt sie nach 13 Wochen ein und bringt sie vom Mittag zurück. Was soll die Arme jetzt tun? Sie geht zurück und hofft jetzt auf dem Wege durch die Mitternacht zum Abend zu gelangen. Sie läuft, hat aber nur den halben Weg zurückgelegt, da steht der heilige Nikolai und treibt sie zurück. So geht es nun schon, seit die Sonne sich vorgenommen, im Abend auf- und unterzugehen, und sie kann dies Vorhaben nicht ausführen, trotzdem sie es jedes Jahr wieder versucht.

Die Welt ist mit zwei Ketten verschlossen, mit der Kette des heiligen Petrus — Petri Kettenfeier — und des heiligen Joan — Ioan gură de aur — goldner Mund — Tor. Die Kette des Petrus sprengt sfântul Todor und öffnet dem Frühling das Tor. Zwischen ihn, den schönen Jüngling, zwängen sich die neun alten launenhaften Frauen, beregnet, beschmutzt und beschneit und weichen nur den 40 Märtyrern. Das Tor des Joan öffnet Dumitru — sfântul Medru — und läßt den Winter herein. Auch neben diesem steht eine alte Frau, die Paraskiva. Der heilige Andrä folgt bald nach und bringt das Eis, falls es nicht schon früher angelangt ist.

Wie Teodor die Christen vor dem Essen verunreinigter Speisen bewahrte, erzählt man in Alzen und Leschkirch folgende Sage, die übrigens überall verbreitet zu sein scheint:

Der König der Heiden wollte die Christen zwingen, sich wieder ihren Göttern zuzuwenden. Weil sie nicht wollten, wurde er böse und befahl seinen Leuten, in alle Speisen, die verkauft wurden, Blut von den geopferten Tieren zu mischen. Gott sah dies und schickte den heiligen Teodor hinunter zum Bischof, er solle es ihm sagen. Der heilige Teodor machte sich auf den Weg und kam zum Bischof und sprach: „Verbiete deinen Gläubigen heute Speisen zu kaufen, denn sie sind mit dem Blute der geopferten Tiere verunreinigt — spurcat —". „Was sollen sie denn essen"? fragte der Bischof. „Coliva" antwortete er. Das ist gekochter Weizen. „Ich bin Teodor, der Märtyrer, den Gott geschickt, dir diesen Auftrag zu verkünden." Der Bischof gebot nun den Christen, an diesem Tage nur Coliva zu essen. Da nun niemand die Speisen vom Markt kaufte, so verdarben sie und mußten alle ins Wasser geworfen werden, daß sie die Fische fraßen. Als die Fische sie gefressen, waren auch sie spurcat, und darum dürfen die Rumänen jetzt erst an Palmarum und Maria Verkündigung wieder Fische essen. Und dies ist geblieben bis auf den heutigen Tag. Sie essen auch jetzt am Tage des heiligen Teodor nur gekochten Weizen ohne Brot. Statt diesem machen sie einen Teig, drehen daraus daumendicke, $^1/_2$ Meter lange Flechten und rollen sie übereinander, backen diese kleinen Brötchen — Brodulăză — und essen sie zu dem gekochten Weizen.

Der erste März — Dragobete, cap de primăvară — oder Baba Dochia wird in der Kirche nicht gefeiert, doch hält ihn das Volk aus Furcht vor der Alten, damit sie aus ihren neun Pelzen nicht Kälte über die jungen Saaten schüttle, daß sie erfrieren. Denn die Alten sind wie die Alten, wetterwendisch und leicht gekränkt, zumal diese Baba Dochia.

Manche ſagen, ſie habe 9, andere ſie habe 12 Pelze. Aber ſo viel Pelze, ſo viele Tage nennt man „Zilele Babelor“ — Tage der alten Frauen, die bis zum Tage der 40 Märtyrer dauern (9. März). In einigen Orten heißt man den 24. Februar Dragobete, cap de primăvară — (Frühjahrs Anfang). Von dieſem Tage bis zum 9. März ſind nun allerdings 12 zilele babelor. Der 24. Februar heißt richtiger Aflarea capului sfântul Ioan Botezătorul — Auffindung des Hauptes Johannes des Täufers, ein halbes Jahr nach der Enthauptung. Dieſer Tag wird auch wegen dem Feuer gefürchtet und anderm Ungemach.

Oft ſagt man auch noch im April: Die Tage der Babe ſind umgekehrt oder wieder gekommen — având zilele babelor în dărăt — ſächſiſch: „Das iſt ein rechtes Aprilwetter!“

Dragobete iſt der Name des Sohnes der Baba Dochia. Er iſt ſeiner Mutter ſehr folgſam und hat keinen eigenen Willen. Nur ein einzigmal hat er dieſen durchgeſetzt, als er ein Mädchen heiratete, das ſeine Mutter zur Schwiegertochter nicht mochte. Nun will die Alte durch unmögliche Aufträge die junge Frau ins Verderben ſtürzen und ſchickt ſie während des Sohnes Abweſenheit in der Kälte in den Wald nach Erdbeeren oder mit ſchwarzer Schafwolle, dieſe in Eis und Schnee zu waſchen, bis ſie weiß werde. Aber immer ſteht der jungen Frau Gott, Chriſtus und Petrus bei, ſo daß ſie dieſe unmöglichen Forderungen alle erfüllen kann, während die Schwiegermutter gerade dadurch verlockt, den Tod findet ſamt ihrem Sohne und ihrer ganzen Herde. Denn als die Schwiegertochter ihr die Kohlen, die Gott in reife Erdbeeren verwandelt hatte, bringt, meint ſie, der Frühling ſei gekommen und treibt mit Hilfe ihres Sohnes das Vieh hinauf ins Gebirge und zieht ſich 9 Pelze an. Da es ihr warm wird, wirft ſie jeden Tag einen Pelz fort, es ſind die 9 Tage — zilele Babelor —. Als ſie keinen mehr hat, erhebt ſich ein Sturm mit Schneegeſtöber und ſie erfriert ſamt ihrem Sohne und der Herde.

Auch im Sebeşelor-Gebirge zeigt man den Brunnen, um welchen herum viele Steine liegen, in denen man die Ziegen der Baba Dochia erkennen will. (Alzen.)

Auch in Leſchkirch wird die Sage von den Erdbeeren erzählt, doch, wie mir vorkommt, iſt das von Mund zu Mund fortgepflanzte Wort unklar geworden und ſcheint hier auch die Schwiegertochter unfreundlich geweſen zu ſein: Baba Dochia verlangte ihrer Schwiegertochter Erdbeeren. Dieſe antwortete: Dann werde ſie ihr Erdbeeren geben, wenn die Schwiegermutter ihr ſüßen Käſe aus der Sennerei bringe.

Die Alte hatte große Sehnſucht nach reifen Erdbeeren, darum machte ſie ſich auf den Weg ins Gebirge zur Sennerei, ihrer Schwiegertochter ſüßen Käſe zu holen. Da es aber noch Winter war, zog ſie 9 Pelze an, damit ſie nicht friere. Aber auf der Straße wurde es immer kälter und die arme Baba Dochia erfror, noch bevor ſie oben angelangt. Seither glauben die Rumänen, man dürfe ſich in den 9 Tagen — la zilele babelor — nicht auf die Straße begeben, denn dieſe Tage wären trügeriſch, bald warm, bald ſtürmiſch.

Folgende Sage kennt man in Alzen: Baba Dochia war eine böſe, verkehrte Frau, wie die Alten. Sie hatte einen Sohn, der hieß Dragobete, cap de primăvară — (Kopf des Frühlings). Sie hatte ihn ſehr lieb, und er dachte auch immer, was ſeine Mutter tue, das wäre gut. Als ſie ihm aber eine reiche Frau ausgeſucht, nahm er ſeine arme aber ſchöne und gute Nachbarin. Dies ärgerte die Alte und ſie beſchloß, die junge Frau ums Leben zu bringen. Als ihr Sohn einmal abweſend war, ſchickte ſie die Schwiegertochter zum Tod um ein Sieb. Dieſe kannte die Gefahr nicht und ging. Als ſie ein Stück gegangen war, traf ſie eine Maus, die konnte reden und ſprach: „Du Frauchen, wenn du zum Tod kommſt, geh' nur leiſe bis ins Vorhaus, der Tod ſchläft jetzt, aber du darfſt mit niemandem ſprechen, ſonſt weckſt du ihn auf, dann nimmt er dich. Das Sieb hängt auf der rechten Seite im Vorhaus. Geh' leiſe hinein, nimm das Sieb und komm' ſchnell heraus. Weiter als bis ins Vorhaus darfſt du nicht gehen, ſonſt biſt du verloren. Die junge Frau dankte, ging weiter bis ins Vorhaus zum Tod, nahm das Sieb und brachte es ihrer Schwiegermutter. Die war ſehr verwundert, als ſie ſie wieder ſah. Als ſie das Mehl geſiebt, ſchickte ſie die junge Frau wieder, das Sieb heim zu tragen. Sie ging. Auf halbem Wege begegnete ſie wieder der Maus. Dieſe ſagte: „Wenn du zum Tod kommſt, gehe nicht hinein, bis es nicht zwölf geſchlagen, dann ſetzt er ſich zum Tiſch und während er ißt, biſt du ſicher. Häng' das Sieb an ſeinen Nagel und komm' ſchnell heraus.“ Die junge Frau dankte und ging weiter und machte es ſo, wie ihr das Mäuschen geraten. Als ſie nach Hauſe kam, wurde die Schwiegermutter böſe und ſagte, ſie ſolle ihr Zeugen bringen, daß ſie beim Tod geweſen. Dieſe dachte gleich an die Maus und ging ſie zu holen, denn ſie dachte, eine Maus, die reden könnte, wäre ein Menſch und könnte es bezeugen, aber die Maus war fort und nicht mehr zu finden. Nun weinte ſie und wußte ſich nicht zu helfen, und da ſie ſich fürchtete nach Hauſe zurück zu kehren, ging ſie zur Nachbarin. Dieſe ſagte: „Bleib' hier, bis dein Mann heimkommt,

dann wird er dich beſchützen.“ Als der Mann kam, glaubte er ſeiner Mutter und dachte, die Frau habe ſie betrogen. Sie jagten die Arme in den Wald, wo viele wilde Tiere waren, damit ſie von dieſen zerriſſen werde. Die Tiere kamen um ſie herum, taten ihr aber gar nichts. So lebte ſie zwiſchen ihnen ſo lange, bis ihr die Kleider vom Leibe fielen. Da kam ein ſchöner Burſch durch den Wald, ſie ſchämte ſich und kroch hinter einen Strauch. Der Burſche ſah, wie ſchön ſie war und ſie gefiel ihm ſo gut, daß er rief: „Komm' heraus, was machſt du da?“ „Ich kann nicht heraus kommen, denn ich habe keine Kleider an.“ Er warf ihr ſeinen Mantel (bobou) zu, ſie nahm ihn um, kam dann zu ihm und erzählte ihm, wie es ihr ergangen. Der Burſche wollte ſie gleich mitnehmen, ſie erklärte aber, ohne Kleider nicht aus dem Walde gehen zu können. Da ging er nach Hauſe und ließ ihr Kleider machen. Als ſie fertig waren, brachte er ſie ihr in den Wald. Sie zog ſie an und ging dann mit ihm und hielt Hochzeit und war glücklich. Als Dragobete, cap de primăvară, dies erfuhr, ſah er ein, daß ſeine Frau unſchuldig geweſen, denn ſonſt hätten ſie die wilden Tiere nicht geſchont. Er ſah, daß ſie noch ſchöner geworden als ehedem, denn jetzt plagte ſie keine böſe Schwiegermutter. Er ging und wollte ſie wieder haben, aber nun wollte ſie nichts von ihm wiſſen. Da erſchoß er zuerſt ſeine Mutter, dann ſich.

Weitere Sagen über Baba Dochia (Eudochia) konnte ich bis jetzt noch nicht ermitteln. Man denkt ſich am Anfang dieſer Tage einen von dieſen zwölfen; wie der dann iſt, ſonnig oder trüb, iſt das ganze Jahr oder das ganze Leben. Die Sage vom Pferd und dem Zigeuner erzählt man immer am Tage der 40 Märtyrer und doch fällt ſie mehr in die Tage der Babele. Der Zigeuner hatte ſich das Pferd auf dem Jahrmarkt (6. Februar) gekauft, weil er glaubte, er könne das Gras mit der Zange herausziehen, und der 24. Februar, der Kopf des Frühjahrs ſei ja nicht mehr weit, er hatte aber auf die zilele babelor ganz vergeſſen, da kamen ſie alle zwölf mit Schnee und Eis und bedeckten das Gras. So viel er auch mit dem Hammer klopfte und mit der Zange zog, die babele hielten es feſt. So mußte das arme Pferd vor Hunger ſterben (Märchen Nr. 24). Gerade am letzten Tag der babele kamen die 40 Märtyrer mit ihren Stöcken und ſchlugen die Hitze aus der Erde heraus, daß das Gras zu wachſen anfing. Sie ſegneten die Saaten derer, die ihren Tag heilig hielten, hundertfältig und ſtraften die, welche ihn vergaßen, daß ihre Saaten fehlſchlugen.

Wenn man von ihnen keinen beſondern Wunſch begehrt, macht

man jedem der Vierzig vier Kniebeugungen — închinăciuni —. Hat man Kinder, macht man auch 10. Denn für dieſe hat man immer Wünſche. Will ein Mädchen einen guten Mann, ſo muß es jedem 100 machen und zwar beginnt es damit ſchon am Vorabend.

Eine Legende, wie dieſe 40 Männer heilig geſprochen, wird in dieſen Dörfern erzählt: „Der König der Heiden hatte im Krieg 40 Männer, die beſonders tapfer geweſen, es waren Chriſten. Jetzt wollte der König gerne, ſie ſollten ſich auch zu ſeinen Göttern bekehren. Dieſe wollten aber trotz vieler Verſprechungen ihrem Glauben nicht untreu werden. Als die guten Verſprechungen nichts halfen, fing er mit Drohungen an, als auch dieſe nichts halfen, ließ er ſie ausführen. Die 40 Männer wurden ins Gefängnis in Ketten geworfen. Darauf ließ ſie der König mit Steinen werfen, dieſe flogen aber auf ihn und ſeine Leute zurück ohne die 40 Männer auch nur berührt zu haben, was ſie in ihrem Glauben nur noch mehr beſtärkte. In jeder Nacht wurden ſie von einer göttlichen Stimme ermutigt. Am neunten Tage, dem letzten der zilele babelor, warf man ſie gebunden in einen eiſigen Teich. Rings herum aber waren warme Bäder. Einer konnte es nicht mehr aushalten, ſprang ins warme Bad, da zerſchmolz ſein ganzer Körper wie Wachs. Vom Himmel aber hauchte Gott die warme Luft des Frühlings, daß es den Männern gut wurde und ließ 40 Kränze auf ihre Häupter fallen. Der vierzigſte ſchwebte über dem Waſſer. Als die Wächter dies ſahen, wurden auch ſie Chriſten. Der Jüngſte ſprang ins Waſſer, rufend: „Herr gib auch mir die Kraft auszuhalten wie dieſe.“ Da ſenkte ſich der Kranz auf ſein Haupt.

Als der König ſie am Morgen am Leben und geſund fand, wunderte er ſich, aber er glaubte doch nicht an ihren Glauben und ließ ſie jetzt mit Stöcken ſchlagen, bis ſie tot waren. Dann ließ er ſie ins Waſſer werfen, ſie ſanken nicht unter und ſtrahlten in der Nacht, wie die Sterne. Jetzt wollte der König ſie auf dem Scheiterhaufen verbrennen laſſen, ſie verbrannten aber nicht und man mußte ſie wieder ins Waſſer werfen. Da kam dann der Biſchof und ließ ſie begraben.

Als Gott die warme Luft ins Waſſer hauchte, blieb ſie auf der Welt, drang auch in die Erde und das Gras begann zu wachſen. Die Tage der alten Frauen waren verſchwunden mit ihren Schneeſtürmen.

Wieder nach neun Tagen kommt ein Heiliger, er heißt Alexi, iſt aber ein ſehr beſcheidener, den die Leute nicht fürchten, daher oft auf ihn vergeſſen und ihn nur in vereinzelten Häuſern feiern, indem ſie ihm zu Ehren nicht backen, nicht ſechteln oder andere außergewöhnliche Arbeiten vornehmen.

Ein gefürchteter Tag, besonders für die Frauen, ist Mittfasten — Miezul păresei. — Man darf nicht weben, sonst kann es einem schlimm ergehen. Eine Frau glaubte nicht daran und webte bis spät abends, nur einmal fing der Webstuhl im Zimmer herumzuspringen. Die arme Frau hatte sich so erschreckt, daß sie wahnsinnig wurde und zu singen begann: „bald eins, bald zwei, wer noch einmal webt an Mittfasten, dem soll es gehen, wie mir — Tanda una, tanda două, cine mai ţese, la miezul păresei, săi umble ca mie. — Endlich nach vielen Gebeten und Kniebeugen brachte man den Webstuhl zum stehen. Der Frau aber fehlte die „gesprungene Taube im Kopf," so lange sie lebte. Wenn man an diesem Tag etwas arbeiten muß, so soll man sich zuerst bekreuzen und sagen: „Doamne ajută" — „Herr hilf" oder „mit Gottes Hilfe."

In Garn soll man lieber gar nicht arbeiten. Eine Frau wand aus Gespinnst ein Knäul. Als sie fertig war, wanden die Hände in einem fort in der Luft, man konnte sie nicht mehr zur Ruhe bringen.

An diesem Tage zählt jede Frau ihre Eier, denn nun „geht man den Berg hinunter," das heißt, man hat die Hälfte der großen Fasten überschritten und nähert sich Ostern. Da braucht man viele Eier, mehr als an andern Feiertagen und muß es sich einrichten, muß wissen, ob man noch vom Vorrat verkaufen kann.

Dies ist auch der Tag der Ölbereitung. In jedem Dorf ist eine Ölpresse. Am Vortag stößt man in jedem Haus Kürbiskerne oder Leinsamen, was man eben hat. Abends gehen, so viele im Hause des Pressenbesitzers Platz finden, mit ihren mit gestoßenen Kernen angefüllten Trögen hin, legen sich auf den Herd, auf Bänke und auf den Boden schlafen, um bald nach Mitternacht die Arbeit zu beginnen. Es geht der Reihe nach, nach dem Sprichwort: „wer zuerst kommt, mahlt zuerst." Bis alle ihr Öl fertig haben, kommt der Abend. In der zweiten Hälfte dieser Fastenzeit werden viele Speisen aus Öl bereitet, oder mit Öl geröstet, denn das Öl ist heilig. Nun sind auch die Fische von der Verunreinigung am heiligen Teodor frei und dürfen gegessen werden. An Maria Verkündigung — Bunavestire — (buna vestire = gute Nachricht) und am Palmsonntage werden ausschließlich Fische auf Kohlen gebraten zum Paluckes gegessen.

Sonnabend vor Palmarum — Sămbăta lui Lazar — gehen die Kinder in die Häuser, verlangen Krüge oder Töpfe, in denen sie Wasser bringen — de pomeană. — Dafür erhalten sie Geld, Zucker oder Äpfel. Es ist kein Feiertag, aber man arbeitet doch nichts, ohne

das Zeichen des Kreuzes zu machen und zu sagen „Herr hilf," denn es ist der Tag des armen Lazarus und des Bruders der Martha und Maria.

Vom armen Lazarus erzählt man in Alzen folgendes: Der arme Lazarus hatte einen reichen Bruder, der machte Hochzeit. Lazar glaubte, er gehöre auch dazu, und ging, so krank er sich fühlte, hin, sein Bruder jagte ihn hinaus. Er ging und fiel an den Düngerhaufen. Da kamen die Hunde und leckten seine Schwären und brachten ihm Brot von der Hochzeit. Da kamen auch die Zigeuner und spielten ihm mit der Violine auf. Er aber sprach: „ich kann euch nur geben, was ich habe," und warf ihnen eine Hand voll Schuppen von seiner kranken Haut hin. Da wurden es Dukaten. Die Musikanten waren erstaunt über das Geschenk des armen Lazar. Sie wollten sich dankbar erzeigen, gingen auch zu seiner Frau und spielten ihr eins auf, die wollte sie fortjagen, sie habe nichts ihnen zu geben. Es sei auch nicht nötig, ihr Mann habe ihnen eine Hand voll Dukaten gegeben. Darüber wurde sie zornig, ging zu ihm und erklärte, sie wolle nicht mehr bei ihm bleiben. Sie werde einen andern heiraten. „Gut," sagte er. „Bevor du jedoch auf den Wagen sitzest, mach dir das Kreuz und sage: Herr hilf mir." Es kam ein schöner Freier auf einem schönen Wagen mit vier Pferden, die Frau war so froh, daß sie auf ihres Mannes Worte vergaß und aufstieg, und fort sauste der Wagen. Da erschrack sie, machte das Kreuz und rief: „Herr hilf mir", da saß sie plötzlich auf der Erde, Freier, Wagen und Pferde waren verschwunden. Hätte sie das Zeichen des Kreuzes nur noch ein wenig nicht gemacht, wäre sie zur Hölle gefahren, denn der Freier war der Teufel. Nun wollte sie wieder zu ihrem Manne zurück, brauchte aber zu derselben Strecke, die sie mit dem Teufel in fünf Minuten zurück gelegt, drei Jahre. Als sie nach Hause kam, war ihr Mann tot. (Siehe auch Fl. Marian: „Sărbătorile," Band II.)

In Marpod sagt man, es wäre nicht der Lazar, sondern der Hiob — Iova — und die Sage sei so nicht richtig, sondern so: „Hiob war einmal reich gewesen und hatte viele Kinder, diese starben und er wurde arm und krank. Er konnte gar nichts arbeiten und saß immer vor seiner Türe. Seine Frau ernährte ihn mit ihren Fingern — mit Spinnen. Da kamen einmal zwei Bettler. „Was soll ich euch geben, ich habe nichts als Schwären, aber was ich habe, gebe ich euch auch." Er riß mit der Hand von seiner Brust und warf es ihnen hin. Da wurden es Dukaten. Seine Frau kam grade dazu, als die Bettler die Dukaten aufhoben. Wie die Frauen sind, fing auch sie an, sich mit

ihrem Manne zu zanken: „So, ich ſoll ſpinnen, um dich zu ernähren und du wirfſt den Bettlern Dukaten hin? Ich bleibe nicht mehr bei dir, ich heirate einen andern.“ „Wenn dir ein Beſſerer kommt, nimm' ihn, bevor du aber auf ſeinen Wagen ſitzeſt, mach das Zeichen des Kreuzes und ſag: „Herr hilf mir.“ Da kam ein ſchöner Jüngling mit ſchönem Wagen und vier Pferden, die Frau ſtieg auf, gedachte aber der Worte ihres Mannes und machte im Aufſteigen das Kreuz und ſagte: „Doamne ajută.“ Da ſaß ſie auf der Erde. Freier, Wagen und Pferde waren verſchwunden, und ſie war dem Teufel frei. Jetzt blieb ſie aber doch bei ihrem Manne. Einmal träumte er, er habe ſich vor der Türe geſchüttelt und ſei geſund geworden. „Das wäre ein Leichtes“ dachte er und ging vor die Türe und ſchüttelte ſich und wurde wirklich geſund. Was von ihm beim Schütteln gefallen, aus dem Hof bis in die Stube, wurde lauter Gold, ſo war er wieder reich und glücklich. — Sein Namenstag fällt auf den 6. Mai, wird aber nicht gefeiert, oder aber am Samstag vor dem Palmſonntag.

Dieſer Sonntag hat bei den Rumänen zwei Namen und zwei Bedeutungen. Es werden Palmzweiglein, oder richtiger Weidenzweiglein geweiht, während dem Gottesdienſt in Händen gehalten, dann auf die Gräber geſteckt und auch einige mit nach Hauſe genommen und als Heilmittel aufbewahrt. Von dieſen blühenden Weiden hat der Sonntag den Namen Dumineca Floriilor erhalten — Sonntag der Blumen. Über die Entſtehung dieſes Brauches erzählt man in Alzen und Burgberg folgende Sage: „Maria wollte zu ihrem Sohne gehen und begegnete einem Meiſter des Eiſens. „Wohin gehſt du, Meiſter des Eiſens?“ „Ich gehe in den Wald, um Kohlen zu brennen. Die Juden haben Nägel beſtellt, um Chriſtus an's Kreuz zu ſchlagen.“ „Wie lange ſollſt du ſie machen?“ „Eine halbe Elle.“ „Mach ſie nur eine viertel Elle“ ſagte Maria weinend. Der Schmied kannte ſie nicht und fragte, wer ſie ſei und warum ſie weine? „Ich habe nur dieſen Sohn, und den wollen mir die Juden an's Kreuz ſchlagen.“ Der Schmied bedauerte ſie und wollte nun den Juden gar keine Nägel machen. Darauf gingen ſie zu einem Meiſter des Holzes und beſtellten hölzerne Nägel. Die heilige Maria war weiter gegangen und begegnete dem Meiſter des Holzes. „Wohin gehſt du, Meiſter des Holzes?“ „Ich gehe in den Wald um Holz, ich ſoll den Juden Nägel machen, mit welchen ſie Chriſtus an's Kreuz ſchlagen ſollen.“ „Wie lange Nägel machſt du?“ „Eine halbe Elle lang.“ „Mach ſie nur eine viertel Elle lang,“ bat Maria weinend. „Warum weinſt du, wer biſt du?“ „Ich bin Maria, die Mutter Chriſti.“

Der Meister des Holzes bedauerte sie und wollte nun gar keine Nägel machen. So mußten die Juden nur kleine dünne Nägel, wie sie in den Geschäften zu haben sind, nehmen.

Maria aber ging weiter immer weinend und klagend und traf eine Kröte, die fragte: „Warum weinst du?“ „Sieh, ich habe nur einen Sohn, und den schlagen mir die Juden an's Kreuz.“ „Nicht weine, es geht auch andern Müttern schlecht, ich hatte sieben Söhne, da kam ein Mensch mit einem Fuder Heu und überfuhr mir alle sieben, daß sie tot blieben und ich lebe doch weiter. Maria eilte vorwärts und kam an einen Fluß, der hatte keine Brücke. Sie bat eine am Ufer stehende Weide, sie möge sich über den Fluß bücken, daß sie auf ihr hinüber schreiten könne. Die Weide neigte sich so tief, daß Maria auf ihr hinüber ging.

Als sie drüben war, fiel sie auf ihre Knie und dankte Gott und bat, die Weide zu belohnen und zwar so, daß man aus ihr keine Kohlen brennen könne, und daß die Leute jedes Jahr ihre Zweige mit Blüten in die Kirche tragen, damit sie geweiht würden, und die Gräber der Toten schmückten und daß die Blüten gut wären für die Leiden der Menschen. Gott erfüllte ihre Bitte. So tragen die Frauen bis heute Weidenzweiglein in die Kirche während des Gottesdienstes am Palmsonntage, und stecken sie nachher teils auf die Gräber, teils tragen sie sie nach Hause und bewahren sie für Krankheiten auf.

Diesen Sonntag heißen die Rumänen auch „Cununa anului“ — Kranz des Jahres. Es ist eine Gedächtnisfeier für die Toten und zugleich eine Bitte zu Gott um Abwendung bevorstehenden Unglücks. An diesem Tage lassen sich die Frauen vom Pfarrer einschreiben, die den üblichen Gulden und die zwei Maß Weizen geben wollen, damit er jeden Sonntag für sie bete und all ihrer Verstorbenen Erwähnung tue. Den gemahlenen Weizen aber tragen alle Teilnehmerinnen zur „Prescurariță“, einer Witwe, die das fünfzigste Lebensjahr überschritten haben muß und im Rufe der Unbescholtenheit steht. Diese backt die „Prescuri“. Das ist ein oval ausgewalkter Kuchen aus Brotteich, bedruckt mit heiligen Figuren. Vom Geld kaufen sie den Wein. Prescuri und Wein für das heilige Abendmahl — Paști. — Was übrig bleibt, gehört dem Pfarrer.

Der letzte Sonntag im Kranz der Gebete ist Judika des nächsten Jahres.

Übrigens lassen die Rumänen oft einen Prescuri backen, wenn sie Leid im Herzen tragen, und bringen ihn dem Pfarrer, damit er für sie um Trost bitte.

Hat der Rumäne Erdäpfel, weiße Bohnen, Sauerkraut und Zwiebel, faſtet er geduldig alle dieſe Wochen und vermißt weder Milch, noch Fleiſch. Iſt aber eines von dieſen Nahrungsmitteln mißraten, ſo fällt es ihm ſchwer, eine dieſer Faſtenſpeiſen zu miſſen, noch ſchwerer, ſie zu kaufen.

Für die Frau iſt die letzte Zeit die ſchwerſte, weil ſie mit der Weberei beſchäftigt iſt und dieſe Beſchäftigung durch Nahrung erzeugte Kraft erfordert. Kein Wunder alſo, wenn ſie in der letzten Woche die Tage zählt und ihr dieſe am längſten vorkommen. Und gerade in dieſer, der Leidenswoche, halten ſie auf ſtrenges Faſten. Sogar die Dienſtboten, welche denken, das Dienen ſei ſchon Buße genug, enthalten ſich anderer Speiſen. Am Karfreitag nehmen viele gar keine Nahrung zu ſich. Dieſer und der Gründonnerstag ſind Feiertage. Da hält man die ganze Nacht Gottesdienſt und legt brennende Wachslichter auf die Gräber.

In dieſer Woche nehmen die Rumänen keine größere Arbeit vor, außer dem Putzen in Haus und Hof. Da lauſcht man oft hinaus nach dem Ruf der Frühlingsgäſte: „Cumpărați var, cumpărați var!“ — Kauft Kalk, kauft Kalk! — ſo ſchreien die Kalkverkäufer, die ſich gegen Oſtern mit ihren weißen Koberwägen zeigen. Wie berechtigt die Freude der Frauen in abſeits gelegenen Dörfern über das manchmal ſpärliche Erſcheinen dieſer Wagen iſt, können nur die begreifen, die mitten unter ihnen leben.

Manchmal iſt das Gedränge um einen Kalkverkäufer ſehr groß, jede Frau fürchtet, die andern würden ihr alles wegkaufen. Der Übereifer kann ſogar in Schlägerei ausarten. Denn Kalk muß man haben und bis Karfreitag muß das Haus gereinigt ſein. Denn dann kommt die Reihe ans Eierfärben und das Vorbereiten der Oſterſpeiſen.

Einige Tage früher kauft man Blauholzſpäne für einige Kreuzer, weicht ſie in weiches Waſſer ein bis zum Oſterſamstag, dann kocht man ſie eine Weile gut, legt dann die Eier hinein und kocht auch dieſe etwa 10—15 Minuten, beſtreicht nachher jedes Ei mit einer Speckſchwarte und wiſcht ſie mit einem wollenen Fetzen ab. Je länger dieſe Farbe kocht, deſto ſchöner werden die Eier. Kann man den Topf mit den gekochten Spänen bis zum nächſten Jahre aufbewahren, werden die Eier noch ſchöner. Will man etwas beſonders haben, taucht man einen Stift in zerlaſſenes Unſchlitt und ſchreibt oder zeichnet damit auf das Ei Namen oder Figuren und legt es für einige Stunden in Krautſuppe — moare. Dieſe frißt die rote Farbe weg, wo kein Unſchlitt darüber liegt, dieſes wiſcht man fort und hat ſo ein weißes Ei mit roten Verſchen, Namen

oder Figuren. Einige schreiben mit einem scharfen Messer darauf. Man kann auch aus jungen Korngräsern, Alaun und Zwiebelschalen eine gelbe Farbe herstellen.

In letzterer Zeit beginnt jetzt auch bei den Rumänen das Färben der Eier mit Anilin gebräuchlich zu werden, zumal es für die Burschе insoweit besser paßt, als jeder von jedem Mädchen am zweiten Ostertag ein ungekochtes Ei erhält. Früher blieb dies weiß, jetzt können sie auch färbig sein, weil sie mit Anilin nicht gekocht werden müssen.

Die Burschе gehen mit einem Geiger am zweiten Ostertag von Haus zu Haus und tanzen überall zwei Tänze, dafür bekommen sie Eier. Ein Bub trägt ihnen den Korb mit den Eiern nach. Abends versammeln sie sich in einem Hause und lassen sich von der Hausfrau aus diesen Eiern Eierspeise machen und laden auch die Mädchen dazu ein. (Alzen.)

Am zweiten Ostertag gibt jedes Mädchen ihrem Tänzer ein gefärbtes Ei, er steckt es in den Busen und birgt da an dem einen Nachmittag bis 50 Eier. Das Eierfärben wird auch am nächsten Sonntag, am Sonntag Tomii — Toma necredinciosul — wiederholt. (Untergesäß.)

Die Eier sollen zum Andenken an die beim Auszuge aus Egypten mit dem Blute des Lammes bestrichenen Türpfosten der Israeliten gefärbt werden.

In Leschkirch und Holzmengen findet sich über die Entstehung dieses Brauches folgende Sage: Es waren einmal zwei schöne Mädchen, die wetteiferten miteinander, wer die besondersten Arbeiten machen könnte, sie wollten immer eines das andere übertreffen. Da fiel es dem einen ein, Eier zu färben, das war noch nie dageweſen. Als aber die andere diese Eier gesehen, ging sie nach Hause und färbte noch schönere. Bald verbreitete sich diese Kunst und nach kurzer Zeit kamen alle Mädchen mit roten Eiern zum Tanz und alle Kinder spielten mit solchen.

Wenn die Frauen zu Ostern Kindern begegnen, beschenken sie sie mit roten Eiern. Ein gebräuchlich und beliebtes Spiel bei Kindern ist, daß sie wetten, welches Ei das härteste sei. Ein Kind hält das Ei in der Hand fest, das andere schlägt mit seinem Ei darauf; das mit der dünnen Eierschale zerbricht, das andere bleibt ganz. Oft weint der kleine Eigentümer des zerbrochenen Eies, während der andere, fröhlich lachend, mit einem andern Kind „cioct.“ Früher soll es auch einen Eiertanz gegeben haben, doch kann ihn niemand beschreiben, es war vor so langer Zeit, daß man ihn nur noch dem Namen nach kennt.

Am frühen Morgen des Ostersamstags wird in jedem Haus ge-

backen. Der Mann trägt das Holz zum Backofen, während die Frau den Teig zur Hanklich knetet. Ist der Teig fertig gegangen, trägt man ihn zum Backofen, darf ihn aber dort nicht mehr zusammenschlagen sonst „verliert man ein Brot", das heißt, der Teig sinkt so, daß so viel weniger wird, als man zu einem Brot braucht. Das Seil, mit dem der Ofenwisch an die Stange gebunden, darf nicht verbrannt werden, sonst hat man kein Glück mit dem jungen Vieh. Aus diesem Grunde dürfen auch abgenützte Besen nicht verbrannt werden.

Der Nachmittag ist für das Schneiden des Sauerkrautes bestimmt. Dies muß noch am Abend im Topf mit Fleisch und Speck zusammengesetzt zum Feuer gestellt werden, damit es die Nacht über kocht, denn noch ehe der Tag anbricht, erhalten die Rumänen die Paşti in der Kirche. Dies ist ein Bissen Prescură in Wein getaucht. Solchen Bissen bringt man auch denen, die daheimbleiben mußten. Mit dem Genuße desselben ist die Zeit des Fastens erfüllt und es beginnt die Freiheit jeden Speisegenusses. Doch darf direkt auf die Paşti keine Fleischspeise gegessen werden, darum nimmt sich jeder ein gefärbtes Ei im Busen mit in die Kirche und ißt es entweder noch in der Kirche, oder auf dem Heimweg. Das erste Ei, welches in der Kirche gleich nach der Auferstehungsfeier zerbrochen wird, besitzt Heilkräfte, darnm nimmt sich jede Frau auch in der Tasche eines mit und zerbricht sich es sofort. Jede glaubt ihres sei zuerst zerbrochen. (Natürlich sind dies gekochte Eier.)

In einigen dieser Dörfer ißt man zuerst süßen Käse und sollte man sich ihn erbetteln. Hierüber erzählt man folgende Sage, die sich in der Auferstehungsnacht zugetragen: Es waren zwei Brüder, ein reicher und ein armer. Der arme hatte viele Kinder. Sie wohnten nebeneinander. Der Arme schickte oft ein Kind zu seinem reichen Bruder und ließ ihn bald um dieses, bald um jenes bitten, wie die Armen, die nichts haben. Sie tun es nicht gerne, aber sie müssen; wer nichts hat, muß von denen verlangen, die haben. Der reiche Bruder gab nicht gerne, manchmal gab er aber doch, oft hatte er auch keine Zeit dazu.

Der Arme war auswärts in der Arbeit gewesen und kehrte am Ostersamstag heim. Als er durch den Wald kam, traf er einen alten Mann, der ein großes Feuer angezündet hatte. Er wünschte ihm einen guten Abend, der Alte dankte. Der Arme fragte darauf: „Wer seid Ihr?" „Ich bin das Glück und das Unglück — noroc şi nenoroc." Als er heimkam, schickte er einen seiner Knaben zu seinem Bruder und ließ ihn um ein Stückchen süßen Käse bitten, damit er mit seiner Familie am Ostermorgen auch essen könnte, wie das Sitte ist. Der Reiche wollte

keinen geben. Darauf ſchickte er mit einem kleinen Töpfchen um Kohlen, — damals gab es noch keine Zündhölzchen —, ging das Feuer aus, ſo verlangte man vom Nachbarn Kohlen. Der Reiche wurde ärgerlich und meinte, er habe keine Zeit. Da nahm der Arme das Töpfchen und ſprach: „ich weiß ſchon, von wem ich Kohlen bringen kann.“ Er ging in den Wald zu dem Alten und bat dieſen darum, dieſer füllte ihm freundlich das Töpfchen und ſprach, er ſolle nur grade ſo viele in den Ofen ſchütten, als er zum Feueranzünden nötig brauche, die übrigen aber ohne Sorge im Hof herum zerſtreuen. Der Arme dankte und tat, wie ihn das Glück und Unglück gelehrt. Am nächſten Morgen, als er mit den Seinen in die Kirche gehen ſollte, ſtrahlte der ganze Hof, aus den Kohlen waren lauter Dukaten geworden, ſo viele, daß man ſie nicht zählen konnte, man mußte ſie meſſen Da er nun keine Maß hatte, ließ er ſeinen Bruder um ein Viertel bitten. Der wunderte ſich und konnte nicht denken, was der arme Bruder zu meſſen hätte. Der war aber nicht mehr arm, er war über Nacht, in der Auferſtehungsnacht ſo reich geworden, reicher als ſein reicher Bruder. Als dieſer das Viertel wieder zurück erhalten, fand er auf dem Boden einen Dukaten. Geſchwind hatte er nun Zeit hinüber zu laufen und ſich nach der Urſache zu erkundigen. Als er gehört, wie und was, beſchloß er im nächſten Jahre ebenfalls zu dem Alten in den Wald zu gehen, er konnte den Oſtertag kaum erwarten, nahm ſich dann einen großen Topf, daß er ihn kaum tragen konnte und ging in den Wald zum Glück und Unglück; der Alte hatte wieder ein großes Feuer und füllte gleich auch dieſem ſeinen Topf. Ohne zu danken und die Belehrung abzuwarten, kam er nach Hauſe und ſtreute die Kohlen nicht nur im Hof, ſondern auch in den Ställen und Scheunen herum. Bald wurde es auch in ſeinem Hof hell und heller, aber nicht vom Glanze der Dukaten, ſondern von wirklichem Feuer, die Kohlen im Stall und in der Scheune hatten gezündet und nun brannte alles lichterloh. Am Oſtermorgen war der reiche Bruder ärmer als der arme vor einem Jahr geweſen. Nun mußte er zu ſeinem Nachbar gehen und bald dieſes bald jenes verlangen. Sein Bruder gab ihm immer, was er wollte, manchmal rieb er ihm ſeinen frühern Geiz aber doch in die Naſe. —

Dort, wo ſüßer Käſe vor dem eigentlichen Frühſtück gegeſſen wird, darf man am erſten Oſtertag keine Eier eſſen, man bekommt ſonſt Wimmerl im Geſicht und Flecken wie die Juden vom gekochten Hahn, der in der Schüſſel lebend wurde und ſie mit Suppe beſpritzte.

In Geſäß gibt jedes Jahr ein wohlhabender Bauer der Kommunität

am Ostermorgen ein aus sieben Broten, Käse und vier Maß Wein bestehendes Frühstück. Derselbe gibt auch das Mehl für die Paşti. Die Prescurariţă muß dies neunmal mit neun Sieben sieben. Diese Gabe wird in der Osternacht in der Kirche verkündet, da sagen alle Anwesenden: „Dumnezeu să-i ierte păcatele, cui ne-o plătit paştile," das heißt: „Gott verzeihe ihm die Sünden, er hat uns die Ostern bezahlt"

Das eigentliche oder zweite Frühstück besteht aus dem die ganze Nacht gekochten weichen Sauerkraut, das mit Hanklich gegessen wird. Brot und Paluckes haben in diesen drei Tagen auch in den ärmsten Häusern Ruhe.

Am ersten Ostertag herrscht feierliche Stille im ganzen Dorf, man darf nicht tanzen, man geht dreimal in die Kirche. Nachher sitzen die Leute ruhig in freundlichen Gesprächen vor den Häusern, wobei sich viele nicht scheuen, im großen Behagen lang entbehrter und nicht empfundener Sättigung sich auf der Erde auszustrecken und zu schlafen. Die Kinder spielen um sie herum mit gefärbten Eiern.

Auf dem Berge neben der Kirche werden am zweiten Ostertag Schaukeln aufgestellt, nicht weit davon ist der Tanzplatz. Ein Zigeuner mit seiner Geige besorgt die Musik. Noch lange nachher zeigt der zerstampfte Boden und die herumliegenden gefärbten Eierschalen, wo ein Stück heiterer Feier des Ostertages stattgefunden hat.

Am dritten Ostertag finden die Burschen ein besonderes Vergnügen darin, die Mädchen zum Brunnen zu zerren, ihnen eimerweise das Wasser über den Kopf zu schütten oder sie ganz in den Brunnentrog zu zwängen. Die Mädchen wehren sich zwar, verstecken sich sogar, keine aber möchte nicht aufgefunden werden und das schauerliche Vergnügen entbehren. In jüngster Zeit zeigen sich hie und da schüchterne Versuche, das rohe Begießen mit zarterem Bespritzen zu vertauschen.

Nach der Leidenswoche folgt die erleuchtete — săptămâna luminată — weil der Weg zum Paradiese und dies selbst in dieser Woche erleuchtet ist, und alle Türen offen stehen.

Von Ostern bis Himmelfahrt Christi haben die Rumänen den Gruß „Christ ist erstanden." Antwort: „Wahrlich, er ist erstanden." An diesem Tage sagt man: „Christ ist aufgefahren," „wahrlich, er ist aufgefahren." Diese Zeit heißt „Praznic" — Fest.

Vom grünen Donnerstag angefangen, geht man zwölf Donnerstage nicht aufs Feld, bis man Garben und Heuschober sieht, aus Furcht der Hagel werde die Saaten zerschlagen.

Nach Ostern ist der nächste Feiertag am 23. April, der Tag des

heiligen Georg. An diesem wechselt die Natur die Farbe, das heißt, sie bekommt die Farbe. Die Erde wird grün, die Bäume fangen an zu blühen. Zum erstenmal treiben nun die Hirten das Vieh auf die Weide. Die Hexen und Truden erwachen. Damit sie aber keine Gewalt über den Hof und Stall gewinnen, steckt man über das Tor Äste von Heckenrosen — rug. — Wenn sie dann übers Tor fliegen, hängen sie sich an den Dornen an und stechen sich. Vor die Stalltüre stellt man die Egge, an der können sie sich noch ärger verwunden.

In der Georgennacht bleibt niemand gerne im Stall, denn das Vieh fängt an zu reden und redet über seinen Herrn, wie er es im vergangenen Jahre verpflegt hat. Niemand hört gerne über sich reden. An diesem Tage wird der Dünger aus den Ställen nicht ausgeführt.

In dieser Nacht blüht das Geld und reinigt sich vom Rost, man kann erkennen, welches gut und welches teuflisch ist. (Gesäß.)

Am Tage des heiligen Georg küssen die Leute sein Bild in der Kirche. Es war einmal ein schwacher Knabe, den schlugen alle Kinder, er hatte nicht die Kraft oder den Mut, zurückzuschlagen. Sie nannten ihn immer nur den Geschlagenen. Als der Knabe sah, wie das Bild verehrt wurde, wartete er, bis alle Leute sich aus der Kirche entfernt hatten, lief dann wieder hinein zum Bilde, küßte es und sprach: „Heiliger George, gib mir Kraft, daß ich die Knaben auch schlagen kann, meine Mutter backt heute Pletschinten, ich bring dir auch einen. Als er herauskam, fühlte er sich so stark, daß er alle Kinder durchprügelte. Da lief er zu seiner Mutter, verlangte ihr einen Pletschinten, er solle ihn dem heiligen George tragen, sie gab ihm ihn lachend, denn sie dachte, er wolle ihn selber essen. Der Knabe trug ihn aber in die Kirche und legte ihn neben das Bild.

Bald darauf kam ein Missionär und trat in die Kirche und sah den Pletschinten. Er war hungrig, nahm ihn in die Hand, aß ihn und sagte: „ich will ihn nicht stehlen, ich bezahle ihn.“ Damit legte er 2 Kreuzer hin. Als er fort wollte, konnte er sich nicht von der Stelle rühren. „Was, George, ist er dir zu billig?“ Er legte 10 Kreuzer neben das Bild, konnte sich noch immer nicht von der Stelle rühren. Erst als er 20 Kreuzer niedergelegt, konnte er gehen und sprach: „No, George, scumpe-s plăcintelef“ — nun, George, dieser Pfannkuchen ist teuer. Seither backt man an diesem Tage immer Pfannkuchen.

So tapfer George in seinem Leben gewesen und noch immer auch nach seinem Tode im Volke weiter lebt, desto schwächer in der Arbeit war seine Frau. Sie ist sprichwörtlich geworden, über eine faule Frau

ſagt man: „Ea e ca muierea lui George“ — die iſt wie die Frau des Georg. Alle Rumänen ſind bis längſtens am Sonnabend vor Palmarum mit der Weberei fertig. Die Frau des heiligen Georg begann erſt zu weben, wenn die Bäume das Laub bekamen, ſchnitt die Leinwand ab am Johannistag und dachte, ſie wäre zur Zeit fertig geworden, bleichte ſie, wenn die Zwetſchken blau wurden. Mit dem Spinnen der Wolle wurde ſie gar nie fertig. Da kam einmal der Pope zu ihr und ſie bat ihn, er möge erlauben, daß ſie auch am Sonntag ſpinne. „Der Teufel ſoll dich holen“, antwortete der Pfarrer, „haſt du denn nicht Zeit an ſechs Tagen in der Woche deinen caier — die um den Rocken gewundene Wolle — zu ſpinnen? Einen Sack voll Mehl haſt du ſicher gegeſſen.“ Hierauf antwortete ſie auf die an den verſchiedenen Wochentagen verbotene Arbeit anſpielend:

Lunia, Marţa n'am lucrat
Chiar de când m'am măritat,
Miercurea, Joia, nici n'am maturat
Vinerea a fost oprită
N'am lucrat de nu ţiu minte,
Sâmbata mi-am frecat
Oameni mie-mi în casă au intrat.

Montag, Dienstag nicht gearbeitet,
Grade ſeit ich bin verheiratet,
Mittwoch, Donnerstag hab ich nicht einmal gekehrt,
Der Freitag war verboten,
An dem arbeitete ich nie ſeit ich mich kann erinnern,
Samstag hab' ich geſcheuert,
Die Leute traten mir ins Haus.

Sfredelul Rusalelor fällt auf den vierten Mittwoch nach Oſtern. Wie Miezul-Paresei, Mittfaſten, ſo iſt Sfredelul Rusalelor die Mitte zwiſchen Oſtern und Pfingſten — Miezul-Praznicului — die Mitte der feſtlichen Zeit. Rusalele ſind ſieben Schweſtern, die den Menſchen mit ihrem Bohrer — Sfredel — Schaden zufügen, wenn ſie dieſen Tag nicht halten. Obwohl es kein gebundener Tag iſt — ziuă legată — darf man doch nicht aufs Feld, hauptſächlich nicht ins Kornfeld gehen, ſonſt ſchlägt der Hagel und verwüſtet die Saaten oder der Blitz erſchlägt den Arbeitenden. Es ging einmal eine Frau Korn jäten am Sfredelul Rusalelor. Eine andere rief ihr zu: „Du, geh' heute nicht hinaus, weißt du denn nicht, daß heute Sfredelul Rusalelor iſt? Mir iſt es gleich, ob er iſt oder nicht iſt, ich gehe, rief die ungläubige Frau und ging und kam nicht wieder. — Abends, als ſie nicht nach Hauſe kam, gingen ihre

Angehörigen ſie ſuchen und fanden ſie im Kornfeld liegen vom Blitze erſchlagen. (Alzen.)

Eine Frau geht aufs Feld, ihre Nachbarin ruft ihr nach: „Komm zurück, heute haben wir Sfredelul Rusalelor!“ Sie antwortet:

„Sfredelul va sfredeli,
Pe unde va fi
Şi eu voiu plivi.“

„Der Bohrer wird bohren,
Wo er wird ſein
Und ich werde jäten.“

Aber der Bohrer war grade dort, wo ſie jätete und bohrte ihr ein Auge heraus. Sie brachte es in der Hand nach Haus. (Leſchkirch.)

Mit dem Bohrer an dieſem Tage zu arbeiten iſt gut, darum bohrt man, wenn man etwas zu bohren hat, an dieſem Tage, bohrt auch den Kindern die Ohren und macht ihnen die Ohrringel hinein, da jede an dieſem Tage erhaltene Stichwunde ſchnell heilt. Wer das Ohrenſtechen verpaßt, wartet noch ein Jahr.

Für ſich darf man nichts nähen, ſonſt zerſticht man den Bohrer, aber wer an dieſem Tage nähen lernt, der wird eine gute Näherin, darum beginnt man an dieſem Tage die Mädchen nähen zu lehren.

Am 21. Mai iſt ein hoher Feiertag — Constandin şi Elena — fragt man die Leut, warum ſie dieſen Tag feiern, antworten ſie: „zice, că ne-am pomenit aşa“, weil wir uns damit befunden haben. (Alzen.)

Nach der Kirche geht man in den Wald um junge Vögel. Sie fliegen an dieſem Tage zuerſt aus dem Neſt. Tauben und Wachteln brät man zum Andenken an folgende Begebenheit:

Konſtantin war ſehr krank, daß man ſagte, er könne nie mehr geſund werden, wenn er nicht im Blute 1—2jähriger Kinder bade. Da nahm man alle Kinder und führte ſie hinaus, um ſie zu ſchlachten. Zufällig ſah der Kranke zum Fenſter hinaus und erblickte die wehklagenden Mütter, wie ſie ſich die Haare zerriſſen, und fragte, was das bedeute? Als man es ihm geſagt, gab er gleich Befehl, die Kinder dürften nicht getötet werden; lieber wolle er ſein ganzes Leben lang krank bleiben, als die Herzen ſo vieler Mütter zerreißen. Da fielen dieſe auf die Knie und dankten Gott für die Rettung ihrer Kinder und baten um die Geſundheit Konſtantins, die Männer gingen in den Wald, brachten junge Vögel, Tauben und Wachteln, nahmen ihnen das Blut zum Baden und das Fleiſch zum Braten und brachten beides dem Kranken. Er wurde geſund.

Seine Mutter Elena war so froh, daß sie gelobte, das Kreuz zu suchen und den christlichen Glauben anzunehmen. Sie ging und suchte und kam an einen Tempel, in dem das Kreuz begraben sein sollte. Sie grub und fand drei Kreuze, konnte aber Christi Kreuz nicht erkennen, denn es waren auch die der beiden andern, welche mit Christus zusammen gekreuzigt worden. Da sagte man ihr, Christi Kreuz könne Tote erwecken. Sie nahm alle drei um sie nach Hause zu tragen. Unterwegs begegnete ihr ein Leichenzug. Sie versuchte mit dem ersten, da stand der Tote auf. Sie trug dies Kreuz nach Hause und glaubte daran. (Gesäß, Leschkirch, Marpod.)

Seither ist der Brauch, an diesem Tage „Tokane" aus jungen Vögeln zu essen. (Ob der Name Eleane Kostindane oder Kosinzeane hier seinen Ursprung hat? Zweimal ist er mir im Märchen als der Inbegriff weiblicher Schönheit vorgekommen — Eleana Cosinzeane, care n'are împărăţie, ascultă floare = Welche kein Königreich hat. Es gehorchen ihr die Blumen.)

Am Himmelfahrtstage, rumänisch Ispas oder Înălţarea Domnului, steckt man Laub von Liebstöckel — Leuştean — übers Tor wieder zur Abwehr gegen die Hexen und Truden. Auch um den Leib bindet man sich Laub von dieser Pflanze, dann hat man das ganze Jahr hindurch keine Rückenschmerzen. „Auch in die Kirche nimmt man einen solchen Strauß in die Hand, das ist gut." Wurzel von Liebstöckel gibt niemand aus dem Garten, er gibt sich die Milch von Büffeln und Kühen fort, man muß sich sie stehlen.

Nach dem Vormittagsgottesdienst geht der Pfarrer mit seiner Geistlichkeit und den Fahnen und allem Volk, das festlich gekleidet ist, hinaus, die Saaten zu segnen. Das Ganze macht einen ähnlichen Eindruck, wie die Wasserweihe.

Himmelfahrt und Pfingsten haben denselben Namen „Înălţarea Domnului" — Himmelfahrt oder Erhöhung Christi. Pfingsten wird häufiger Rusalii genannt, nach den sieben Schwestern, denen der Bohrer gehört oder nach einem Schäfer, der Ruzalie hieß. Dieser kam jedes Jahr, wenn die schönsten Blumen blühen, zu den Menschen, die ihn sehr gerne hatten, weil er ein gutes Herz besaß und die Kirche so liebte und bei keiner slujba fehlte. (Slujba heißt Gottesdienst). Ihm zu Ehren gaben die Leute Pfingsten den Namen Rusalii. (Hochfeld, Leschkirch.) Pfingsten wird nicht für so bedeutungsvoll gehalten und ernst, wie Ostern. Die Vorbereitungen fürs Haus und die Kirche sind nicht so umfangreich, es ist mehr ein heiteres Fest. Am Morgen des ersten Pfingsttages gehen

alle in die Kirche, nachher wie am Himmelfahrtstage aufs Feld, Gebete zu verrichten, damit die Saaten gedeihen.

Die zwei nächsten Tage entbehren zwar der kirchlichen Feier auch nicht, aber die Gedanken der Jugend und deren Eltern stehen doch beim Tanze. Es wird der Kaluschärentanz aufgeführt, den nur die besten Tänzer tanzen können. Er enthält verschiedene Figuren, bei welchen jeder Tänzer mehrere Mädchen zuziehen kann. Der „Căluşer" ist weiß angezogen, trägt neue Bundschuhe und drei Reihen Schlittenglöckchen, vom Knöchel bis an die Knie und eine Reihe um den Hut. Wenn nur möglich wird dieser Tanz — Jocul căluşerilor — im Freien aufgeführt.

Um diese Zeit geht das Siebengestirn, „găinuşa", gegen Morgen auf, da sagt man, am großen Sonntag — Sonntag nach Pfingsten — sehe es die kleinen Kukurutzpflanzen zum erstenmal und versuche sie zu sich zu ziehen. Darum wächst der Kukurutz nachher so schnell, daß man's sieht, während er bis dahin nicht von der Stelle kam.

Der 11. Juni ist ein „ungebundner" Tag, Bartholomäus — Bartolomeu —. Das Volk feiert ihn, es geht nicht aufs Feld und arbeitet auch nicht zu Hause, damit die Saaten schöne, dicke Körner bekämen — să se învârtoşează grâul.

Einige Tage später, am 14. Juni, ist Eliseu, wieder ungebunden. Es halten ihn Einzelne, welche Kinder haben, damit er nicht die Wölfe auf sie hetze.

Der 24. Juni, der Geburtstag Johannes des Täufers, heißt im Volk Sânzuenele und ist ein „gebundener" Feiertag. Es geht ihm eine zaubervolle Nacht voraus. Man legt siebenerlei frische Kräuter unter das Kopfkissen, was man dann träumt, ist wahr, oder auch Busiokzweiglein, oder die Perlen, oder den ersten Bissen, den man beim Abendessen in den Mund stecken wollte, dann erscheint der Zukünftige im Traum.

Man windet Kränze aus gelbem Labkraut — Sânzuenele — gibt jedem Kranz den Namen eines Familiengliedes und wirft sie aufs Dach. Bleiben sie alle oben, stirbt niemand aus dem Hause, wessen Kranz herunterfällt, stirbt im Laufe des Jahres.

Die Hirten putzen morgens Ochsen und Pferde mit Kränzen von Labkraut, weil dies den Namen des Tages führt, den Ochsen binden sie Guirlanden an die Hörner und Kränze um den Hals und erhalten dafür von den Eigentümern in Leschkirch 1 Brot, 1 Pfund Speck und eine Maß Branntwein. In andern Dörfern ist es viel billiger.

Am Johannistag darf man den Kukurutz nicht hacken, ſonſt bekommt der Stengel keine Kolben.

Vor Peter und Paul darf kein Apfel geklopft werden, ſonſt ſchlägt der Hagel. Die Kinder ſchnitzen ſich nachher kleine Klopfhölzer, mit denen ſie die noch harten Äpfel, wenn dieſer Heilige vorüber iſt, mürbe klopfen und ſie dann eſſen.

Mütter, denen Kinder geſtorben ſind, dürfen ebenfalls vor Peter und Paul keine Äpfel eſſen, ſie entziehen ſie dieſen.

Die Peter- und Paulsfaſten dauert länger, wenn der Faſching kurz war und kürzere Zeit, wenn er lang war. Es wird gefaſtet, damit das Ungeziefer: Raupen, Würmer und Mäuſe den Feldfrüchten nicht ſchade, und überhaupt, damit der heilige Petrus die Menſchen vor Ungemach bewahre, oder es ihnen nicht bereite.

Pricopius, der 8. Juli, iſt der Tag der Wölfe und anderer Gefahren, „ungebunden“ — ziua lupilor şi alte primejdii.

Ilie Proroc iſt einer der gefährlichſten Heiligen. Sein Tag fällt auf den 20. Juli. Die Kirche und auch das Volk feiert ihn. Ilie oder Elias bringt, wenn er böſe iſt, ſchwere Ungewitter mit Hagel und Feuer, und zwar weil er und auch die Menſchen auf ſeinen Namenstag vergaßen. Er fragte bei Gott an, wann ſein Tag ſei? Gott ſagte, er ſei noch lange nicht. Als er dann wieder fragte, war er ſchon lange vorüber. Gott ſagte ihm ihn darum nicht, damit er nicht Feuer und Hagel auf die Erde ſchütte, denn auf ſeinem Wagen fährt er immer mit Feuer.

Andere ſagen, der Donner habe einen andern Grund. Als Elias von den Soldaten heimkehrte, begegnete ihm Juda und ſagte, ſeine Frau ſei ihm untreu geworden. Er wurde zornig, nahm den Säbel und lief heim. Zu Hauſe fand er im erſten Zimmer einen Mann und eine Frau, und ohne ſie anzuſehen, hieb er ihnen in ſeiner Wut die Köpfe ab. Im zweiten Zimmer fand er ſeine Frau bei ſeiner Schweſter und dachte an keine Untreue. Er hatte ſeinen Vater und ſeine Mutter getötet. Hierüber faſt wahnſinnig lief er hinter Juda und läuft noch immer. Juda will ſich nicht fangen laſſen und ſo laufen ſie in den Wolken hintereinander und verurſachen dadurch Feuer und Blitz. (Burgberg.)

Zur Strafe, weil er ſeine Eltern getötet, darf er nicht ſterben, leben kann er auch nicht, darum läuft er nur in den Wolken herum, bis der „Antihriſt“ — Wiederchriſt — mit Feuer kommt, dann geht die Welt unter, und Elias iſt erlöſt. (Marpod.)

Auch folgende Sage wird noch erzählt:

Elias kam von der Jagd, da begegnete ihm der Teufel, Diavol.

(Es gibt zweierlei Teufel, Drac und Diavol. Ersterer lebt in der Hölle und übernimmt die Gestorbenen, die in ihrem Leben schlecht gewesen und nicht in den Himmel kommen. Diavol lebt oben im Gebirge, kommt manchmal unter die Menschen und verleitet sie zu Schlechtigkeiten, nimmt sie zuweilen auch mit in seine Einsamkeit.) Diesmal erzählte er dem Elias, seine Frau sei ihm untreu geworden, wenn er heim käme, werde er einen Mann bei ihr im Hause finden. Elias rennt zornig nach Hause, sieht da einen Mann und eine Frau und erschießt beide ohne Überlegung. Im andern Zimmer findet er seine Frau bei seiner Schwester, die Erschossenen sind seine Eltern.

Nun ist er ob der begangenen Sünde untröstlich, wendet sich zu Gott, erzählt ihm, was er getan und bittet um eine Strafe. Gott sprach: „Dort oben auf dem Berge steht ein junges Reis. Trage im Munde Wasser aus dem Tal und gieße es so lange, bis es ausgeschlagen, dann komm' und sag es mir." Elias tat, wie ihm der Herr befohlen. Er trug unverdrossen im Munde so viel Wasser hinauf, bis das Reis zu grünen anfing, dann meldete er es Gott, der sprach: „Trage weiter das Wasser, bis der Baum Früchte bringt und wenn die ersten Birnen reifen, dann ist dir deine Sünde vergeben." Elias ging wieder ins Tal und trug unermüdet Wasser im Munde und goß es auf das Bäumchen, jahraus, jahrein, bis es in einem Frühling anfing zu blühen und schöne, schöne Birnen daran wuchsen. Da nahm Gott Elias zu sich und sprach ihn heilig. Der Tag, an welchem dies geschah, wird seitdem heilig gehalten bis auf den heutigen Tag. (Alzen.)

Andere erzählen, als Elias seine Sünde begangen und sie Gott gebeichtet, habe er ihn zum Teufel in Dienst geschickt. Elias war darauf hinauf ins Gebirge zum Diavol gegangen und hatte sich eingedungen. Am ersten Tage schickte ihn der Teufel um Holz, Elias nahm sich sieben große Bindseile und antwortete auf die Frage des Teufels, was er damit wolle: „den ganzen Wald auf einmal heimbringen." Da erschrak der Teufel und fürchtete, Elias werde ihm sein Haus verbrennen und ließ ihn nicht in den Wald gehen. Am nächsten Tage schickte ihn der Teufel um Wasser. Elias nahm den Spaten um den ganzen Brunnen auszugraben und ins Haus zu tragen. Wieder erschrak der Teufel und wäre diesen gefährlichen Knecht gerne frei geworden, wußte aber nicht, wie. Am dritten Tage fuhr der Teufel baden. Als er ins Wasser stieg, ließ er Elias auf dem Wagen und befahl der Elster — sie ist der Vogel des Teufels — ihn zu hüten, und falls er durchbrennen wolle, zu schreien. Während der Teufel im Wasser steckte, schrie die Elster: „zark,

zark," denn Elias fing ſich mit Gottes Hilfe an himmelwärts zu heben. Der Teufel wollte aus dem Waſſer ihm nachſpringen, da breitete Gott eine Eisdecke über das Waſſer und reichte Elias die Hand. Als er faſt oben war, hatte der Teufel die Eisdecke zerſprengt und eilte Elias nach, konnte ihn aber nur an den Füßen packen, Gott hatte größere Kraft und zog ihn in den Himmel, dem Teufel blieb ein Stück Fleiſch vom Fuße in der Hand. Seither fehlt dies allen Menſchen an der Sohle des Fußes.

Zwei Tage ſpäter, am 22. Juli, iſt Maria Magdalena, auch Polin genannt. Er iſt nicht ſo heilig, als der Ilie, aber doch auch ſehr gefürchtet. Man darf ſich nicht verwunden, es heilt nie mehr. Ins Kornfeld darf man nicht gehen, denn man kann ſich leicht mit einer Kornähre ins Auge ſtoßen, dann erblindet man. Auch mit dem Vieh darf man auf dem Felde nicht arbeiten, es iſt ſchon oft vorgekommen, daß es im Geſchirr tot zuſammengeſunken.

Am 27. Juli — Pantilimon — hat man früher nur Frühgottesdienſt gehalten und iſt dann an die Arbeit gegangen, das iſt aber ſchlecht geweſen, denn dieſer kleine Heilige iſt ſehr rachſüchtig. In Leſchkirch kam er mit Hagel und ſchwerem Ungewitter. In Bägendorf zerſchlug er alles und in Alzen brachte er einen Sturm, der Scheunen umwarf und Bäume entwurzelte. Da ſah man ein, daß er ordentlich, wie ein Sonntag gefeiert werden wollte. So iſt er nun in der ganzen Umgegend eingeführt worden. Nun haben die Leute Ruhe.

Am 1. Auguſt wird nur ein Frühgottesdienſt gehalten, dann gearbeitet. Mit dieſem Tage beginnt die zweiwöchentliche von der Oſterfaſten abgebrochene Faſten, ſie heißt postul sfintei Marii, weil ſie am Tage sfintei Maria mare aufhört.

Am 6. Auguſt iſt ein auf der Neige zwiſchen Sommer und Herbſt ſtehender hoher Feiertag, Schimbare la faţă — Chriſti Verklärung. Vom heiligen Georg, an dem die Welt die grüne Farbe erhält, bis zu dieſem bleibt ſie ſich immer gleich, doch an dieſem wechſelt ſie die Farbe, ſie wird bleich. Die Blätter beginnen gelb zu werden um abzufallen. „Auch der Menſch iſt wie das Laub. Wer im Laufe des Jahres ſterben wird, wechſelt an schimbarea feţi die Farbe, er verändert ſein Angeſicht, wird gelb und welkt."

Sfântă Maria mare oder Adormirea Născătoarei de Dumnezeu — Maria Himmelfahrt — 15. Auguſt, ein gebundener Tag.

Ein ebenſo großer Feiertag iſt am 29. Auguſt — Tăiere capului sf. Ioan Botezătoriul — Johannes Enthauptung.

Vom 8.—15. September ſind vier Feiertage, im Kalender ſind ſie mit vier Kreuzen bezeichnet, darum nennt man dieſe Woche die Kreuzwoche, vielleicht auch nur um den größten Feiertag, Ziua crucii — Kreuzerhöhung. In dieſen Tagen darf das Korn nicht geſäet werden, es gerät nicht. Auch der Sachſe hält es nicht für gut. Der erſte iſt Maria Geburt — die Schwalben ſammeln ſich — sfântă Maria mică — dann folgt am 9. September Ioachim şi Ana, den hält nur, wer will, es iſt kein gebundener Tag, es traut ſich aber doch niemand recht zu arbeiten. Am 14. September iſt Ziua crucii, am nächſten Nichita.

An Sfântă Maria mică, fliegen die Vögel fort und man ſetzt die Strohhüte zum letztenmal auf. Die Sonne, die nachher noch ſcheint, kann man gut vertragen im Altweiber-Sommer — vara babelor.

Ziua crucii iſt für die Ausſaat von großer Bedeutung. Nicht leicht ſäet jemand — auch von den Sachſen nicht — vor dieſem Tage. Jeder nimmt eine Schüſſel voll Weizen mit in die Kirche und läßt ſie vom Pfarrer weihen und ſegnen. Dieſe geweihte Saat miſcht man unter den Kornſamen, es hilft gegen die Vögel und trägt zum guten Gedeihen bei. Acht Tage vorher beginnt man zu faſten nach folgender Sage:

Am Ziua crucii ſchickte eine Frau ihre Tochter zum Brunnen um Waſſer, die Tochter, wie ja die Mädchen ſind, reckte den Mund und ſagte: „bring dir's, wenn du es brauchſt — aduţi-o dacă-ţi trebue. — Die Mutter ärgerte ſich und ſprach: „daß dich der Teufel hol" — să te ia dracul. — Das Mädchen hatte es nicht ſo übel gemeint, die Töchter reden ja den Müttern gegenüber immer ſo, es nahm den Krug und ging zum Brunnen, da ſtand ein Fremder und ſprach: „Kommſt du, Mädchen, ich habe auf dich gewartet, deine Mutter hat mich gerufen." Er nahm das Mädchen und flog mit ihr nach Hauſe ins Gebirg und machte es zu ſeiner Frau.

Sie lebten lange Zeit gut miteinander. Die junge Frau war zufrieden und dachte nicht mehr an ihre Heimat. So kam die Kreuzwoche. Da ſagte der Teufel zu ihr: „Du Frau, wenn deine Mutter wüßte, daß ſie dich leicht von mir befreien könnte, wenn ſie dieſe ganze Woche mit all ihren Freunden faſten und beten ſollte. Am achten Tage müßte ich zerplatzen."

Bis dahin hatte die junge Frau nie den Wunſch gehabt, ihr Mann ſolle ſterben, da fing es ihr plötzlich an im Gebirge einſam zu werden, ſie ſehnte ſich nach irdiſchen Menſchen und nach ihrer Mutter und dachte immer öfter und ernſtlicher daran, dem Teufel frei zu werden. Da ſah ſie einmal Wanderer vorbeigehen. Er war nicht zu Hauſe. Sie ging zu

ihnen und bat sie, ihrer Mutter zu sagen, auf welche Weise sie vom Teufel befreit werden könnte. Sie versprachen es ihr und hielten Wort.

Als die Kreuzwoche wieder heranrückte, ging ihre Mutter zu allen Freundinnen und bat sie mit ihr zu fasten und zu beten, damit ihre Tochter erlöst werde. Sie versprachen alle und begannen acht Tage vor Ziu'a crucii zu fasten. Oben im Gebirge fing der Teufel über Leibschmerzen an zu klagen, es wurde ihm von Tag zu Tag schlechter. Er sprach zu seiner Frau: „Mir ist grade so, als ob deine Mutter mit ihren Freundinnen bete und faste, aber von wo kann sie es wissen?" Die Frau schwieg. Am achten Tage zerplatzte der Teufel, seine Frau aber kehrte mit seinem ganzen Vermögen zu ihrer Mutter zurück. (Bägendorf.) (Vgl. Märchen Nr. 79, Alzen.)

Seither fastet man die acht Tage vor Kreuzerhöhung, damit man von allem Bösen befreit werde. Wer will, kann um einige Kreuzer ein hölzernes Kreuz kaufen und es der Kirche schenken. Der Pfarrer sagt dann an diesem Tage in der Kirche zu den dort Anwesenden: „Seht, Ihr Leute, diese Frau (nennt ihren Namen) hat unserer Kirche ein schönes, neues Kreuz geschenkt, möge Gott ihr ihre Sünden vergeben." Dann kommen alle nach einander zum Altar und küssen das Kreuz. Die Spenderin aber geht glücklich nach Hause und denkt noch lange mit Stolz an ihr Geschenk.

Zwei kleine Feiertage am 23. und 26. September werden nur am frühen Morgen mit einem kurzen Gottesdienst gehalten. Zwei solche sind auch am 6. Oktober — Toma und am 9. Oktober Iacob. — Dagegen ist ein gebundener — Serbătoare legată — das ist einer, der in der Kirche und vom Volk gefeiert wird, also ein hoher Feiertag der Namenstag des heiligen Freitag. Der Freitag heißt Paraschiva. Er wird unter dem Namen Vinerea mare, großer Freitag, gefeiert. Auf welchen Wochentag er immer fällt, er heißt Freitag.

Am 26. Oktober feiert man den Dumitru oder Sân-Medru, welcher den Winter hereinläßt. Am ersten November, am Tage des heiligen Michael des Erzengels (ein gebundener Tag), werden die Schmiede gedungen, man sagt: „să mută ţiganii" = die Zigeuner wechseln. Das Schmiedehandwerk lernen nämlich immer die Zigeuner. Jedes Dorf hat seinen Schmied, den es sich jedes Jahr wählt und dingt, oft melden sich mehrere, daher wechseln sie am sf. Mihaiu oft den Wohnort.

Diese Schmiede-Zigeuner spielen eine Rolle im Dorf. Die Schmiede ist ein Sammelplatz für Sachsen und Rumänen, von da verbreiten sich die Neuigkeiten. „Woher weißt du das?" „Ich war beim Zigeuner mit

der Axt, oder beſchlagen.“ „Weißt du keine Gelegenheit in die Stadt?“ „Nein, ich war ſeit lange nicht beim Zigeuner, oder „ich will den Zigeuner fragen.“

Die Schmiede-Zigeuner ſind bei den Zigeunern geſuchte Partien. Sein Hammer trägt ihm täglich Geld ein. Jeden Morgen geht die Schmiede-Zigeunerin in das Haus ihrer Kunden und trägt zuſammen, was ſie für den Tag zu eſſen brauchen. La ţigani nu să gată banii din pungă până-i lumea, şi fârină din troacă = beim Zigeuner wird der Beutel nie leer und der Mehltrog, ſo lange die Welt ſteht. (Sie haben allerdings nur einen Trog, nicht einen Mehlkaſten.)

Ioan, gură de aur — Ioan, Mund aus Gold — wird am 13. November gehalten, weil er die Welt an der Mitternachtsſeite feſthält und bewacht und iſt geheiligt wegen den Augen. Auch wer Bienen hat, hält ihn ſehr.

21. November — Întrarea în biserică — Maria Opferung, ebenfalls ein gebundener Tag.

Der 30. November — Andreiu — gilt als Winteranfang. „Vine sf. Andreiu şi coasă pământul“. — „Kommt der h. Andreas und mäht die Erde.“ Er mäht die Wärme von der Erde fort oder „er ſchließt die Erde auf, damit die Kälte heraus kann“ — descuie pământul. — Er klopft die Kälte heraus. „Findet Andreiu kein Eis, ſo bringt er's. Dacă nu găseşte Andreiu ghiaţă, aduce.

Seit Biſchof Andreiu Şaguna geſtorben, wird dieſer Tag ihm zum Andenken in jedem Ort auch kirchlich gefeiert. Er iſt kein großer Feiertag, doch werden Vormittag in der Kirche Gebete verrichtet und Nachmittag keine großen Arbeiten vorgenommen, wenn man nicht vergißt.

Am 15. November beginnt die Chriſtfaſten. Die drei Tage vor und die drei erſten Tage in der Faſten heißen die Tage der Tiere — zilele gadinelor. — Die Frauen, welche Schafe beſitzen, dürfen an dieſen ſechs Tagen mit der Hechel, den Wergkämmen und Bürſten nicht an Wolle, Hanf oder Flachs arbeiten, auch nicht mit der Scheere ſchneiden, ſonſt kommt der Wolf und frißt die Schafe. Nähen und Spinnen iſt erlaubt, den Faden reißt man mit den Fingern oder beißt ihn mit den Zähnen ab.

Eine Frau hatte nur zwei Lämmchen und wohnte mitten im Dorf, fühlte ſich alſo vor dem Wolf ſicher, und bürſtete an einem dieſer Tage Hanf, da kommt ihr Sohn dazu und ſagt: „Mutter, was tut Ihr? Fürchtet Ihr denn den Wolf nicht?“ „Er wird ja nicht gleich meine Lämmer freſſen.“ In der nächſten Nacht kam der Wolf und holte ſich

ſie, der Hund bellte, die Frau ging hinaus und ſah noch, wie der Wolf dieſelben im Munde tragend über den Zaun ſprang. Der Wolf kommt um Schafe, der Fuchs um Hühner.

Der 4. und 6. Dezember ſind Feiertage, von denen die Rumänen aus dieſen ſächſiſchen Dörfern nur den erſten, Barbara, und den letzten, sf. Nicolae, halten. An dieſen drei Tagen ißt man keine Hülſenfrüchte, oder man kocht ſo viele, daß man auch den Armen davon geben kann.

Barbara — Barvara — kommt am ſelben Wochentage, wie der Chriſttag, nur drei Wochen früher. Die Rumänen ſagen, wenn kein Barbaratag geweſen, wäre auch kein Chriſttag, darum feierten ſie ihn. Die heilige Barbara hatte einen Mann, der hieß Crăciun. Sie waren wohlhabende, ſchon alte Leute, als Maria und Joſeph in Bethlehem Herberge ſuchten und ſie bei dieſen Leuten im Stalle fanden. Im Pferdeſtalle konnte Maria nicht bleiben, die Pferde waren zu unruhig, nickten immer mit dem Kopfe und wollten freſſen, ſie verſuchte im andern Stalle, da war es ſtill. An der einen Seite lagen die Ochſen, an der andern die Schafe, in die Mitte legte die Maria ihr Kindlein. Da brannten die Wachslichter mit heller Flamme, und dufteten die Blumen und ſummten über ihren Häuptern Bienenſchwärme. Seither ſind die Bienen heilige Tiere, wer ſie tötet, begeht eine große Sünde. Die Ochſen und Schafe waren ſtill und beſahen ſich auch das Wunder.

Crăciun hatte eine Herde Schafe und eine Herde Hornvieh, und Pferde und ſieben Knechte. Als er ſeinen älteſten Knecht ſchickte, das Vieh zu füttern, konnte er nicht in den Stall hineingelangen wegen der großen Flamme der Kerzen, dem Geruch der Blumen und dem Schwärmen der Bienen. Crăciun ſandte den zweiten Knecht, dem erging es auch nicht beſſer. Der Jüngſte war klüger, der ging zuerſt von rückwärts an's Fenſter und ſah das Wunder. (Damals waren die Ställe eine Verlängerung der Scheune, gegen dieſe hatte der Stall ein Fenſter.) Er ſah, daß die Ochſen ihr Futter noch nicht gefreſſen, ſondern auch das Kindlein in der Krippe betrachteten. Er ging und erzählte es ſeinem Herrn. Weil aber Chriſtus im Stalle des Crăciun zur Welt gekommen, heißen die Rumänen ſeinen Geburtstag nicht „ziu'a creştinelor“ ſondern „Crăciun“.

Die heilige Sava wird von den Rumänen in den ſächſiſchen Dörfern übergangen, aber den heiligen Nikolai verehren ſie und erzählen ſeine Geſchichte mit Tränen in den Augen. Ich glaube, es iſt der einzige Heilige, vor dem ſie keine Furcht haben und ſeinen Tag nur aus Dankbarkeit und Verehrung hoch halten: „Es war einmal vor langer, langer

Zeit ein sehr armer Mann, der hatte drei Töchter. Als nun die älteste alt genug zum Heiraten war, sprach ihr Vater, sie wäre zu arm um einen irdischen Burschen heiraten zu können, sie müßte den Teufel — diavol — nehmen. Dies hörte Nikolai und wollte das Mädchen vor dem Bösen bewahren. Darum warf er ihr in der Nacht ein Päckchen Geld zum Fenster hinein. Es war aber so viel in dem Päckchen, daß das Mädchen den vornehmsten und schönsten Burschen heiraten konnte. Im nächsten Jahre kam die zweite Tochter an die Reihe. Wieder sagte ihr Vater, sie wäre für einen irdischen Burschen zu arm, sie müßte den Teufel nehmen. Da kam in der Nacht wieder der heilige Nikolai und warf auch für die zweite Tochter so viel Geld, daß auch sie genug hatte, zum Fenster hinein.

Im dritten Jahre wollte der Vater wissen, wer der edle Geber sei, denn nun war er überzeugt, der werde auch die dritte nicht dem Teufel überlassen, und paßte auf. Da kam richtig Nikolai mit seinem Päckchen. Der Vater packte ihn am Bobo — Mantel — und fragte: „Wer bist du? Sag mir deinen Namen, damit ich weiß, für wen ich beten, wem ich danken soll?“ „Ich bin Nikolai und wollte deine Töchter vor dem Bösen retten, aber du darfst es niemandem sagen.“ Der Mann fiel vor ihm auf die Knie und dankte ihm. Am nächsten Morgen aber sagte er es allen Leuten. Alle, die es hörten, verehrten den heiligen Nikolai und halten auch heute noch seinen Tag heilig und in jedem Haus wird ein Knabe Nikolai getauft. Überall, wo einer diesen Namen trägt, kommen am Vorabend die Burschen und Mädchen an's Fenster und singen ihm. Dafür erhalten sie Geld und Getränke.

Auf den 12. Dezember fällt noch ein kleiner Feiertag — Spiridon —, der wird gefeiert, damit sich nicht verwünschte Arbeit an den Menschen hefte, ihm Ärgernis und Ungemach bereite. Auch versammeln sich die Burschen in einem Haus um zum Faß zu treten — să bagă fecior la bute. — Früher war es wirklich ein kleines Faß, jetzt begnügen sie sich mit einigen Litern Branntwein. Sind alle beisammen, so teilen sie sich in vier Gruppen. Jede geht am Weihnachtsabend singen — colindau — das heißt, von Haus zu Haus gehen um Weihnachtslieder zu singen, wofür man Geld und Eßwaren erhält.

In Gesäß hat jede Gruppe einen Namen — Văleni — Conrieşti — Berieşti — Păreni. Diese beginnen alle zusammen mit dem Gesang beim Ortshannen. Den ersten Vers singen sie vor der Türe, nach diesem gehen sie singend hinein, dort sind die Ältesten — Juraţii, Birăii — versammelt. Nach dem Gesang erhalten sie Geld und trinken alle zu-

ſammen mit den Männern, dann trennen ſich die Gruppen. Dieſer Geſang dauert faſt die ganze Nacht. Denn in jedes Haus, wo ein Mädchen iſt, welches zum Tanz „la bute“ gehen will, werden ſie hineingerufen und mit weißen Bohnen und gekochtem Korn bewirtet. In jedem Ort werden andere Kolindelieder geſungen, in Leſchkirch und Hochfeld ſind ſie ähnlich, nur iſt das Hochfelder ausführlicher. Dies will ich anführen. Sein Inhalt iſt die Chriſtnacht im Stalle des Crăciun:

Asta-i seara de ajun, Domnului Doamne,
Mâne-i ziua de Crăciun,
De-o născut şi Dumnezeu, Domnului Doamne,
În curţile lui Crăciun.
Iar' Crăciun cel mai bătrân, Domnului Doamne,
Mâna sluga cea mai mare,
Ca boilor să le dea, Domnului Doamne,
El se duse şi se 'ntoarse,
Se 'ntoarse în casă spuse la masă, Domnului Doamne,
Dar aceasta ce-o să fie,
Nu mă pot apropia, Domnului Doamne,
De mirosul florilor,
De sborul albinelor, Domnului Doamne,
De para făcliilor,
De glasul paserilor, Domnului Doamne;
Iar' Crăciun cel mai bătrân,
Mâna sluga mijlocie, Domnului Doamne,
Ca boilor să le dea,
El se duse şi se 'ntoarse, Domnului Doamne,
Se 'ntoarse în casă, spuse la masă,
Iar' aceasta ce-o să fie, Domnului Doamne?
Nu mă pot apropia,
De mirosul florilor, Domnului Doamne,
De sborul albinelor,
De para făcliilor, Domnului Doamne,
De glasul paserilor.
Iar Crăciun cel mai bătrân, Domnului Doamne,
Mâna micul aprinjor,
Ca să vadă şi să creadă, Domnului Doamne,
El tare s'apropia,
Prin mirosul florilor, Domnului Doamne,
Prin sborul albinelor,
Prin para făcliilor, Domnului Doamne,
Prin glasul paserilor.
Pe fereastă se uita, Domnului Doamne,
Ce văzù se bucura,
Văzù Domnul mitutel, Domnului Doamne,
Mitutel şi 'n faşiat,

Faţă albă de mătasă, Domnului Doamne,
Scutecel de bumbăcel,
Legănel de aurel, Domnului Doamne,
Păsturi albe spalioare,
Ploaia ploua şi mi-l scaldă, Domnului Doamne,
Neaua ninge şi mi-l unge,
Trei zine că mi-l apleacă, Domnului Doamne,
Vântul bate leagănul,
Noi umblăm şi colindăm, Domnului Doamne,
Şi gazdei i-o închinăm,
I-o 'nchină cu seara bună, Domnului Doamne,
Şi mâna în voia bună.

Dies iſt der Abend des Vortags, des Herrn Herr,
Morgen iſt der Tag des Crăciun,
Wo geboren iſt auch der Herr, des Herrn Herr,
In den Höfen des Crăciun.
Wieder der Crăciun, der ältere, des Herrn Herr,
Schickt den Knecht, den größten,
Damit er den Ochſen gebe zu freſſen, des Herrn Herr,
Dieſer ging und kehrte wieder um,
Er kehrte um und erzählte im Hauſe, des Herrn Herr:
Aber dieſes, was ſollte das ſein?
Ich kann mich nicht nähern, des Herrn Herr,
Wegen dem Geruche der Blumen (Weihrauch),
Wegen dem Schwärmen der Bienen, des Herrn Herr,
Wegen der Flamme der Fackeln,
Wegen dem Geſange der Vögel, des Herrn Herr.
Wieder der Crăciun, der ältere,
Schickt den Knecht, den mittlern, des Herrn Herr,
Den Ochſen ſollt er geben.
Dieſer ging und kehrte wieder, des Herrn Herr,
Er kehrte um und erzählte in der Stube,
Aber dieſes, was ſollte das ſein? des Herrn Herr,
Ich kann mich nicht nähern,
Wegen dem Geruch der Blumen, des Herrn Herr,
Wegen dem Summen der Bienen,
Wegen der Flamme der Fackeln, des Herrn Herr,
Wegen der Stimmen der Vögel.
Wieder Crăciun, der ältere, des Herrn Herr,
Schickt den jüngſten Knecht,
Damit er ſehe und es glaube, des Herrn Herr,
Stark näherte er ſich
Durch den Geruch der Blumen, des Herrn Herr,
Durch das Schwärmen der Bienen,
Durch die Flamme der Fackeln, des Herrn Herr,
Durch den Geſang der Vögel,
Durch das Fenſter blickte er, des Herrn Herr,
Er ſah es und freute ſich.

Er ſah den Herrn, den kleinen, des Herrn Herr,
Klein und eingewickelt,
Eine Binde, weiß aus Seide, des Herrn Herr,
Die Windeln aus Baumwolle,
Das Wiegelein aus Gold, des Herrn Herr,
Die Tücher weiß gewaſchen.
Regen, regne und mir ihn bade, des Herrn Herr,
Schnee ſchneie und mir ihn ſchmiere,
Drei Nymphen mir ihn ſäuge, des Herrn Herr,
Wind, bewege das Wiegelein.
Wir gehen herum und ſingen, des Herrn Herr,
Und die Hausleute, ich begrüße,
Ich begrüße ſie mit gutem Abend, des Herrn Herr,
Und bleibt mit gutem Mute.

Am zweiten Chriſttage tragen die Burſchen die erſungenen Eßwaren in ein Haus, welches ihnen Herberge gibt für den Tanz. Die Hausfrau kocht das Kraut, brät das Fleiſch und jedes Mädchen, das dazu geladen wird, bringt Gebäck mit. Der Tanz, abwechſelnd mit Eſſen und Trinken, dauert vom zweiten Chriſttag bis am dritten abends.

Obwohl dem Chriſttag auch eine ſechswöchentliche Faſten vorausgeht, wird er doch nicht ſo ſchwer erwartet als Oſtern. Der Tag iſt kürzer, die Nacht länger, man ſchläft mehr und verſchläft den Hunger. Am Chriſtmorgen geht man mit nüchternem Magen in die Kirche. Dort ſteht ein Stuhl mit einer Schüſſel voll Prescuri, Brocken. Diesmal ohne Wein. Man heißt dies Nafură — Abendmahl —. Jeder legt einen Kreuzer hin und ſchluckt dafür einen Brocken ein, damit iſt ihm die Erlaubnis gegeben, „de dulce“ zu eſſen, d. h. nicht mehr zu faſten.

Wie am Oſtertag, ſo hat das Sauerkraut auch die ganze Chriſtnacht hindurch gekocht, mit friſchem Schweinefleiſch. Abends wird die Chriſtwurſt verzehrt. Ein Chriſttag ohne Wurſt iſt gar nicht denkbar. Der Ärmſte hat ein Schweinchen, das er gegen Weihnachten ſchlachtet.

Die Kinder kennen keine Chriſtbeſcherung, den Chriſtbaum nicht einmal dem Namen nach. Die Mutter tröſtet die Kinder, wenn ſie über die Faſtenſpeiſen klagen: „Wartet nur, der Chriſttag bringt euch Fleiſch und Wurſt.“ — Aşteptaţi numai, vine Crăciun, şi vă aduce carne şi cărnaţi. Dann freuen ſich die Kinder, als ob man ihnen die koſtbarſten Geſchenke in Ausſicht geſtellt.

Die Wochentage.

Die Rumänen denken ſich die Tage als Perſonen. Der Montag — Lunia — ſoll eine Frau ſein, und zwar eine böſe. Dienstag — Marţi

— und Miercuri — Mittwoch werden für Männer gehalten. Mittwoch zuweilen auch für eine Frau — Miercurate. Über Donnerstag — Joia — ſagt man in Leſchkirch, er wäre der größte Mann, den es gäbe. In Geſäß heißt man ihn Joile — alſo in der Mehrzahl und ſagt: „das ſind die Kinder,“ Freitag — Vineri — Venus, eine Frau, der man nichts zu leide tun darf, denn es trifft die Maria. Samstag ein Mann. Doch werden Donnerstag und Samstag hie und da auch als Schweſtern des Freitags bezeichnet. Sonntag iſt die Schweſter der Sonne.

Am Montag, Mittwoch und Freitag darf man keine Lauge machen, die Lauge erhält Leben und kann einen arg verbrennen oder ſonſtiges Übel zufügen.

Der Montag fängt erſt mit Sonnenaufgang an, man darf alſo nicht früher an die Arbeit gehen. Fromme Frauen faſten am Montag, und zwar ſo, daß ſie gar nichts eſſen, oder höchſtens trocknes Brot. Wer etwas erreichen will, etwa die Geſundheit eines Angehörigen, oder den Sohn vom Militär befreien uſw., faſtet am Montag, die nächſte Woche am Dienstag und ſo fort bis ſie nach ſieben Wochen an jedem Wochentage gefaſtet, dies nennt man „ajun“. In dieſer Zeit wird der Wunſch erfüllt, oder wenn der Sohn trotzdem Soldat wird, ſo wiederholt die Mutter dies Faſten noch einmal, damit es ihm dort gut gehe und ihm das Soldatenleben leicht werde.

Man darf nicht nähen, ſonſt zerſticht man der Maria das Geſicht. Man darf auch keine Lauge machen, ſonſt kommt der heilige Montag und rächt ſich.

Eine Frau glaubte nicht daran und hatte die Lauge im Keſſel über dem Feuer. Da kam eine große Frau in langem Hemd ungegürtet und mit langem, ſchwarzem, ungeflochtenem Haare und näherte ſich dem Herd.

Als die Frau die Fremde erblickte, erſchrak ſie und lief zum Nachbarn und erzählte es ihm. Da ſagte dieſer: „Das iſt der heilige Montag. Dein Glück, daß du fortgegangen, ſonſt hätte es dir ſchlecht gehen können.“ Aber geh' in den Hof und rufe: „Zu Hilfe, der Berg Sinai brennt, (in Marpod ſagt man „der babiloniſche Turm brennt“) dann läuft der heilige Montag fort um zu löſchen, und du biſt frei.“ Die Frau tat, wie ſie der Nachbar gelehrt und war gerettet. Aber Lauge hat ſie am Montag nie mehr gemacht.

Dienstag und Donnerstag ſind die ungefährlichſten Tage für die Arbeit. Nur an den ſchon erwähnten zwölf Donnerstagen, vom grünen Donnerstag angefangen, darf man nicht aufs Feld gehen, ſonſt kann leicht der Hagel ſchlagen.

Am Mittwoch und Freitag faſten viele, die Alten alle, nur an dem Mittwoch und Freitag, welche zwiſchen Weihnachten und heiligen Dreikönigstag fallen, dann in der zweitletzten Woche vor der Oſterfaſten und in der Woche nach Oſtern — săptămâna luminată — ißt man Fleiſchſpeiſen, d. h. man faſtet nicht. Dieſe Zeit, alſo dreimal im Jahre heißt hârți.

Lauge macht man auch am Mittwoch keine. Es ſind jetzt viele Jahre her, da goß eine Frau Lauge in ein Schaff, ihr Knabe war ihr dabei behilflich, da begann die Lauge an zu kochen und zu tanzen, ſchnell ſchlug ſich die Frau das Kreuz und ſprach: „Doamne iartămă,“ da wurde die Lauge ruhig, die Frau aber hat nie mehr an dieſen drei Tagen Lauge gemacht und auch ihrem Buben das Verſprechen abgenommen, es in ſeinem Hauſe nie zu tun. Er iſt jetzt ein Greis und hat dies Erlebnis ſelbſt erzählt. (Alzen.)

An einem Freitag ſaß einmal eine Frau und ſpann, da kam eine Fremde und wollte ihr helfen, ſpann aber ſo ſchnell, daß ſie bald ihren ganzen Vorrat aufgeſponnen. Als ſie fertig waren, freute ſich die Frau und dachte, nun könne ſie geſchwind Lauge machen und das Garn ſächteln, während die Fremde in den Hof ging. Da kam die Nachbarin und ſah es. Als ſie hörte, um was es ſich handle, ſagte ſie: „die Fremde iſt niemand anders als der heilige Freitag, dein Glück, daß ſie hinaus gegangen. Sperr jetzt zu und nicht laß' ſie herein. Nimm' alle Töpfe vom Rahmen und ſtell' ſie auf den Mund, ſonſt geht es dir ſchlecht.“ Die Frau tat, wie ſie die Nachbarin gelehrt. Kaum war ſie fertig, pochte der heilige Freitag an die Türe, als ſie nicht hinein konnte, rief ſie: „Ihr Töpfe macht mir auf die Türe!“ Die Frau hatte ein kleines Töpfchen am Nagel vergeſſen herunter zu ſtellen. Da rief die Fremde: du mein kleines Töpfchen, ſperre mir auf die Türe. Dies ſprang vom Nagel und trop, trop, ging's der Türe zu. Die Frau nahm einen Stock und zerſchlug es in tauſend Scherben, noch ehe es die Türe erreicht. Da rief der heilige Freitag: „Dein Glück, daß du es zerſchlagen, wenn ich hereingekommen, hätte ich dich gleich ſamt dem Garn mit der Lauge verbrannt.“ Seither ſpinnt niemand mehr und macht auch keine Lauge. (Holzmengen.)

Es hatte eine Frau Lauge gemacht und Garn eingelegt. Da kam eine Fremde und fragte: „Haſt du Holz genug, ſoll ich dir nicht noch bringen?“ „Ich hab' ja, und hab' auch nicht ſehr“ — am, şi nu prea am. — Die Fremde ging hinaus auf den Friedhof, zerbrach die Kreuze und brachte ſie im Arme. Inzwiſchen war auch eine Nachbarin gekommen

und als ſie hörte, daß eine Fremde um Holz gegangen, ſie hatte aber niemanden beim Holzſtoß geſehen, meinte ſie gleich, das ſei der heilige Freitag geweſen. Nun nahmen ſie alle Töpfe herunter und ſtülpte ſie auf den Mund. Als die Fremde mit dem Holz kam, war die Türe zugeſperrt, ſie rief: „Macht auf die Tür, ihr Töpfe!“ „Wir können nicht, wir ſind umgeſtülpt.“ „Keſſel, mach du die Türe auf!“ Es war unter dem Tiſch ein kleiner Keſſel, der fing auch gleich an ſich zu bewegen. Die Frau lief geſchwind, hielt ihn feſt und ſtellte auch ihn auf den Mund. Da rief der heilige Freitag: „Du haſt eine gute Lehrmeiſterin gehabt, ſie war dein Glück.“ (Marpod-Leſchkirch.)

Wenn Frauen den heiligen Freitag ehren, ſo belohnt er ſie auch manchmal. So hatte eine Frau eine Tochter die nie ſpinnen wollte, trotzdem ſie Schläge genug wegen ihrer Faulheit erhielt. Der König traf einmal grade dazu, als ihre Mutter ſie wieder geſchlagen und ſie weinte. Mitleidig fragte er das ſchöne Mädchen, warum ſie Schläge bekommen. Die Mutter ſchämte ſich, die Wahrheit zu ſagen und ſprach, ſie ſei ſo fleißig und wolle immer ſpinnen, da ſprach der König er wolle ſie mitnehmen, er habe drei Fuhren Hanf. Er nahm die Tochter mit, führte ſie in die Spinnſtube, ließ ihr die drei Fuhren Hanf bringen und ſagte, wenn ſie dieſen Hanf in drei Tagen ſpinnen könne, ſolle ſie ſeine Frau werden. Damit ging er hinaus und ließ das erſchrockene Mädchen allein mit dem Hanf. Der heilige Freitag hatte alles geſehen und ging zu ſeinen Schweſtern, dem heiligen Donnerstag und dem heiligen Sonnabend und ſprach zu ihnen: „Kommt, meine Schweſtern, wir wollen nun dem armen Mädchen auch zu ſeinem Glücke verhelfen, denn es hat unſere Tage immer gehalten und in ſeinem ganzen Leben nie geſponnen.“ Alle drei gingen und ſpannen ſämtlichen Hanf. Der König heiratete die vermeintliche fleißige Spinnerin, und die hielt auch nachher die heiligen Tage und feierte ſie durch Nichtstun. (Alzen.) (Vgl. Märchen 78 „Torcătoare.“)

Am Freitag darf man keine Arbeit anfangen. Bringt man den Webſtuhl ins Haus und zieht das Garn auf, beginnt es ſich zu verwirren, die Fäden reißen und man hat eine halbe Woche zu tun, bis dieſe Arbeit in Gang kommt.

Die Kinder entwöhnt man am Freitag, ſie vergeſſen leichter.

Am Sonnabend darf man keine Arbeit fertig machen. Am Abend ſpinnt man nicht, dagegen jede Nacht von Freitag auf Sonnabend. Nachmittag reinigt man das Haus und ſich ſelbſt, denn am Sonntag darf man nicht kehren, man kehrt der heiligen Sonne den Staub ins

Geſicht. Man darf ſich nicht kämmen, den Kamm auf den Kopf tun am Sonntag, iſt Sünde. In Gegenwart des Mannes darf man ſich überhaupt nicht kämmen, wenn er es ſieht, ſo erwiſcht man ihn beim Holzſtehlen im Walde.

Für die Frauenarbeiten ſind die Tage am gefährlichſten, die im Kalender den Namenstag einer Frau bezeichnen. Da iſt es gut, daß, bevor man die Arbeit beginnt, man ſich das Zeichen des Kreuzes macht und ſagt: „Herr, hilf mir!“ Es iſt auch gut, wenn man die Arbeit am Vortage angefangen hat und ſie an dieſem nur fortſetzt.

Rumäniſche Volksmärchen.

1. Von der ſchönen Rora.[1]

Es war einmal ein König, der hatte einen ſchneidigen Sohn, alt genug zum Heiraten. Der König ſprach: „Mein lieber Sohn, du ſollſt gehen und dich verheiraten.“ Nun gut. Er ſtieg auf den Aufboden und ſuchte die Schriften der Tage und fing an, in dieſen zu leſen. Er las und weinte und las und weinte. „Warum weinſt du ſo, mein Sohn?“ „Wie ſoll ich nicht weinen, Väterchen, es ſteht hier geſchrieben, ich ſolle mir die ſchöne Rora, welche zwölf Feen aus Tau gemacht haben, holen; und ich weiß nicht, wo ſie wohnt.“ Nun gut. Er rüſtete ſich für die Reiſe, die ſchöne Rora zu ſuchen. Nur einmal kam ein Engel und ſagte: „Auch ich will mit dir gehen, wir wollen Buſenfreunde (frate de cruce)[2] ſein. Sie zogen die Säbel heraus und ſchwuren bei Brot und Salz. Dann gingen ſie beide zum heiligen Freitag.

„Guten Tag heiliger Freitag.“

„Ich danke dir, Sohn des Königs, was bringt dich zu mir?“

„Wo wohnt die ſchöne Rora?“

Der heilige Freitag wußte es nicht, ſchickte ihn aber zum heiligen Sonnabend, der wohne eine Treppe höher. Sie ſtiegen hinauf zum heiligen Samstag.

„Guten Morgen, heiliger Samstag.“

„Ich danke, Sohn des Königs, was bringt dich zu mir?“

„Kannſt du mir nicht berichten, wo die ſchöne Rora, welche zwölf Feen aus Tau gemacht haben, wohnt?“

„Gehe hinauf zum heiligen Sonntag, der wohnt drei Treppen höher.“ Er ſtieg hinauf zum heiligen Sonntag.

„Guten Morgen, heiliger Sonntag.“

„Ich danke, Sohn des Königs, was bringt dich zu mir?“

---

[1] Rora, roaua, ‚Tau‘.

[2] frate de cruce, wörtlich: „Bruder des Kreuzes“, Buſenfreund.

„Kannſt du mir nicht ſagen, wo die ſchöne Rora, von zwölf Feen aus Tau gemacht, wohnt?“

Der heilige Sonntag gab ihm ſein Pferd, auf dem er in die Kirche ritt, und belehrte ihn, er ſolle nur aufſitzen und reiten, das Pferd kenne den Weg. Zuvor nahm er das Herz der Eiche und berührte den Kopf, damit der Königsſohn wie ein alter Mann ausſehe, denn die Feen ließen nur Alte hinein. Dort ſei immer Tanz, immer Tanz; elf Feen wären wie andere Menſchen, die zwölfte habe drei Augen, vor der müßte er ſich hüten. Rora liege in einer Lade eingeſchloſſen. Wenn es 12 ſchlage, ſchlafe auch das dritte Auge, dann ſolle er die Lade nehmen. Aber öffnen dürfe er ſie nicht, ſo lange er noch unterwegs ſei; wenn er die Rora auf dem Wege ſehe, ſo verliere er ſie und bekomme ſie nie mehr.

Der Königsſohn dankte, ſetzte ſich aufs Pferd, ſein Engel ſtieg hinter ihn und nun ritten ſie, bis ſie zu den zwölf Feen kamen. Dann tat er alles, wie ihn der heilige Sonntag gelehrt. Das Pferd lief, ſo ſchnell es konnte, nach Hauſe, damit es da ſei, wenn die Glocken zur Kirche läuteten, den Sonntag hinzutragen.

Als der Tanz zu Ende war, ſagte die dreiäugige Fee zu den andern: „Legt euch jetzt ſchlafen, ich ſetze mich auf die Lade und hüte die Rora. Gut. Nur kurze Zeit verging, und alles ſchlief, nur das Auge im Nacken wachte und wollte ſich nicht ſchließen, bis es 12 ſchlug. Nachher ſchlief auch dieſes. Als der Königsſohn dies ſah, nahm er die Lade mit der Rora und ging und ging, bis er in den Wald kam, dann konnte er ſich nicht mehr enthalten ſie zu ſehen. Wie ſehr ihn auch der Engel und Rora ſelbſt bat, zu warten, bis ſie zu Hauſe wären, ſo nahm er doch den Säbel und öffnete nur ein wenig; nur einmal erhellte ſich die Welt, als ob die Sonne aufgehe, die Fee öffnete alle drei Augen zugleich, und ihr Pferd wieherte und ſprang bis an die Decke. Die Alte fragte das Pferd: „Was denkſt du, mein Pferd, werden wir ſie noch erreichen?“

„Was iſt denn geſchehen?“

„Der Königsſohn hat uns das Mädchen genommen. Können wir noch einen Ofen voll Brot und einen Ochſen eſſen und ein Faß Wein trinken?“

„Wir können das alles eſſen und trinken und ſie einholen.“

Sie aßen und tranken und holten ſie ein, und als ſie ſie eingeholt, hieb die Fee dem Königsſohn den Kopf ab und nahm ſich das Mädchen.

Der Engel ging und hieb ſich einen Aſt vom roten Hornſtrauch[1] ab, nahm von dieſem die drei Zweiglein, rieb dem Königsſohn mit dieſen Kopf und Leib und ſogleich ſchlug er die Augen auf und ſagte: „Ach, Bruder mein, wie ſchwer hab' ich hier geſchlafen.“

„Schwer wirklich, wenn ich nicht geweſen, wärſt du nie mehr erwacht.“

„Was ſoll ich jetzt machen?“

„Komm', wir gehen wieder zum heiligen Sonntag.“ Sie gingen.

„Guten Morgen, heiliger Sonntag.“

„Du ſollſt leben, Sohn des Königs.“

„Sei ſo gut, und lehr mich, was ich machen ſoll. Sieh', wie es mir ergangen.“ So und ſo. Er erzählte genau der Wahrheit gemäß, wie es ſich zugetragen hatte.

Der heilige Sonntag ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Warum gehorchteſt du nicht zuerſt, jetzt iſt es noch ſchwerer als bisher. Aber merk' jetzt gut auf, was ich dir ſage: Du ſollſt gehen zur Mutter des Drachen, welche hinter den ſchwarzen Bergen wohnt, dieſe ſchlagen ihre Spitzen in einem fort zuſammen und ſtehen nur 5 Minuten um Mitternacht ſtill. In dieſer Zeit ſollſt du geſchwind zwiſchen ihnen durchgehen. Dann mußt du dich bei der Alten als Knecht verdingen, darfſt aber keinen andern Lohn verlangen als das achtfüßige Füllen, welches die Stutte füllnen wird, während du ſie hüteſt. Ich will dir wieder mein Pferd geben, auf dem ich in die Kirche reite, nur mußt du dafür ſorgen, daß es zurück kommt, bis die Glocken läuten.“ Nun gut.

Der Königsſohn ſchwang ſich aufs Pferd, der Engel ſetzte ſich hinter ihn. So ritten ſie nun und ritten bis nahe an einen Wald, dort trafen ſie einen Raben mit einem verletzten Fuß, der Königsſohn wollte ihn ſchießen. „Na, ſchieß' mich nicht, komm' lieber und verbinde mich.“ Dieſer zog ſein Taſchentuch aus dem Buſen und band ihm den Fuß. Der Rabe dankte, gab ihm eine Feder und ſprach: „ich will dir auch einmal helfen.“

Nun ritten ſie weiter und kamen an einen Bach, an deſſen Ufer lag ein Fiſch auf dem Sande faſt tot und rief: „Komm, mein Burſche, und leg mich wieder ins Waſſer, ſonſt ſterbe ich hier vor Kälte und

[1] Roter Hornſtrauch = Sânjor (Cornus sanguinea). Jeder Aſt erhält im Frühling drei gegenüberſtehende Triebe, die bis im Herbſt ½ Meter lange Zweige werden und eine blutrote Farbe erhalten. Dieſe werden als Heilmittel für krankes Vieh, beſonders bei Blutungen verwendet. Daher der Name Sânjor. Sânje = Blut. Die getrockneten Blätter liefern einen guten Tee.

Hunger; nimm' dir dafür eine Schuppe von mir, du kannst dich auch einmal auf mich verlassen." Er nahm den Fisch, warf ihn ins Wasser, die Schuppe aber steckte er in die Tasche.

Als sie eine Strecke weiter geritten, sahen sie einen Fuchs, der saß und wehklagte über seinen wehen Fuß. Der Königssohn zog wieder sein Tüchlein aus dem Busen und band ihm den Fuß. Der Fuchs dankte und sagte: „Zieh dir ein Haar von mir heraus, ich will dir auch einmal gehorchen." Er zog ein Haar heraus, legte es in die Tasche und sprach: „Gott helfe dir." Dann ritt er weiter, immer weiter bis zu den schwarzen Gebirgen, die die Häupter immer zusammen schlagen. Dort wartete er bis 12 Uhr, nachher standen sie still. Gleich beeilte er sich, zwischen ihnen hindurch zu kommen, und langte bei der Mutter des Drachen an. Als er in den Hof trat, erschrak er sehr, da er sah, wie alle Häupter der Knechte, die dort gedient, am Zaun aufgesteckt waren, aber trotz aller Angst trat er in die Stube: „Guten Morgen, Mutter des Drachen!"

„Ich danke, Sohn des Königs, was bringt dich zu mir?"

„Sieh', ich bin gekommen, um mich bei dir als Knecht zu verdingen." „Nun gut, ich dinge dich, hier hast du keine andere Arbeit, als daß du meine Stutte hütest, aber wisse: Falls du sie verlierst, schlage ich dir den Kopf ab und hänge ihn auch zu den andern. Nun, was verlangst du als Lohn, Sohn des Königs?"

„Ich verlange nicht viel, nur das Füllen, welches die Stutte in diesem Jahre füllnen wird" (damals hatte aber das Jahr nur drei Tage).

Nun gut. Er nahm die Stutte, trieb sie auf seidenes Gras und hütete sie. Nur einmal übermannte ihn der süße Schlaf, nur ein wenig und wie er die Augen öffnete, sah er die Stutte nirgends. „Was soll ich nun machen? Jetzt haut mir die Alte den Kopf ab." Wie er so stand und nicht wußte, was er tun sollte, steckte er die Hand in die Tasche, in welcher er die Feder vom Raben hatte. Als die Hand die Feder berührte, kamen die Raben aus der ganzen Welt herbeigeflogen und fragten: „Was wünschest du, unser Herr?" „Nun seht, wie es mir ergangen. Ich hütete die Stutte, da bezwang mich ein Schlaf, der süße, und wie ich die Augen öffnete, sah ich sie nirgends; jetzt schlägt mir die Drachenmutter den Kopf ab."

„Fürchte dich nicht, sie macht dir nichts, bis 12 Uhr bringen wir dir die Stutte. Die Alte hat sie in einen Adler verwandelt, da flog sie in die Wolken und hat dort ein Füllen mit acht Füßen gefüllent. Wenn

du ſie ſiehſt, ſollſt du ihr gleich den Zaum über den Kopf werfen, dann wird aus dem Adler gleich wieder die Stutte.“ Gut.

Sie flogen wie der Wind, und nur ein wenig, ſo kamen ſie zurück mit dem Adler. Der Königsſohn warf den Zaum über ſeinen Kopf und gleich ſtand die Stutte da mit einem achtfüßigen Füllen. Nun blieb ſie ruhig da, er konnte ohne Sorge um ſie ſein. Als es 12 ſchlug, kam die Alte und ärgerte ſich ſehr, als ſie die Stutte im Graſe freſſend ſah und das Füllen mit acht Füßen bei ihr.

Am andern Tag nahm der Knecht die Stutte wieder und trieb ſie auf das ſeidene Gras und hütete ſie, da überkam ihn wieder der ſüße Schlaf, nur ein wenig, doch als er die Augen öffnete, war ſie wieder fort und er konnte ſie nirgends finden. Aber jetzt erſchrak er nicht ſo ſehr, er zog die Schuppe heraus, und wie er ſie in die Hand nahm, verſammelten ſich gleich die Fiſche aus allen Wäſſern und fragten: „Was wünſcheſt du, unſer Herr?“ Er ſagte ihnen, wie es ihm ergangen. „Wart' nur ein wenig, wir bringen dir die Stutte. Die Alte hat ſie in einen Fiſch verwandelt und zu uns ins Waſſer gebracht.“ Die Fiſche zogen zurück und brachten ſchnell einen großen, großen Fiſch; der Knecht warf ihm den Zaum über den Kopf, und gleich ſtand die Stutte im Graſe freſſend. Als es 12 ſchlug, kam die Alte und ärgerte ſich furchtbar, als ſie das Pferd neben dem Knecht im Graſe ſah, und dachte: „Warte nur, Königsſohn, morgen hau' ich dir doch den Kopf ab und ſteck' ihn an einen Stecken wie die andern.“ Gut.

Am dritten Tage trieb er ſie wieder aufs Gras und wieder betrog ihn der Schlaf, aber nur grade auf einen Augenblick, doch die Stutte war fort. Als der Knecht die Augen öffnete, ſah er ſie nirgends. Nun zog er das Haar des Fuchſes heraus, gleich verſammelten ſich die Füchſe aus der ganzen Welt und fragten: „Was wünſcheſt du, unſer Herr?“ „Nun ſeht, wie es mir ergangen.“

„Wenn es nur das iſt, dann helfen wir dir gleich. Die Mutter des Drachen hat die Stutte in ein Ei verwandelt und in eine Lade gelegt und ſitzt darauf. Komm, wir gehen jetzt in den Hof, wir begeben uns zwiſchen die Hühner, dann wird die Alte herauskommen, du gehſt aber ſchnell hinein, öffneſt die Lade, wirfſt den Zaum über das Ei, gleich ſteht das Pferd da, und du reiteſt in den Hof.“ So geſchah es. Als die Füchſe in den Hof drangen, war das ein Lärmen, die Hühner gackerten, die Hähne krähten; die Alte hörte es und lief hinaus, der Knecht lief hinein, öffnete die Lade, warf den Zaum über das Ei, ſetzte ſich auf die Stutte und ritt hinaus zur Alten; eben ſchlug es 12 und das Jahr war zu Ende. Dann gab ihm die Alte ſeinen Lohn.

Er ſetzte ſich auf das Füllen und machte ſich auf den Weg zur ſchönen Rora. Er ritt und ritt bis gegen Abend, nur einmal ſagte das Füllen: „Lieber Herr, du mußt mir erlauben, umzukehren zu meiner Mutter und noch eine Nacht an ihr zu trinken, damit ich ſtärker werde.“

„Ich würde dich ja laſſen, aber du kommſt dann nicht mehr.“ „O, ich komme, lieber Herr, ich bin dir zugeteilt und du mir.“ Das Füllen lief fort, kam aber am nächſten Morgen mit dem Tag wieder. Nun gingen ſie weiter, abends bat das Füllen wieder, er möchte es zu ſeiner Mutter laſſen. Am dritten Abend ſagte es: Nur dreimal, lieber Herr, bis jetzt haſt du mich auf dem Rücken getragen, dann werde ich dich tragen, dann ſollſt du reiten! Fürchte dich nicht!“ Gut.

Als das Füllen nach der dritten Nacht von ſeiner Mutter zurückkehrte, war es kein Füllen mehr, jetzt war es ein Pferd, größer und feuriger als ſeine Mutter, auch als ſein Bruder, welchen die Fee mit den drei Augen hielt, denn dieſer hatte nur ſechs Füße. An dieſem Tage gelangten ſie zur ſchönen Rora. Dieſe ſaß am Fenſter und ſäumte mit goldenem Faden. Der Sohn des Königs hob ſie durchs Fenſter auf's Pferd, und das Pferd rannte fort wie Feuer.

Die Alte mit den drei Augen war ein wenig eingenickt, als ſie wieder um ſich ſah, ſah ſie ſich ohne Rora. Gut. Sie war ſehr beſtürzt und ging in den Stall zu ihrem Pferd, das wieherte und ſprang vom Boden bis ans Dach. „Was denkſt du, mein Pferd, können wir ſie noch einholen?“ „Wir müſſen gleich aufbrechen, ſonſt können wir ſie nicht mehr erreichen.“ Sie machten ſich auf und ritten und ritten ſchneller als der Gedanke und holten ſie ein, aber das Pferd war ſehr ermüdet. Als ſie nahe an ihnen waren, wandte ſich das Pferd mit den acht Füßen um und ſchlug die Alte zu Boden, der Engel zog das Schwert und hieb ihr den Kopf ab. Das Pferd blieb bei ſeinem Bruder. Nun wurden beide an einen Wagen geſpannt. Der Bräutigam mit der Braut ſaßen vorne neben einander, der Engel ſetzte ſich in den Korb (şeriglă). Da hörte er einen Vogel ſingen: deine Mutter erwartet dich mit einem vergifteten Pferd, wenn du dich drauf ſetzeſt, wirſt du zerſpringen. (Es war die Stiefmutter.) Wer dies hört und es ſagt, wird eine Steinſäule.“ Zum zweiten Male ſang der Vogel: „Deine Mutter erwartet dich mit einem Becher voll vergiftetem Wein, wenn du ihn trinkeſt, wirſt du zerſpringen, wer es hört und ſagt, der wird eine Steinſäule.“ Zum dritten Male ſang der Vogel: „Deine Mutter erwartet dich mit einem weißen Hemd voll Gift, wenn du es anziehſt, wirſt du zerſpringen. Wer dies hört und dir es ſagt, der wird eine Steinſäule.“

Der Engel hatte alle dieſe Worte gut verſtanden, aber die beiden andern plauderten und hörten nichts.

Als ſie zu Hauſe ankamen, wurde das Tor geöffnet und die Königin kam ihnen mit einem Pferd entgegen. Als der Bräutigam ſich darauf ſetzen wollte, zog der Engel das Schwert und hieb das Pferd in zwei Teile. Alle Leute, welche dies ſahen, erſchraken und wußten nicht, was dies ſein könnte. Als ſie in den Hof traten, kam wieder die Mutter mit einem Becher voll Wein zum Gruße. Der Engel ſtieß ihr den Becher aus der Hand, daß der Wein ſich verſchüttete. Nun traten ſie ins Haus. Die Mutter brachte ein weißes Hemd, als der Sohn es anziehen wollte, nahm es der Engel und warf es ins Feuer, daß der Ofen zerbarſt.

Jetzt wurden aber alle Leute zornig und wollten den Engel hängen, wenn er nicht ſage, warum er dies alles getan. Da fing er an zu erzählen, wie er den Vogel hätte ſingen hören, und als er vom Pferd erzählte, wurde er Stein bis an die Knie, als er zum Becher kam, wurde er Stein bis ans Herz, und als er ans Hemd kam, da war er ein Stein bis über den Kopf. Und wie ſie auch klagten, wie ſie auch weinten und jammerten, die Rora mit dem Sohn des Königs, ſie konnten es nicht ändern.

Als ein Jahr vergangen, bekam das junge Paar einen Knaben, ſo ſchön, der wuchs geſund wie ein Fiſch. Ein Jahr verging nach dem andern bis vier verfloſſen waren. Da ſtieg der Sohn des Königs auf den Aufboden und fand wieder die Bücher der Tage und las darin, nur einmal rief er ſeine Frau herbei und ſprach zu ihr: „Sieh nur, was hier geſchrieben ſteht: Wenn wir die Steinſäule mit dem Blut unſeres Knaben beſtreichen, dann kommt der Engel wieder heraus.“ „Heit! wir machen es.“ Aber wer ſoll den Knaben töten? „Du.“ „Nein Du“. So ſtreitend gingen ſie mit dem Kind beide zur Steinſäule. Nun ſtanden beide und wußten nicht, wie ſie an dieſe Arbeit gehen ſollten. Das Kind ſpielte da herum, nur einmal ſtieß es ſeine Hand an den Stein, daß das Blut floß, und legte die blutende Hand auf den Stein, da zerſprang er und der Engel ſtand zwiſchen ihnen geſund und ſchön und ſagte: „Ach wie lange ich geſchlafen hab.“ Nun war große Freude unter ihnen allen. Der Engel lebte nun mit ihnen in Friede und Geſundheit und geehrt, und wenn er noch iſt, ſo lebt er auch heute.

Erzählt von Jakob Janku, Alzen.

2. Der Knecht mit der Flöte.

Ein Bauer hatte drei Söhne, aber wenigen Grund zum Pflügen. Deshalb kam der Älteſte zu ſeinem Vater und bat ihn, ihm zu erlauben, daß er ſich als Knecht verdinge. Sein Vater ſprach: „Mein Sohn, meinetwegen gehe.“ Und er ging. Wie er ſo ging, begegnete er einem Pfarrer mit rotem Bart. „Nun, wohin gehſt du, Burſch?“ fragte der Pope. „Ich gehe dienen, Herr Pfarrer.“ „Willſt du zu mir kommen?“ „Ich will.“ Nun gut. Am Morgen gab der Pope dem Knecht einen runden Käſe und ein Brot und ſprach: „Du ſollſt jetzt gehen und die Schafherde hüten,“ den Käſe und das Brot ſollſt du eſſen, ſollſt es aber wieder ſo rund zurückbringen, ſonſt jage ich dich nach Hauſe. Dieſer ging, zerbrach ſich aber ſo viel den Kopf darüber, wie er es machen ſollte, Käſe und Brot ſo zu eſſen, daß alles ganz blieb. Abends kam er nach Hauſe, aber hungrig. Der Pope jagte ihn fort.

Nach dieſem bat der zweite Sohn ſeinen Vater, ihn dienen zu laſſen. Auch dieſen ließ er gehen. Doch auch ihm erging es, wie dem erſten. Er begegnete dem Popen mit dem roten Barte und verdingte ſich auch zu ihm als Knecht. Auch er wußte nicht, wie er es machen ſollte, Käſe und Brot zu eſſen, daß beide Stücke ganz blieben. Als es Abend wurde, jagte der Pope auch ihn nach Hauſe.

Nun kam der dritte und bat ſeinen Vater, er möge jetzt ihm erlauben, in den Dienſt zu gehen. Aber der Alte ſagte: „Mein Kind, bleib' du hier bei mir, damit es dir nicht auch gehe, wie deinen Brüdern.“

„Fürchte dich nicht, Vater, ich diene bis auf den Chriſttag.“[1] „Dann geh', wenn du deinem Vater nicht gehorchen willſt, geſcheiter als die andern wirſt du doch nicht ſein.“

Nun gut, er ging. Und wie er ging, begegnete er dem Pfarrer mit rotem Bart. „Wohin gehſt du, mein Freund?“ „Ich geh' in Dienſt, Părinte (Pfarrer).“ Na, komm' zu mir, ich gebe dir einen guten Lohn und verlange nichts anders von dir, als daß du eine Herde Schafe hüteſt und einen runden Käſe und Brot ißt. Beide müſſen aber ganz bleiben. Wenn du dich aber über mich ärgerſt, dann ſchneide ich dir die Naſe ab, wenn ich mich über dich ärgere, ſo ſollſt du mir die Rippen aus dem Rücken herausſchneiden. Na gut.

---

[1] Chriſttag iſt gleichbedeutend mit „Ausdienen“. Der rumäniſche Knecht dingt ſich immer bis zum Chriſttag, zu welcher Zeit immer er in den Dienſt eintritt. Wird er fortgejagt, oder verläßt er den Dienſt aus eigenem Trieb, ſo ſagt man: Er hat Chriſttag gemacht.

Am Morgen ging der Knecht mit den Schafen auf die Hut, das Essen im Tornister tragend. Bis zum Mittag hütete er gut, dann setzte er sich nieder, machte in das Brot ein Loch und höhlte es aus, mit dem Käse machte er es ebenso, und aß dann die Schmolle. Käse und Brot blieben ganz, das Loch stopfte er zu. Als er gegessen, stieg er in den Himmel und verlangte von Gott eine Flöte. Gott gab ihm eine, wenn er auf dieser blase, müsse alles tanzen, was zuhöre. Als er wieder bei den Schafen anlangte, fing er an zu blasen, die Schafe fingen an zu tanzen und tanzten bis zum Abend. Abends kamen sie alle hungrig nach Hause. Der Pope verwunderte sich, als der Knecht ihm den Käse und das Brot ganz, d. h. rund zurückgab, und doch hatte er fast alles gegessen, nur die Krusten waren übrig geblieben. Er verwunderte sich auch über die Schafe, weil sie so hungrig waren.

Am andern Tage ging der Pope hinter dem Knechte, um zu sehen, was er mit den Schafen mache, und versteckte sich im Gesträuch. Nur einmal fing der an auf der Flöte zu blasen, die Schafe tanzten, der Pope im Gesträuch tanzte auch und hing sich an den Dornen an und tanzte, bis er nicht mehr konnte und bis er sich alle Kleider zerrissen hatte. Dann fragte der Knecht: „Hast du dich geärgert, Părinte?"

„Ich habe mich nicht geärgert, aber komm' mit den Schafen nach Hause."

Als er nach Hause kam, stand die Preoteasa (Pfarrerin) auf der Leiter, um den Pferden Heu vom Stalle herunter zu werfen. Dieser fing an zu flöten, die Preoteasa fing an zu tanzen und tanzte, bis sie von der Leiter herunterfiel und sich den Hals brach. „Ärgerst du dich, Părinte?" „Ich ärgere mich nicht," sagte der Pfarrer, heimlich aber dachte er doch darüber nach, wie er den Knecht frei werden könnte.

Gegen Abend rief er seinen Sohn und den Knecht, sie sollten alle drei aufs Feld gehen. Abends legten sie sich am Ufer der Donau schlafen. Der Pope legte sich in die Mitte, gegen das Wasser der Knecht, auf die andere Seite der Sohn. Der Alte hatte die Absicht, wenn der Knecht schlafe, ihn ins Wasser zu stoßen. Der Knecht merkte so etwas und schlief nicht. Als die beiden andern eingeschlafen, nahm er den Sohn und legte ihn an seine Stelle, er legte sich hinüber. Um Mitternacht erwachte der Pope und stieß seinen eigenen Sohn ins Wasser, daß er ertrank, er dachte aber, es sei der Knecht.

Als es Tag wurde rief der Knecht aus der Stelle des Sohnes: „Guten Morgen, Părinte, hast du dich über mich geärgert?" „Nein, ich habe mich nicht geärgert", antwortete der Pope, obwohl er zornig

war, daß ihm die Tränen aus den Augen floſſen. Er war furchtbar traurig und dachte, er ſolle aus dem Orte auswandern, um ſo von dem Knechte frei zu werden. Die Frau hatte der verfluchte Kerl ihm umgebracht und jetzt auch den Sohn. Er nahm ſeine Evangelien, ſteckte ſie in den Sack, band ihn zu und ging die Türe zuzuſperren. In der Zeit nahm der Knecht die Evangelien geſchwind heraus, kroch ſelbſt hinein und band den Sack wieder zu. Der Pope nahm den Sack auf den Rücken und ging. „Aber ſchwer war er, ach welche Laſt," ſeufzte er. Nun kam er an einen Fluß ohne Brücke. Wie er durchs Waſſer ging, rief der Knecht aus dem Sack: „sus părinte[1] (hinauf, Părinte,) die Evangelien näſſen ſich."

Der Pfarrer erſchrak ſo ſehr, daß er den Zorn nicht mehr verbergen konnte. „Tulai, oameni buni,"[2] rief er (Ach, Ihr guten Leute) „ich glaubte, ich hätte mich von dieſem Elend befreit." „Ach, Herr Părinte, wie du dich über mich geärgert haſt!" rief der Knecht, nahm das Meſſer und ſchnitt ihm die Rippen aus dem Rücken heraus. Dann ging er zurück, nahm ſich die Schafherde und ſeine Flöte und kehrte heim zu ſeinem Vater. *Sive Bârsan, Alzen.*

3. Die Tochter des Schweinehirten.

Ein reicher Kaufmann mit zwölf Geſchäften in der Stadt hatte einen ſchönen und verſtändigen Sohn. Jetzt, da er einen Sohn hatte, kam die Zeit, daß dieſer ein junger Herr wurde und ans heiraten dachte.

An einem Tage ging dieſer junge Herr ſpazieren bis in den Wald. Als er in den Wald trat, traf er eine Schweinsherde. Die Tochter des Schweinehirten hütete die Schweine. Aber dies Mädchen war ſo ſchön, wie man noch nie geſehen, mit der Sonne auf dem Rücken, dem Mond auf der Bruſt und den Sternen in Augen.

Als der Sohn des Kaufmanns dies ſchöne Mädchen geſehen, konnte er nicht mehr von ihr laſſen. Alle Tage ging er zu ihr in den Wald. Als es Winter wurde, ging er abends in die Ziganie (Zigeunerwohnungen) zu ihr. Aber ihre Eltern wollten ihn nicht hinein laſſen, weil er ein reicher Herr war und ſie nur eine Zigeunerin. Aber er bat ſie ſo viel, ſie möchten ihm ihre Tochter zur Frau geben, bis ſie einwilligten, er werde ſie ehren wie eine Königin. Er kaufte ihr ſchöne, koſtbare Kleider, daß

[1] Sus Părinte! Mit dieſen Worten macht ſich der Rumäne noch heute Mut, wenn er etwas ſchweres heben ſoll.

[2] Tulai oameni buni, Ach Ihr guten Leute! Ein Ausruf des Schreckens.

ſie darin noch ſchöner ausſah als ein Fräulein. Dann machten ſie Hochzeit und lebten nachher viele Jahre in Friede und Geſundheit.

Die Jahre vergingen, eines nach dem andern. Da traf es ſich, daß die Frau ſtarb. Der Mann war ſo traurig und untröſtlich, daß er nicht mehr wußte, was er machen ſollte. Er ging mit ſchwerem Herzen hinaus aus der Stadt dem Walde zu. Nur einmal kam ein Vöglein aus dem Paradies und gab ihm ein Blatt, er ſolle es auf den Mund der Toten legen, ſo erhalte ſie die Seele wieder. Er dankte und kehrte ſchnell nach Hauſe um, legte ihr das Blatt auf den Mund. Da erhob ſich die Frau und war geſund und ſchön wie eine Blume. In Frieden aber lebten ſie nicht mehr. Die Leute quälten ſie zu viel mit Fragen, wie es auf der andern Welt ſei, bis ſie es ſatt wurde und ihren Mann bat, ſie ſollten in ein anderes Land auswandern. Ihr Mann tat alles, was ſie wollte, und wenn ſie ſagte: So ſoll es ſein, ſo ſagte er: „Gut.“

Sie packten alles zuſammen und machten ſich auf den Weg. Als ſie ſchon einige Tage unterwegs waren, nahe an ihrem neuen Wohnort, fiel dem Manne ein, daß er das Blatt mit der Seele der Menſchen zu Hauſe vergeſſen. Er ließ ſeine Frau im Wirtshauſe und eilte zurück um das Blatt. Als er fort war, kam ein Offizier und raubte die Frau. Gut.

Ihr Mann nahm das Blatt und ſeine Trompete und kehrte wieder zurück. Als er zum Wirtshaus kam, fand er ſeine Frau nicht mehr. Die Leute ſagten ihm, wer ſie geſtohlen. Nun wußte er nicht, was er machen ſollte. Da nahm er ſich die Trompete und ging blaſend in die Stadt. Nur einmal kamen einige Gendarmen und fingen ihn, um ihn ins Gefängnis zu werfen, ihn auszankend: „Du ſiehſt, wie traurig wir ſind, alle Leute gehen in ſchwarzen Kleidern, alle Häuſer ſind mit ſchwarzen Tüchern behangen, nur du kommſt luſtig blaſend!“

„Ich habe nichts geſehen, was für Trauer habt Ihr?“

„Die Tochter des Königs iſt geſtorben.“

„Sagt dem König, ich brächte ſeiner Tochter das Leben wieder.“

Als der König von dieſem Manne hörte, ſchickte er um ihn. Er kam, bückte ſich und legte dem Mädchen das Blatt auf den Mund. Gleich erhob es ſich, war geſund und froh und ſchön wie eine Blume. Den König freute es ſo ſehr, daß er zu dem Fremden ſagte: „Weil du mein Kind vom Tode befreit haſt, gebe ich dir, was du verlangſt, wenn du willſt, gebe ich dir das Mädchen zur Frau.“

„Ich danke dir, Herr König, eine Frau habe ich, aber ſieh, wie es mir mit meiner ergangen. Es hat ſie mir ein Offizier geſtohlen. Wie ſoll ichs wohl machen, daß ich ſie wieder bekomme?“

Der König lud alle Offiziere, die in der Stadt waren, zum Eſſen ein, und befahl, daß jeder auch ſeine Frau mitbringe. Sie kamen alle mit ihren Frauen zum Tiſche, nur der Dieb kam allein. Zu dieſem ging der König und fragte ihn, wo er ſeine Frau gelaſſen? Nur einmal wurde er ganz bleich und wußte nicht, was er antworten ſollte. Der König aber fragte alle, was verdiene ein Mann, der einem andern die Frau geſtohlen. Alle urteilten, der müſſe an den Schwanz eines Eſels gebunden durch die Stadt geführt werden. Die Worte waren noch nicht ausgeſprochen, ſo kamen die Gendarmen und brachten die geſtohlene Frau ihrem Manne zurück. Den Dieb aber fingen ſie, banden ihn an den Schwanz des Eſels und zogen ihn durch die Stadt zum Spotte der Menſchen und zu ſeiner Schande.

Der Kaufmann aber mit ſeiner Frau wird auch heute noch leben, wenn ſie das Blatt des Lebens nicht verloren haben.

Petru Fauer, Alzen.

4. Mär von einem geſcheidten Manne.

Ein Mann hatte viele Kinder, und was er auch arbeitete, die Kinder konnte er doch nicht ſättigen. Er ging als Hirte zu einer Schafherde. Sein Herr ſagte ihm, es käme jeden Abend ein Rieſe und ſtehle ein Schaf. Wenn er ſich verpflichte, ſo zu ſorgen, daß er keines ſtehlen könne, ſo gäbe er ihm den vierten Teil der Herde. Der Hirte machte ſich ein Feuer unter einer Tanne und wärmte ſich, ließ aber nicht ein Auge von den Schafen. Alles blieb ruhig bis gegen Mitternacht. Da wurde der Hund unruhig und er ſah den Rieſen kommen. Er ſtand auf, ging ihm entgegen und gab ihm einen guten Abend, ſagte dann, es ſei ihm nicht erlaubt ein Schaf zu ſtehlen. „Wie ſollt' es mir nicht erlaubt ſein, ich bin doch viel ſtärker als du. Oder kannſt du einen Stein preſſen, daß Waſſer heraus fließt?" „Wie ſollt' ich nicht, ſieh nur her." Der Hirte nahm aber nicht einen Stein, ſondern einen Käſe und preßte ihn, daß die Milch herausfloß. Der Rieſe wunderte ſich ſehr über ſolche Kraft und fragte ihn, ob er ihm dienen wolle? Ja, ich will, warte nur ein wenig, bis ich meine Schafe heim getrieben, damit meine Kinder was zu eſſen haben.

Zuerſt führte er die ganze Herde zu ſeinem Herrn, und als dieſer ſah, daß nicht eines fehlte, freute er ſich und gab ihm den vierten Teil. Er bedankte ſich und ſchickte ſie nach Hauſe, er ſelbſt ging dem Rieſen nach in Dienſt. Als er in ſein Haus kam, gab ihm dieſer zwei Büffel-

häute, er ſolle darin Waſſer aus dem Brunnen bringen. Aber ach, waren die ſchwer, daß er ſie leer kaum tragen konnte, und erſt mit Waſſer! „O, ich armer, was ſoll ich machen? Ich will etwas verſuchen, habe immer gehört, die Rieſen wären ein wenig dumm.“ Er zog ſein Meſſer aus der Taſche und fing an am Brunnen zu ſchneiden. Der Rieſe wußte nicht, was der Knecht ſo lange beim Brunnen mache, und ging um nach ihm zu ſehen. „Was machſt du, daß du nicht mehr mit dem Waſſer kommſt?“

„Sieh', ich will den Brunnen herausnehmen, immer nur mit zwei Büffelfellen um Waſſer gehen, iſt ja doch zu wenig.“ Der Rieſe erſchrak, wenn der Knecht den ganzen Brunnen ins Haus trage, würden ſie alle ertrinken, und ſagte: „Laß' nur ſein, ich trage auch weniger, der Brunnen iſt noch von meiner Großmutter, und meiner Mutter würde es leid um ihn ſein, wenn wir ihn von dort wegnähmen. Aber geh' du in den Wald und bring eine Eiche, daß wir Feuer machen.“

Der Knecht dachte wieder: „Wie kann ich wohl dieſen dummen Kerl noch betrügen, denn ich bin um die Welt nicht ſtark genug, eine ganze Eiche zu tragen.“ Er nahm ſich einige Ranken von der Waldrebe und ging in den Wald. Der Rieſe mit ſeiner Mutter wartete lange Zeit, das Feuer verloſch, aber der Knecht kam nicht. „Du Kind, ſo geh doch bis in den Wald, und ſieh' ein wenig, was macht dieſer Mann, ich fürchte er fängt wieder die Arbeit einfältig an.“ Gut. Er ging, und wie er an den Waldesrand kam, ſah er die Eichen alle mit Waldrebenranken gebunden. „Du Menſch, was machſt du denn, daß du nicht mehr nach Hauſe kommſt?“

„Schau, ich will die Eichen alle mit der Wurzel herausziehen, damit ich den Wald auf einmal nach Hauſe trage und nicht um jeden einzelnen Baum kommen muß.“ Wieder erſchrak der Rieſe und fürchtete, er werde ihm das Haus anzünden, und ſprach: „Laß den Wald in Ruhe, ich will ſchon ſelbſt eine Eiche herausnehmen und ſie nach Hauſe tragen.“ Er zog eine heraus und trug ſie wie einen Beſen auf dem Rücken.

Nun beriet er mit ſeiner Mutter, wie ſie dieſen ſtarken Knecht aus dem Hauſe bekommen könnten, denn ſie fürchteten, er werde ihnen doch einmal einen ſtarken Schaden antun. „Geh' in der Nacht und ſchlag ihn auf den Kopf,“ ſagte ſeine Mutter. Der Knecht dachte ſich ſo was, oder wird er auch zugehört haben; als er ſchlafen ging, legte er ſich unter's Bett und legte ins Bett einen Holzklotz. Um Mitternacht kam der Rieſe leiſe mit einem dicken Schlägel und hieb auf den Holzklotz ein, daß die Späne flogen. „Nun, meine Mutter, dieſer iſt tot. Die

Knochen flogen alle heraus.“ Er legte ſich beruhigt nieder, weil er ſich von dem argen Knecht befreit glaubte.

Am Morgen kam der Knecht fröhlich herbei, wünſchte einen guten Morgen ſeinem Herrn und fragte, was er arbeiten ſolle? Der Rieſe war entſetzt und fragte ihn, ob er in Frieden geruht? „Ich hätte wohl Ruhe gehabt, doch war es mir, als ob mich jemand gejuckt.“ Dann fing der Rieſe an ihm zu ſagen, es ſei jetzt keine Arbeit mehr, er könne nach Hauſe gehen, ſeinen Lohn fürs ganze Jahr, einen Sack voll Dukaten, werde er ihm ſelbſt nach Hauſe tragen. Dies freute den Knecht ſehr. Der Rieſe aber wollte den Sack deshalb ſelbſt tragen, um zu ſehen, wo der Knecht wohne, um dann in der Nacht den Sack wieder ſtehlen zu können. Der Knecht lief aber voraus zu ſeinen Kindern und lehrte ſie, wenn der Rieſe in die Nähe käme, ſollten ſie rufen: „Wir eſſen Menſchenfleiſch, wir eſſen Menſchenfleiſch.“ Der Rieſe kam keuchend mit dem ſchweren Sack auf dem Rücken, wie er ganz nahe war, hörte er die Kinder ſchreien: „Wir eſſen Menſchenfleiſch, wir eſſen Menſchenfleiſch.“ Als er dieſe Worte hörte, warf er den Sack auf die Erde und floh und kehrte nicht mehr um. Gott behüte. Der Knecht aber und ſeine Kinder lebten gut und hatten zu eſſen, ſo viel ſie brauchten, ſo lange ſie lebten. *Sive Bursan.*

5. Hör' nicht, Sieh' nicht, Sei nicht ſchwer, wie die Erde.[1]

Es war einmal eine Königin, die hatte eine Köchin. Beide bekamen zu gleicher Zeit einen Knaben. Als dieſe groß waren, ſchloſſen ſie treue Freundſchaft, Bruderſchaft. Der Prinz wollte in die Welt gehen, die Königin erlaubte es nicht, aber der Prinz bat ſeine Mutter ſo lange, bis ſie ihn ziehen ließ. Der Sohn der Köchin blieb zu Hauſe. Als der Prinz aufbrach, gab er ſeinem Kreuzbruder ein Tüchlein und einen Ring und ſprach: du Bruder, wenn du an dieſem Tüchlein drei Blutstropfen ſiehſt, kannſt du wiſſen, daß ich irgendwo verwünſcht bin, dann komme, ſuche und befreie mich. Wenn aber das Ringlein verroſtet iſt, dann bin ich tot, dann kannſt du mir nicht mehr helfen.

Der Bruder gab ihm die Hand und kehrte um, heimwärts, aber der Prinz ging und ging, bis er in einen Wald kam. Er ging und ging, aus dem Wald kam er nicht mehr hinaus. Er wußte es nicht, daß er einen verwunſchenen Wald getroffen hatte, in welchem eine Hexe wohnte. Nun, er ging immer weiter, bis die Sonne unterging, dann ließ

[1] Na'ude, Na'vede, Na'greul pământului.

er ſich unter einer Eiche nieder, machte ſich ein Feuer und begann zu abend zu eſſen. Seine Mutter hatte ihm einige gebratene Tauben in den Torniſter gepackt und einen Punja gebacken aus weißem Kornmehl. Nur einmal rief jemand aus den Äſten der Eiche: „Aule-o, ich friere, aule-o, ich friere.“ Er blickte hinauf und ſah in den Zweigen eine alte Großmutter ſitzen und jammern. Es war die Hexe, er wußte es aber nicht. „Komm herunter und wärme dich.“ Sie kam herunter, ſetzte ſich neben ihn, plötzlich nahm ſie eine Kröte aus dem Buſen und warf ſie ihm ins Geſicht, rufend: „Wer Tauben ißt, ißt Kröten, wer Tauben ißt, ißt Kröten.“ „Gib Frieden, alte Großmutter,“ ſagte er. Sie aber nahm das Feuerzeug und warf es dem Prinzen über den Kopf, daß er gleich umfiel. Dann zog die Hexe ein Meſſer heraus, gewann damit das Herz und verwahrte es in der Eiche, die Knochen begrub ſie unter die Eiche.

Nun verging eine lange Zeit, vom Prinzen hörte man nichts mehr. Da dachte der Sohn der Köchin daran, einmal nachzuſehen, wie es ihm gehe und er zog das Ringlein hervor, dies war blank, alſo tot war er nicht. Nachher zog er auch das Tüchlein heraus, nur einmal, ſiehe, drei Blutstropfen darauf. Er erſchrak heftig, denn nun wußte er, ſein Bruder war verwünſcht, deshalb alſo hörte man nichts mehr von ihm. Er beeilte ſich ſehr mit der Vorbereitung für die Reiſe. In den Torniſter nahm er ſich gebratene Tauben, das Gewehr und drei Hunde, die hießen Naude, Navede, Nagreul pământului, mit Augen, ſchwarz wie die Kohlen. Nun ging er immer weiter, bis er auch in den verwunſchenen Wald kam. Als die Sonne unterging und er noch immer nicht aus dem Walde herauskam, verſtand er, daß es mit dieſem Walde nicht richtig ſei, und dachte ſich, es würde mit ſeinem Bruder hier etwas geſchehen ſein, er brauche nicht weiter zu gehen. Er machte ſich unter der Eiche ein Feuer und wärmte ſich. Da hörte er oben in der Eiche eine alte Großmutter rufen: „Aule-o, ich friere, aule-o, ich friere.“ „Komm herunter und wärme dich.“ „Ich komme nicht herunter, deine Hunde beißen mich.“

„Meine Hunde tun dir nichts.“

„Ich komme nicht herunter, bis du nicht dieſe drei Haare auf ſie wirfſt.“ Er nahm die drei Haare und warf ſie ins Feuer. Die Alte hatte es nicht geſehen und glaubte, ſie lägen auf den Hunden. Nun ſprang ſie herunter, ſetzte ſich neben ihn ans Feuer und fing an zu ſchreien: „Wer Tauben ißt, ißt Kröten, wer Tauben ißt, ißt Kröten.“ Zog eine Kröte aus dem Buſen, und warf ſie dem Jüngling ins Geſicht. Aber die Hunde ſtanden immer auf zwei Füßen und hüteten ihren Herrn.

Wie ſie die Kröte warf, packten ſie die Hunde am Halſe, daß ſie ſich nicht rühren konnte und immer zu Hilfe ſchrie. Sie bat ſehr ſchön, er möchte ſie doch von den Hunden befreien, ſie wolle ihn gewiß nicht mehr mit der Kröte ärgern. Aber er ſagte: „Du Hexe, du haſt mir meinen Kreuzbruder verſteckt, ſage die Wahrheit, wo iſt er?“ Sie wollte es zuerſt nicht ſagen, bis er nicht das Gewehr auf ſie richtete, dann ſagte ſie es ihm. Das Herz habe ſie in der hohlen Eiche verſorgt, die Knochen unter der Eiche eingegraben. Wenn er ſie alle zuſammennehme und mit dem Blut der Kröte einreibe, würde der Prinz wieder friſch und geſund. Er tat, wie ihn die Hexe gelehrt. Wie er das Herz herausnahm, ſah er dort noch mehrere und erſah daraus, daß die Alte noch viele Sünden begangen und nicht wert ſei, zu leben und noch mehr zu ſündigen. Er nahm auch die Knochen aus der Erde, rieb ſie mit Krötenblut ein, da ſtand der Prinz friſch und geſund neben ihm, er aber nahm das Gewehr und ſchoß die Hexe nieder. Wie er ſchoß, wurde es ganz helle, nirgends ſah man einen Wald, die beiden ſtanden auf der Straße, um ſie herum erſtreckte ſich ein ſchönes Weizenfeld. Die beiden Kreuzbrüder nahmen ſich an der Hand und gingen nach Hauſe. Dort herrſchte große Freude überall, weil der Prinz wieder geſund nach Hauſe gekommen. *Marie Bran, Leschkirch.*

6. Die Frau des Herrgott.

Drei Brüder hatten eine Schweſter, ihre Eltern waren geſtorben. Jetzt, da ſie nur dieſe eine Schweſter hatten, kamen ſie überein, ſie niemandem zur Frau zu geben, außer unſerm Herrgott. Gott hört alles, ſieht alles, was die Menſchen auf dieſer Erde tun und reden. Dies wiſſen wir alle. So hörte auch der liebe Gott, wie dieſe drei Brüder ſich beredeten, darum kam er auf unſere Erde, trat unter das Fenſter und rief dem Älteſten: „Gibſt du mir deine Schweſter zur Frau?“ „Komm herein, wenn du meine Schweſter haben willſt, ich werfe ſie nicht zum Fenſter hinaus.“ Gott ging fort. Am nächſten Abend kam er wieder unter das Fenſter und rief dem zweiten: „Gibſt du mir deine Schweſter zur Frau?“ „Komm herein in die Stube, ich werfe ſie nicht zum Fenſter hinaus.“ Gott wollte nicht hinein gehen und ging fort. Am dritten Abend kam er wieder unter's Fenſter und rief dem jüngſten Bruder: „Gibſt du mir deine Schweſter zur Frau?“ Dieſer nahm ſeine Schweſter und warf ſie zum Fenſter hinaus. Gott nahm ſie und ſtieg mit ihr in den Himmel.

Nun waren die Brüder allein und arbeiteten. Dann kam der Winter und verging, der Sommer kam und verging. Es verging ein Jahr nach dem andern, doch die Schwester war nicht ein einzigesmal gekommen, nach ihnen zu sehen. So waren drei Jahre vergangen. Da kam eine große Sehnsucht über die Brüder nach der Schwester, und der Älteste sprach zum Jüngsten: Nun siehst du, wir wollten unsere Schwester nicht zum Fenster hinausgeben, du hast sie gegeben, von wo sollen wir jetzt wissen, wo wir sie suchen sollen? Aber doch will ich mich auf den Weg machen, vielleicht finde ich sie tot oder lebend. Er machte sich einen guten Malai (ein Gebäck aus Maismehl), steckte ihn in den Tornister und ging. Er trat auf die Straße und ging nun lange, lange, bis er auf eine große, schöne Wiese kam. Auf dieser mähte ein alter Mann mit einer hölzernen Sense. Dieser alte Großvater aber war Gott, nur wußte es niemand. „Guten Tag, alter Großvater!" „Du sollst leben, Bursche! Wohin gehst du?" „Ich gehe meine Schwester suchen. Eine große Sehnsucht nach ihr hat uns gepackt. Jetzt weiß ich nicht, welchen Weg ich gehen soll, daß ich sie finde." „Gehe immer nur auf dem rechten Wege, bis du an einige schöne Häuser kommen wirst, dann tritt hinein, dort wohnt deine Schwester. Er ging und kam zu den schönen Häusern, trat ein und hatte seine Schwester gefunden. Als er eingetreten war, ging er sogleich hinter den Tisch[1] und setzte sich auf den Stuhl Gottes. „Komm', Bruder, setz' dich auf einen andern Stuhl, es sind ja noch genug hier, komm, ich will dir zu essen geben," redete seine Schwester besorgt zu ihm. „Laß mich hier auf dem Stuhle Gottes. Essen brauch ich keines, ich habe Malai."

Abends kam Gott nach Hause. Als er den Bruder seiner Frau sah, sagte er: „Guten Abend, Schwager". „Ich danke Euch, Schwager," antwortete der Jüngling. „Du Frau, hast du deinem Bruder zu essen gegeben?" „Hör' Schwager, willst du mir nicht dienen? Ich gebe dir einen guten Lohn, und du sollst mir nur einen Tag das Pferd auf die Weide treiben. Wohin dich das Pferd trägt, dorthin sollst du gehen, wo es fressen wird, dort sollst du sammeln, wo es trinken wird, dort sollst du füllen."

Er blieb bei Gott für einen Tag als Knecht. Er setzte sich auf's Pferd und ritt hinaus bis an einen Garten mit vielen Blumen, schönen

[1] „Hinter dem Tisch" ist der Ehrenplatz, den niemand einnimmt, ohne zuerst viel dazu genötigt zu werden. Der Tisch steht bei den Rumänen im Zimmer vorne zwischen den Fenstern. Also vorne hinter den Tisch zu gehen, gilt als eine große Unverschämtheit und Selbstüberhebung.

und verwelkten. Die ſchönen riefen: „Komm' pflück uns für deinen Hut, es ſteht dir dreimal ſchöner.“ Er ging, pflückte einen Strauß und ſteckte ihn auf den Hut. Dann ſtieg er wieder auf's Pferd und ritt bis ans Waſſer. Das Pferd ſprang hinein, ſchüttelte ihn ab ins Waſſer, daß er ertrank.

Die beiden andern Brüder warteten lange Zeit auf ihren älteſten Bruder; als ſie ſahen, daß er nicht mehr kam, brach auch der mittlere auf mit einem Malai im Torniſter, ſo groß wie ein Rad, und ging denſelben Weg wie ſein Bruder. Als er an die Wieſe Gottes kam, ſtand wieder der alte Mann mit der hölzernen Senſe dort. Der Jüngling redete mit ihm und fragte, welchen Weg er wohl gehen müſſe, um die Frau Gottes zu finden? „Geh' nur auf dem rechten Wege, dann wirſt du an einige ſchöne Häuſer kommen, tritt ein, dort wirſt du deine Schweſter finden.“

Er ging immer rechts, traf die Häuſer und trat ein. Als er eintrat, ging er gleich bis in die Hälfte der Stube, als er den Stuhl Gottes erblickte, ſetzte er ſich gleich darauf. „Komm' Bruder, ſetz' dich auf einen andern Stuhl, es ſind ja genug und laß den Stuhl Gottes in Ruhe,“ bat die Schweſter. Aber er gehorchte nicht und blieb ſitzen. Als Gott am Abend nach Hauſe kam, ſagte er: „Guten Abend ‚Schwager'.“ „Ich danke euch, Schwager.“ „Haſt du deinem Bruder zu eſſen gegeben, du Frau? Willſt du dich nicht für einen Tag bei mir als Knecht verdingen zu einem Pferd? ich gebe dir einen guten Lohn. Wohin dich das Pferd tragen wird, dorthin ſollſt du reiten, wo es freſſen wird, dort ſollſt du ſammeln, wo es trinken wird, dort ſollſt du füllen.“

Er blieb und ſetzte ſich aufs Pferd und ritt bis zum Garten mit den Blumen, den ſchönen und den verwelkten. Die ſchönen riefen: „Komm' zu mir und ſteck mich auf den Hut, es ſteht dir dreimal beſſer.“ Er dachte nicht lange; hätte er gedacht, ſo würde er nicht gegangen ſein, aber ſo ſprang er vom Pferd, trat in den Garten, pflückte ſich einen Strauß und ſteckte ihn auf den Hut, dann ritt er weiter bis ans Waſſer. Das Pferd ſprang hinein, ſchüttelte ihn herunter ins Waſſer, daß er ertrank

Der Jüngſte war allein geblieben und wartete und wartete auf ſeine Schweſter und die Brüder, aber niemand kehrte zurück. Nun legte ſich Trauer und Sehnſucht auf ſein Herz, daß er dachte, er ſolle nicht hier allein bleiben, ſondern auch gehen, ſie zu ſuchen.

In ſeiner Trauer und Sehnſucht dachte er nicht daran, ſich ein gutes Eſſen für den Weg zu bereiten, er machte nur ein wenig Malai aus Aſche, brach dann auf und ging, bis er auf eine Wieſe kam, groß und ſchön. Auf dieſer Gotteswieſe mähte wieder Gott als alter Mann

mit einer hölzernen Senſe. „Könnt Ihr noch, alter Großvater?“ „Noch ein wenig, Burſche.“ „Könnt Ihr mich nicht zurecht weiſen, wo ich meine Schweſter finden ſoll?“ „Gehe immer nur auf dem rechten Wege, dann wirſt du einige ſchöne Häuſer antreffen, tritt ein, dann wirſt du deine Schweſter ſehen.“ Er dankte und ging.

Als er angekommen und eingetreten war, blieb er nur hinter der Türe ſtehen, ſetzte ſich dann auf den Boden, wie viel ihn ſeine Schweſter auch bat zum Tiſch zu kommen, er wollte nicht. Nun brachte ſie gutes Eſſen, er dankte aber und nahm nichts. Zog dann ſeinen Torniſter hervor und aß ein wenig Malai aus Aſche. Als am Abend Gott nach Hauſe kam, erhob ſich der Jüngſte von der Erde und wünſchte einen guten Abend. „Du Schwager, komm an den Tiſch und iß mit mir!“ ſagte Gott. „Ich bedanke mich, ich will noch ein wenig hier auf der Erde ſitzen, gegeſſen habe ich aus meinem Torniſter.“

„Du Schwager, bleibe hier bei uns, was ſollſt du ſo allein zu Hauſe? Sieh', ich gebe dir einen guten Lohn, du ſollſt mir mein Pferd hüten. Wohin es dich führen wird, dorthin ſollſt du gehen, wo es freſſen wird, von dort ſollſt du ſammeln, wo es trinken wird, von dort ſollſt du füllen.“ Er blieb, und ritt bis zu dem Garten mit den ſchönen und den verwelkten Blumen. Die ſchönen riefen: „Komm' zu mir, ſteck mich auf den Hut, es ſteht dir dreimal beſſer.“ „Wer euch gepflanzt hat, und wer euch gepflegt, der ſoll euch auch pflücken.“ Er hielt ſich gar nicht auf und ritt weiter bis er an ein Kloſter kam, das Pferd führte ihn hinein. Als er eintrat, waren dort alle Heiligen verſammelt und wollten ihn verurteilen, denn es iſt einem Menſchen von der Erde nicht erlaubt, dies Kloſter zu betreten. Als ſie berieten, was ſie ihm tun ſollten, ſagte Gott: „Er war gehorſam und beſcheiden, ihr ſollt ihm nichts tun. Aber du, heiliger Petrus, ſollſt ihn nehmen und ihm alles zeigen.“

Der Jüngling erzählte dem heiligen Petrus, wie es ihm auf dem Wege ergangen mit den Blumen. Darauf meinte Petrus, es ſei ſein Glück geweſen, daß er die Blumen nicht gepflückt hätte, das wären die getauften Kinder geweſen. Die welken aber wären die ungetauften Kinder. Dann zeigte er ihm noch viele Sünden der Menſchen, bis ſie an die Türe kamen, dann ließ er ihn hinaus. Der Jüngling aber ritt mit dem Pferd auf die Wieſe Gottes und fütterte es gut bis zum Abend und führte es nach Hauſe. Da er Gott gefiel, behielt er ihn bei ſich. Sie lebten alle drei gut mit einander bis auf den heutigen Tag.

Und ich ſtand auf einem Nagel und ſage nichts mehr.

Ana Subſtirel, Alzen.

7. Der Gänſehirt.

Ein König hatte einen kleinen Knaben; der weinte fort und fort, ſo daß ſeine Eltern nicht mehr wußten, was ſie mit ihm machen ſollten. Sie gaben ihm Kamillentee mit Zucker, rieben ihn mit Butter ein, wiegten ihn, trugen ihn herum, es half alles nichts, er weinte und weinte, bis auch ſeine Mutter weinte, weil ſie nichts mit ihm ſchaffen konnte. In einer Nacht klopfte jemand ans Fenſter. Es waren drei Pfarrherren, welche die Nacht auf der Straße ereilt hatte, nun baten ſie um Herberge.

Der König rief ſie ins Haus und gab ihnen Abendeſſen. Der Knabe aber weinte noch immer, und weil er ſo weinte, ſagte ein Pfarrer: „Wir wollen ihn taufen, vielleicht weint er dann nicht mehr.“ Sie tauften ihn, alle drei Pfarrer waren Paten. Der Knabe aber weinte weiter.

Eines Tages kam eine alte Frau und ſagte, wenn ihr der König 100 fl. gäbe, ſo mache ſie, daß der Knabe nicht mehr weine. Er verſprach es. Sie richtete ein Bad und badete das Kind, nahm es dann in den Arm und ſang ihm dieſe Worte: „Schweig mein Knabe, ſchweig, du bekommſt dann auch die Königstochter zur Frau, welche auf den Felſen Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt, ſchweig mein Knabe, ſchweig.“ Er hörte und hörte, und weinte ſeitdem gar nicht mehr, wuchs aber ſo ſchnell in einem Jahre, wie andere in dreien.

Als 6 Jahre vergangen waren, war er ſo groß, wie ein Jüngling von 20 Jahren, und kam zu ſeiner Mutter und bat, ſie möchte ihm Wegzehrung in den Torniſter legen, er gehe, ſich die Braut zu ſuchen. Wie ſeine Mutter nichts mit ihm ſchaffen konnte, als er klein war, ſo konnte ſie auch jetzt, da er groß geworden, nichts mit ihm anfangen. Sie ſagte: „Mein lieber Sohn, bleib zu Hauſe, du biſt noch zu jung, wirſt dir ſchon noch eine Frau bekommen, wenn du älter biſt.“ Er aber ſagte, bis er ſich das Mädchen finde, von welchem ihm die Alte geſungen, als er klein geweſen, würde noch viele Zeit vergehen, und er brauche keine andere zur Frau als gerade dieſe.

Darauf legte ihm ſeine Mutter Proviant in den Torniſter, und er ging, vor ſich Tag, hinter ſich Nacht. Er ging weit, weit, bis er einen Hof erreichte. Die Sonne ging gerade unter, er hatte ſich ermüdet und trat hinein. Was für ein Glück hatte er! Gerade in das Haus ſeines älteſten Paten war er eingetreten, gerade als der Alte hinaus kam. „Guten Abend, lieber Pate (Nunule).“ „Ich danke dir, Finule, was bringſt du mir?“ „Ich bringe gute Laune, ich gehe mir die Braut zu

ſuchen. Kannſt du mich nicht auf den Weg weiſen, wo die Königstochter wohnt, welche auf den Felſen Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt?“ „Ich weiß es nicht, aber ich will die Meinen fragen, ob ſie es nicht wiſſen.“ Er ging hinaus und rief alle Mäuſe und Ratten zuſammen. Als ſie ſich verſammelt hatten, fragte er, ob nicht vielleicht jemand von ihnen zu tun gehabt habe im Getreide der Königstochter, welche auf den Felſen Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt. Es war niemand dort geweſen. Jetzt gab ihm ſein Pate einen goldenen Apfel, in den alles hineingeht, ſei es noch ſo groß, auch ein ganzes Land. Der Jüngling dankte, ſteckte ihn in den Buſen, nahm Abſchied und ging weiter, vor ſich immer Tag, hinter ſich Nacht. Er ging wieder bis gegen Abend, dann erreichte er wieder ein Haus, es wohnte dort gerade ſein zweiter Pate. „Guten Abend, lieber Pate!“ „Du ſollſt leben, mein Finule, was bringſt du mir?“ „Gute Laune, Nunule, ich gehe, mir die Braut zu ſuchen, von der mir die Alte geſungen, als ich immer weinte. Wißt ihr nicht, wo die Königstochter wohnt, welche auf den Felſen Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt?“ „Ich weiß wirklich nicht, aber vielleicht wiſſen es die Meinen.“ Er ging zum Fenſter und rief alle Wölfe und Füchſe, ſie ſollten ſich unter dem Fenſter verſammeln. Sie waren gerade alle gekommen. Der Pfarrer fragte jeden einzelnen der Reihe nach, ob er nicht vielleicht etwas geſtohlen aus dem Hofe der Königstochter, welche auf den Felſen Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt? Es war aber keiner da geweſen, ſie hatten nicht einmal etwas von ihr gehört. Der Pate gab ihm drei Federn in einem Beutel, eine kupferne, eine ſilberne und eine goldene. Aus der kupfernen kommt, wenn man ſie bewegt, ein kupfernes Pferd, aus der ſilbernen ein ſilbernes, aus der goldenen ein goldenes Pferd, eines mutiger als das andere. Er verſorgte ſich ihn im Buſen, dankte und ging fort, vor ſich Tag, hinter ſich Nacht. Er ging, bis er an ein Haus kam. Hier wohnte der jüngſte Pate. „Guten Abend, lieber Pate!“ „Du ſollſt leben, Finule! Was bringſt du mir?“ „Sieh' ich bringe dir gute Laune, ich bin auf dem Wege zur Braut.“ „Ach, geh zum Teufel, du wirſt doch nicht Heiratsgedanken haben?“ „Ja wirklich, ich gehe mir die Braut zu ſuchen, von der mir die Alte geſungen, als ich immer weinte. Wißt ihr nicht, wo die Königstochter wohnt, welche auf den Felſen Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt?“ „Ich weiß es nicht, aber vielleicht weiß es jemand von den Meinen.“ Er ging ans Fenſter und pfiff, da kamen alle Vögel aus der ganzen Welt herbei, und er fragte ſie, ob nicht vielleicht einer Arbeit gehabt im Garten der Königstochter, welche auf den Felſen

Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt? Nicht einer war dort gewesen; nur einmal siehe, kommt noch ein Vöglein langsam herbei mit zerschossenem Flügel. „Was ist mit dir, Vöglein?“ „Ach, Herr, ich hatte mich verirrt im Lande der Königstochter, welche auf dem Felsen Grummet macht und den Blumen den Geruch gibt, dort hat mich ein Mensch geschossen, welcher auf die Jagd ging.“

„Wo ist das Land?“ fragte der Pfarrer. „Es ist weit, dort hinter dem Glasberge, aber der Junge wird auch den nicht finden, ich werde mit ihm gehen.“ „Geh, mein Vöglein,“ sagte der Pate und gab seinem Finu einen goldenen Ring: „wenn du diesen Ring bewegst, geschieht, was du verlangst. Aber du sollst dir wünschen, ein Gänsehirt zu sein und goldene Gänse zu hüten. Die Königstochter wird dich sehen, du wirst ihr gefallen, sie wird die Gänse kaufen wollen.“ Er dankte, nahm Abschied und ging dann mit dem Vöglein bis an den Glasberg. Dann nahm er die kupferne Feder, es kam ein kupfernes Pferd. Er kam auf diesem aber nicht weit hinauf, es war zu glatt. Er nahm dann das silberne, mit diesem erreichte er die halbe Höhe, aber mit dem goldenen ging er über den Glasberg hinüber, von dort sah er die Häuser der Königstochter.

Jetzt wünschte er sich ein Gänsehirte zu sein, und gleich hatte er die goldenen Gänse neben sich. Er hütete sie auf einer Wiese neben der Straße, auf welcher die Königstochter in die Stadt auf den Ball fuhr. Sie stand immer am Fenster und sah hinaus auf die goldenen Gänse und wünschte sie zu kaufen. Eines Tages fuhr sie auf den Ball, und wie sie nahe an die goldenen Gänse kam, rief sie den Gänsejungen und gab ihm 10 Kreutzer. Als sie vorüber war, bewegte er die kupferne Feder, es kam das kupferne Pferd heraus, er, ein schöner Jüngling, setzte sich darauf und ritt auch auf den Ball und tanzte in einem fort, immer mit der Königstochter. Dieser junge Herr gefiel ihr sehr. Er sagte ihr aber nicht, wer er sei, und ging vor Ende des Balles fort.

Am andern Tage fuhr die Königstochter wieder auf den Ball. Wie sie auf der Straße wieder zu den goldenen Gänsen kam, rief sie den Gänsejungen an die Kutsche und gab ihm 10 Kreutzer. Als sie vorüber war, zog er die silberne Feder hervor, setzte sich auf das silberne Pferd und ritt zum Tanze und tanzte immer nur mit der Königstochter, aber wieder ging er vor den andern Mädchen und Burschen vom Tanze weg. Als er fort war, wurde die Königstochter traurig, denn er hatte ihr seinen Namen nicht gesagt, und sie liebte ihn so sehr. Am nächsten Tage nahm sie sich Pech in die Tasche, um ihn zu zeichnen. Als sie auf den Ball fuhr und an den Gänsen vorbeikam, gab sie dem Gänsejungen

wieder 10 Kreutzer. Was ſollte dies wohl ſein, daß dieſer Hirte ihr ſo gut gefiel? faſt gefiel er ihr beſſer als ſeine goldenen Gänſe, dieſesmal war er aber auch ganz nahe an der Straße geſtanden und hatte auf die 10 Kreutzer gewartet. Als ſie fort war, ſetzte er ſich geſchwind auf das goldene Pferd und ritt hinter ihr. Wie ſie beide zuſammen tanzten, klebte ſie ihm das Pech in den Nacken. Am nächſten Tage befahl ſie ihren Dienern, ſie ſollten alle Jünglinge aus dem ganzen Lande baden. Den, in deſſen Nacken ſie Pech fänden, ſollten ſie zu ihr bringen. Doch ſie fanden es bei keinem. „Habt ihr denn alle gebadet?“ „Alle, nur den Gänſejungen nicht.“ „Badet auch den.“ Als ſie ihn genommen und baden ſollten, da hatte der das Pech im Nacken. Gut. Jetzt war große Freude und Verlobung. Aber jetzt wollte der Königsſohn mit ſeiner Braut in ſein Land ziehen, aber ſie wußte nicht, wie ſie ihr Land allein hier laſſen ſollte. Nur einmal öffnete der Bräutigam den goldenen Apfel und ſteckte das ganze Land mit allem hinein, dann ſetzten ſie ſich beide in den Wagen, vor den das ſilberne, kupferne und goldene Pferd geſpannt war. So fuhren ſie nach Hauſe und feierten die Hochzeit, die Paten hatten ſie alle drei geladen und dieſe waren die Beiſtände, und das Vöglein ſang am Fenſter.

8. Das Fett im Hundefell.

Die Nachbarin hatte Krapfen gebacken und gab auch ihrer Nachbarin zwei. Dieſer ſchmeckten ſie ſehr gut und ſie fragte, von wo ſie das Fett gehabt. „Jetzt, von wo ſoll ich's gehabt haben? ich nahm mir den Bratſpieß und ſtach mir's aus dem Fell des Hundes heraus.“ Die Nachbarin ging ſchnell nach Hauſe, nahm ſich den Bratſpieß und eine Schüſſel und ſtach fort und fort in das Fell ihres Hundes, bis er umfiel und tot war. Fett hatte er aber nicht einen Tropfen gehabt.

Seither ſagt man über einen magern Menſchen: „Du biſt mager wie ein Hund.“

Ana Casan, Alsen.

9. Der Pope im Ziegenfell.

Ein Pope hatte keine andern Gedanken, als immer nur, wie er die Leute betrügen und beſtehlen ſollte. Einmal pflügte er auf ſeinem Acker und als er fertig war, nahm er auch ſeinem Nachbarn ein Stück weg. Der Nachbar ärgerte ſich, als er es bemerkte, kam zum Popen und ſagte: „Herr Parinte, komm' und ſieh', du haſt auch auf meinem Acker gepflügt.“ „Aber wie ſollte ich dir deine Erde gepflügt haben,

meine geht doch bis dahin," entgegnete der Pope. „Dann, wenn die Steine reden, dann will ich dir meine Erde überlaſſen," ſchrie der Nachbar." Gut. Sie gingen beide mit dem Hannen hinaus auf den Acker. Als ſie dort ankamen, fingen die Steine in der Erde an zu reden: „Der Acker des Popen reicht bis her." Der Nachbar und der Hann ſtanden beſtürzt da, aber was in aller Welt konnten ſie tun? Sie gingen beide nach Hauſe, doch der Pope blieb zurück bei ſeinem nun vergrößerten Acker. Aber dieſes verhielt ſich ſo: Als der Nachbar geſagt, er würde ihm das Stück überlaſſen, wenn die Steine redeten, ſo ging er mit ſeinem Sohne und grub ihn in die Erde, damit er rede, daß die Leute dächten, es redeten die Steine in der Erde. Als nun die beiden fortgegangen, zog der Pope ſeinen Sohn aus der Erde, aber er hatte ihn tot gefunden. Gut.

Als er ſah', daß Gott die Sünden nicht vergibt, dachte er: „Gut, ich will die Leute nicht mehr betrügen, jetzt werde ich nur noch ſtehlen." Er nahm ſich ein Ziegenfell und zog ſich es über ſeine Kleider, damit ihn die Leute nicht erkennen ſollten. Und ſo ging er jetzt ſtehlen. Aber die Leute merkten, daß bald hier, bald dort etwas fehlte, und ſahen dieſe Ziege bald hier, bald dort und fürchteten, es werde der Pope ſein. Sie ließen in der Kirche Gottesdienſt halten und beteten zu Gott, er möchte ſie behüten vor dem Popen und ſie von ihm befreien. Und der liebe Gott machte, daß der Pope das Fell nicht mehr ablegen konnte. So mußte er, ſo lange er lebte, im Ziegenfell herumgehen, doch die Leute hatten Ruhe. *Marie Bran, Leschkirch.*

10. Der heilige Petrus als Geiger.

Vielerlei machte der heilige Petrus, als er noch mit unſerm Herrgott auf der Erde wandelte. Einmal kam er in ein Dorf und trat mit dem Herrn in ein Wirtshaus. Dort waren viele Rekruten, die tranken und ſangen. Der heilige Petrus ſetzte ſich mit Gott an einen Tiſch hinter die Türe. Nur einmal fing Petrus an: „Ich mache mich zu einem Geiger." „Gib Ruhe, Petrus, du fällſt in Ungelegenheit." Aber Petrus gehorchte nicht, nahm die Geige aus dem Zwergſack und fing an aufzuſpielen. Als die Rekruten die Geige hörten, ſprangen ſie auf, fingen an zu tanzen und zu ſchreien, immer mit dem Wein im Kopfe und luſtig. Nur einmal kehrten ſie ſich gegen den Geiger und ſchlugen ihn und hieben auf den armen Petrus ein, wie betrunkene Leute, kaum konnte er ſich bis zur Türe und hinaus ſchleppen. Gott kam hinter ihm.

Aber der heilige Petrus hatte ſich ſehr geärgert und ſprach: „Es ſoll regnen immer, wenn die Rekruten einrücken zu den Soldaten.“ Und ſo iſt es geblieben, bis auf den heutigen Tag. Wenn im Herbſt die Rekruten ſich verſammeln um aufzubrechen, dann fängt es an zu regnen.

Am andern Tage gingen ſie wieder beide, Gott und der heilige Petrus, weiter. Da fing Petrus wieder mit Gott an: „Unſer Gott! warum haſt du reiche und arme Leute gelaſſen? Es wäre ja beſſer, wenn nur Reiche wären.“ „Gib Friede, Petrus, es iſt gut ſo, wie es iſt.“ Aber es ließ ihm keine Ruhe, bis Gott ſagte: „Tu alſo, wie du denkſt, es ſei beſſer.“ Dann machte ſie Petrus alle reich. Und es war gut ſo, aber nur kurze Zeit.

Einmal fing Petrus an, ſich ein Haus zu bauen, aber Arbeiter bekam er keine. „Ach, ihr guten Leute, was ſoll ich anfangen, nicht einmal um großen Lohn bekomme ich weder Arbeiter noch Maurer?“ Nun gut. Gott ſprach zu Petrus: „Nun ſiehſt du, Petrus, hatte ich dir nicht geſagt, du ſollteſt nicht nur reiche Leute machen? Auf dieſer Welt braucht es auch Arbeiter, ohne dieſe kannſt du nicht leben, ſelbſt wenn du eine Lade voll Geld haſt.“ *Potru Fauer, Alzen.*

11. Der Burſche mit dem Weinberg.

Es waren einmal drei Brüder, die hatten jeder einen Weingarten. Nun gingen einmal Gott und der heilige Petrus die Straße entlang und kamen an dieſen Weingärten vorbei. Dort ſtand der älteſte Bruder. Gott verlangte eine Traube. Dieſer wandte ſich gleich um und brachte zwei Trauben. Er hatte ſie aber aus ſeines Bruders Weingarten gepflückt. Gott wußte es, ſagte aber nichts, nahm ſie, dankte und ging weiter, bis an des zweiten Weingarten. Auch dieſer ſtand da. Gott verlangte ihm eine Traube. Er ging und brachte zwei aus ſeines Bruders Weingarten. Gott wußte es, ſagte aber nichts, dankte und ging weiter bis an des Jüngſten Weingarten und verlangte auch ihm eine Traube. Dieſer nahm aus ſeinem eignen zwei der ſchönſten Trauben, gab eine Gott, die andere dem heiligen Petrus. Gut. Gott gefiel dieſer Jüngling und er ſprach: „Mein Junge, nachdem du mir dieſe Trauben geſchenkt, möchte ich dir auch was geben, aber du ſollſt mir gehorchen. Du ſollſt heute abends zu dem reichſten Manne im Dorf gehen und ſeine Tochter zur Frau verlangen.“ „Aber wie ſoll ich mich unterſtehen, dieſes zu tun, ich, ein armer Burſche, habe nichts als dieſen Weingarten.“ „Habe keine Angſt, geh nur und tu, wie ich dir geſagt.“ Gott ging mit dem heiligen Petrus

ins Dorf. Bis er hinkam, war es grade abend. Sie traten auf den Hof, wo das reichſte Mädchen wohnte, und fragten, ob ſie nicht Unterkunft für die Nacht bekommen könnten? Der Vater des Mädchen ſagte: „Nun, ich möchte Euch ja herein nehmen, aber dieſen Abend kommen die Freier zu meiner Tochter.“ „So laßt uns auch nur ins Vorhaus, wir legen uns hinter den Ofen.“ Sie legten ſich beide ſchlafen. Nur einmal kamen zwei Freier, beide reich mit großem Erbe, ſo daß die Eltern nicht wußten, welchem ſie ihre Tochter geben ſollten. Der Vater ſagte zur Mutter: „Hör' du, wir ſollen auch die Leute aus dem Vorhaus fragen, die ſind ja alt, daß wir hören, was auch die ſagen.“ Gut. Als ſie fragten, ſagte Gott: „Ihr ſollt Eure Tochter keinem von dieſen beiden geben, nehmt den dritten.“ „Aber wie ſollen wir denn den dritten nehmen, es ſind nur zwei gekommen?“ Kaum hatte er ausgeredet, trat unſer Jüngling ein und verlangte das Mädchen. Weil er ſchön war und redete mit ſchönen Worten, gefiel er ihr und ſie nahm ihn. Gott aber und der heilige Petrus drückten ſich hinaus. Als die Eltern ins Vorhaus kamen, um auch die beiden Alten zur Verlobung hinein zu rufen, fanden ſie niemanden mehr dort. Da glaubten ſie, es werde Gott mit dem heiligen Petrus geweſen ſein. *Ana Casan, Alzen.*

12. Der Zigeuner mit dem Speck.

Es ging ein Zigeuner mit einem Speck auf dem Rücken über einen Fluß. Und es war Nacht, und die Nacht war dunkel, oben wetterleuchtete es. Der Zigeuner ſagte ſo mit ſeinem Munde: „Leuchte, Herr, leuchte, ich werde dir ein Stück Speck geben.“ Als er nun nahe an das Ufer des Fluſſes kam, ſagte er mit ſeinem Munde ſo: „Ob du leuchteſt oder nicht, Speck werde ich dir keinen geben.“ Nach dieſen Worten fiel er ins Waſſer und rief: „O, Herr, ich hatte nur geſpaßt, und ſchon ſtößt du mich hinunter.“ *Iuon Bursan, Alzen.*

13. Iliane, der die Blumen gehorchen, die kein Königreich hat.

Vor langer Zeit lebten ein paar alte Leute, die hatten ein kleines Kind. Da ſie nun ein kleines Kind hatten, einen Knaben, weinte dieſer immer, ſo daß die Mutter nicht mehr wußte, was ſie mit ihm anfangen ſollte. Als er nun wieder weinte, ſagte ſeine Mutter zu ihm: „Schweig, mein Knabe, nicht mehr weine, wenn du groß biſt, gebe ich dir das

Mädchen zur Frau, das so schön ist wie die Sonne.“ Man heißt sie Iliane Costindene (Barcianu: Cosinzeâna), welcher die Blumen gehorchen, die kein Königreich hat. Darauf wurde der Knabe gleich fröhlich und weinte gar nicht mehr. Und wie er nicht mehr weinte, wuchs er und wurde ein strammer Jüngling zum Verwundern, so daß er zu den Soldaten genommen wurde. Gut.

Als er gedient hatte und von den Soldaten heimgekehrt war, sagte er eines Tages zu seiner Mutter: „Nun, mein Mütterchen, ich möchte mir jetzt ein Heim gründen, gib mir jetzt das Mädchen, welches du mir versprachst, weißt du damals, als ich ein kleiner Knabe war und immer weinte? Sie heißt Iliane.“ „O, Herr, aber von dem Mädchen habe ich nicht einmal etwas mehr gehört seitdem, nicht einmal mehr an sie gedacht.“ „Na, gut, wenn sich die Sache so verhält, dann geh' ich und suche mir sie. Leg' mir ein wenig Brot und Speck in den Tornister.“ Die Alte nahm den Tornister und sackte ihm ein, dann ging der Bursch. Er ging und ging, weit, weit, aber das Mädchen traf er nicht, nur einmal erreichte er den heiligen Montag. Aber der heilige Montag war gerade in der Kirche und hatte das Haus ohne Wasser gelassen, nicht gekehrt und nicht versorgt. Doch der Bursch nahm den Besen, kehrte und versorgte, dann nahm er sich die Krüge und ging zum Brunnen um Wasser. Als er mit allem fertig war, versteckte er sich hinter den Ofen. Wie nun der heilige Montag aus der Kirche kam, machte er: „Hm, hm, wer wird wohl hier so schön versorgt haben, wenn es ein guter Mensch gewesen, soll er herbei kommen, damit ich ihm danke. Wenn es aber nicht ein guter war, so rufe ich den Hund mit den eisernen Zähnen, daß er ihn frißt.“ Hierauf kam der Bursch hinter dem Ofen hervor und sagte: „Guten Tag, alte Großmutter!“ „Ich danke, aber was bringt dich zu mir?“ „Nun sieh, so und so, ich gehe mir die Iliane suchen, weißt du nicht, wo ich sie finden kann?“ „Ich weiß wirklich nicht, aber geh' zu meiner Schwester, dem heiligen Freitag, vielleicht weiß sie es. Und weil du mir so gut gemacht, gebe ich dir hier einen kupfernen Zaum, wenn du ihn schüttelst, steht gleich ein kupfernes Pferd fertig da; sage ihm nur, wie du willst, daß es dich trage, wie der Wind oder wie der Gedanke. Aber lieber wie der Gedanke, du bist schneller dort, als wie der Wind, mit dem Wind hängst du dich an die Äste an.“ Gut. Er dankte, schüttelte den kupfernen Zaum und gleich stand das kupferne Pferd fertig da. Er stieg auf und ritt und war so schnell wie der Gedanke beim heiligen Freitag. Der war aber in der Kirche. Er trat ins Haus, und wie er hineinkam, fand

er die Stube unverſorgt, ungekehrt und in den Krügen war nicht ein Tropfen Waſſer. Gut. Er nahm den Beſen, kehrte und verſorgte und brachte in den Krügen Waſſer. Stellte dann den Beſen hinter die Türe und verkroch ſich hinter ihn. Als der heilige Freitag aus der Kirche kam, verwunderte er ſich, wie gekehrt und verſorgt es im Zimmer war und die Krüge voll Waſſer. „Hm, hm," machte die Alte mit dem Munde: „Wer wird mir wohl dies alles getan haben? Iſt es ein guter Menſch, ſoll er herbeikommen, daß ich ihm danke, war es ein ſchlechter, ſo rufe ich meinen Hund mit den eiſernen Zähnen, daß er ihn frißt." Hierauf kam der Burſch hinter dem Beſen hervor und ſagte: „Guten Morgen, alte Großmutter." „Ich danke, was bringt dich zu mir?" „Ich gehe mir die Iliane zur Frau ſuchen, erreichte deine Schweſter, den heiligen Montag, dieſe hat mich zu dir geſchickt, es könnte ſein, daß du es wüßteſt, wo ich ſie finden kann." „Nein, wirklich, ich weiß es nicht, gehe aber zu meiner Schweſter, dem heiligen Sonntag, es kann ſein, daß ſie es weiß. Weil du mir aber im Hauſe gearbeitet, gebe ich dir einen ſilbernen Zaum, wenn du ihn ſchüttelſt, ſteht gleich ein ſilbernes Pferd fertig da und trägt dich, wohin du willſt, wie der Wind oder wie der Gedanke, beſſer wie der Gedanke, mit dem Winde hängſt du dich an die Äſte an." Er dankte, ſchüttelte den Zaum und gleich ſtand ein ſilbernes Pferd neben ihm. Er ſetzte ſich darauf und ritt wie der Gedanke zum heiligen Sonntag. Der war aber in der Kirche. Als er hineinkam, ach was war dort! die Stube nicht verſorgt und nicht gekehrt und in den Krügen nicht ein Tropfen Waſſer. Er legte geſchwind ſeinen Torniſter weg, nahm den Beſen, kehrte und verſorgte, dann nahm er die Krüge, brachte Waſſer, und als er mit allem fertig war, verſteckte er ſich hinter den Beſen hinter die Türe. Als der heilige Sonntag aus der Kirche kam, verwunderte er ſich und machte: „Hm, hm, wer hat mir wohl hier Ordnung gemacht? Wenn es ein guter Menſch war, ſoll er herbeikommen, daß ich ihm danke, aber wenn es ein ſchlechter iſt, rufe ich meinen Hund mit den eiſernen Zähnen, daß er ihn frißt." Hierauf kam er hinter dem Beſen hervor und ſprach: „Guten Morgen, alte Großmutter!" „Ich danke, was bringt dich ſo weit zu mir?" „Schau ſo und ſo", fing unſer Burſch an, „und weißt du nicht, wo die Iliane ſein wird?" „Ich weiß es wirklich nicht, aber mein Kind, die heilige Sonne wird es wiſſen, ſie kommt jeden Tag mittags 12 Uhr zu mir, bleibt aber nur eine Stunde, ich will ſie fragen. Jetzt muß ich dich aber in die Erde ſtecken, daß dich die Sonne nicht verbrennt, ſie wird gleich kommen." Er nahm den Burſchen und warf ihn 99 Klafter tief

in die Erde. Kaum hatte ſie ihn hinuntergeworfen, kam gleich die Sonne. Sobald ſie gekommen, fragte ihre Mutter: „Haſt du jemals von der Iliane Coſtindene gehört?“ „Wie ſoll ich nicht. Der Weg zu ihr geht gerade aus unſerem Tor in ihres.“ Die Sonne ging mehr hinunter und als ſie ging, nahm der heilige Sonntag den Burſchen wieder heraus aus der Erde und ſprach: „Aus unſerem Tore geht der Weg gerade in das Tor der Iliane. Und ſieh, hier gebe ich dir einen goldenen Zaum, wenn du ihn ſchüttelſt, ſteht gleich ein goldenes Pferd fertig neben dir und trägt dich wie der Wind oder der Gedanke zu ihr.“ Er dankte, ſchüttelte den Zaum, ſprang aufs Pferd und ritt ſchnell wie der Gedanke in das Dorf. An einem Brunnen ſtand eine alte Frau. „Guten Tag, alte Großmutter.“ „Ich danke, mein Junge, bis wohin ſollſt du?“ „Ich ſuche die ſchöne Iliane, welcher die Blumen gehorchen, und die kein Königreich hat. Wo ſollte ſie wohnen?“ „Dort in den ſchönen Häuſern, aber du ſollſt dich nicht unterſtehen und hineingehen, dort wohnt der Drache, welcher die Iliane gefangen hält, warte bis ſie heraus zum Brunnen kommt.“ Er gehorchte aber nicht, ſein Herz ließ ihm keine Ruhe, ſo ſehnte er ſich nach dieſem Mädchen. Er ging hinein. In der erſten Stube war niemand, er ging weiter aus einer Stube in die andere durch 99 Stuben, in der hundertſten war ein großes Faß, in welchem der Drache eingeſchloſſen ſaß und jammerte: „Ach wie durſtig bin ich, wenn jemand käme und mir einen Krug voll Waſſer brächte.“ Der Junge bedauerte ihn, nahm den Krug und brachte ihn voll Waſſer. Der Drache trank ihn aus und als er ihn ausgetrunken hatte, ſprang ein Reif. „Bring mir noch einen!“ Der Junge brachte ihm noch einen Krug voll. Als er auch dieſen ausgetrunken, ſprang der zweite Reif. „Bring noch einen.“ Er ging auch zum dritten Male, aber jetzt wußte er, wenn der Drache den dritten Krug getrunken, würde auch der letzte Reif ſpringen, der Drache herauskommen und ihn freſſen. Trotzdem bedauerte er ihn und wollte ihm auch den dritten Krug bringen. Als er zum Brunnen kam, ſtand auch die Iliane dort. Er fragte ſie, ob ſie mit ihm kommen und ſeine Frau werden wolle? Sie wollte. Nun ſchüttelte er den kupfernen Zaum, gleich ſtand das kupferne Pferd neben ihm. Gut. „Steig auf, Iliane, ich trag nur geſchwind dem Drachen das Waſſer, dann reiten wir weg.“ Er ging mit dem Krug zum Drachen, wartete aber nicht, bis er getrunken, lief ſchnell hinaus, ſetzte ſich hinter die Iliane aufs Pferd und flog fort. Aber als der Drache auch den dritten Krug Waſſer ausgetrunken, krachte es einmal, und der dritte Reif war geſprungen und der Drache kam heraus, und als er heraus-

gekommen war, ſah er, daß die Iliane mit dem Jüngling geflohen war. Er ging in den Stall und fragte ſein Pferd: „Könnteſt du wohl noch einen Backofen voll Brot eſſen und ein Schaff voll Wein trinken, daß wir ſie noch einholen?“ „Ich werde eſſen und trinken,“ ſagte das Pferd. Gut. Als er gegeſſen und getrunken hatte, ſetzte ſich der Drache aufs Pferd und holte ſie ein, bevor ſie am Waſſer angekommen waren. „Nun, du Knabe, ich verzeihe dir wegen dem erſten Krug Waſſer, den du mir gebracht, aber dies darfſt du nicht wieder tun,“ ſprach der Drache, nahm ſich die Iliane auf ſein Pferd und ritt davon.

Am andern Morgen ſchüttelte der Jüngling den ſilbernen Zaum, das ſilberne Pferd ſtand gleich fertig neben ihm, er ſetzte ſich mit Iliane drauf und floh wieder. Als der Drache erwachte, ſah er gleich, daß die Iliane mit dem Jüngling wieder geflohen war. Er ging in den Stall und fragte ſein Pferd: „Kannſt du noch einen Backofen voll Brot eſſen und drei Schaff Wein trinken, daß wir die Betrüger einholen?“ „Ich kann.“ Er aß und trank, dann trug er ſeinen Herrn wie der Gedanke hinter den Entflohenen und holte ſie ein. „Ich verzeihe dir dies für den zweiten Krug Waſſer, du ſollſt dies aber nicht mehr verſuchen.“ Er nahm die Iliane und ritt mit ihr nach Hauſe. Am dritten Morgen ſchüttelte der Burſch den goldnen Zaum und verſuchte noch einmal auf dem goldnen Pferd mit der Iliane zu fliehen. Aber auch zum dritten Male holte ihn der Drache ein, aber jetzt war er zornig und ſagte: „Du Kind, aber jetzt gehorche mir, ich will dir auch zum dritten Male verzeihen um den dritten Krug Waſſer, welches du mir gebracht, aber wenn du noch einmal ſolche Sachen machſt, dann freſſe ich dich.“ Er nahm die Iliane und brachte ſie nach Hauſe.

Am andern Tage ſtand er betrübt beim Brunnen und wußte nicht, wie er es machen ſollte um die Iliane zu befreien, nur einmal ſiehe da, die Alte, welche ihm die Häuſer des Drachen gezeigt hatte. „Guten morgen, alte Großmutter!“ „Ich danke mein Kind, was machſt du noch?“ „Sieh' Großmutter, ſo und ſo iſt es mir ergangen,“ und er erzählte der Alten alles. „Geh' du zur Mutter des Drachen und verdinge dich als Knecht, verlange aber keinen andern Lohn als das ſchwächſte Füllen aus dem Stalle.“ Gut.

Er ging und ging bis ihn der Hunger überkam, aber Proviant hatte er keinen mehr, was ihm ſeine Mutter in den Torniſter gelegt, hatte er gegeſſen, nun hatte er nichts mehr. Nur einmal ſah er einen Raben von einem Aſt zum andern hüpfen mit gebrochenem Flügel. „Dieſen hat mir Gott geſchickt, dieſen ſoll ich eſſen,“ dachte unſer Burſch, ſtreckte

die Hand aus um ihn zu fangen. „Laß mich, du Bursch, nicht iß mich, ich will dir auch einmal helfen.“ Gut. Er ließ ihn und ging weiter und kam zu einem Hasen, auch dieser war lahm. „Nun, diesen ess' ich doch.“ Als er die Hand ausstreckte, sagte der Hase: „Laß mich, du Bursch, nicht iß mich, ich will dir auch einmal helfen.“ Gut. Er ließ ihn und ging weiter und traf einen Fuchs. Als er die Hand ausstreckte, ihn zu fangen und zu essen, bat auch dieser: „Laß mich doch, ich will dir auch einmal helfen.“ „Dann geh, ich will jetzt nichts mehr essen.“ Er ging nun immer weiter bis er an einen Hof kam. In der Türe saß gerade die Mutter des Drachen. „Guten Tag, alte Großmutter.“ „Ich danke, bis wohin?“ Ich bin bis hieher gekommen, um mich zu verdingen, braucht nicht Ihr einen Knecht?“ „O ja, ich brauch einen. Was verlangst du für ein Jahr?“ (Damals hatte ein Jahr nur drei Tage.) „Du sollst mir ein Füllen geben.“ Gut. Die Alte rief ihn in die Stube und gab ihm zu essen. Als er gegessen, sagte ihm die Alte, was er zu tun hätte. „Du sollst nichts anderes machen, als diese Stutte hüten und dafür sorgen, daß sie sich füttert, bis es tagt, aber du sollst sie gut hüten, wenn sie dir durchgeht, hau ich dir den Kopf ab und steck ihn an den Stecken, hier an dem Zaun, es sind dort 99, alle von meinen Knechten, jetzt brauch ich noch einen, damit ich hundert habe.

Der Junge setzte sich auf die Stutte und ritt hinaus, er blieb immer auf der Stutte sitzen, damit sie ihn nicht betrügen könne. Gegen Morgen schloß er nur ein wenig die Augen, und als er sie öffnete, war die Stutte nirgends. Nun wußte er nicht, was er tun sollte und fing an zu weinen. Nur einmal kam der Rabe: „Warum weinst du, mein Kind?“ „Sieh' so und so, mir ist die Stutte fort und ich weiß nicht, von wo ich sie nehmen soll.“ „Siehst du dort den Habicht?“ „Ich seh' ihn.“ „Nimm den Zaun und wirf ihn gegen denselben und rufe: „Ho, Stutte der Alten.“ Als er es so gemacht, wie ihn der Rabe gelehrt, stand die Stutte da, er setzte sich auf und ritt heim, es war aber etwas spät, als er bei der Alten anlangte. Sie verwunderte sich, daß er die Stutte gebracht und ärgerte sich darüber, zeigte ihm aber keinen Zorn, rief ihn in die Stube und gab ihm das Frühstück. Aber während er am Tische saß, ging sie in den Stall zur Stutte, die war ihre Tochter, und schlug sie mit einem Strang so lange, bis die schrie: „Halt ein, nicht mehr schlag', morgen will ich mich besser verstecken.“ Am andern Abend schickte ihn die Alte wieder mit der Stutte aufs Feld, damit er sie füttere. Jetzt hütete er sie noch besser, er blieb auf ihr sitzen und schloß kein Auge bis gegen Morgen, da überkam ihn der Schlaf, aber nur, daß er gerade die Augen schloß, und die

Stutte war fort. Nun war er ſehr betrübt und wußte nicht, was er anfangen ſollte und fing an zu weinen. Als er weinte, kam der Haſe: „Was fehlt dir, mein Kind, warum weinſt du?“ „Nun ſieh', ſo und ſo iſt es mir ergangen, und jetzt zum Schluß iſt die Stutte wieder fort, und nun wird es Tag, und wenn ich die Stutte nicht finde, haut mir die Alte den Kopf ab.“ „Na, laß nur, nicht mehr weine, ich will dir ſchon helfen, da du mich nicht gegeſſen, als du hungrig warſt. Siehſt du dort die Schafherde? Das ſchönſte und größte Schaf iſt deine Stutte. Ich gehe jetzt zwiſchen die Schafe und bringe es dir entgegen, dann fliehe ich aber in den Wald, denn ich fürchte mich wie ein Haſe vor den Hunden. Wenn ich dir das Schaf gebracht, wirf ihm den Zaum entgegen und ſage: ‚Ho, Stutte der Alten.‘ (N'o iapă bătrână). Darauf ſetze dich aufs Pferd und reite nach Hauſe.“ Der Burſch tat ſo, wie ihn der Haſe gelehrt. Als er heimkam, ſtand die Alte gerade in der Türe und dachte, vielleicht wäre heute ſein Kopf doch ihr, da ſah ſie ihn auf der Stutte heimkehren. „Du biſt heute lange auf dem Feld geblieben.“ „Ich dachte, ich ſollte gut füttern.“ „Geh' hinein zum Frühſtück.“ Er ging hinein, ſie hinaus in den Stall, nahm ſich einen Strang zweifach und ſchlug auf die Stutte, bis ſie ſie ganz zerſchlagen. Dieſe verſprach, wenn ſie aufhöre zu ſchlagen, werde ſie ſich morgen beſſer verſtecken. Am andern Abend ging der Jüngling wieder mit der Stutte aufs Gras und hütete ſie ſo gut, daß ſie nicht fort konnte, bis die Sonne aufgehen ſollte. Da ſchloß er nur ein wenig die Augen, und ſie war fort. Jetzt war es auch Zeit zum nach Hauſe reiten, ohne Stutte traute er ſich nicht und fing an zu weinen, und weinte ſo, daß ſich die Steine von ſeinen Tränen erweichten. Da kam der Fuchs: „Mein Kind, warum weinſt du ſo?“ „Sieh' ſo und ſo.“ und erzählte ihm alles. „Na, wegen dem nicht mehr weine, ich helfe dir, daß du die Stutte findeſt. Sie hat ſich in ein Entenei verwandelt, die Alte ſitzt in der Gaſſentür darauf und brütet es. Komm jetzt nahe an die Türe, dann miſche ich mich zwiſchen die Hühner, wenn die Alte das Geſchrei unter den Hühnern hört, wird ſie laufen um nachzuſehen, was da ſei, dann wirf den Zaum über das Ei und ſage: ‚Ho, Stutte der Alten.‘ Dann ſetz dich auf ſie und tu', als kämeſt du nur jetzt vom Feld.“ Grade ſo machten ſie es. Als er kam, ſaß die Alte in der Türe auf dem Ei und brütete. Der Fuchs lief zwiſchen die Hühner, der Hahn ſchrie: Kukurigu, ſo daß die Alte aufſprang vom Ei, um nach den Hühnern zu ſehen. Gleich warf er den Zaum gegen das Ei: „Ho, Stutte der Alten.“ Gleich ſtand ſie da, er ſchwang ſich hinauf und ritt zur Türe hinein. Der Zorn der Alten war groß, ſie ſagte: „Warum biſt du ſo ſpät nach Hauſe gekommen?“

„Weil ich die Stutte gut fütterte.“ „Komm, nimm dir den Lohn, das Jahr ist zu Ende.“ Er ging in den Stall, dort standen 99 Pferde, gerade so viele, als abgehauene Köpfe an den Stecken des Zaunes. Immer, wenn sie einen Kopf abhieb, mästete sich ein Pferd. Hinter der Türe stand das hundertste, noch ganz schwach und mager. Er wandte sich gegen das Füllen und verlangte gerade dieses. Die Alte gab es ihm. Und als sie es ihm gegeben, setzte er sich darauf, versetzte ihm eins über den Kopf, nur einmal sprang das Füllen über das Tor und fiel auf der Gasse um. Er gab ihm noch ein Gutes, darauf schüttelte es sich und stand auf; da aber stand an seiner Stelle ein schönes Pferd mit sechs Füßen. Nun ritt der Jüngling schnell wie der Gedanke zum Brunnen des Drachen. Und siehe, die Iliane stand dort mit dem Wasserkrug. „Komm, du, geschwind her zu mir, steig herauf. Nun, sie war auf einmal oben und das Füllen flog, als hätte es grade Flügel. Aber als der Drache merkte, daß die Iliane wieder geflohen, ging er in den Stall zu seinem Pferd und fragte es: „Könntest du wohl noch einen Ofen voll Brot essen und drei Schaff voll Wein trinken?“ — „Ob ich sie trinke oder nicht, die Fliehenden können wir nicht mehr erreichen, sie sind auf einem Pferd mit sechs Füßen davon.“ „Wir wollen doch versuchen.“ Der Drache setzte sich aufs Pferd, und wie der Gedanke waren sie hinter dem Jungen. Aber es war vorbei, und Friede. Sie flogen grade übers Wasser. Er aber in seinem Zorn und Elend sah nicht einmal mehr den Weg, er sah immer nur die Fliehenden, und als er die sah, nahm er das Wasser nicht wahr, und schnell wie der Gedanke sprang er samt dem Pferde ins Wasser und ertrank. Doch die Iliane mit ihrem Bräutigam erreichten in Friede und Gesundheit ihr Land und machten Hochzeit, und wenn sie nicht gestorben, leben sie bis auf den heutigen Tag. *Lina Subtirel, Alzen.*

14. Frau Katze.

An einem Sonntag ging eine Frau mit ihren Angehörigen in die Kirche, und es blieb niemand zu Hause außer der Katze und einem Topf voll Milch. Bevor die Herrin gegangen war, hatte sie zur Katze gesagt: „He, Katze, du darfst dich nicht unterstehen und diese Milch fressen, falls ich sie nicht mehr finde, wenn ich nach Hause komme, bring' ich dich um.“ Gut. Sie brachen auf zur Kirche. Als die Katze aber sah, daß sie allein war, nahm sie sich[1] und steckte den Kopf in den Topf und trank bis

[1] „Nahm sie sich“ (s'o luat). Eine sehr gebräuchliche Redensart, auch im Sächsischen. Es heißt ungefähr: „Sie machte sich auf.“

nicht ein Tropfen Milch mehr im Topfe geblieben. „Jetzt, was ſoll ich machen, hier kann ich nicht mehr bleiben, meine Herrin bringt mich um“, überlegte die Katze. Aber ſie war nicht dumm, ſchnell fiel es ihr ein, was ſie tun ſollte. Sie fing ſich zwei Mäuſe, ſpannte ſie vor den Wagen und fuhr fort. Als ſie nun fort fuhr, begegnete ihr ein Pferd: „Guten Tag, Frau Katze.“ „Ich danke.“ „Bis wohin?“ „Ich gehe in die Häuſer der Räuber, um beſſer zu leben.“ „Nimmſt du mich auch mit?“ „Ich nehme dich, ſteig auf.“ Nun fuhren ſie weiter und begegneten einem Hahn. „Guten Tag, Frau Katze.“ „Ich danke.“ „Bis wohin?“ „Ich gehe in die Häuſer der Räuber, um beſſer zu leben.“ „Nimmſt du mich auch mit?“ „Steig auf.“ Sie fuhren weiter und begegneten einer Gans. „Guten Tag, Katze.“ „Nicht ſag' Katze, ſag' Frau Katze.“ „Guten Tag, Frau Katze.“ „Ich danke.“ „Bis wohin?“ „Ich fahre in die Häuſer der Räuber, um beſſer zu leben.“ „Nimmſt du mich auch mit?“ „Steig auf den Wagen.“ Sie fuhren weiter und begegneten einem Ochſen. „Guten Tag, Katze.“ „Nicht ſag' Katze, ſag' Frau Katze.“ „Guten Tag, Frau Katze.“ „Ich danke.“ „Bis wohin?“ „Ich gehe in die Häuſer der Räuber, um beſſer zu leben.“ „Nimmſt du mich auch mit?“ „Steig auf.“ Nun fuhren ſie weiter und begegneten einem Hund: „Guten Tag, Frau Katze.“ „Guten Tag.“ „Bis wohin?“ „Wir fahren in die Häuſer der Räuber, um beſſer zu leben.“ „Nimmſt du mich auch mit?“ „Steig auf den Wagen.“

Jetzt fuhren ſie alle zuſammen, bis ſie in den Wald langten. Im Walde fuhren ſie und fuhren bis zu den Häuſern der Räuber. Als ſie dort ankamen, war niemand zu Hauſe. Sie ſpannten die Mäuſe aus, dieſe krochen gleich hinauf an die Stubendecke zum Kukuruz. Auch die anderen traten alle in die Stube; auch dort war niemand, aber der Tiſch ſtand gedeckt fertig da mit Eſſen aller Art. Sie ſetzten ſich an den Tiſch und aßen und tranken und plauderten und waren ſehr fröhlich. Die Katze ſagte „mäu“, die Gans „gigak“, der Hahn „kukurigu“, das Pferd „miha“, der Ochſe „muh“, der Hund „hau, hau“ und die Mäuſe ſangen oben an der Decke: zi, zi, zi. Als die Räuber abends nach Hauſe kamen, ſahen ſie Licht durchs Fenſter ſchimmern. Sie wunderten ſich, wer ſich denn getraute, in den Wald zu kommen, in ihre Häuſer. Als ſie ſich dem Fenſter näherten, ſahen ſie, daß es nicht Leute waren, wie unſere, und auch ihre Stimme tönte anders. Ihnen wurde Angſt, und ſie wagten es nicht hinein zu gehen und flohen alle in den Wald.

Als nun die Katze mit den ihren gegeſſen, löſchten ſie das Licht aus und gingen ſchlafen. Die Katze legte ſich ans Feuer, die Gans auf den

Tiſch, das Pferd ſtand in der Türe, der Ochs legte ſich in den Hof, der Hund auf die Türſchwelle, der Hahn flog auf das Tor.

Als die Räuber ſahen, daß kein Licht mehr durch die Fenſter leuchtete, dachten ſie, die Fremden wären fort, und ſchickten einer den andern, zu gehen und nachzuſehen, ob das Haus von den Fremden gereinigt ſei. Sie zankten ſich, denn alle fürchteten ſich wie die Räuber, ſie tragen ja immer Angſt im Herzen. Sie wählten den lahmen und krüppelhafteſten, und der ging. Als er ankam, hörte er nichts, ſie waren gerade eingeſchlafen. Und wenn der Menſch im erſten Schlaf liegt, ſo ſchläft er und ſagt nichts. Er kam leiſe und ging gegen den Tiſch, um ſich Zündhölzer zu nehmen. Als er die Hand ausſtreckte, rührte er an die Gans. Die erwiſchte ihm den Finger mit dem Munde. Er erſchrak und dachte, es ſei einer da und erwiſche ihm mit der Scheere den Finger. Er ging zum Ofen, das Zündholz anzuzünden. Er dachte, es ſei eine Kohle, legte das Hölzel daran, nur einmal ſprang die Katze ihm in das Geſicht und machte: ch, ch, ch. Er erſchrak noch ärger und fing an zu laufen. Als er durch die Türe lief, gab ihm das Pferd mit dem Fuß eins über den Mund, daß ihm die Zähne in den Hals fielen. Er lief weiter, im Hof fiel er über den Ochs, dieſer nahm ihn auf die Hörner und warf ihn dem Hund in den Mund, dieſer biß ihn in den Fuß, und der Hahn ſchrie: „kukurigu“. Nun, der arme Räuber gelangte mit genauer Not in den Wald zu ſeinen Freunden, fiel dort nieder und jammerte. Die Räuber erſchraken ebenfalls, als ſie ſahen, wie es ihrem Kameraden ergangen, wie ihm das Blut floß. Als er ein wenig ausgeruht, fing er an zu erzählen: „Als ich in das Haus kam, war es ganz dunkel, und man hörte nichts. Als ich zum Tiſch ging, packte mich jemand an der Naſe mit einer Scheere. An der Decke machte jemand immer zi, zi, zi, als ob einige Hexen lachten. Dann ging ich ans Feuer, dort ſaß eine alte Frau, ich ſah nur ihr Auge, aber es war wahrſcheinlich des Teufels Großmutter. Es kam mir vor, als wollte ſie mich freſſen, ich aber floh, was ich konnte. Aber in der Tür ſtand der Teufel und ſchlug mich wider den Mund, ſeht, ich habe keine Zähne mehr, kaum konnte ich entkommen bis in den Hof, dort nahm mich einer auf ſeine Hörner und warf mich einem andern zu, dieſer fing ſchon an mir zu freſſen an, er fing am Fuß an, und ein anderer ſchrie gerade wie ein Hahn: ‚kukurigu‘. Mit Mühe bin ich frei geworden und will lieber ſterben, als noch einmal in unſere Wohnung zurückkehren.“ Als die Räuber dieſes ſchreckliche Erlebnis gehört, kamen ſie überein, es gehe dort nicht mit rechten Dingen zu, und ſie ſollten lieber über zwei Berge und zwei Täler gehen und dort ſich ein Haus bauen.

So blieb die Frau Katze mit ihren Freunden in den Häusern der Räuber und lebten gut in Friede und Gesundheit, und ich trat auf einen Nagel und erzähle nichts mehr. *Sive Bursan, Alzen.*

15. Die dumme Frau.

Ein Bursche hatte sich mit einem schönen Mädchen verheiratet, aber sie war dumm. Als nun die Hochzeit vorüber war, ging der Mann in den Wald um Holz. Als er aufbrach, fragte die Frau, was sie arbeiten sollte? „Na, dann geh zur Nănaşe (Frau des Beistandes), sieh, was die arbeitet.“ Die junge Frau ging. „Guten Morgen Nanasche!“ „Ich danke dir, Fina.“ [1] „Was bringt dich so frühe zu mir?“ „Ich bin nur gekommen, um zu sehen, was du heute arbeitest.“ „Schau, ich sächtele die Wäsche.“ „Nun gut, gute Gesundheit.“ „Du sollst leben, aber bleibst du nicht mehr?“ „Ich kann nicht mehr bleiben, hab' keine Zeit, auch ich muß sächteln.“ Als sie nach Hause gekommen, nahm sie die Cretinţe (rückwärtige Schürze, immer aus Wolle, die nicht gekocht werden darf, weil Wolle zerfällt, ebenso die Schürzen), Schürzen, Brustpelze, Stiefel und Pelze, legte alles in ein großes Sächtel-Schaff und fing an, die Sachen zu kochen. Unreine Wäsche hatte sie keine, ihre Mutter gab ihr sie alle gewaschen und neu. Als ihr Mann aus dem Walde kam, sah er die junge Frau mit vom Feuer geröteten Gesicht, wie sie geschäftig hin und her lief. „Na, was für eine Arbeit hast du dir gefunden, meine Blume?“ „Nun sieh', ich war zur Nanasche, und die sagte, sie sächtele Wäsche, jetzt sächtele ich auch, sieh, ich habe das Schaff voll.“ „Um Gottes Willen, woher hast du so viele unreine Wäsche bekommen? Wir führen erst seit gestern ein Haus?“ „Na, jetzt, ich habe alles zusammen genommen, was ich gefunden, unsere Stiefel, Pelze, Brustpelze, es kommt ja zusammen.“ Der Mann erschrak über ihre Dummheit, nahm die Mistgabel, steckte sie ins Schaff und zog lauter Fetzen heraus. Die Wolle, die Pelze, das Leder, alles war zerkocht. Er ärgerte sich heftig, am liebsten hätte er sie mit der Mistgabel geschlagen, aber weil sie noch nur einen Tag beieinander waren, wagte er es nicht, und sagte nur: „Morgen sollst du wieder zur Nanasche gehen, aber du sollst besser sehen, was und wie sie es macht.“ Gut. Am andern Tage fuhr der Mann wieder in den Wald, sie ging zur Nanasche. „Guten Morgen, Nanasche!“ „Du

[1] Der Beistand „Nunu“, seine Frau „Nănaşa“ nennen das junge Ehepaar Finul und Fina. Seit der Trauung gelten sie als die nächsten Blutsverwandten, ihre Kinder dürfen sich deshalb auch nicht heiraten.

ſollſt leben Fina, was bringſt du mir?“ „Gute Laune, und ich bin gekommen zu ſehen, was du noch machſt am heutigen Tage.“ „Nun ſieh, ich wäge den Speck.“ „Gute Geſundheit.“ „Ich danke.“ Sie verſchwand eilig. Zu Hauſe ging ſie in die Kammer, nahm den ganzen Speck und ſchnitt ihn in Stückchen, rief ihren Hund, der hieß Pfund. Sie warf ihm ein Stück nach dem andern. „Du Pfund, wieviel Pfund haben wir?“ Der Hund antwortete nichts außer hau, hau, und fraß jedes Stück. Sie ſchnitt weiter, bis ſie ihm den ganzen Speck hingeworfen. Gut. Als er fertig gefreſſen, legte er ſich in ſeine Hütte und ſchlief ſatt. Der jungen Frau ſchien es, als ob ſie nicht gut gearbeitet hätte, aber was zum Teufel konnte ſie machen? Als ihr Mann nach Hauſe kam, ſtand er in Gedanken, ſie in Fetzen zu zerreißen. Aber umſonſt, wenn du einen dummen Menſchen im Hauſe haſt, kannſt du dich vor ſeinen Dummheiten nicht bewahren. Am andern Tage getraute er ſich nicht mehr, ſeine Frau zur Nanaſche zu ſchicken und ſagte, ſie ſolle mit ihm in den Wald kommen. Gut. Sie zog ſich ſchön an wie zum Tanze, nahm ſich die weiße Legătoare (Sonntags-Kopfbedeckung der Frau) auf den Kopf und gingen beide. Als ſie aufgebrochen, fragte der Mann: „Du Frau, haſt du die Türe zugeſperrt?“ „O nein, ich habe ſie nicht zugeſperrt.“ „Alſo kehr um und ſperr zu, ich gehe nur langſam.“ Sie kehrte um, und wie ſie an die Türe kam, wußte ſie nicht, wie ſie zuſperren ſollte, was das hieß. [Der Rumäne ſagt „zunageln“, die Tür hängt an Nägeln (Angeln).] Sie wußte nicht, wie ſie das machen ſollte, ja, jetzt wußte ſie es, ſo mußte es ſein, die Türe aus den Nägeln herausheben. Sie quälte ſich, bis ſie die Türe herunter hatte. Sie nahm ſie auf den Rücken und ging hinter ihrem Manne. Dieſer war gegangen, immer nur langſam, aber trotzdem kam er endlich in den Wald. Bevor er in den Wald hineintrat, wandte er ſich noch einmal um, nur einmal ſah er ſeine Frau kommen, die Türe hinter ſich auf dem Rücken über die Straße ziehen, in einer Hand das Eſſen, Knödelſuppe. „Ach, ihr guten Leute, es iſt doch ſchlecht mit einer ſo dummen Frau zu leben,“ jammerte der Mann. Aber ſie, trotzdem ſie ſchwer getragen, kam doch fröhlich herbei. „Na, du mein Männchen, du biſt gegangen und haſt mich auch mit dem Topfe und der Türe gelaſſen.“ „Aber um Gottes willen, warum haſt du denn die Türe gebracht?“ „Aber du haſt doch geſagt, ich ſollte ſie zunageln. Ich habe es getan, und warum habe ich es getan, wenn ich ſie nun doch zu Hauſe ließ?“ Kaum hatte ſie ausgeſprochen, hörte ihr Mann Räuber kommen. Auf einmal ſchwang er ſich auf eine Eiche und zog auch die Frau mit der Türe und dem Topf hinauf. Die Räuber

kamen gerade unter die Eiche, machten ſich ein Feuer und zählten Geld. Sie hatten ein Viertel Dukaten. Die jungen Leute ſtanden auf der Eiche, wie lange ſie geſtanden ſein werden, da ſprach ſie: „Ich kann nicht mehr ſtehen mit der Suppe und mit der Türe.“ „Bleib ruhig und ſchweig, wenn uns die Räuber ſehen, bringen ſie uns um.“ Aber ſie ſchüttete die Suppe auf die Köpfe der Räuber. Es ſaß gerade einer ohne Haar nahe an der Eiche und ſagte: „Mir ſcheint es fängt an zu regnen.“ „Woher ſoll es regnen, ſieh, es iſt keine Wolke am Himmel.“ Es verging noch etwas Zeit, wie viel vergangen ſein wird, da fiel auch der Topf mit den Knödeln herunter. Nun ſahen die Räuber hinauf in die Eiche, aber gerade als ſie hinauf ſahen, fiel auch die Tür zwiſchen ſie, ſo daß ſie vor Schrecken nichts ſahen und nur flohen, ſo ſchnell ſie die Füße trugen. Nun ſtieg auch die Frau hinunter, trotzdem ihr Mann ſagte, die Räuber würden wieder umkehren. Die junge Frau machte ſich am Feuer zu ſchaffen, ſchüttelte ſich geſchäftig nach allen Seiten und fing an zu ſingen. Den Räubern aber war es um ihre Dukaten zu tun, ſie ſchickten den Dümmſten nachzuſehen, wie und was. Er ging und wie er eine ſo ſchöne junge Frau ſingend ſah, trat er näher und fing an zu reden: „Lehr mich auch, ich möchte auch ſo ſchön ſingen, ich weiß aber nicht, wie.“ „Komm nur her, ich lehr dich's.“ Sie zog ihr Taſchenmeſſer aus dem Gürtel und ſagte, er ſolle die Zunge herausrecken. Als er den Mund aufſperrte, ſchnitt ſie ihm die Zunge ab. Dieſer ſchrie vor Schmerz und floh hinter den andern Räubern immer ohne Zunge lallend. Die Räuber glaubten, der Teufel habe ihm etwas angetan, und getrauten ſich nicht mehr umzukehren. Dann nahm ſich der Mann die Dukaten und ging mit ſeiner Frau nach Hauſe und verſorgte das Geld, und dachte: Jetzt, wenn meine Frau auch dumm iſt, zuletzt war ſie doch verſtändig, und ſchön iſt ſie auch, und vielleicht werde ich's ja doch mit ihr tragen.

Sive Bursan, Alzen.

16. Heimkehr aus der Fremde.

Es war einmal, und wenn es nicht geweſen, würde man es nicht erzählen. Es waren ein paar Leute, die hatten einen kleinen Knaben. Sie beide mit dieſem Knaben würden ſehr gut in Frieden und Geſundheit gelebt haben, wenn nur dieſes geweſen wäre. Wenn ſie nur nicht gar ſo verarmt wären. Sie waren aber ſo arm, daß ſie oft hungrig zu Bette gingen. Er war ein Cioban (Schafhirt), aber es hatte nichts herausgeſehen, die Schafe erkrankten und ſtarben. Eines Abends ſaß er mit ſeiner

Frau auf dem Ofenherd neben dem Feuer und ſie berieten ſich, wie ſie es doch anfangen ſollten, auch zu etwas zu kommen, wie auch andere Leute. Der Knabe ſchlief in der Wiege. Nur einmal ſagte der Mann: „Du Frau, ich gehe in das Land[1] und verdinge mich zu einem Cioban als Knecht, vielleicht habe ich dort mehr Glück, als zu Hauſe.“ „Du, Mann, was habe ich zu ſagen, wenn du denkſt, du würdeſt dort mehr Glück haben, ſo gehe, ich will auf das Kind ſorgen, es iſt jetzt bald zwei Jahre alt, ich will mich bemühen, unſere Teilchen auf dem Felde zu arbeiten, damit ich mich ernähre, bis du heimkehrſt.“ Gut.

Er ging, und verdingte ſich im Lande zu einem Păcurar,[2] der ſehr reich war, als Knecht und hütete im Sommer und im Winter die Schafe. Weil er ein zuverläſſiger Menſch war, ließ ihn der Stăpân[3] nicht mehr fort, ehrte ihn und gab ihm, was er brauchte. Jetzt, wenn es damals geweſen wäre, wie heutigen Tages mit dem Poſtweſen, hätte er auch ſeiner Frau oft etwas ſchicken können, aber damals wußten die Leute von ſolchem Verkehr nichts, und die Frau hörte nichts mehr von ihrem Manne, ob er noch lebte oder nicht.

Als er nun zwanzig Jahre dort gedient, überkam ihn eine ſolche Sehnſucht, daß er faſt krank wurde. Oft, wenn er mit den Schafen allein auf dem Felde war, klagte er:

De-ar fi pânea cât de bună
Tot îi rea 'n ţară străină
De-ar fi pânea cât de rea
Tot îi bună 'n ţara mea.

Wäre das Brot noch ſo gut,
Es iſt doch hart im fremden Land,
Wäre es auch noch ſo ſchlecht,
Iſt es doch gut in meinem Land.

Als der Stăpân ſah, wie traurig er herumging bei den Schafen, fürchtete er, er ſehne ſich nach den Seinen, und ſagte: „Höre, Menſch, was iſt mit dir?“ „Ach, Stăpân, ich kann nicht mehr vor Sehnſucht, ſeit zwanzig Jahren habe ich meine Frau und mein Kind nicht mehr geſehen.“ „Dann ſollſt du nach Hauſe gehen, und weil du mir ehrenhaft gedient, gebe ich dir mein beſtes und ſchönſtes Pferd, ein Gewehr und

[1] Mit dem „Land“ iſt die Walachei gemeint.

[2] Păcurar heißt der Schafbeſitzer, ſeine Knechte heißen Cioban. Beſitzt ein Păcurar viele Schafherden, ſo hat er einen Oberknecht, der dann noch mehrere Hirten hält, alle heißen „Cioban“.

[3] Stăpân nennen die Knechte ihren Dienſtherrn.

dieſes Brot. Aber du ſollſt mir gehorchen und tun, was ich dich lehren werde: ‚Mit dem Pferd ſollſt du nicht zu einer Witwe ins Quartier gehen, und mit dem Gewehr ſollſt du nie ſchießen, wenn du zornig biſt, und das Brot ſollſt du nur anſchneiden, wenn du fröhlich biſt.‘“ Der Cioban verſprach, es ſo zu halten, dann nahm er Abſchied, gute Geſundheit wünſchend und um Verzeihung bittend und dankte für alles, dann ritt er fort.

Als er in ſein Dorf kam, zog ihn das Herz heim zu ſeiner Frau, aber es kam ihm in den Sinn: nicht zu einer Witwe, und ſeine Frau hatte er ja ſelbſt 20 Jahre lang zur Witwe gemacht. Und er ging zu ſeinem Nachbarn. Dieſer kannte ihn nicht mehr, nahm ihn aber ins Quartier ſamt dem Pferde. Als er dieſes verſorgt, ging er an das Fenſter ſeines Hauſes, nur einmal ſah er ſeine Frau am Tiſche ſitzen mit einem ſchönen Burſchen und eſſen. Dann nahm die Frau ihn um den Kopf und küßte ihn. Da legte unſer Mann die Hand ans Gewehr, ſie beide zu erſchießen, er glaubte, dieſer Burſch ſei ihr Geliebter, und es legte ſich eine Trauer und Sehnſucht auf ſein Gemüt, daß er glaubte, gleich ſterben zu müſſen. Nur einmal kamen ihm die Worte ſeines Herrn in den Sinn, er ſolle nie im Zorne ſchießen. Er ging in ſeine Herberge. Als er in die Stube treten wollte, hörte er drinnen den Nachbarn zu ſeiner Frau ſagen: „Morgen hat jetzt die Nachbarin Hochzeit.“ Wieder war es unſerm Armen, als ob ihm das Herz zerreiße, wieder legte er die Hand ans Gewehr, aber er rührte ſich nicht, er ſtand wie ein Holz. Da kam der Nachbar heraus und fragte ihn, ob er ſein Pferd nicht dem Bräutigam leihen wolle, er habe es geſehen und es gefiele ihm ſo gut, er möchte gerne auch in die Kirche reiten, wie die Călăraşi,[1] mit einem ſo ſchönen Pferde, und ſo geputzten. Wie dumm doch der Menſch in ſeinem Zorne iſt! Er dachte nicht mehr daran: He, du hatteſt einen Knaben, als du fortgingſt, der muß ja jetzt ein großer Jüngling geworden ſein. Er hatte ganz und gar auf ihn vergeſſen. Aber am Morgen putzte er das Pferd noch ſchöner, und als der Bräutigam kam, um zu fragen, was er dafür verlange, wollte er gar nichts. Darauf ging der Junge und ſetzte ſich mit ſeiner Mutter auseinander, ſie ſollten den Fremden auch zur Hochzeit laden, weil er ein ſo feiner Menſch ſei und ihm das Pferd umſonſt zum Reiten gebe. Gut. Als dieſer zur Hochzeit eingeladen worden, ging er, nahm ſich aber auch das Gewehr mit, denn jetzt wollte er ſie doch alle zuſammen-

[1] Călăraşi, wörtlich Reiter, heißen die zur Hochzeit geladenen Burſche. Dieſe reiten, mit Bändern und bunten Tüchern geſchmückt, auf den Hüten Sträuße, dem Wagen, der die Braut zur Kirche führt, voraus.

ſchießen. Als er eintrat, ſagte er: „Guten Tag, und Glück zum heutigen Tage.“ „Ich danke euch,“ antwortete die Frau, „welch ein großes Glück hätte es ſein können, wenn jetzt auch mein Mann hier wäre.“ Und fing an zu weinen. „Daß er jetzt ſeinen Sohn nicht auch als Bräutigam ſehen kann! Er iſt ſeit 20 Jahren fort und ich weiß nicht, ob er noch lebt, oder nicht.“ Und ſie fing noch heftiger an zu weinen. Da war es ihm, als öffne ihm jemand die Augen. „Dies war ja nicht der Bräutigam ſeiner Frau, es war ja ihr Sohn.“ Jetzt hatte er geſehen, wie ſie um ihn trauerte, ſein Herz wurde ſo leicht und er fragte: „Würdeſt du deinen Mann erkennen, wenn er jetzt heimkehren ſollte?“ „Wie ſollt' ich nicht, er hatte auf der Bruſt ein ſchwarzes Zeichen.“ Da knöpfelte ſich der Mann auf, daß die Bruſt entblößt wurde. Als die Frau das ſchwarze Zeichen ſah, war eine ſo große Freude, die nicht geſagt werden kann. Darauf kam auch der Sohn in die Stube, und es wurde eine Hochzeit, wie man nicht mehr gehört hatte bis dahin und auch nachher. Da fiel es dem Manne ein, wenn er am fröhlichſten wäre, ſolle er das Brot ſeines Stăpân anſchneiden. Er zog es aus dem Torniſter und ſchnitt es an. Nur einmal war es voll Dukaten. Jetzt ſah die Frau, wie geehrt ihr Mann geweſen, und was für ein Glück er gehabt, und ſie fing wieder an zu weinen, aber jetzt vor Freude und ſie dankte Gott, der ihren Mann erhalten und ihn zurückgebracht hatte. Nun lebten ſie noch viele Jahre bis in ein hohes Alter. *Sive Bursan, Alzen.*

17. Gott und der Teufel.

Der Teufel war der erſte, der ein Haus aus Steinen gemauert. Aber der Teufel machte alle Arbeiten ohne Verſtand und Überlegung. Jetzt mauerte er, trug Steine zuſammen, hob ſie auf die Mauer, und bemühte ſich, bis das Haus fertig war. Nach Außen zeigte es ſich ſchön, aber drinnen blieb es den ganzen Tag dunkel. Der Teufel hatte nicht gewußt, daß er auch Fenſtern machen müſſe. Als das Haus fertig war, nahm er ſich einen Trog, um ſich das Licht von draußen hinein zu tragen, als er ihn aber hineintrug, war er auch ſchwarz, wie ſehr er auch draußen geleuchtet. Er wußte gar nicht, wie er es machen ſollte, und da er nicht wußte, ſo klagte er es Gott und bat ihn, ihm das Haus abzukaufen. Gott kaufte es. Als er es gekauft, zerſtörte er gleich ein Stück Mauer und machte einige Fenſter! Herr, was für ſchöne Fenſter! Sie leuchteten wie im Paradieſe. Als der Teufel dies ſah, ſchlug er ſich den Kopf mit den Hörnern immer an die Wand um ſeiner Dummheit willen und ging wieder zurück in die Hölle. Dorthin gehört er. *Potru Fauer, Alzen.*

18. Wie die Wölfe geworden.

Der Teufel kam zu Gott und ſprach: „Unſer Herrgott“, jetzt haſt du Menſchen aller Arten auf dieſer Welt, Tiere, welche im Hof der Menſchen leben, und auch wilde, nur Wölfe ſind keine, mach' doch auch ſolche. Gut. Gott zeigte dem Teufel einen großen Stein neben dem Walde: „Hör', du Teufel, gehe hin zu dem Stein und ſage: ‚Teufel friß den Stein.‘“ Der Teufel ging und ſagte: „Stein friß den Wolf.“ Der Stein rührte ſich nicht. Der Teufel ging wieder zu Gott und ſprach: „Der Stein rührt ſich nicht.“ „Wie haſt du geſagt?“ „Stein friß den Wolf.“ Aber du ſollſt ja nicht ſo ſagen, du ſollſt ja ſagen: „Teufel friß den Stein.“ Der Teufel ging wieder zum Stein und ſprach: „Stein friß den Teufel.“ Darauf bewegte ſich der Stein und fraß den Teufel; gleich ſtand an ſeiner Stelle ein Wolf mit einem Geſicht wie der Teufel.

Seitdem leben keine Teufel mehr in der Welt, aber Wölfe ſind noch zu viel.

Potru Fauer, Alzen.

19. Der Zigeuner und ſeine ſieben Söhne.

Ein Zigeuner hatte ſieben Söhne. Mit dieſen ging er in den Wald um Holz. Als er nun in den Wald um Holz gegangen war, ſah er an einem hohen Baum oben einen Bienenſtock mit Wachs und Honig. Der Baum aber hatte bis in die Spitze keine Äſte. Nun ſtanden ſie alle acht unter dem Baum und ſahen hinauf zum Wachs und zum ſüßen Honig und konnten ihn nicht erreichen. Es kam eine ſo große Sehnſucht nach dem Honig über ſie, daß der Zigeuner zu Gott betete: Gott, gib dem Baum Äſte, damit wir uns den Honig nehmen können, das Wachs wollen wir der Kirche für Kerzen geben. Wie er ſo betete, da bekam der Baum Äſte. Der Alte kroch ſchnell zuerſt hinauf, hinter ihm alle ſieben Knaben, der Jüngſte reichte nicht gut. Sie aßen und aßen und als ſie den Honig gegeſſen, ſagte der Alte: „Jetzt eſſen wir auch das Wachs. Wenn wir Gott betrügen, macht das nichts, er hat genug, gut, daß wir oben ſind.“ Sie fingen auch am Wachs an. Als ſie fertig waren, nur einmal fielen alle Äſte ab, und alle ſieben ſamt dem Alten ſauſten hinab, alle auf den Kleinen, daß er tot blieb. Der liebe Gott duldet keinen Betrug.

Sive Bursan, Alzen

20. Der Birnbaum mit drei Äſten.

Es war einmal und noch einmal, und wenn es nicht geweſen, würde man es nicht erzählen, wie Seifenblaſen wäre es zerplatzt.

Es waren zwei Leute, die hatten gar nichts, nur drei Kinder, alle drei waren Knaben. Da ſie nun arm waren, lebten ſie, wie alle Armen, aus der Hand in den Mund. Die Zeit verging, ſie kam auch wieder, die drei Brüder wurden groß und drei ſtramme Burſche. Nur einmal ereignete es ſich, daß ihr Vater ſtarb und nach kurzer Zeit auch ihre Mutter. Als auch ſie begraben war, war es der Gebrauch, daß nun das Erbe aufgeteilt werden ſollte unter die drei Brüder, aber es fand ſich gar nichts außer einem Birnbaum mit drei Äſten. „Nun, ihr Brüder, wie ſollen wir dieſen Baum teilen?“ Die beiden ältern wußten nicht, wie man das anſtellen ſollte, aber der jüngere ſagte: „Ihr Brüder, ſeht euch den Baum an, er hat grade drei Äſte. Der Älteſte ſoll den größten Aſt nehmen, der Mittlere den mittlern, und ich nehme den kleinſten Aſt.“ Gut. Dieſe Teilung gefiel allen. Der Winter war vergangen, der Sommer kam. Der Baum war voll beladen mit Birnen, ſie waren ſo ſchön, daß es Wär gab, und als ſie anfingen reif zu werden, leuchteten ſie auf der einen Seite gelb, auf der andern rot. Die drei Brüder kamen überein, ſie ſollten ſie hüten, damit man ſie nicht ſtehle. Nachher müßten ſie dieſelben mit der Hand herunter nehmen und in die Stadt führen, ſo könnten ſie einen ganzen Haufen Geld machen. Die erſte Nacht hütete der Älteſte. Grade damals traf es ſich, daß Gott und der heilige Petrus auf der Welt herumgingen, um zu ſehen, wie die Leute wären. Als ſie auf der Straße nahe an dem Baume mit den drei Äſten vorbeikamen, ſprach Gott: „Gerne möchte ich eine Birne von dem Baum eſſen, gehe du, Petrus, und bringe einige im Hut. Aber du darfſt ſie nicht ſtehlen, der Mann hütet ſich ſie, aber verlange ihm einige.“ Der heilige Petrus ging und ſagte: „Guten Abend, du Menſch.“ „Ich danke Euch.“ „Willſt du nicht ſo gut ſein und mir ein paar Birnen geben? Wir ſind zwei arme Menſchen, gehen betteln, und nun hat uns die Nacht auf der Straße bekommen, wir ſind hungrig, daß wir nicht mehr können.“ „Wie ſollt' ich dir nicht geben? komm' herein und halte deinen Hut.“ Petrus hielt den Hut, dieſer füllte ihm ihn, aber vom Aſte ſeines Bruders. Petrus dankte und brachte ſie Gott, darauf ſagte Gott: „Höre Petrus, du ſollſt keine eſſen von dieſen, dieſe ſind nicht gerecht.“ Er nahm den Hut und leerte ihn in den Straßengraben.

Am nächſten Abend hütete der zweite Bruder. Da kam Gott wieder dieſen Weg und ſchickte wieder den heiligen Petrus um Birnen. Petrus

[illegible]

[illegible] der Jüngste die Birnen, wieder kam Gott mit dem heiligen Petrus. Wie er in die Nähe des Birnbaumes kam, schickte er Petrus wieder um Birnen. Nun, Petrus getraute sich nicht, etwas zu entgegnen, obwohl es ihm zuviel war, jeden Abend Birnen zu verlangen, um sie in den Graben der Straße zu werfen. Er ging, und als er in die Nähe des Birnbaumes gelangte, sagte er: „Guten Abend, du Mensch." „Ich danke Euch, aber was bringt Euch so spät um Abend auf diesen Weg?" „Sieh, ich bin mit meinem Kameraden gekommen, wir sind arme Leute und gehen betteln, nun hat uns die Nacht auf der Straße erreicht und wir sind hungrig, daß wir nicht mehr können, sei so gut, gib mir ein paar Birnen." „Ich gebe dir, Gott hat sie gegeben, komm halt den Hut." Der Jüngste brach Birnen von seinem Ast und füllte den Hut." Petrus dankte und kehrte nun zu Gott zurück. „Nun, Petrus, komm, daß wir uns jetzt füttern, diese sind recht." Sie setzten sich neben die Straße und aßen und aßen, bis der Hut leer war. „Petrus, gehe noch einmal und bring noch einen Hut voll." Dieser ging und bat noch um ein paar, der Junge füllte den Hut noch einmal von seinem Ast, dann fragte Petrus, was er schuldig sei. „Ach Herr, mir hat sie ja Gott gegeben, damit ich auch den Armen geben kann" Gut. Petrus brachte die Birnen, und sie aßen auch diese, dann waren sie satt. „Petrus geh' noch einmal und frage: ‚Welches Gute verlangt er auf dieser Welt.'" Petrus ging und fragte: „Welches Gute wünschst du dir in dieser Welt?" „Ich verlange mir gar kein Gutes, alles ist schon von Gott geordnet. Mir würde es gut kommen, wenn mir eine gute Gefährtin bestimmt wäre." Petrus wandte sich zurück und sagte diese Worte. Jetzt erhob sich auch Gott, sie gingen nun beide zum Jüngling und Gott sprach: „Heute sollst du jetzt die Birnen nicht mehr hüten, du sollst mit uns kommen." (Sie waren schon früher auf ihrem Wege zu einem Mädchen gekommen, welches sehr arm, aber auch wie

dieſer Burſch immer auf dem rechten Wege gewandelt. Gott war viel auf der Erde herum gewandert, hatte aber nur dieſe beiden ehrenhaft gefunden.)

Der Burſch ſprang vom Birnbaum herunter und ging mit, ſie gingen vorwärts und gingen weit, bis ſie in ein Dorf kamen. Als ſie im Dorf waren, traten ſie in ein Haus nur mit Stroh gedeckt, es wohnten dort nur ärmere Leute. Aber im Hof und in der Stube waren viele Leute, und man hörte drinnen die Geige und Flöte, man ſah, es war der Anfang einer Hochzeit. Als ſie eintraten, kam die Braut und brachte eine Schüſſel voll Suppe und rief dieſe drei Fremden zum Eſſen. Sie hielt dieſelben für Bettler. Als ſie gegeſſen, blieben ſie in der Mitte des Vorhauſes ſtehen, bis die Leute ſagten: „Warum ſteht ihr noch hier im Wege, geht beiſeite, geht jetzt auch auf andere Hochzeiten, es ſind noch im Dorfe.“ „Wir rühren uns nicht von der Stelle, bis ihr uns nicht die Braut gebt.“ „Dann geben wir euch die Braut, wenn der Wein von der Decke der Stube fließt und die Flaſchen füllt.“ Gott dachte nur, und als er gedacht, floß der Wein von der Decke und füllte die Gläſer, und als dieſe voll waren, floß er auf den Tiſch, vom Tiſch auf die Erde, daß die Leute erſchraken und alle davonliefen. Es blieben nur die drei Fremden, die Braut und ihre Eltern. Dieſe ſagten nichts mehr, und am nächſten Tage war Hochzeit. Der Bräutigam war unſer Burſch und Gott der Nănaș (Beiſtand). Als die Hochzeit vorüber, packte die junge Frau alle ihre Sachen in den Zwergſack, ſie hatte nicht viel, und nun gingen alle vier auf die Straße. Sie gingen ein Stück zuſammen, bis ſich ihre Wege trennten. Dann wünſchten ſie dem Nanaſch und ſeinem Kameraden gute Geſundheit und trennten ſich. Die jungen Leute gingen auf dem rechten Wege, Gott und der heilige Petrus gradaus. Als die Jungen eine Weile gegangen, kamen ſie auf eine ſchöne Wieſe, ſetzten ſich nieder, um ein wenig auszuruhen. Der junge Mann legte den Kopf in den Schoß ſeiner Frau und fing an zu weinen und weinte und weinte ſo, daß ihre Schürze ganz naß wurde. Trotzdem Gott ſchon weit war, ſah er doch dies große Weinen und ſchickte den heiligen Petrus, ihn zu fragen, warum er ſo traurig weine. Nun, Petrus kam und fragte ihn. „Wie ſoll ich nicht weinen, wenn ich meine gute junge Frau ſehe, und weiß nicht, wohin ich ſie führen ſoll, ich habe nicht einmal ein kleines Häuschen, habe nur den kleinſten Aſt eines Birnbaumes.“ Als Gott dieſe Worte hörte, dachte er, und als er gedacht, ſtand ein ſchönes Haus auf der Wieſe und neben dem Haus eine Kirche, einige Geſchäfte und ein Wirtshaus, und Gott gab dies alles ihnen.

Die junge Frau mit ihrem Manne fielen auf die Kniee, küßten die Erde, ſchlugen ſich das Kreuz und dankten Gott, aber ſie wußten noch immer nicht, daß ihr Nanaſch Gott war. Jetzt ſagte der junge Mann zu ſeiner Frau: „Du Frau, jetzt wohnen wir in dieſen ſchönen Häuſern, aber wir wollen nicht einen Armen an unſerer Türe vorbeigehen laſſen, ohne ihm zu eſſen zu geben oder Kleider zum herumgehen. Und ſo war es. Sie halfen den Armen, verrichteten Gebete und gaben Wachs für Gott und was ſich für einen Menſchen von Ehre geziemt. Einmal ging der Mann auf die Jagd, die Frau blieb allein zu Hauſe. Da traf es ſich, daß Gott mit dem heiligen Petrus wieder auf der Welt herumwandelten, nur einmal fielen Gott dieſe jungen Leute ein, und er ſprach zum heiligen Petrus: „Komm, Petrus, wir wollen gehen und ſehen, was noch die jungen Leute machen, ob ſie noch immer ehrenhaft ſind?“ Gut, ſie nahmen ſich und gingen bis an die Türe, angezogen wie Bettler. „Guten Abend, unſere Stăpână!“ „Ich danke Euch!“ „Seid ſo gut und gebt uns ein wenig Herberge für dieſe Nacht, wir haben uns verſpätet und ſind müde, daß wir nicht mehr können.“ „Die Herberge iſt Gottes, nicht unſer,“ antwortete die Frau, „kommt herein, ſetzt Euch an den Tiſch, ich bringe Euch Suppe.“ Sie breitete ein weißes Tiſchtuch aus, und brachte eine große Schüſſel voll Suppe und Palukes, aber ſie legte auch das Brot auf den Tiſch und Branntwein und ſagte dann: „Es ſoll Euch wohl bekommen.“ Wie ſie dann anfingen zu eſſen, ging ſie und richtete einen weißen Strohſack aus der Truhe und machte ein Bett, und als ſie gegeſſen — ſie hatten noch Suppe übrig gelaſſen, ſo viel war in der Schüſſel geweſen — ſagte die junge Frau: „Nun kommt, Ihr guten Leute, legt Euch ſchlafen, Ihr werdet ſchläfrig ſein, da Ihr von der Straße kommt.“ „Laß nur ſein, Stăpână, wir legen uns nur in die Türe mit dem Kopf auf die Schwelle, wir haben nicht reine Wäſche, wir beſchmutzen dir das Bett.“ „Aber deswegen ſollt Ihr Euch nicht betrüben, wir haben noch Waſſer zum Waſchen, aber ich habe auch Wäſche, ich gebe Euch zum Wechſeln.“ „Laß nur, liebe Stăpână, mach dir Arbeit wegen uns nicht mehr, wir ſind auf der Schwelle gewöhnt.“ Sie legten ſich hin. Da kam der Mann nach Hauſe, es fehlte nicht viel, ſo wäre er auf die Leute getreten. „Du, wen läßt du hier in der Türe liegen, warum machſt du den Fremden nicht ein Bett, wie es ſich gehört?“ „Sieh, ich hab' es ihnen gemacht, aber ſie wollten durchaus nicht, komm jetzt und iß, du wirſt hungrig ſein.“ Er hatte keine Ruhe, er ging zu den Fremden, ſchüttelte ſie: „He, Ihr guten Leute, kommt und eßt mit mir.“ Gott hatte alles gehört, er ſtellte ſich nur ſchlafend. Als ſie nun

geschüttelt wurden, erhoben sich beide und sprachen: „Aber laß sein, unsere Stăpână, deine Frau, hat uns schon Abendessen gegeben, wir sind satt.“ „Aber mir ist es nicht gemütlich, wenn ihr nicht wenigstens ein wenig mit mir eßt.“ Jetzt setzten sie sich alle zum Tisch. Die beiden kosteten ein wenig und plauderten, dann legten sie sich schlafen.

Morgens erhoben sich die Fremden mit dem Tage, dankten für die Herberge und alles und gingen fort. Die junge Frau bespritzte den Boden mit Wasser, um zu kehren, als sie bis an die Türe gekehrt, erblickte sie den Sack. Die Fremden hatten ihn hinter der Türe stehen lassen und er war voll Geld. „Du Mann, komm, sieh, die Leute haben ihren Sack voll Geld vergessen, geh schnell und trag ihn ihnen nach, die Armen, wer weiß, wie viel sie herumgewandert, bis sie so viele Kreuzer gesammelt.“ Der Mann lief hinter den beiden immer schreiend: „He, Ihr guten Leute, steht still, he, nun, hört Ihr nicht?“ Er lief und schrie und lief und schrie, Gott hörte ihn, antwortete aber nicht gleich. Dann bedauerte er ihn, weil er sich so ermüdete und stand still mit dem heiligen Petrus, bis er sie erreichte. Dann sagte Gott: „Du Mensch, weißt du, wer ich bin? Ich bin Gott und kam zu dir, um zu sehen, ob Ihr noch gute Menschen seid und ehrenhaft lebt, wisse, ich war Euch auch Nanasch. Das Geld in dem Sack brachte ich Euch, Ihr solltet Euch Vieh kaufen können und noch anderes, was Ihr braucht.“ Als unser Mensch diese Worte vernommen, fiel er auf die Kniee, küßte Gott Hände und Füße und dankte sehr, aber Gott und der heilige Petrus gingen weiter. Er aber und seine Frau blieben immer auf dem rechten Wege und halfen den Armen, so lange sie lebten. *Lina Subţirel, Alzen.*

21. Das Bild der heiligen Maria.

Es war einmal in einem Dorf ein Mädchen, fleißiger als alle andern aus seiner Gesellschaft. Die andern Mädchen spannen an einem Abend 2—3 Spindeln voll Garn. Diese nahm sich immer 1 Viertel mit und füllte sie alle. Diese Sache verhielt sich aber so: Alle Mädchen hatten einen Geliebten. Dieser sitzt aber neben seinem Mädchen und plaudert und macht Späße, das Mädchen hört ihm zu und lacht und vergißt über dem Spiel auch manchmal auf die Spindel. Dieses Mädchen hatte keinen, also auch keine andere Sorge als ihre Spindeln. An einem Abend traf es sich, daß ein fremder Bursch in die Şezătoare (Gesellschaft) kam, so schön, viel schöner als die andern alle, aber niemand kannte ihn; die Mädchen aber sahen ihm alle nach, und jede hätte ge-

wollt, wenn er neben sie gesessen. Dieser aber sah sich nach keiner um, außer nach dieser einen, die allein saß und nicht um sich blickte außer immer nur auf ihren Rocken und ihre Spindel. Dieser ging in einem auf sie zu und setzte sich neben sie und fing mit ihr an zu reden. An diesem Abend konnte sie ihr Viertel nicht füllen. Als sie nach Hause kam, fragte ihre Mutter: „Was ist mit dir, daß du die Spindeln nicht gefüllt? das Viertel ist fast nur halb.“ „Weiß ich, Mutter, was mit mir ist, es ist als ob mir die Hände gefroren wären.“

Am andern Abend kam der fremde Bursch wieder und setzte sich neben dieses Mädchen, und plauderte und plauderte und sagte, er wolle sie zur Frau nehmen. Nun, an diesem Abend spann sie nicht mehr als zwei Spindeln. Als sie nach Hause kam, fing ihre Mutter mit ihr an: „Mein Kind, sage mir, was ist mit dir, daß du diesen Abend grade nur zwei Spindeln gesponnen?“ „Ach, meine Mutter, es ist ein so schöner fremder Bursch gekommen und hat sich immer neben mich gesetzt und geplaudert und gesagt er wolle mich zur Frau nehmen.“ „Mein Mädchen, sage ihm, wenn er solche Gedanken hat, solle er zu uns kommen.“

Am nächsten Abend war es wieder so. Als er aber von der Liebe anfing zu reden, sagte sie ihm, er solle zu ihrer Mutter kommen. „Ich werde einmal kommen, aber jetzt nicht.“ Als sie diese Worte ihrer Mutter mitteilte, lehrte sie ihre Mutter, sie solle ein Knäul mit Faden nehmen, und wenn er wieder neben ihr säße, ihm den Faden an den Fuß binden, sie solle machen als sei ihr die Spindel entfallen und dies beim Bücken tun. Gut.

Am nächsten Abend machte sie es, wie ihre Mutter sie gelehrt. Sie band ihm den Faden an den Fuß und behielt das Knäul in der Hand, als er fort ging. Dann ging sie ihm nach. Aber wie erschrak sie, als sie sah, wohin er ging! Er ging auf den Friedhof und stieg in ein Grab, nahm einen Totenkopf und fing an daran zu nagen. Unser Mädchen erschrak furchtbar und floh nach Hause.

Als am nächsten Abend der Bursch wieder kam und sich neben sie setzte, wollte sie nicht mit ihm reden. „Nun, was ist mit dir, warum bist du zornig?“ fragte er. Sie antwortete nichts. „Du, sage mir, warum bist du zornig? wenn du es mir nicht sagst, stirbt deine Mutter.“ Sie schwieg. Als sie nach Hause kam, fand sie ihre Mutter tot. Nachdem sie nun gestorben war, begruben sie die Leute, was sollten sie auch anders tun? Und als eine Zeit vergangen war, ging das Mädchen wieder in die Şezătoare. Siehe, dieser Fremde kam auch wieder und setzte sich neben sie und fing wieder an: „Warum bist du zornig über mich?“ Sie wollte

es ihm nicht sagen. „Du, sag mir die Wahrheit, wenn du sie mir nicht sagst, so stirbt dein Vater.“ Sie sagte nichts. Als sie nach Hause kam, fand sie ihren Vater tot. Nachdem nun auch ihr Vater gestorben, wurde auch er begraben.

Als sie wieder in die Şezătoare kam, war auch jener wieder da, setzte sich neben sie und fragte sie wieder, warum sie über ihn zornig sei? Sie wollte auch jetzt es ihm nicht sagen. „Du sag' es mir. Deine Mutter ist gestorben, dein Vater ist gestorben, jetzt stirbst auch du.“ Sie sagte es ihm nicht. Als sie nach Hause kam, bereitete sie sich vor zum Sterben, zog ihre schönsten Kleider an, und als sie fertig war, starb sie. Nun, dieses erregte großes Aufsehen. Die Leute begruben sie neben die Straße.

Als der Frühling kam, sproßte aus dem Grabe ein Rosenstrauch hervor. Dieser blühte. Seine Rosen waren so schön, wie noch niemand gesehen. Alle Leute, welche die Straße daher kamen, blieben stehen und besahen sie, aber nehmen konnte sie niemand. Einmal kam ein Königssohn vorbeigefahren. Als er die schönen Rosen sah, befahl er dem Kutscher, sie zu brechen und ihm sie in den Wagen zu geben. Wie sich der Kutscher auch bemühte, er war nicht imstande einen Ast zu brechen. Als der Königssohn sah, daß der Kutscher nicht konnte, stieg er hinunter und riß den Stock samt der Wurzel heraus und warf ihn über seinen Rücken in den Wagen. Wie er ihn über den Rücken geworfen, wurde aus dem Rosenstock wieder das schöne Mädchen, nur noch schöner als sie früher war, so schön, daß sie dem Königssohn gleich so gut gefiel, daß er sich mit ihr trauen ließ. Nun lebten sie beide gut und ohne Sorgen. Aber sie wollte nie in die Kirche gehen. Oft sprachen die Leute davon und fragten sich: Was sollte doch sein mit unserer Königin, daß wir sie nie in der Kirche sehen? Der junge König hörte solche Worte, ließ ihr aber den Willen ein ganzes Jahr. Dann kam die Zeit, daß sie ein kleines Knäblein bekamen. Nun wünschten die Leute sehr, die junge Königin und das Kind zu sehen. An einem Sonntage befahl der König, seine junge Frau möchte sich schön anziehen für die Kirche. Die Königin jammerte zuerst und sagte dann, er werde sehen, sie käme nicht mehr aus der Kirche zurück, wenn sie einmal hineingehe. Ihr Mann sagte aber, sie sollte nicht so dumme Gedanken haben. Gut. Sie richtete sich mit schönen Kleidern, nahm den Knaben in den Arm und ging hinter dem König zur Kirche. Er trat ein, als aber auch sie eintreten wollte, da stand der schöne fremde Jüngling aus der Şezătoare neben ihr und fragte: „Warum bist du zornig über mich?“ Sie antwortete nicht. „Du, sag mir die Wahrheit, sonst stirbt auch dein Kind.“ Hierüber erschrak sie sehr, und sagte die Wahrheit. „Siehst du, du Alberne. Du

hätteſt mir es damals ſagen ſollen, ſo wäre deine Mutter und dein Vater nicht geſtorben und du würdeſt doch hierher gekommen ſein.“ Jetzt will ich dir ſagen, wer ich bin: „Ich bin der Tod“ (Harhangel).

Sie ging in die Kirche. Und als ſie eintrat, konnte ſie nicht an ihrer Stelle bleiben, es zog ſie etwas immer mehr nach vorne, immer mehr hinauf, immer mehr hinauf, bis zum Altar, nur einmal ſchien ſie etwas hinauf zu ziehen. Da plötzlich wurde ſie das Altarbild. Seit dieſer Zeit ſteht das Bild der heiligen Mutter mit dem Kinde im Arm in allen Kirchen.

Lina Subtirel, Alzen.

22. Das Büchlein Gottes.

Drei Brüder hatten ſich beſprochen zu gehen um zu ſehen, wie es in der Welt ſei. Sie gingen, und gingen, da ſchien es ihnen, als wären ſie auf dem Waſſer, und einer ſagte zum andern: „Hört, ihr Brüder, uns trägt das Waſſer.“ „Ja, wirklich, uns trägt das Waſſer.“ Sie gingen immer weiter, immer auf dem Waſſer, wurden aber gar nicht naß, es war, als ob das nicht naſſes Waſſer ſei. Sie gingen, wieviel ſie gegangen ſein werden, da ſagte wieder einer zum andern: „Hört, ihr Brüder, mir ſcheint, wir ſtehen auf Sand.“ „Ja wirklich, ihr Brüder, wir ſtehen auf Sand.“ Und ſie ſtanden auf dem Sand. Neben ihnen ſtand ein Apfelbaum. Sie waren ermüdet, und der Jüngſte ſagte: „Ihr Brüder, ich muß eine Stunde ſchlafen, ihr ſollt mich hüten. Wenn die Stunde vorüber iſt, dann ſollt ihr ſchlafen und ich hüte euch.“ Gut.

Er legte ſich nieder in den Schatten des Baumes und ſchlief ein. Nach einer Stunde erhob er ſich, und die beiden ältern legten ſich ſchlafen. Er ſetzte ſich neben ſie und ſorgte, nur einmal kam ein alter Mann, es war aber Gott, nur wußte es niemand. „Guten Tag, mein Sohn.“ „Ich danke, alter Großvater.“ „Was machſt du?“ „Sieh', ſo und ſo, ich hüte meine Brüder.“ „Komm' du mit mir, ich führe dich zu deinem Glück.“ „Ich würde gerne kommen, aber ich kann ja meine Brüder nicht allein hier laſſen, ich muß ſie hüten.“ „Komm' du mit mir, deine Brüder behütet Gott.“ Als der Alte ſo ſagte, ging der Jüngſte mit ihm bis zu einigen Häuſern, in eines traten ſie ein. Darauf ſagte der alte Großvater, das heißt Gott: „Setze dich hieher auf den Herd, und was du immer ſehen und hören wirſt, ſchweige und rühre dich nicht. Wenn du dieſe meine zwei Worte befolgen wirſt, wird es dir gut gehen, wenn du aber nicht hörſt, ſchlecht genug.“

Dieſer blieb allein in der Stube. Gott ging fort. Als Gott ihn verlaſſen, und er allein geblieben, fühlte er ſich zuerſt einſam, nur einmal

kamen viele mit Muſik und fingen an zu tanzen und riefen auch ihn, er aber rührte ſich nicht, da kamen auch ſeine Eltern und Brüder und redeten ihn an. Es waren ja nur Betrügereien, er aber rührte ſich nicht und antwortete auch nicht. Nur einmal ſonderte ſich einer ab, kam zu ihm und ſprach: „Wenn du jetzt nicht herbeikommſt, hau ich dir den Arm herunter.“ Dieſer rührte ſich nicht, wie ein Holz. Darauf zog der das Meſſer aus dem Gürtel[1] und hieb ihm den rechten Arm mit drei Rippen ab und warf ihn auf den Tiſch, dann verſchwand alles, und der Burſche ſaß allein auf dem Herd. Als er nun ſo allein ſaß, da kam der Alte zu ihm und ſprach: „Du haſt gut gehorcht, es wird dein Glück ſein.“ Während dieſer Worte nahm er den rechten Arm und klebte ihn an die Schulter, daß er noch feſter war, als früher.

Am nächſten Tage wiederholte ſich alles, nur war die Muſik noch ſchöner, der Tanz war noch größer, und noch mehr Verführer und Betrüger ſtanden hinter ihm, konnten aber nichts mit ihm machen, er rührte ſich nicht und redete nicht ein Wort. Der Größte von allen rief ihn, er rührte ſich nicht, da zog er das Meſſer und hieb ihm die linke Hand mit drei Rippen herunter und warf ſie auf den Tiſch. Darauf verſchwanden alle aus der Stube, und es kam wieder der Alte, nahm den linken Arm vom Tiſch, klebte ihn dem Burſchen an die linke Schulter, ſo daß er noch feſter war, als früher, dann zog er ein Büchlein aus dem Gürtel, gab es ihm und ſprach: „Du haſt dich gut ans Wort gehalten, jetzt gebe ich dir dieſes, es wird dein Glück ſein, verſorg es gut.“ Der Burſche dankte, ſteckte das Büchlein in ſeinen Gürtel, wünſchte gute Geſundheit und wandte ſich heimwärts.

Er ging und ging und näherte ſich der Heimat immer mehr, da überfiel ihn der Hunger. Er ſuchte im Torniſter und im Gürtel nach einer Brotkruſte, er fand aber nur das Büchlein. Als er dies herauszog und darauf ſah, kamen drei Soldaten aus ihm hervor und fragten: „Was wünſcheſt du, unſer Herr, Gerechtes?“ Zuerſt erſchrak er und verwunderte ſich und dachte dann, er werde es von Gott erhalten haben, und ſagte: „Ich bin hungrig, Ihr ſollt mir etwas zu eſſen bringen, dann brauche ich hier auf dieſer Wieſe ein Haus. Dieſe taten, was er wünſchte, ſie breiteten auf der ſchönen Wieſe, voll Gras und Blumen, ein Tiſchtuch aus, da war darauf ein gutes Eſſen, wie er noch nie in ſeinem Leben gehabt, und Getränke aller Arten. Bis er gegeſſen, ſtand auch ein großes

[1] Die erwachſenen Burſchen tragen im Gürtel eine Scheide, in der zwei Meſſer mit einem dicken bunten Griff ſtecken. Ebenſo iſt auch ein Zeichen, daß ſie Burſchen und nicht mehr Knaben ſind, die Schnur mit den Quaſten auf Hut und Kappe.

ſchönes Haus fertig da. Es war dreimal ſo groß und ſchön als das des Königs, angehaucht mit Gold und der Fußboden aus Gold, Fenſtern ſo viele, als das Jahr Tage hat. In jedem Zimmer zwölf Fenſtern.

Am Morgen, als der König ans Fenſter trat, ſah er weit, weit auf der ſchönen Wieſe ein Haus, welches dreimal ſo ſchön und groß war als ſeines. Er nahm ſich die Brille, um beſſer zu ſehen. Als er nun ſah, daß es ſo war, dachte er, der Herr müſſe über ihn ſein und ſchickte ſeinen Diener hin und ließ ihn zum Frühſtück einladen. Der Diener des Königs ging und trat in das erſte Zimmer, es war niemand da. Er ging durch alle, bis er im letzten den Jüngling fand. „Guten Morgen.“ „Ich danke, was bringt dich zu mir?“ „Der Herr König hat mich geſchickt. Er läßt einen guten Morgen wünſchen, Ihr ſolltet ſo gut ſein und zum Frühſtück kommen.“ „Sage dem König, ich ließe danken und würde kommen.“ Als der Diener gegangen, ſah der Jüngling in das Büchlein, gleich ſtanden drei Soldaten da und fragten: „Was wünſcheſt du, unſer lieber Herr, Gerechtes?“ „Eine Reihe Kleider, welche waren und welche nicht mehr waren, und ein ſchönes Pferd.“ Kaum hatte er ausgeredet, lagen Kleider da, die noch nicht geweſen, und vor der Türe ſtand ein Pferd, wenn es den Fuß hob, ſprang es über neun Länder, ſo mutig war es und voll Gold. Als ſich der Jüngling darauf ſetzte, ſah er aus, wie ein Engel. Als er zum König kam, verwunderte ſich dieſer ſehr, welch ein ſchöner Menſch es ſei, ſetzte ihn neben ſich an den Tiſch und dachte es wäre ein Engel. Der König hatte drei Töchter, die ſaßen auch bei Tiſche, nur einmal trat die Älteſte ihrem Vater auf den Fuß und flüſterte ihm ins Ohr: „Schweig, mein Vater, mach', daß mich dieſer Jüngling zu ſeiner Gefährtin nimmt, er gefällt mir.“ „Schweig, du Einfältige, der wird gerade dich nehmen, er ſieht nicht einmal auf dich.“ Da trat die zweite Tochter ihrem Vater auf den Fuß. „Du Vater, mach', daß dieſer mich zur Frau nimmt, er gefällt mir ſo gut,“ ſagte auch dieſe. „Du Elende, nicht ſei doch ſo dumm, der wird auch gleich auf dich ſehen, mir ſcheint, er iſt ein Engel, laſſ' mich zufrieden.“ Nachher trat auch die Jüngſte auf den Fuß des Königs: „Du Vater, mach', daß mich dieſer zur Frau nimmt.“ „Was willſt du, du Aſchenbrödel, oder denkſt du, der werde dich nehmen? Gebt Ruhe!“

Als ſie gefrühſtückt, gingen die Mädchen hinaus, und der König blieb noch mit dem Jüngling bei Tiſche, um eine Zigarre zu rauchen und auch manchmal ein wenig zu trinken. Jetzt, da ſie nur beide allein waren, fing der König an: „Du haſt geſehen, mein lieber Herr, ich habe drei ſchöne und kräftige Töchter, ich würde dir gerne eine, welche du willſt, zur Frau geben.“ „Du würdeſt gut tun, Herr König, ich möchte eine

nehmen, am liebsten die Jüngste, aber bei uns ist es so Sitte, daß sich zuerst die Älteste verheiratet, und ich möchte nicht einen andern Brauch einführen, darum sei so gut und gib mir die Älteste." Der König freute sich, rief gleich seine Tochter herein, sagte es ihr und machte Verlobung, bald darnach Hochzeit, die dauerte acht Tage. Als die Woche vorüber, sagte der Jüngling, jetzt der junge Mann, sie sollten nun auch in sein Haus kommen und auch dort eine Woche Hochzeit feiern. Nun kamen sie alle in das schöne Haus, aber dort waren weder Tische noch Stühle. Als er sah, daß niemand sitzen konnte, sah er in das Büchlein, gleich standen drei Soldaten da und fragten: „Was wünschest du, unser Herr, Gerechtes?" „Bringt Tische und Stühle, Speisen und Getränke aller Art." Nur einmal waren die Zimmer alle voll Tische, beladen mit Speisen und Getränken aller Art, und jedermann hatte einen Stuhl. Es war eine Fröhlichkeit und Freude, daß es Wär gab. Als nun die Woche zu Ende, war auch die Hochzeit vorüber, die Gäste verließen das junge Paar und dies lebte glücklich, denn es hatte, was es brauchte. Und fehlte etwas, sah er nur in das Büchlein und gleich war da, was er wollte.

Er ging gerne auf die Jagd, dann blieb sie allein und es war ihr einsam, darum sagte sie zu ihm: „Geh' zu meinem Vater und bring' mir das Reh, damit auch ich jemanden habe, wenn du auf die Jagd gehst." „Aber wie soll ich gehen und das Reh verlangen, der Vater wird es nicht gerne geben wollen." „O, er gibt es."

Er ging und brachte das Reh. Nun spielten sie gerne beide mit dem Reh, sie hatten es gerne, dies war aber ein Betrüger und nicht wert, daß es lebte. Eines Tages ging der junge Mann mit dem Hund und dem Gewehr in den Wald. Als er fort war, sagte das Reh zur jungen Frau, sie solle ihm ein Papier geben, damit es ein Kistchen für Zündhölzer mache. Sie sah nach einem Papier, fand aber in der Geschwindigkeit dieses Büchlein und gab es dem Reh. Wie dies hinein sah, standen drei Soldaten da und fragten: „Was wünschest du, unser lieber Herr, ungerecht?" „Tragt mich mit Sack und Pack in das arabische Land, wo die Araber sind." Schnell wie der Gedanke war das Haus mit allem auf den Wolken, und bis sich die Frau nur umsah, war sie schon im arabischen Lande, wo die Araber wohnen.

Der Hund hatte keine Ruhe, er bellte und ging immer bellend und kehrte um. „Was nur dieser Hund hat," dachte der Mann und ging auch dem Hause zu. Als er aus dem Walde trat, sah er kein Haus mehr, die Wiese lag allein drüben.

Oft stand der König am Fenster und sah hinüber zu dem Hause,

wo ſeine älteſte Tochter wohnte. Auch jetzt ſah er hinüber, traute ſeinen Augen nicht, nahm das Augenglas, ſah aber noch immer nichts, er erſchrak heftig, zumal als ſein Schwiegerſohn kam und ihm ſagte ſo und ſo. „Laß dieſe Betrüger und komm, nimm dir eine andere Frau, ich habe noch zwei Töchter.“ „O nein, Vater, es wäre eine zu große Sünde, wenn ich meine angetraute Frau laſſen ſollte, ich gehe lieber und ſuche ſie. Gib mir eiſerne Bundſchuhe und einen Stock aus Stahl.“ Der König ſagte nichts mehr, als er ſah, daß ſein Schwiegerſohn von ſeiner Frau nicht laſſen wollte. Er gab ihm Bundſchuhe aus Eiſen und einen Stock aus Stahl. Er brach auf und ging immer zu, bis die eiſernen Schuhe ganz Fetzen waren und der ſtählerne Stock nur noch ſo lang, wie eine Hand war, aber ſeine Frau hatte er nicht gefunden. An einem Tage kam er in einen Wald und begegnete zwölf Räubern. Er erſchrak und wollte fliehen, aber ſie waren ſchon zu nahe an ihm, und er dachte, es würde beſſer ſein, wenn er ihnen mit Mut entgegen ginge. Er ging auf ſie zu und ſagte: „Guten Abend, zwölf Räuber.“ „Wir danken, Erd-Menſch, was bringt dich zu uns?“ „Ich bin gekommen, um zu fragen, ob Ihr nicht noch einen Menſchen braucht, ich möchte gerne Kreuz-Bruder mit Euch werden.“ Die Räuber beredeten ſich, ſie ſollten ihn annehmen, er müſſe ein mutiger Menſch ſein, weil er ſich vor ihnen nicht fürchte. Es war noch nie vorgekommen, ſeit Räuber ſind, daß ein Menſch dieſer Erde ſich nicht vor ihnen gefürchtet hätte. Sie ſchwuren ſich Kreuz-Bruderſchaft bei Brot und Salz. Jetzt ging er mit den Räubern und ſorgte ſich auf ſeine Ehre, aber immer mit offnen Augen. Abends, als ſie ſich ſchlafen gelegt, hörte er den größten der Räuber zum kleinſten ſagen, er ſolle ſich auf die Schuhe ſorgen, bis ſie ſehen, was für ein Menſch dies ſei. In der erſten Nacht blieb er ruhig, um keinen Verdacht zu erregen, in der zweiten aber hatten die Räuber keine Sorge mehr, ſie glaubten, er werde ein guter Räuber werden wie ſie, und ſchliefen alle. Als nun alle eingeſchlafen waren, erhob er ſich leiſe und zog die Schuhe eines Räubers an, um zu ſehen, welche Zauberkraft ſie beſäßen. Als er ſie angezogen, flogen ſie ſchneller als der Wind und er kam ſchnell wie der Gedanke zur Sonne. „Guten Morgen, heilige Sonne.“ „Ich danke, was wünſcheſt du?“ „Kannſt du mich nicht zurechtweiſen, wohin das Reh mit meiner Frau gekommen iſt?“ „Ich weiß wirklich nicht, aber gehe zu meiner Schweſter dem Mond, der wandelt auch in der Nacht herum und ſieht beſſer.“ Er ging zum Mond und fragte ihn, der ſagte: „Ich habe ſie nicht angetroffen, aber gehe zu meinem Bruder, dem Wind, der geht, wohin er will.“ Der Wind hatte

ſie wirklich im arabiſchen Lande geſehen und wollte mit ihm hingehen. Er ſolle nur im voraus aufbrechen, er werde ihn einholen. Ja, aber der Wind wußte nicht, was für Schuhe dieſer hatte. Als er aufbrach und nur einmal auftrat, war er ſchon über alle Länder. Als er ſah, daß ihn der Wind nicht einholen konnte, kehrte er wieder um und ließ nun den Wind voraus gehen, holte ihn dann ein, und ſie betraten zuſammen das arabiſche Land, wo die Araber wohnen. Jetzt verwandelte er ſich in eine Fliege und flog in ſein Haus, grade als ſeine Frau die Palukes auf den Tiſch brachte, um mit dem Reh zu frühſtücken. Er ſetzte ſich unter die Palukes und fing auch an zu eſſen und aß und aß ſehr ſchnell, bis nicht ein Bröckchen mehr übrig geblieben. Da rief das Reh, ſie ſolle noch Palukes bringen, es ſei, als eſſe noch jemand, ſo ſchnell ſei ſie gegeſſen worden. Die Fliege aber ſah ſich in der Stube nach dem Büchlein um und fand es unter einem Bild, ſie flog hin und nahm es. Und als ſie es genommen, ſah ſie gleich hinein, da ſtanden die 3 Soldaten und fragten: „Was wünſcheſt du, unſer Herr, gerecht?“ „Bindet das Reh an den Schwanz des Hengſtes und jagt dieſen auf die Gaſſe. Aber mein Haus tragt mir nach Hauſe.“ Schnell wie der Gedanke war das Haus mit Sack und Pack wieder zu Hauſe auf der ſchönen Wieſe mit Gras und Blumen.

Seit der Zeit lebten ſie nun beide in Frieden. Und ich trat auf einen Nagel und ſage nichts mehr.

23. Die Mär von den Räubern.

Ein Gaſtwirt ging einmal mit ſeiner Frau auf den Jahrmarkt und ließ nur ſeine Tochter allein im Wirtshaus, um zu ſchenken. Öfter hatten ſie dieſe ſchon allein gelaſſen, aber nie war etwas ſchlechtes vorgekommen. Aber diesmal waren nur wenige Menſchen im Dorf geblieben. Da traten nur einmal zwölf Räuber in das Wirtshaus: „Guten Tag, unſer Mädchen.“ „Ich danke Euch,“ ſagte das Mädchen. Es erſchrak furchtbar, ließ aber nichts merken und redete fröhlich mit ihnen. „Was wünſcht Ihr, gute Leute?, bitte zum Tiſch.“ „Haſt du gute Getränke?“ „Ich habe, geduldet nur ein wenig, daß ich Euch friſches aus dem Keller bringe.“ Sie nahm die Flaſche und ging. Im Keller aber wetzte ſie ein großes Meſſer und ſtellte ſich hinter die Türe. Jetzt, die Räuber ſetzten ſich an den Tiſch und warteten und warteten, das Mädchen aber kam nicht mehr. Als ſie nun ſahen, daß das Mädchen nicht kam, ſchickte der Anführer der Räuber den Jüngſten, er ſolle gehen und nachſehen, was es ſei, daß ſie nicht mehr mit dem Branntwein

käme. Er ging, und als er den Kopf zur Türe hineinsteckte, hieb das Mädchen ihm ihn mit dem Messer ab. Die andern warteten, aber weder kam das Mädchen noch der Räuber. „Nun mußte ich auch grade den Jüngsten schicken, jetzt kommen sie grade nicht, die werden unten plaudern und Späße machen und vergessen auf uns", sagte der Anführer und schickte einen andern. Als der den Kopf zur Türe hineinsteckte, buff, fiel auch sein Kopf in den Sand. Und so ging diese Arbeit fort, bis das Mädchen elfen die Köpfe abgehauen, daß nur noch der Anführer blieb. Als nun dieser sah, daß niemand mehr aus dem Keller heraufkam, fürchtete er, es wäre etwas nicht Gutes dort geschehen und ging auch, aber mit Sorge und langsam, so daß das Mädchen ihm den Kopf nicht abhauen konnte, sie zerhieb nur das Ohr. Aber doch erschrak er so, daß er sich auf die Beine nahm und bis in den Wald floh immer, „tulai" [1]) schreiend vor Schmerz.

Abends, als ihre Eltern vom Jahrmarkt kamen, sagte das Mädchen: „Sieh', Vater, wie es mir ergangen, so und so. Komm in den Keller, daß wir jetzt die Räuber begraben." Sie gingen beide, und als sie in den Keller kamen, reichte ihnen das Blut bis an die Knie. Des Wirtes bemächtigte sich ein Grausen, daß er zitterte, tulai, was hätte mit dem Mädchen geschehen können, wenn sie nicht so tapfer gewesen wäre. Nun, sie begruben sie und sagten niemandem ein Wort von dieser Sache und das Mädchen lebte mit seinen Eltern ein Jahr lang in Frieden, es ereignete sich nichts. Nur einmal eines Tages kam ein Freier, ein schöner und kräftiger aus einem andern Dorf um das Mädchen. Und weil er schön war, gefiel er dem Mädchen und seinen Eltern. Aber er nahm die Kappe nicht ab und zog sie auf einer Seite übers Ohr. Das Mädchen aus dem Wirtshaus hatte auf den Anführer der Räuber vergessen und dachte nicht mehr daran, wie sie ihm das Ohr abgeschnitten. (Der Rumäne hält die Kappe oft auch in der Stube auf dem Kopf, auch bei Tisch und auch beim Tanze, deswegen fällt es gar nicht auf.) Sie hatten Verlobung und nachher auch Hochzeit. Als die Hochzeit vorüber, ging sie mit ihm auf seinen Hof. Aber wo hatte er seinen Hof? Sie gingen bis in den Wald, und als sie in den Wald gekommen, gingen sie weiter, bis sie an eine tiefe Vertiefung kamen, in dieser war ein Häuschen (Colibă), wie sie die Räuber haben. Dort hinein gingen sie und nun nahm sich der Mann auch die Kappe vom Kopfe und gleich wußte die junge Frau, wo sie sei und wer ihr Mann. Das Ohr war zwar geheilt, doch das Zeichen geblieben. Viele Räuber saßen um das Feuer und ein Mädchen

[1]) Ausruf des Entsetzens oder der Verwunderung.

von etwa zwölf Jahren. Über dem Feuer hing ein großer Kessel, aber nur halb mit Wasser. Der Anführer sprach zu diesem Mädchen: „Geht mit der jungen Frau und bringt noch Wasser.“ Sie gingen ziemlich weit bis zu einem Rohrbrunnen. Als sie dort anlangten, sagte das Kind zur jungen Frau: „Die Räuber haben den Kessel übers Feuer gehangen, um dich zu kochen, weil du ihre Freunde umgebracht.“ Diese hatte so etwas gefürchtet und wollte fliehen, nur einmal sah sie einen Mann aus der Mühle kommend mit einem Wagen voll Mehlsäcken, und dieser Mann war grade aus ihrem Dorf. Sie bat ihn, er möge einen Sack in den Graben schütten und statt dem Mehl sie hineinstecken, ihr Vater werde ihm mehr bezahlen als das Mehl. Er leerte das Mehl und half ihr in den Sack, legte sie zu unterst und alle Mehlsäcke auf sie, so fuhren sie heimwärts.

Als das Kind mit dem Wasser nach Hause kam, fragten die Räuber gleich, wo die junge Frau geblieben? Diese sagte ihnen, sie sei in den Wald geflohen. Nun nahmen sie sich alle hinter ihr, fanden aber nichts außer einem Wagen mit Mehlsäcken, diese zerstachen sie ganz mit einem Messer und verstreuten das Mehl, doch der unterste blieb unversehrt. Dann kehrten sie zornig um. Die Tochter aber gelangte zu ihren Eltern, und sie freuten sich alle, daß sie noch einmal von den Räubern frei geworden. Wieder verging ein Jahr. Und nur einmal kam wieder ein Freier, fein und schön, so daß er der Tochter gefiel und auch den Eltern, aber sie hatte jetzt die Augen offen und sah gleich, daß er die Kappe nicht abnahm und das Kleid nicht ablegte, er sagte, es sei in seinem Dorf so der Brauch. Die Tochter sprach zum Vater: „Geh' in die Stadt und bring die Gendarmen, dieser Mensch ist nicht richtig. Ich will ihn halten mit schönen Worten, bis du zurückkommst.“ Der Alte eilte schnell. Die Tochter sprach zum Bräutigam: „Komm, kleide dich um, ich habe dir ein neues Hemd gemacht, gesteppt mit Seide, damit ich sehe, ob's gut getroffen.“ Er wollte nicht und sagte: „Laß, ich schäme mich, bis wir getraut, dann gehen wir nach Hause, dann werde ich mich ausziehen.“ So plauderten sie hin und her, bis der Schenkwirt mit den Gendarmen kam. Als diese ihn sahen, legten sie gleich die Hand auf ihn und nahmen ihm die Kappe vom Kopf und sahen am Ohr das Zeichen und zogen ihm das Kleid aus, nur einmal steckten im Gürtel ringsherum Pistolen. Jetzt erkannten ihn alle, wer er sei. Sie nahmen ihn, führten ihn ins Gefängnis und henkten ihn.

Seit sich dieses ereignet, gibt von den Rumänen niemand seine Tochter einem fremden Burschen, bis man nicht „auf Besehen“ gewesen (La câutare de loc.)

Lina Subtirel, Alzen.

24. Die vierzig Märtyrer.

Als der Frühlingsmonat anfing, man heißt ihn März, ſagte ein Zigeuner zu einem Rumänen: „Hait, ich gehe auf den Jahrmarkt und kaufe mir ein Pferd.“ „He, Kamerad, laß du das Pferd in Ruhe, bis die vierzig Märtyrer vorüber ſind, Futter haſt du keines, und das Gras wächſt nicht, bevor dieſer Feiertag vorüber. Dieſer iſt des Frühlings Anfang (22. März). Nach dieſem Tag wächſt das Gras, aber früher darf man gar nicht daran denken.“ „Ich werde es mit der Zange herausziehen, wenn es nicht allein kommt,“ antwortete der Zigeuner und ging auf den Jahrmarkt. Abends kam er mit dem Pferd. Jetzt, abends war's, ja abends und das Pferd wird ja nicht ſo hungrig geweſen ſein, dachte der Zigeuner und gab ihm nichts zu freſſen. Am Morgen ging er auf die Wieſe, um zu ſehen, ob das Gras hervorbreche. Aber woher, es war Eis auf der Wieſe. „Ach, Herr, mein Pferd hungert, was ſoll ich machen! Es muß warten bis morgen.“ Am andern Tage ging er wieder hinaus, Eis war keines mehr, aber Gras zeigte ſich auch nicht. Der Zigeuner nahm ſich die Zange und bemühte ſich, das Gras herauszuziehen, aber auch mit dieſer Arbeit ging es nicht. Ein Tag verging nach dem andern, und was der Zigeuner auch die Wieſe beſah, ſie blieb doch gelb und dürr. Das Pferd magerte ab, wurde immer ſchwächer und eines Tages ſtarb es vor Hunger, grade am Tage der vierzig Märtyrer. Als der Zigeuner mit dem Pferd hinausging, es zu begraben, nur einmal ſiehe da, das Gras ſproßte hervor. Als er ſah, daß die Wieſe grün wurde, erzürnte er ſo, daß er ein übers anderemal rief: „Călcatear nevoia“ (ein beliebter Fluch = „Der Schlag ſoll dich treffen.“) Er ging nach Hauſe um den Hammer und ſchlug das junge Grün in den Erdboden. Warum ſollte es noch wachſen, ſein Pferd war tot? Aber wie er ſich auch bemühte, es in die Erde zu ſchlagen, das Gras wuchs immer ſtärker und ſchöner. Umſonſt, der Frühling war gekommen, vergangen die vierzig Märtyrer. *Potru Fauer, Alzen.*

25. Der Knecht des Teufels.

Es ging ein Mann zum Brunnen, ſah hinein und rief: „Komm, komm, komm!“ und wie er ſo ſagte, kam ein Mann mit roten Augen und fragte, habe er keinen Sohn, ihm ihn als Knecht zu geben? „O, ich habe einen, welchen Lohn gibſt du ihm?“ „Ich gebe ihm 100 Gulden.“ „Gut, wohin ſoll ich ihn bringen?“ „Bring ihn her.“ Er brachte den Knaben, und der Teufel ſagte, er ſolle von heute über ein Jahr wieder

hier am Brunnen ſein, dann werde er den Knaben ſamt Lohn bringen. Darauf ſtieg der Teufel mit ſeinem Knechtchen in den Brunnen.

Als das Jahr um war, ging der Mann wieder zum Brunnen und ſagte: „Komm, komm, komm!“ Darauf kam der Teufel mit dem Knaben und 100 Gulden und fragte, ob er ihm ihn nicht noch ein Jahr laſſen wolle, er gebe ihm 200 Gulden. Der Knabe war aber ſo groß und ſtark geworden, faſt nicht zum Erkennen. Der Vater ließ ihn. Als auch das zweite Jahr vorüber, ging er wieder zum Brunnen und rief: „Komm, komm, komm!“ Darauf ſtieg der Teufel mit dem Knaben wieder heraus und fragte, ob er ihm ihn nicht noch ein Jahr laſſen wollte für 300 Gulden. Der Mann ließ den Sohn auch das dritte Jahr dem Teufel. Als auch dieſes vergangen, kam der Teufel und ſprach: „Jetzt bringe ich dir drei Jünglinge, wenn du dir nicht deinen herausfindeſt, dann iſt er mein, dann geb' ich ihn dir nicht mehr.“ Dieſe drei waren aber ganz gleich. Er wurde traurig, nur einmal kam eine Hummel und ſprach zu ihm: „Du Mann, fürchte dich nicht, wenn der Teufel die drei bringt, komme ich auch und mache brr, brr, brr, dann wird einer von den dreien ſein Tüchlein nehmen, um mich zu fangen, das iſt deiner.“

Als der Teufel die drei Burſchen brachte, einer wie der andere im Geſicht, kam die Hummel und ſurrte brr, brr, brr. Ein Burſch zog ſein Tüchlein, ſie zu fangen, da legte der Mann die Hand auf dieſen und ſprach: „Das iſt mein Sohn.“ Darauf konnte der Teufel nichts mehr entgegnen und verſchwand, ſein Knecht aber hatte in den drei Jahren viele Künſte gelernt.

Im Dorf war Jahrmarkt, und der Burſch ſagte zu ſeinem Vater: „Nun kommt, Vater, daß wir Geld machen. Ich verwandle mich in einen Hengſt, Ihr ſollt mich um ein Viertel Geld verkaufen, aber einem Menſchen mit roten Augen dürft Ihr mich nicht geben.“ Sie gingen, und als ſie auf den Jahrmarkt kamen, war auch gleich einer mit roten Augen da, der Vater aber ſagte: „Dir geb' ich ihn nicht.“ Es verging noch eine Zeit. Nach einer Weile kam wieder einer mit roten Augen. Nun glaubte der Alte, es werde kein Käufer mehr kommen, und verkaufte ihn. Als der Mann mit den roten Augen dem Hengſt den Halfter über den Kopf werfen wollte, verwandelte ſich dieſer in einen Haſen und lief ſchnell, ſchnell, ſchnell, der Teufel hinter ihm, und als er ihn faſt eingeholt, wurde der Haſe ein Rabe, ſchnell, ſchnell, ſchnell flog er, der Teufel hinter ihm. Als er ihn bald eingeholt, wurde der Rabe ein Fiſch und begab ſich ins Waſſer, ſchnell, ſchnell, ſchnell, der Teufel hinter ihm. Als er zum Waſſer kam, begegnete er einem Fiſch:

„Haſt du keinen fremden Fiſch geſehen?“ „O ja, er iſt um drei Tage voraus.“ Er ging weiter und begegnete einem Fiſchlein: „Haſt du keinen fremden Fiſch geſehen?“ „O, ich habe einen geſehen, er iſt um 7 Stunden voraus.“ Der Teufel lief hinter ihm, und als er ihn faſt eingeholt, verwandelte ſich der Burſch in einen Hahn, ſchnell, ſchnell, ſchnell floh er und flog auf den Zaun des Königs, und rief: Kukurigu, und wie er kukurigu ſchrie, kam die Königstochter heraus, der Teufel hinter dem Hahn, der Hahn wurde ein Ringlein, ſchnell, ſchnell, ſchnell ſprang an den Finger der Königstochter und ſagte ihr, ſie möchte den Ring niemandem geben, was man ihr auch immer dafür bieten ſollte, und wenn ihr Vater ſie zwingen ſollte, ſo müſſe ſie ihn auf die Erde werfen und auf ihn treten, daß er ganz Staub werde. Nur einmal kam der Teufel und bot dem König für den Ring ein Viertel Geld. Jetzt zwang er ſeine Tochter den Ring herzugeben, dieſe nahm ihn vom Finger, warf ihn zu Boden und trat darauf, daß er zu Staub wurde. Aus dem Staub löſte ſich Hirſe heraus. Nun verwandelte ſich der Teufel in einen Hahn, der beeilte ſich, die Körner aufzupicken, doch konnte er nicht ſo ſchnell, als ein Korn wieder der Burſch wurde. Der zog ſchnell ſein Meſſer und ſchnitt dem Hahn den Kopf ab, ſo wurde er vom Teufel frei. Jetzt machte er mit der Königstochter Hochzeit und ging dann nach Hauſe zu ſeinem Vater. Dieſer freute ſich, ihn noch einmal geſund zu ſehen. „Siehſt du, Vater, faſt hätteſt du mich verdorben, weil du mich einem mit roten Augen verkaufteſt, und nun war es zuletzt doch mein Glück.“

Iuon Bursan, Alzen.

26. Der Knecht mit der Geige.

Damals, als unſer Herrgott noch mit dem heiligen Petrus auf der Erde herumwandelte, war das Jahr nur von drei Tagen. Ein Burſche diente einem Mann ein Jahr und erhielt dafür drei Kreuzer. Am Chriſtſonnabend ging er heimwärts. Auf der Straße begegneten ihm zwei alte Großväter, bettelnd: „Sei ſo gut, gib uns ein Brötchen, wir haben gar nichts.“ Er gab ihnen einen Kreuzer. „Gott vergelt dirs.“ Er ging weiter, aber Gott und der heilige Petrus gingen einen andern Weg, ſo daß ſie dem Knecht wieder begegneten. „Sei ſo gut, gib uns ein Kreuzerchen, Gott ſoll dir Gutes dafür geben.“ Er reichte ihnen auch den zweiten Kreuzer und ging weiter, begegnete wieder zwei Bettlern, dieſe verlangten ihm einen Kreuzer, er gab auch den dritten. „Gott ſoll dir Gutes geben, du Burſch, du haſt ein gutes Herz. Was wünſcht du dir von Gott? Du ſollſt dir dreierlei wünſchen.“ „Nun, wenn du mich

grade fragſt, will ichs dir ſagen, ich weiß ja, du alter Großvater haſt doch nicht, mir zu geben, ich würde mir wünſchen ein Gewehr, mit dem ich alles ſchießen kann, was ich will, eine Geige, daß jeder tanzen muß, wenn ich auf ihr ſpiele, und wenn ich etwas denke, daß es ſei." Nun gut. Er ging weiter, nur einmal befand er ſich mit einem Gewehr auf dem Rücken, mit einer Geige in der Hand. Nur einmal dachte er, wenn er doch zu Hauſe wäre, da ſtand er ſchon im Tore ſeines Vaters. „Guten Tag, Vater." „Du ſollſt leben, mein Sohn. Wie iſt es dir ergangen in der Fremde?" „Gut iſt es mir ergangen, ſieh, ich habe mir eine Geige bekommen und ein Gewehr. Morgen, wenn du aus der Kirche kommſt, ſollſt du den Pfarrer und alle Leute zu uns zum Eſſen rufen." „Tulai, mein Sohn, wir haben ja nichts, ihnen zu eſſen zu geben und auch keine Stube, in dieſem Stübchen haben ja nicht einmal zehn Perſonen Platz." „Laſſ' das nur auf mich." Am andern Tage ging der Alte in die Kirche und rief, wie ſein Sohn gewünſcht, den Pfarrer und alle Leute nach Hauſe zum Eſſen. Als ſie aus der Kirche kamen und zu dem Alten einkehren wollten, hätten ſie ſein Haus nicht gefunden, wenn der Burſch nicht in der Türe geſtanden. Er hatte nur gedacht, und gleich ſtand an Stelle der Hütte ein großes, ſchönes Haus, mit lauter Tiſchen, beladen mit guten Speiſen und Wein aller Art. Der Pfarrer und die Leute ſetzten ſich zum Tiſch und aßen und tranken bis ſie nicht mehr konnten, dann nahm der Burſch die Geige und ſpielte ſo ſchön, daß alle zu tanzen anfingen, voran der Pfarrer, nach ihm alle. Es war eine Fröhlichkeit und eine Luſt, bis alle umfielen.

Am andern Tage ging er auf die Jagd und begegnete einem andern Pfarrer, der war ein Betrüger, der ſprach: „Kannſt du den Vogel, welcher über dem Geſträuch fliegt, ſchießen?" „Ich kann, Herr Pfarrer, aber Ihr ſollt mir ihn herbei bringen." Gut. Er ſchoß, der Pfarrer ging in das Geſträuch, um den Vogel zu bringen. Als er hinkam, fing dieſer auf der Geige zu ſpielen, der Pfarrer fing an zu tanzen und tanzte im Geſträuch und in den Dornen, bis er die Kleider zerriſſen, daß ſie von ihm fielen. Der Burſch lachte, daß er faſt zerplatzte. Und ich ſtand auf einem Nagel und ſage nichts mehr. *Sive Bursan, Alzen.*

27. Halmesch, Balmesch.

Ein Zigeuner ging in die Arbeit zu einem Rumänen. Abends machte der Rumäne das Abendeſſen. Er ſchnitt Speck in eine Pfanne und briet ihn, dann ſchüttete er auch Käſe über den Speck, dann machte er den Palukes.

Und ſie aßen. Na, dem Zigeuner ſchmeckte dieſe Speiſe, und er fragte den Rumänen: „Was iſt das?“ „Was ſoll es ſein, halmesch, halmesch.“ „Nun, dies muß mir meine Frau auch einmal machen.“ Er ging nach Hauſe und auf dem Wege ſagte er immer: Halmesch halmesch, halmesch halmesch, bis er zur Brücke kam. Halm .... Na, jetzt habe ich das Wort vergeſſen, daß dich der Hund freſſen ſollte. Wie ſollt doch das Wort nur ſein, es war aus, er wußte es nicht mehr. Als er in die Stube trat, ſprach er zu ſeiner Frau: „Du Frau, dieſen Abend habe ich eine gute Speiſe gegegeſſen, die ſollſt du mir auch machen.“ „Ich mache ſie dir, ſag' mir nur, was es geweſen.“ „Ich habe das Wort vergeſſen, aber du biſt die Frau, du mußt es wiſſen.“ „Aus was hatte der Rumäne ſie gemacht?“ „Nun, er tat etwas in die Pfanne, ich weiß nicht mehr, was es war, aber warum biſt du eine Frau, wenn du nicht einmal das weißt? Du biſt nicht wert, daß du lebſt, immer nur ſoll ich mich mit dir zanken, geh' zum Teufel.“ Schups gab er ihr eine Ohrfeige, dann nahm er ein Stück Holz und ſchlug ſie in einem fort, bis ihr Knabe ſchrie: „Gib Friede, Vater, du machſt aus der Mutter alles halmesch halmesch.“ Da wußte der Zigeuner, was er zu Abend gegeſſen. *Potru Fauer, Alzen.*

28. Der Zigeuner mit dem Pferd.

Es ſagte einmal ein Zigeuner zu ſeiner Frau: „Du Frau, heute iſt Jahrmarkt in der Stadt. Ich gehe auch zum Jahrmarkt, wie alle Zigeuner, und kaufe mir ein Pferd, damit ich etwas zum Reiten habe. Dann wird die Stute füllnen.“ — Nur einmal ſchrie der Knabe vom Herd: „Ach wie gut würde das ſein, Väterchen, dann habe auch ich etwas zum Reiten.“ „Was, du Elender, du willſt mir das Füllen reiten? um es zu verderben? Na, wart' nur, du Räuber, Häßlicher, ich will dich lehren, mir das Füllen zu ruinieren, du wirſt es nicht hüten auf der Wieſe, lieber bring ich dich um.“ Er nahm ſich einen Strick und ſchlug ihn, daß er ihn faſt verſtümmelte, bis der Knabe entwiſchte und ſich verkroch, bis ſeinem Vater der Zorn vergangen. So ſind die Zigeuner. *Potru Fauer, Alzen.*

29. Der Zigeuner und der Zwiebel.

Ein Bauer ging in den Garten. Der Wind wehte. Nur einmal erhob ſich ein Zigeuner aus dem Zwiebel und hatte den Torniſter und die Hand voll. Als der Zigeuner den Bauern ſah, erſchrak er und ſchrie: „Ich bin nicht ſchuld, der Wind hat mich hieher geworfen.“

„Warum haſt du an den Zwiebel gegriffen?“ „Damit mich der Wind nicht wegführe.“ „Warum haſt du dir den Torniſter gefüllt?“ „Dann, Romänchen, das iſt ja das.“ *Marie Bran, Leschkirch.*

30. Der Zigeuner mit den Krebſen.

Ein Bauer hatte einen Zigeuner zum Knecht. Eines Tages ſchickte er dieſen Knecht zu einem Freunde in die Stadt, er ſolle ihm einige Geſchenke bringen. Er ſteckte ihm einige Fröſche in den Zwergſack und gab dem Knecht einen Brief, den dieſer in dem Buſen bewahrte. Er ging auf der Straße und die Sonne brannte ihn, und er war ſo müde. Da kam er in einen Wald, im Walde floß ein Bächlein, das Waſſer floß ſo ſchön und dem Knecht kam der Schatten ſo gut. Da dachte er, es werde ja nichts machen, wenn er ſich ein wenig neben dieſem Bach niederlaſſe, wenn er ein wenig ausruhe, würde er um ſo ſchneller weiter kommen. Er legte den Zwergſack neben ſich und ſetzte ſich nieder, und ſchlief gleich ein, und ſchlief, wie lange er geſchlafen haben wird. Als er wieder erwachte, ſiehe, der Sack war leer; nicht einen Froſch fand er mehr. „Nun, was mache ich jetzt? Wie ſoll ich zum Freunde meines Herrn gehen? Der wird denken, ich hätte ſie gegeſſen. Ach, ach, wie mich doch der Schlaf betrogen.“ Jetzt, wie er ſich auch ärgerte, es war aus und Friede. — Die Fröſche hatte er nicht mehr. Dieſe, da der Sack auf der Erde lag, waren herausgekommen und waren in den Bach gekrochen und hatten ſich in Löcher verſteckt. Der Knecht kam in die Stadt und gab den Brief dem Freunde ſeines Herrn. Der las und las, nur einmal ſprach er zum Knecht: „Was iſt, im Briefe ſtehen auch Krebſe?“ „Die Krebſe ſind im Brief? Ich danke dem Heiligen, daß ſie dort ſind, ich habe mir ſo Vorwürfe gemacht, als ich ſah, daß ich ſie nicht mehr im Sack hatte. Aber wie werden die wohl in den Brief gekommen ſein, ich hatte ihn im Buſen?“ *Marie Bran, Alzen.*

31. Der Rumäne und der Tod.

Gott kam einmal mit dem heiligen Petrus auf die Erde, um zu ſehen, wie die Leute wären, gut oder böſe. Sie gingen auf der Straße einen langen Weg. Als ſie in einem Dorf anlangten, war es grade abend. „Nun komm, du Petrus, wir gehen in das erſte Haus hinein, daß wir ſehen, was ſagen die Leute am Anfang des Dorfes, wenn wir Herberge verlangen.“ Sie gingen hinein und Gott ſprach: „Guten Abend,

ihr guten Leute.“ „Wir danken, was bringt Euch zu uns am Abend?“ „Verzeiht, weil wir eingetreten ſind, wir kommen von der Straße, der Abend iſt gekommen, nun ſind wir fremd und bitten um Herberge für dieſe Nacht.“ „Gottes iſt die Herberge, tretet ein.“ Die Frau gab ihnen Abendeſſen und machte ihnen ein gutes Bett und ehrte ſie, wie es ſich gehört. Am Morgen erhob ſich Gott, gut ausgeruht, mit dem heiligen Petrus und ſagte zu dieſem: „Nun, dieſe Leute haben ſich ihre Ehre gerettet, hier hat es mir gefallen, ich muß ihnen auch etwas geben.“ Als ſie Abſchied nahmen, ſagte Gott: „Was wünſcht Ihr Euch Gutes auf dieſer Welt? Ihr dürft Euch dreierlei wünſchen.“ Aber der Rumäne, wie der Rumäne, dachte nur an dieſe Welt nicht auch an die andere und ſagte: „Jetzt wenn du mich fragſt, will ichs dir ſagen. Was das Haben anbelangt, haben wir, was wir brauchen, aber der Menſch hat niemals zu viel und es kommt ihm gut, immer mehr zu erhalten. Ich würde mir wünſchen einen Beutel mit Geld, der nie leer wird und wenn jemand hineinkriecht, ſoll er nicht mehr heraus können, bis ich nicht will. Zweitens würde ich mir einen Stuhl wünſchen, daß der, welcher auf ihn ſitzt, nicht mehr aufſtehen kann, bevor ich will. Drittens möchte ich einen Nußbaum vors Fenſter, und wer hinaufſteigt, ſoll nicht mehr herunter können, bis ich nicht will.“ Gut. Gott ſchenkte ihm alles. Aber es gefiel ihm doch nicht, daß dieſer ſich ſolche Dummheiten gewünſcht.

Nun hatte der Rumäne mit ſeiner Frau noch mehr, als er brauchte, und er lebte gut und wie er wollte, drei Jahre lang. Nur einmal kam nach dieſer Zeit eines Tages der Tod ins Haus und rief ihn, mitzukommen. Der Mann aber wollte dieſe Welt noch nicht verlaſſen und ſagte: „Ich komme gleich, ſoll mir nur noch Wegzehrung in den Zwergſack nehmen, bitte ſolange auf dem Stuhl zu ſitzen.“ Der Tod ſaß auf dem Stuhl, konnte er ſich aber noch von dort rühren? Der Mann ließ ihn allein im Zimmer und ging an ſeine Arbeit. Der Tod ſaß, ſo lange er geſeſſen ſein wird, dann wurde es ihm zu viel, auch er hatte ja Arbeit in dieſer Welt. Als der Mann hereinkam, bat der Tod, ihn zu befreien. „Ich will dich befreien, wenn du mir verſprichſt, in mein Haus drei Jahre lang nicht mehr zu kommen.“ „Ich komme nicht mehr.“ Gut. Der Tod ging. Und der Mann lebte noch drei Jahre in Friede und Geſundheit. Als auch dieſe vergangen, kam er wieder: „Nun hab' Menſch, jetzt haſt du genug gelebt.“ „Ich komme gleich mit dir, du Tod, aber kriech zuerſt in den Beutel und nimm das Geld zuſammen, ich habe niemanden, dem ichs laſſen könnte.“ Der Tod kroch hinein und konnte nicht mehr heraus. Der Rumäne ließ ihn nicht herauskommen, bis er

ihm nicht verſprach, ſieben Jahre nicht mehr zu kommen. Gut. Dieſe Jahre vergingen wie ſieben Tage. So vergehen ſie den Menſchen, die kein Unglück oder Plage haben. Dieſe wiſſen gar nicht, daß ſie leben, aber den Geplagten und Trauernden ſcheint manchmal ein Tag wie ſieben Jahre. Nun, als die Zeit um war, welche der Tod ihm verſprochen, kam er wieder, ihn zu rufen. „Jetzt will ich nicht mehr ſäumen, es iſt mir eilig, kommt geſchwind.“ „Wir kommen, wir kommen, wir ſind fertig, nur die Nüſſe haben wir vom Nußbaum noch nicht herunter genommen, ich muß noch ſchnell hinaufſteigen, es wäre doch Sünde, die hier zu laſſen.“ „Laſſ' mich, ich bringe ſie auf einmal herunter,“ rief der Tod, und ſchwang ſich mit dem Torniſter hinauf. Dies wollte der Rumäne. Jetzt hatte er ihn auf dem Nußbaum, dort ſollte er bleiben, ſo lange er lebte. Der Tod nahm auf einmal alle Nüſſe zuſammen und machte ſich daran, herunter zu ſteigen, aber er konnte unmöglich. „Der Menſch der Erde iſt des Teufels, he, Menſch, ſo komm doch und nimm mich herunter,“ ſchrie er. Der Menſch kam und ſprach: „Bleib' du nur dort, ich nehme dich nicht mehr herunter, ſoll ich immer in Sorge um dich ſein? Nur dann! Dort kannſt du ſitzen, ſo lange du lebſt.“ „Lieber Herr, komm, nimm mich herunter, ich ſchwöre dir bei Salz und Brot, ich komme nicht mehr zu Euch, ich habe ja auch andere Leute. Aber Ihr bleibt alſo auf dieſer Welt, bis Ihr ſatt ſeid, noch länger, ſo lange die Welt ſteht, dann werdet Ihr ſehen, was für ein Elend Ihr Euch gemacht.“ Der Mann holte ihn herab und der Tod hielt ſein Wort, in dies Haus kam er nicht mehr. Nun lebte der Mann mit ſeiner Frau in Freuden, ſie hatten, was ſie brauchten.

Viele Jahre vergingen, ſie wurden alt, nur einmal kam die Zeit, daß ſie dieſer Welt überdrüſſig wurden, die Leute ihres Alters waren geſtorben und ſie ſtanden nun allein, konnten auch nicht mehr gut ſehen, und mit dem Gehen war es auch ſchlecht, ſie hätten jetzt den Tod gewünſcht, aber der kam nicht mehr. Nur einmal ſprach der Mann zu ſeiner Frau: „Du Frau, jetzt ſind wir alt, komm, laß uns fertig machen und in die andere Welt gehen. Wir gehen ins Paradies, den Tod brauchen wir nicht zu erwarten, der nimmt uns nicht.“ Sie legte die Wegzehrung in den Zwergſack und machte alles fertig, dann gingen ſie langſam, wie die Alten. Als ſie aber an der Türe des Paradieſes anlangten, war ſie verſchloſſen und der heilige Petrus ſtand am Fenſter: „Geht weg von hier, es iſt kein Platz für Euch. Wer auf der Erde gut gelebt, der iſt wert in die Hölle zu gehen, dort iſt Euer Platz.“

Marie Bran, Leschkirch.

32. Der Vogel des Paradieſes.

Ein alter König hatte von dem Vogel des Paradieſes gehört, wer den habe, würde wieder jung. Er wäre ſo gerne wieder jung geworden, nur wußte er nicht, wie er dieſes Vöglein erhalten ſolle. Er hatte drei Söhne, zwei große und einer war kleiner. Die beiden älteren kamen zum König und ſprachen: „Wir gehen in die Welt und ſuchen das Vöglein des Paradieſes, gib uns Kleider zum Auskommen und Pferde zum Reiten und Geld für unſere Ausgaben und 100 Reiter. Der Alte gab ihnen, was ſie wünſchten, dann ritten ſie fort und hinterließen, wenn ſie in ſechs Jahren nicht zurückkämen, wären ſie verdorben. Als ſie nun zogen, kamen ſie in einen Wald, in der Mitte des Waldes war eine ſchöne Wieſe und ein Brunnen, dort machten ſie halt, um auszuruhen. Sie zogen ihre Speiſevorräte hervor um zu eſſen, nur einmal kam ein alter Mann (es war Gott) und ſprach: „Guten Tag, laßt Ihr mich auch ein wenig ausruhen hier bei Euch?“ „O nein, wir laſſen dich nicht, ſieh, wir ſind viele und haben allerlei, damit nicht etwas verloren gehe,“ ſagten beide Brüder. Da machte Gott mit der Hand eine Bewegung und alle wurden Steine.

Als ſechs Jahre vorüber waren, kam der Jüngſte zu ſeinem Vater und bat ihn, er ſolle jetzt ihm erlauben, er ſolle das Vöglein des Paradieſes ſuchen und auch ſeine Brüder. „Jetzt ſoll ich auch dich laſſen, auch du wirſt zugrunde gehen.“ „O nein, ich gehe nicht zugrunde, ich gehe mit Gottes Hilfe. Du ſollſt mir nur das Pferd und die Kleider geben, die du in deiner Jugend gehabt und Geld für meine Ausgaben, dann gehe ich allein.“ Als der König ſah, daß es ihm Ernſt ſei, gab er ihm, was er brauchte, dann ging er mit Gott.

Als er ritt, kam auch er in den Wald zu dem Brunnen und ſetzte ſich nieder, um zu eſſen, aber er hatte nichts mehr als eine Brotkruſte, Geld aber hatte er genug. Aber mit allem Gelde hätte er im Walde vor Hunger ſterben können, im Walde kann man nichts kaufen. Als er anfing an der Kruſte zu nagen, kam wieder der alte Mann und wünſchte ihm einen guten Tag. „Ich danke Euch, alter Großvater.“ „Läßt du mich auch ein wenig bei dir ausruhen?“ „Wie ſollte ich nicht, es gehört ja Gott, nage auch du ein wenig an meiner Kruſte, ich habe nichts beſſeres, hier im Walde bekommt man nichts, auch Euch wird es ſo gehen. Kommt, es iſt mir nicht wohl, wenn Ihr nicht auch ein wenig nehmt.“ Der Alte wollte nicht, als aber der Burſch keine Ruhe ließ, nahm er die Kruſte an den Mund und wie er ſie an den Mund genommen, wuchs das Brot zu einem großen Stück „Bis wohin haſt du den Weg,“

fragte der Alte, obwohl er es ja wußte, er wußte auch, wie es ihm weiter gehen würde. „Schau, alter Großvater, so und so“, und sagte ihm, wohin er gehe. „Nun, dies trifft sich gerade gut, auch ich gehe diesen Weg, ich kann dir ihn zeigen, aber das Paradies ist sehr weit.“ „Komm, Alter, setz dich aufs Pferd, ich habe junge Füße und mit Gottes Hilfe erreiche ich es auch zu Fuß.“ Diese Worte gefielen Gott und er sprach: „Setz du dich nur auf, ich bin es nicht gewohnt.“ Jetzt gingen sie zusammen und gingen und gingen, bis sie an eine hohe, hohe Tanne kamen. Ihre Spitze konnte man fast nicht sehen und sie hatte keine Äste bis in die Spitze. „Steig hinauf, dann wirst du das Licht sehen im Paradiese. Sieh' dann gut zu, wo der Weg ins Paradies geht.“ „Aber wie soll ich hinaufsteigen, die Tanne hat keine Äste?“ „Steig nur hinauf, mein Sohn, du mußt hinaufsteigen, sonst findest du den Weg zum Paradiese nicht.“ „Wenn du so sagst, will ich ja mit Gottes Hilfe versuchen.“ Wie er sich der Tanne näherte, bekam sie lauter Äste, daß er hinaufsteigen konnte wie an einer Leiter. Er stieg bis in die Spitze, da sah er weit, weit ein Licht. Er besah es gut, dann stieg er wieder herunter. „Weißt du jetzt, wohin wir gehen sollen, mein Sohn?“ „Ich weiß, Großvater.“ „Dann komm', daß wir gehen.“ „Großvater, komm', sitz auf, es ist zu weit, du ermüdest zu stark.“ „O nein, ich ermüde nicht, ich bin es gewöhnt.“ Sie gingen und gingen, bis sie an die Türe des Paradieses kamen, dann sagte Gott: „Jetzt gehe leise hinein, gleich hinter der Türe steht ein goldenes Nest, in dem Nest liegt der Vogel, ihn nimm, aber das Nest nicht, es wird dir rufen: ‚Nimm mich auch,‘ aber du darfst die Hand nicht darnach ausstrecken, sonst ist es nicht gut, das ganze Paradies wacht auf, dann bekommst du es nicht.“ Er ging hinein, Gott atmete einen warmen Wind, um die Hüter des Paradieses einzuschläfern. Als er hineingetreten, nahm er den Vogel, aber das Nest rief auch: „nimm auch mich, du kannst ohne mich nichts machen.“ Er streckte die Hand nach dem Neste aus, nur einmal strahlte das ganze Paradies so hell, daß die Wächter erwachten und sagten: „Na, pack dich hinaus aus dem Paradies, bis du uns nicht den Hengst vom Negru Dovedit bringst, geben wir dir den Vogel nicht.“ Der Jüngling kam heraus und sagte es dem Alten. „Siehst du, wenn du nicht gefolgt hast. Aber wir wollen auch dies machen.“ Sie gingen weiter, bis sie an den Stall kamen, wo der Hengst des Negru Dovedit stand. Gott sprach zum Burschen: „Jetzt geh' hinein, aber du sollst dich nicht unterstehen und auch den Sattel nehmen, sonst geht es dir wieder so.“ Gott atmete einen warmen Wind, daß alle Hüter einschliefen. Der Bursch ging in

den Stall und nahm den Hengſt, nur einmal rief der Sattel hinter ihm: „Nimm auch mich, ohne mich kannſt du doch nichts anfangen.“ Dieſer legte die Hand an den Sattel. Nur einmal ſtrahlte der ganze Stall ſo hell, daß alle Wächter erwachten und riefen: „Dann wirſt du das Pferd nehmen, wenn du den Säbel vom roten König bringſt.“ Der Jüngling kam ohne Pferd heraus. „Siehſt du, wenn du wieder ungehorſam warſt. Aber jetzt komm', vielleicht können wir auch den Säbel erhalten.“ Sie gingen wieder, noch weiter, bis zum Hauſe des roten Königs, da ſagte der Alte: „Hör auf mich, mein Sohn und nimm nur den Säbel ohne die Scheide, ſonſt geht es wieder ſchlecht.“ Als der Burſch hineinkam, ſchlief der rote König am Tiſch, neben ihm hing der Säbel in der Scheide an der Wand aufgehängt. Dieſer zog ihn ſchnell heraus, nur einmal ſagte die Scheide: „Nimm auch mich, ohne mich kannſt du nichts anfangen.“ Er legte die Hand auf die Scheide, nur einmal war das ganze Zimmer erleuchtet, daß der König erwachte und ſprach: „Dann wirſt du den Säbel erhalten, wenn du mir die Tochter des grünen Königs bringſt.“ Dieſer ging hinaus. „Nun, ſiehſt du, wenn du mir nicht gefolgt haſt! Komm' jetzt, daß wir zum grünen König gehen.“ Sie gingen weit, weit, bis ſie an ein großes Waſſer kamen, ohne Brücke, aber der Alte blies einmal und gleich ſtand ein Schiff da mit ſchönen Waren, wie man noch nie geſehen, ſie funkelten, wie die Sonne. Sie ſtiegen ein und fuhren an das andere Ufer. Nur einmal ſah der Kaiſer aus dem Fenſter, welch ein ſchönes Ding da auf dem Waſſer lag, und ſchickte die Magd, zu ſehen, was da ſei. Als ſie hinkam, konnte ſie ſich nicht verſtändigen, denn dieſe redeten eine andere Sprache. Darauf ſagte der König, ſeine Tochter müſſe gehen, weil ſie auch andere Sprachen verſtehe. Sie ging und ſtieg ins Schiff, nur einmal, bis ſie eins und das andere angeſehen, ging das Schiff zurück. Als ſie nun alle drei fortfuhren, ſchien es dem Jüngling, das Mädchen ſei ſchön, als ob es auch ihm gefallen würde. Er ſagte es dem Alten. Dieſer ſprach: „Nun, wir wollen ja ſehen, vielleicht bleibt ſie dir.“ Nun kamen ſie zum roten Köuig, der ſchlief, der Burſch nahm jetzt nur den Säbel und als er hinausging, kam auch die Scheide hinter ihm. Als er zu den beiden hinaustrat, ſprach er: „Der Säbel iſt ſchön, ich möchte ihn gerne behalten.“ „Vielleicht bleibt er dir.“ Sie gingen weiter, zum Negrn Dovedit. Als er hineinkam, ſchliefen alle, er nahm nur das Pferd, aber der Sattel kam hinter ihm. Als er zum Alten kam, ſprach er: „Es würde mir leid ſein, ich ſollte dieſes Pferd den Hütern des Paradieſes geben, gerne behielt ich es für mich.“ „Wir wollen ſehen, vielleicht bleibt es dir.“ Jetzt kam er ins Paradies.

Auch hier ſchliefen die Hüter, er nahm den Vogel, das Neſt kam hinter ihm. Gut.

Er ſetzte ſich auf ſeines Vaters Pferd, die Tochter des grünen Königs auf das des Negru Dovedit. Und nun zogen ſie heimwärts. Als ſie zum Brunnen auf der Wieſe kamen, nahm der Alte Abſchied, er gehe einen andern Weg. Da ſprach der Jüngling: „Wo ſoll ich doch meine Brüder finden, ich ſehne mich ſo nach ihnen.“ „Das ließe ſich leicht machen, aber das ſind ſchlechte Menſchen, ſie werden zornig über dich, wenn ſie ſehen, daß du den Vogel des Paradieſes gefunden.“ „Wenn ſie mich meinetwegen auch umbringen ſollten, möchte ich ſie doch noch einmal ſehen.“ Gott beſprengte die Steine und gleich ſtanden die Brüder neben ihm. Als ſie hörten, wie und was, wurden ſie ſehr zornig und beſchloſſen, ihren jüngſten Bruder zu töten und in den Brunnen zu werfen. Und ſo machten ſie es auch. Dann zogen ſie nach Hauſe, aber das Vöglein des Paradieſes wollte nicht ſingen und ſaß immer traurig im Neſt und der König wurde immer älter, ſo daß er faſt nicht mehr ſehen konnte, die Tochter des grünen Königs redete nichts und ſah immer auf die Seite. Aber Gott zog den Burſchen aus dem Brunnen und machte nur mit der Hand und gleich ſtand er auf: „Ach, wie gut hab ich geſchlafen.“ „Gut, wirklich, wäre ich nicht geweſen, würdeſt du auch nie mehr erwacht ſein.“ Er dankte Gott und ging dann heimwärts. Als er zu Hauſe den Fuß auf die erſte Stufe ſetzte, fing der Vogel ein Lied an zu ſingen und wie er auf die zweite trat, ſang der Vogel das zweite und der König fing an zu ſehen. Als ſein Jüngſter ins Zimmer kam, ſang der Vogel ſo ſchön 99 Lieder, ſo daß der König ſo jung wurde wie ein 15jähriger Knabe. Er fragte: „Wo biſt du ſo lange geblieben, mein Sohn?“ „Nun ſieh, Vater, ſo und ſo iſt es mir ergangen“ und erzählte ihm alles. „So iſt alſo dieſe Sache? Darum ſteht das Pferd niemandem, komm', daß wir ſehen.“ Sie gingen in den Hof, als der Hengſt ſeinen Herrn ſah, ſtellte er ſich gleich neben ihn ruhig, wie ein Lamm. Das Mädchen fing gleich an zu plaudern und war fröhlich. Dann machten ſie Hochzeit. Aber die falſchen Brüder band man an die Schwänze von Hengſten und jagte ſie durch die Stadt, daß lauter Staub aus ihnen wurde.

Iuon Bursan, Alzen.

33. Das Lamm mit den goldenen Blumen.

Zwei Brüder hatten eine Schafherde und einen jüngern Bruder, dieſer beſaß nur ein Lämmchen. Dieſer jüngſte Bruder war ein guter Knabe und hütete die Schafe oft allein, denn er war zuverläſſig, und die ältern Brüder gingen gerne unter die Leute. Jetzt ereignete es ſich, daß der König eine große Tochter hatte, die nie lachte und immer traurig im Zimmer ſaß. Der König ſchrieb aus in alle Teile und in alle Städte, wer ſeine Tochter lachen machte, dem gäbe er ſein halbes Königreich und die Tochter zur Frau. Gut. Dieſe beiden Brüder hatten dieſe Mär auch gehört und waren gegangen, um zu hören, wie und was. Der Jüngſte hütete bis zum Abend die Schafe, dann brachte er ſie nach Hauſe, kochte ſich den Paluckes und aß ihn mit ein wenig Käſe. Paluckes war ihm noch ein gutes Stück übrig geblieben, den Käſe hatte er aufgegeſſen. Als er den Tiſch geräumt, machte er ſich das Bett, um ſich zu legen, nur einmal trat ein alter Mann herein: „Guten Abend, mein Burſch.“ „Ich danke Euch, Großvater, was bringt Euch zu mir?“ Ich bin gekommen um dich zu bitten, ob du mir nicht Herberge für dieſe Nacht geben könnteſt?“ „Die Herberge iſt Gottes, komm, Großvater, ſetz' dich ans Feuer, wenn du nur ein wenig früher gekommen wäreſt, ich hatte auch ein wenig Zugehör zum Paluckes, habe aber alles gegeſſen, aber Paluckes iſt noch, komm und iß.“ „Ach Herr, du haſt eine ganze Schafherde und ſollſt nicht einen Biſſen Fleiſch haben, warum ſchlachteſt du dir nicht ein Schaf?“ „Aber, Großvater, dieſe Schafe ſind ja nicht mein, ſie ſind meinen Brüdern, mir gehört nur ein Lämmchen, und dies möchte ich nicht ſchlachten, ich hoffe, von dieſem auch etwas zu ziehen.“ „Es wird ſo ſein, aber gehe doch und ſchlachte es.“ Der Knabe ging, da es der Alte wünſchte, und tötete es, nahm dann ein ſchönes Stück Fleiſch, ſalzte es und ſteckte es an den Spieß. Als es gebraten war, ſtellte er es auf den Tiſch neben den Paluckes und rief den Alten an den Tiſch zum Eſſen. „Ich komme nicht, mein Sohn, ich bin nicht hungrig.“ „Aber komm doch, hätte ich gewußt, du wollteſt nicht eſſen, würde ich ja das Lamm nicht geſchlachtet haben, Herr behüte, es war mir lieber als 100 Gulden.“ Der Alte ging zum Tiſch und nahm grade einen Biſſen in den Mund, dann ſagte er: „Der Herr vergelt's dir und bleib mit Gott.“ „Was iſt, alter Großvater, du wirſt doch nicht jetzt in der Nacht auf die Straße? So komm doch und ruh' hier bei mir.“ „O nein, mein Sohn, ich habe genug geruht, habe noch einen langen Weg vor mir, guten Abend.“ „Guten Abend.“

Als der Knabe am Morgen aufwachte, hatte er ſo gut geruht und einen ſo ſchönen Traum gehabt. Er hatte geträumt, Gott ſei bei ihm

geweſen und hätte ihm das Lamm wieder gebracht und es zwiſchen die andern Schafe geſtellt, es hatte aber auf dem Felle lauter goldene Blumen. Als er erwachte, war er ſo froh erwacht, daß er dachte: „O Herr, wie kommt es doch, daß ich heute ſo froh bin, trotzdem ich mir das Lämmchen geſchlachtet habe.“ Er ging hinaus um nach den Schafen zu ſehen, er ging weiter, weiter iſt noch viel und ſchönes, was ich euch erzählen will.

Als er die Augen über die Schafe gleiten ließ, da ſah er ſein Lamm zwiſchen ihnen, auf dem Fell voll goldener Blumen. Er ſah auf das Lamm wie auf ein Wunder und rief ihm, und da er rief, kam es gleich, ſo daß er ſah, es ſei nicht nur Schein. Bald kamen auch ſeine Brüder und als ſie ſahen, wie und was, ſprachen ſie: „Du Dummer, bei dir war ja Gott.“ Gut. Jetzt erzählten auch ſie, wie es ihnen ergangen, was ſie geſehen und wie ſich die Leute um die Königstochter verſammelt, aber lachen könne ſie niemand machen. „Laßt mich auch ein wenig hingehen, daß ich ſeh', was dort iſt.“ Sie erlaubten es ihm, denn ſie dachten, wenn er fortginge, bliebe das Lamm mit den Blumen aus Gold ihnen. Als er aber aufbrach, kam das Lamm hinter ihm, und wie er es auch umkehrte, es blieb doch bei ihm. Als er dann ging und ging, lief das Lamm immer hinter ihm. Am Abend erreichte er ein Dorf und trat am Ende desſelben in ein Haus und bat um Nachtherberge. Es wohnte da eine Witwe mit drei Töchtern. Ihn nahmen ſie in die Stube, das Lamm blieb im Vorhaus. Die Mutter befahl den Töchtern, ſich nur ja nicht zu unterſtehen und die Hand an die goldenen Blumen zu legen. Als ſie ſich ſchlafen gelegt, hörte ſie ihre älteſte Tochter hinausgehen. Sie war deswegen gegangen um ſich nur eine Blume zu nehmen. Als ſie die Hand an das Lamm legte, blieb ſie kleben. Als ſie nicht mehr in die Stube kam, ging die zweite um ſie hineinzurufen, da ſie die Hand auf ihre Schweſter legte, blieb auch ſie feſt. Die Mutter wußte nicht, was ihre Töchter ſo lange draußen blieben und ſchickte die Jüngſte um nachzuſehen. Als dieſe ihre Schweſtern freireißen wollte, war ſie auch angeklebt. „Aber um Gottes willen, ihr Mädchen, was macht ihr denn, wollt ihr denn mit dem Menſchen in Streit geraten?“ „Mutter, wir haben nichts genommen, wir ſind nur am Lamm angeklebt, komm und befreie uns.“ Die Witwe ſtand auf und ging, ihre Töchter wegzunehmen, als ſie aber mit der Hand zulangte, klebte auch ſie. Na, gut. Jetzt ſtanden ſie alle und konnten ſich nicht rühren. Morgens, als der Junge hinaustrat, ging er und als er aufbrach, kam das Lamm hinter ihm und die Witwe mit den drei Töchtern hinter dem Lamm. Sie gingen und gingen, bis ſie einen Popen antrafen, der hatte eine Schaufel in der Hand, um einen Graben zu putzen. Als er dieſe ſah, kam er, um

ſie mit der Schaufel abzutrennen, aber auch er klebte an. Nun erreichten ſie die Stadt, wo der König mit ſeiner Tochter wohnte. Nur einmal kam ein Rauchfangkehrer mit der Leiter und dem Beſen und war ſo ſchwarz. Als er dieſe ſah, fing er an zu lachen und näherte ſich ihnen um ſie zu verſpotten und ſie zu ſchwärzen, nur einmal klebte auch er feſt. Jetzt wagte es niemand mehr, ſie wegzunehmen, aber die ganze Stadt lief hinter ihnen, bis zum Hauſe des Königs. Das Mädchen ſaß am Fenſter und als es dieſe ſah, fing es an zu lachen und lachte bis es nicht mehr konnte. Da der König ſeine Tochter lachend ſah, kam er ans Fenſter und lachte auch. Als aber das Lamm ſah, daß die Königstochter lachte, ſchüttelte es ſich einmal und alle waren frei.

Der König war ſo froh, daß er dem Jüngling ſeine Tochter gleich zur Frau gab und ſein halbes Königreich. Wenn ſie noch ſind, leben ſie auch heute noch. *Iuon Bursan, Alzen.*

34. Der Zigeuner und der Wind.

Es ging einmal ein Zigeuner mit Kukurutz in einem Tröglein zur Mühle. Als er gemahlen hatte, ging er mit dem Mehl im Tröglein heimwärts. Da kam der Wind und verwehte ihm das Mehl. Bis er zu Hauſe ankam, war das Tröglein leer. Seine Frau zankte mit ihm, er aber ſprach: „Laß nur ſein, Frau, ich will's ihm ſchon zurückzahlen, daß ſich der Wind nur verwundern ſoll.“ Er ging zum Holz und hieb ſich einen ſtarken Stock und ging des Windes Loch zu ſuchen. Als er es gefunden, ſchlug er in einem fort mit dem Stock ins Loch und zerhieb dem Wind alle Knochen. Darauf kam der Wind heraus und bat ihn nicht mehr zu ſchlagen, er gäbe ihm auch eine Ziege. Wenn er zu ihr ſage: „Ziege, ſpuck' mir ein Geldſtück aus,“ dann ſpucke ſie einmal und das Geldſtück falle ihr aus dem Mund. Gut, er nahm die Ziege und ging. Abends kam er in ein Wirtshaus, ging hinein und ſprach zur Wirtin, ſie ſolle ihm die Ziege gut verſorgen, und ſich nicht unterſtehen zu ſagen: „Ziege, ſpuck' mir ein Geldſtück.“ Als er ſchlief, ging ſie in den Stall und ſprach: „Ziege, ſpuck' mir ein Geldſtück.“ Darauf ſpuckte die Ziege gleich einen Dukaten. Dieſe Frau verſteckte ſie und ſtellte an die Stelle ihre eigne. Am Morgen nahm ſie der Mann und ging nach Hauſe. „Siehſt du, Frau, was mir der Wind gegeben?“ Dieſe Ziege ſpuckt Dukaten: „Ziege, ſpucke ein Geldſtück!“ Die Ziege ſtand und tat nichts. Dieſer ſchrie noch einige Male, als dies nichts half, nahm er den Stock, mit welchem er den Wind geſchlagen, und hieb in die Ziege, dieſe aber ſprang

über den Zaun und lief davon. Der Mann wurde zornig und ging wieder zu des Windes Loch und hieb mit dem Stock hinein. „Na du Menſch, was haſt du wieder mit mir?“ fragte der Wind. „Sieh' ſo und ſo haſt du mich betrogen mit der Ziege, ſie ſpuckt nicht ein Stück Geld!“ „Ich habe dich nicht betrogen, es hat dich jemand anders betrogen. Aber wenn auch, hier haſt du ein Tüchlein, in allen vier Ecken mit Speiſen. Wenn du ſagſt: ‚Breite dich aus mein Tüchlein in vier Ecken mit Speiſen,‘ dann haſt du zu eſſen und zu trinken, ſo viel du willſt.“ Der Mann bedankte ſich und ging heimwärts. Als ihn der Abend auf der Straße überfiel, kehrte er wieder in dem Wirtshaus ein und gab der Wirtin das Tüchlein zum Verſorgen über Nacht, aber ſie ſolle es nicht wagen zu ſagen zum Tüchlein: „Breite dich aus mein Tüchlein in allen vier Ecken mit Speiſen.“ Die Wirtin wartete bis er ſchlief, dann nahm ſie das Tüchlein und ſprach: „Breite dich aus, mein Tüchlein in allen vier Ecken mit Speiſen.“ Nur einmal dehnte ſich das Tüchlein aus und hielt Speiſen und Getränke aller Art, daß die Frau aß, bis ſie faſt zerplatzte. Dann verſteckte ſie das Tüchlein und gab ihm am nächſten Morgen ein anderes. Der nahm es und ging nach Hauſe. „Nun ſieh', Frau, was mir der Wind gegeben.“ Er zog das Tüchlein heraus, legte es auf den Tiſch und ſprach: „Breite dich aus, mein Tüchlein in allen vier Ecken mit Speiſen.“ Das Tüchlein aber blieb ruhig liegen, ſo wie er es gelegt und rührte ſich nicht. Nun wurde dieſer zornig, nahm das Tüchlein und zerriß es auf zwei Teile, dann nahm er ſich den Stock und ging wieder an des Windes Loch und hieb hinein. „Du Menſch, warum hauſt du mich jetzt immer, habe ich dir denn das Mehl nicht genug bezahlt?“ „O ja, du haſt es mir gegeben, aber ſieh', ſo und ſo iſt es mir ergangen,“ und erzählte es ihm. „Laß ſein, ich will dir jetzt noch einmal etwas geben. Hier haſt du eine Peitſche, wenn du ſagſt: ‚Peitſche peitſch mich,‘ dann fährt ſie dir über den Rücken bis du ganz hin biſt.“ Dieſer nahm ſie und ging wieder bis zum Wirtshaus und gab ſie der Wirtin zum Verſorgen, ſie ſolle aber nicht ſagen: „Peitſche peitſch mich.“ Als er eingeſchlafen, ging die Wirtin und ſagte: „Peitſche peitſch mich.“ Darauf ſprang ſie auf ihren Rücken und peitſchte ſie und peitſchte ſie, daß ſie in einem fort ſchrie: „tulai, tulai,“ bis der Mann aufwachte und ſah dann, was für eine Betrügerin die Wirtin war. Die Peitſche ruhte nicht, bis die Frau nicht rief: „Gib Ruhe, du bringſt mich um, ich gebe dir die Ziege und das Tüchlein.“ So erhielt er die Sachen alle, welche ihm der Wind gegeben, und ging damit nach Hauſe und hatte ſeitdem Geld und Speiſen und Getränke, ſo viel er brauchte und er arbeitete auch nicht mehr.

Von wo ich's gehört, von dort hab' ich's erzählt und ich trat auf einen Nagel und ſage nichts mehr, ich ſtieg auf ein Huhn, und dies ſchüttelte mich in den Kot, ich ſtieg auf einen Hahn, der ſchüttelte mich hinunter. *Ana Subſirel, Alzen.*

35. Philipp und Alexander.[1]

Der König aus der ganzen Welt hatte keine Kinder ſeit der Jugend bis ins Alter, obwohl er oft Gott gebeten, er ſolle ihm auch eine kleine Seele geben. Eines Tages ſagte der König zur Königin: „Meine Herrin, komm, wir nehmen uns, wie viele Königlichen, Gott ſoll uns erhalten." — (Von dieſer Mär iſt viel Schönes noch zurück.) „Wir nehmen uns Kleider zum Wechſeln, Geld für die Reiſe und ziehen, vielleicht bekommen wir uns eine Kindesſeele."

Sie zogen und zogen, bis ſie beim König der Zigeuner ankamen. Dort machten ſie Halt. Am Tore ſtanden die Soldaten, als ſie ſahen, wer gekommen, gingen ſie ins Haus und meldeten es dem König. Der gab den Schlüſſel und bat den König der ganzen Welt ins Haus. Nun fingen die beiden Könige an zu plaudern, wie Könige und die beiden Königinnen wie Königinnen. Dann ſagte die Königin der ganzen Welt: „Es wäre alles gut, wenn ich nur ein Kind hätte." „Das kannſt du ja ſchnell haben, ich will dich etwas lehren. Nimm ein Ei von einer Truthenne mit zwei gelben Dottern und laß ſie es ausbrüten. Sie wird ein Hühnchen mit zwei Köpfen gewinnen. Aus dieſem Hühnchen laſſ' die Köchin Suppe kochen. Wenn du dieſe gegeſſen, wirſt du bald ein Kind bekommen." Die Königin der ganzen Welt tat, wie die andere ſie gelehrt, aber die Köchin koſtete die Suppe zuerſt und bekam auch zuerſt einen Knaben, nach ihr die Königin. Der König nahm ſie beide und hielt ſie wie Zwillinge. Ihren tauften ſie Philipp, den Sohn der Köchin Alexander. Dieſer war geſcheiter als der andere, lernte beſſer in der Schule. Die beiden Brüder hatten ſich ſehr gerne und gingen immer mit einander. Mit andern Knaben hatte aber Alexander immer Ärgernis, ſie ſagten immer zu ihm: „Du biſt doch nur der Sohn der Köchin." Darauf ſagte er zum Philipp: „Mein Bruder, ich bleibe nicht mehr bei Euch, ich gehe in die Welt. Ich gebe dir mein Tüchlein, gib du mir deines. Und wenn wir drei Blutstropfen darauf ſehen, können wir wiſſen, der andere hat ein Unglück, dann ſoll ihm der andere zu Hilfe kommen." Gut. Alexander ging und ging bis in einen Wald. Jetzt, als er ſo lange Zeit gegangen war, zerriſſen ſeine

[1] Wird in Alzen erzählt, ſoll aber aus Magarei hergebracht worden ſein.

Kleider, daß er faſt nichts mehr auf ſich hatte. Aber Gott ſah es und der heilige Petrus und warf einige ſchöne Kleider aus dem Himmel, gemacht gerade auf ſein Maß. Dann ſagte Gott zum heiligen Petrus: „Geh' und zeichne ein ſchönes Mädchen in den Stein an der Straße, damit es der Alexander ſieht, wenn er da vorbeikommt.“ Alexander ſchlief unter einer Eiche, und als er erwachte, ſah er neue Kleider und dachte: „Na, dort liegen einige Kleider, ſie ſind ſchön, wenn die mir gut ſein ſollten, würde ich ſie anziehen, ich ſoll ſie verſuchen.“ Als er ſie probiert, ſiehe da, ſie ſtanden ihm ſo, als ob jemand grade an ihm gemeſſen. Nun, er zog ſie nicht mehr aus und ging weiter, nur einmal kam er an einen Stein, in welchem ein ſo ſchönes Mädchen gezeichnet war, ſo ſchön als Sonne, Mond und Sterne zuſammen. Er konnte ſich nicht mehr rühren von der Stelle, ſo gefiel es ihm, und er dachte: „Ach mein Gott, wie mir dieſes Mädchen gefällt, ich muß gehen und es ſuchen, um es mir zur Frau zu nehmen. Aber wie ſoll ich gehen allein? Ich muß umkehren und auch meinen Bruder rufen.“ Er kehrte um und ging zum Philipp und ſagte ihm, wie und was. Nun nahmen ſie Pferde zum Reiten und neue Kleider und Geld für die Reiſe und brachen auf. Sie ritten durch den Wald bis zu dem Stein, in welchem das Mädchen eingezeichnet war. Als ſie in die Nähe kamen, ſagte Alexander: „Nicht ſieh mit beiden Augen zugleich, ſonſt tötet dich die Schönheit.“ Aber Philipp ſah dennoch und fiel wie tot nieder, es brauchte lange, bis er wieder zu ſich kam, dann fing er an zu weinen, und weinte, daß der Stein weich wurde, dann ſagte Alexander: „Armer Philipp, wenn dir dieſes Mädchen ſo ſehr gefällt, will ichs dir laſſen, vielleicht hat mir ja Gott auch eines beſtimmt, komm', wir gehen, es zu ſuchen.“ Da ſtand Philipp auf und weinte nicht mehr. Nun gingen ſie aus dem Wald und gelangten abends auf eine ſchöne große Wieſe, auf dieſer ſtand ein Haus ganz allein. „Komm', Bruder, wir treten ein und bitten um Herberge für dieſe Nacht.“ Die Türen ſtanden offen, und ſie traten ein. Als ſie hinein kamen, war niemand in der Stube außer einem Sarg mit einem toten Mädchen. Nur einmal kam ein Tiſch mit Speiſen und zwei Stühlen. Dieſe ſetzten ſich zum Tiſch und aßen. Als ſie fertig gegeſſen, verſchwand der Tiſch und die Stühle und ſie befanden ſich auf den Füßen. Aber jetzt kam ein Bett zu Füßen der Toten und eines zu deren Häupten. Philipp legte ſich zu Füßen, er fürchtete ſich vor ihr, Alexander zu ihren Häupten, er fürchtete ſich nicht. Er ſchlief auch nicht ein, er fand neben ihrem Kopf ein Büchlein und las in dem. Nur einmal um Mitternacht rief ein alter Mann unter dem Fenſter:

„Schläfſt du, Tote?“ Nichts. „Schläfſt du, Tote?“ Keine Antwort. „Schläfſt du, Tote?“ „Nein, ich ſchlafe nicht.“ „Wen haſt du in der Stube?“ „Den König Philipp und Alexander. Sie ſind auf dem Wege um die Ruſſanda.“ — „Weit iſt der Himmel von der Erde, ſo weit ſind ihre Seelen von der Ruſſanda, doch es wird ſein, wie Gott will. — (Alexander ſchläft nicht, gut hört er.) — Wenn ſie morgens gehen, werden ſie ein großes Waſſer ohne Brücke und ohne Schiff erreichen. — (Alexander ſchläft nicht, gut hört er.) — Es ſind einige Weiden neben dem Ufer, Alexander ſoll eine Rute ſchneiden, den Namen Gottes und des Sohnes ſagen und ſie über das Waſſer legen, gleich wird eine Brücke aus Gold. — (Alexander ſchläft nicht, gut hört er.) — Dann werden ſie immer weiter gehen, bis ſie in eine Stadt kommen, es wird grade Sonntag ſein. Am Anfang der Stadt wohnt ein Goldarbeiter, er ſoll hineingehen. — (Alexander ſchläft nicht, er hört gut.) — Er ſoll einen ſilbernen Bären mit Gold beſtrichen kaufen, im Bauch müſſen zwei Betten ſein und eine Muſikbande, die in einem fort Muſik machten, und den Philipp ſoll er hineinſtecken und ihn mit Gold beſprengen. — (Alexander ſchläft nicht, er hört gut.) — Den Bauch des Bären ſoll er zuſperren und den Schlüſſel in den Torniſter ſtecken. Er wird neben die Kirche mit dieſem Bären gehen, Ruſſanda wird aus der Kirche kommen und zum Bären gehen, er wird ihr gefallen und wird ihn in ihren Hof rufen. — (Alexander ſchläft nicht, gut hört er.) — Er wird ihr folgen in den Hof, und den Bauch des Bären aufſperren, damit die Ruſſanda ſehen kann, wie es drinnen ausſieht, ſie wird hineingehen und Alexander wird ſchnell zuſperren und auf die Straße aufbrechen.“ — (Alexander ſchläft nicht, er hört gut.) — Als der Alte dieſe Worte geredet, ging er fort vom Fenſter. Alexander konnte gar nicht ſchlafen, er blieb noch ein wenig im Bett, dann ſtand er auf und weckte auch den Philipp: „Komm', Philipp, daß wir uns fertig machen und aufbrechen, wir haben noch einen langen Weg vor uns.“ Nun fingen ſie wieder an zu reiten und ritten immer weiter bis ſie an das große Waſſer ohne Brücke und ohne Schiff kamen. „Nun, Alexander, hier gehen wir zugrunde, wie ſollen wir über dieſes Waſſer hinüber?“ „Wir wollen Gott bitten, Gott kann uns hinüber bringen, wenn er will.“ Bis er dieſe Worte geſprochen, hatte er eine Rute geſchnitten und ſie übers Waſſer gelegt im Namen Gottes und des Sohnes. Nur einmal ſtand eine goldene Brücke von einem Ufer bis zum andern da, daß ſie über ſie reiten konnten. Als ſie hinüber waren, wandte ſich Alexander noch einmal um, nahm die Weidenrute weg und begrub ſie am Ufer in die Erde, dann ritten ſie auf der Straße weiter, weit, weit, bis ſie in die

Stadt kamen, gerade läuteten die Glocken in die Kirche. Am Anfang der Stadt machte Alexander „Ho“. Er schwang sich vom Pferd und ging zum Goldarbeiter und verhandelte wegen dem Bären, der hatte grade einen fertig. Wahrscheinlich hatte Gott auch ihm ein Zeichen gegeben. Alexander nahm ihn nur zu leihen, er solle ihn abends zurückgeben und ein Viertel Dukaten, und die Pferde ließen sie zum Pfand dem Goldschmied. Alexander steckte den Philipp hinein und die Musikbande und ging mit dem Bären immer tanzend und flötend bis neben die Kirche. Grade trat Russanda heraus und alle Leute kamen, diesen merkwürdigen Bären zu sehen, daß das Mädchen sich nicht einmal nähern konnte. Als sie nicht gut sehen konnte, bat sie den Alexander, er möge in den Hof kommen. Als er in den Hof kam, sperrte er den Bauch des Bären auf, Russanda stieg hinein um ihn von innen zu besehen, er aber sperrte schnell wieder zu und steckte den Schlüssel in die Tasche und ging geschwind mit dem Bären fort. Als er aus der Stadt hinaus war, dachte er: „O heiliger Gott, es wäre doch nicht gut, wenn wir dies Mädchen mit Gewalt mit uns nehmen sollten, ich will doch sehen, was sie sagt.“ Er nahm den Schlüssel und schloß auf, nur einmal sah er die Russanda fröhlich mit Philipp tanzen. Darauf fragte er sie: „Russanda, willst du mit uns kommen und Philipps Gefährtin werden?“ „Ich will, wenn Ihr mich nicht fortführt um mich zugrunde zu richten.“ Beide kamen sie aus dem Bären heraus, gaben ihn dem Goldschmied zurück und ein Viertel Dukaten, und nahmen die Pferde. Alexander setzte sich auf das seine, Philipp nahm auch Russanda vor sich und so ritten sie alle drei heimwärts. Als sie zu dem Wasser kamen, erschrak sie und sprach: „Jetzt habt ihr mich doch gebracht, mich zu verderben. Hier ist weder eine Brücke noch ein Schiff.“ „O wir verderben dich nicht,“ sprach Philipp. Alexander zog die Weidenrute aus der Erde und legte sie übers Wasser im Namen Gottes und des Sohnes und gleich lag von diesem bis zum andern Ufer eine goldene Brücke über dem Wasser, daß sie hinüber reiten konnten. Bis es abend wurde, waren sie auf der großen schönen Wiese, wo das Haus mit der Toten stand. Als sie hineinkamen, stand gleich ein Tisch da mit dem Abendessen und drei Stühlen. Sie setzten sich, aßen und tranken. Als sie satt waren, verschwand der Tisch und sie befanden sich auf den Füßen. Aber zu Füßen der Toten waren zwei Betten und am Kopfe eines. Die beiden schliefen gleich. Aber Alexander legte die Hand wieder unter den Kopf der Toten und zog das Büchlein heraus und las. Nur einmal um Mitternacht kam wieder der Alte ans Fenster und rief: „Schläfst du, Tote?“ Keine Antwort. „Schläfst du Tote?“ Keine

[illegible] „Schlaft du Iwan?“ „Nein, ich höre gut.“ „Du darfst [illegible] „Ich bin [illegible] mit dem Herrn und der Herrin.“ „Wenn der Vogelsteller hier wäre, und es gut wäre, er hat [illegible] — Alexander schläft nicht, er hört gut. — Wenn sie [illegible], so wird eine große Hitze werden, und sie werden [illegible], aber Alexander soll die Peitsche nehmen und über den Brunnen schlagen im Namen Gottes und des Sohnes. [illegible] der Brunnen 99 Klaftern in die Erde. Hitze wird aber keine mehr werden. — (Alexander schläft nicht, er hört gut.) — Rasher wird eine schöne Kutsche erscheinen mit sechs Pferden und Soldaten und ihren Dienern, und werden wollen, auch sie sollen einsteigen in die Kutsche. Aber — Alexander schläft nicht, er hört gut; — er soll sie nicht lassen, er muß mit der Peitsche über alle schlagen im Namen Gottes und des Sohnes, dann wird dies alles 99 Klaftern tief in die Erde sinken. Darauf werden sie in Frieden nach Hause kommen und Hochzeit halten. Wenn die Hochzeit vorüber, soll der Alexander versteckt mit geschärftem Säbel unter dem Bette bleiben. — (Alexander schläft nicht, er hört gut.) — Wenn alles schläft, schleicht der Balauer[1] durchs Schlüsselloch und diesem soll er alle Häupter abhauen, und alles Blut wegputzen, von dem Boden und der Mauer.“ — (Alexander schläft nicht, er hört gut.) — Als der Alte diese Worte gesprochen, ging er. Dann ruhte Alexander noch ein wenig, dann stand er auf und sie machten sich alle drei auf den Weg. Nur einmal gegen Mittag wurde eine so große Hitze, daß Russanda nach ein wenig Wasser jammerte. Als sie noch ein wenig weiter zogen, sahen sie in der Nähe einen Brunnen. „Hoho, Bruder; hoho, Schwägerin, zuerst soll ich Wasser trinken, wenn es mir schmeckt, soll es auch Euch schmecken.“ Er näherte sich dem Brunnen und schlug mit der Peitsche im Namen Gottes und des Sohnes und gleich sank der Brunnen 99 Klaftern in die Erde, aber Durst hatte niemand mehr von ihnen. Sie gingen weiter, nur einmal sahen sie eine schöne Kutsche leer mit sechs Pferden und ringsherum Soldaten und Diener, alle in Sonntagskleidern. Da sagte Philipp zur Russanda: „Komm du, wir setzen uns in die Kutsche, daß wir sehen, wie steht es uns.“ Aber Alexander sagte: „Steht still, laßt zuerst mich, wenn es mir gut steht, sollt Ihr Euch auch hinein setzen.“ Er ging nahe an alle die Leute und gab die Peitsche über alle im Namen Gottes und des Sohnes. Gleich sank alles 99 Klaftern in die Erde. Es waren lauter verwünschte Dinge gewesen. Nach diesem erreichten sie in Frieden ihre Heimat und hielten Hochzeit eine ganze Woche. Als die Hochzeit vorüber, versteckte sich Alexander unter das Bett, mit geschärftem Säbel

[1] Drache.

und blieb dort bis um Mitternacht. Nur einmal zog ſich der Balauer dünn durchs Schlüſſelloch. Doch wie er drinnen war, wurde er groß, groß mit 7 Häuptern. Aber Alexander bemühte ſich und hieb in einem fort in ihn, hieb ihm einen Kopf nach dem andern ab, bis er ihn getötet. Dann nahm er alles zuſammen in einen Korb und trug ihn ins Kämmerchen. Als er zurückkam, wiſchte er das Blut mit einem Fetzen von dem Boden, und von den Wänden leckte er es mit der Zunge. Nur einmal ſah er drei Tropfen auf dem Angeſicht Philipps und drei auf dem ſeiner Frau. Er dachte, wenn ſie erwachten, würde eines ſich über das andere erſchrecken. Er beugte ſich zuerſt über ſeinen Bruder und leckte ſie ihm ab, der ſpürte nichts, dann leckte er auch zwei von der Ruſſanda, als er aber am dritten war, erwachte ſie und ſchrie und verfluchte ihn, weil er ſich ins Zimmer geſchlichen, auch Philipp erwachte. Nun wurde er verurteilt und ſollte gehenkt werden. Die Soldaten richteten alles zum Henken. Als ſie fertig waren, bat Alexander ihm noch einige Worte zu erlauben und fing an alles zu erzählen. Als er das erſte ſagte, wurde er bis an die Knie zu Stein, als er von dem Brunnen und der Kutſche erzählte, wurde er Stein bis ans Herz, als er an dies letzte vom Balauer kam, war er ganz bis über den Kopf zu Stein geworden. Gut.

Philipp lebte gut mit der Ruſſanda und als ſie ein Jahr zuſammen gelebt, hatten ſie einen Knaben, und es verging, wieviel vergangen ſein wird, nur einmal träumte Philipp, er habe den Knaben genommen und ihn wider die Säule Alexanders geſchlagen, da habe ſich die Säule zerteilt und er ſei geſund dort geſtanden. Darauf ſagte der alte König, dieſes müſſe er tun, Alexander habe ihnen auch viel getan, und Kinder würden ſie ja noch haben. Philipp war gar zu traurig, aber er konnte ſich nicht helfen, nahm das Kind, ſchloß die Augen, und warf es gegen den Stein, und floh, um nicht ſein Blut zu ſehen, nur einmal rief Alexander hinter ihm, und als er ſich wandte, ſiehe, kam der Knabe an Alexanders Hand und waren beide geſund. Darauf ſagte Alexander: „Kommt jetzt alle drei, wir fahren zu dem einſamen Haus, daß wir ſehen, was macht noch die Tote.“ Sie ſetzten ſich auf den Wagen, und zogen. Als ſie hinkamen, war noch alles ſo, wie ſie es damals gelaſſen hatten. Wie ſie durch die offene Türe in die Stube gingen, kam der Tiſch mit den Speiſen und vier Stühlen. Als ſie gegeſſen, befanden ſie ſich gleich ohne Tiſch und ohne Stühle. Es kamen aber drei Betten zu Füßen und eines neben den Kopf der Toten. Ruſſanda, Philipp und das Kind ſchliefen gleich, Alexander aber griff mit der Hand unter den Kopf der Toten, und zog das Büchlein heraus und fing an zu leſen. Um Mitternacht kam wieder der Alte unter

das Fenſter und rief: „Schläfſt du, Tote?“ Keine Antwort. „Schläfſt du, Tote?“ Keine Antwort. „Schläfſt du, Tote?“ „Nein ich ſchlafe nicht.“ „Wen haſt du bei dir?“ „Ich habe den Alexander und den König Philipp mit ſeiner Frau und Kind.“ — (Alexander ſchläft nicht, er hört gut.) — „Wenn die Sonne aufgehen ſoll, ſollen alle vier an den vier Säulen des Hauſes heben, an der einen Philipp, an der andern Ruſſanda, an der dritten der Knabe, an der vierten Alexander, im Namen Gottes und des Sohnes. Wenn dies Alexander hört, wird es gut ſein.“ Der Alte ging weg. Mit dem erwachenden Tag ſtand Alexander auf und rief auch die andern drei hinaus und ſtellte jeden an ſeine Säule, und ſprach: „Jetzt hebt im Namen Gottes und des Sohnes.“ Da fingen die Glocken an zu läuten und es krachte wie Donnerſchlag, und man hörte Muſik. Nur einmal ſahen ſie: wo die Wieſe mit Gras geſtanden, war eine erlöſte Stadt. Als ſie nun wieder ins Haus traten, war keine Tote mehr da. An ihrer Stelle ſtand ein Tiſch und hinter dem Tiſch eine ſchöne Braut mit ihren Eltern. Sie dankten alle dem Alexander, weil er ſie erlöſt und ſagten, er ſolle der Bräutigam ſein. Dann machten ſie eine Hochzeit, wie ſich's gehört. Und woher ich's gehört, von dort hab' ich's erzählt. Und wer gut aufgemerkt, wird gut gelernt haben.

Lina Subtirel, Alzen.

(Schluß im nächſten Heft.)

Archiv

des Vereines

für

ſiebenbürgiſche Landeskunde.

Neue Folge.

Dreiunddreißigſter Band.

3. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausſchuß.

Hermannſtadt.
In Kommiſſion bei Franz Michaelis.
1906.

Buchdruckerei W. Krafft in Hermannstadt.

Rumäniſche Volksmärchen
aus dem mittleren Harbachtale.

Geſammelt, überſetzt und eingeleitet

von

Pauline Schullerus.

(Schluß.)

36. Die Tochter und der Sohn des Königs.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und drei Töchter, und wollte je ein Sohn ſolle eine Tochter heiraten. Die beiden älteſten nahmen ihre zwei älteſten Schweſtern. Aber der Jüngſte und die Jüngſte wollten nicht, es ſei eine Sünde. Als ſie dem Befehle ihres Vaters nicht gehorchen wollten, jagte er ſie aus dem Hauſe. Sie gingen zuſammen in den Wald und lebten dort und aßen Erdbeeren und Wurzeln und wohnten in einer hohlen Eiche. Eines Tages ſagte der Bruder, er hieß Alexander, zu ſeiner Schweſter Marie: „Mein Schweſterchen, ich gehe zu dem König über den Berg und verdinge mich als Knecht.“ „Geh, mein Bruder, aber ich bleibe hier im Walde.“ Er ging und nahm ſich auch ihr Bild mit. Er dingte ſich zum König in den Pferdeſtall, aber alle Tage gedachte er ſeiner Schweſter, und wenn er das Eſſen erhielt, zog er ihr Bild hervor aus dem Torniſter und ſah auf ſeine Schweſter und ſalzte ſich die Suppe mit Tränen, aß und weinte, aß und weinte. Das Knechtlein, welches immer das Eſſen brachte, ſah, daß er immer weinte und ſagte es dem König. Eines Tages ging der König um zu ſehen, was für einen Kummer der Pferdeknecht habe. Als er hinkam, ſah er, daß er ein Bild von einem ſchönen Mädchen hatte, ein ſo ſchönes hatte er noch nie geſehen. Nachdem er das Bild geſehen, hatte er keine Ruhe mehr, ging in den Stall und fragte, wen er da habe und warum er immer weine. Der Knecht ſagte, es ſei ſeine Schweſter, die lebe im Wald und ſagte alles, wie es war. Darauf meinte der König, wenn ſeine Schweſter ſo ſchön ſei, dann nehme er ſie zur Frau und ſchickte ſeinen Kutſcher mit der Kutſche in den Wald, um das Mädchen herzubringen. Die Köchin fuhr auch mit und beredete ſich mit dem

Kutſcher, ſie ſolle die Kleider von der Königstochter anziehen, dann würde der König denken, ſie wäre das Mädchen aus dem Walde und würde ſie zur Frau nehmen. Als ſie in den Wald kamen und das Mädchen antrafen, nahmen ſie es, zogen es aus, ſtachen ihm die Augen aus und warfen es ins Waſſer. Nun kamen ſie nach Hauſe, da ſah der König, daß das Mädchen nicht ſo ſchön war wie das Bild und wurde zornig, weil er glaubte, der Knecht habe ihn betrogen, und warf ihn ins Gefängnis, aber das Mädchen, d. h. die Köchin, nahm er doch zur Frau, weil er ſein Wort gegeben.

Das ſchöne Mädchen hatte ein goldenes Kreuzlein und auch dieſes nahm ihr die Köchin und hing es ans Fenſter. — Jetzt laſſen wir dieſe und gehen zurück zu dem armen Mädchen in den Wald. Es ging ein Mann, welcher Fiſche fing, ans Waſſer und zog das Mädchen heraus, ſie war blind und fragte: „Wer biſt du, der mich aus dem Waſſer gezogen? Biſt du ein Burſch, ſollſt du mein Bruder ſein. Wenn du alt biſt, ſei mir Vater.“ „Ich bin ein alter Mann, ich will dir Vater ſein.“ Er nahm das Mädchen in ſeine Hütte und ehrte es, wie es ſich gehört. Wenn ſie ſich kämmte, fiel ihr immer ein Teller voll Gold vom Kopf. Am Sonntag trug der Alte zwei Teller voll Gold an die Kirchentüre. Als die Königin kam und das Gold ſah, wollte ſie es gleich kaufen, und fragte, was der Alte dafür verlange. Der ſagte: „Ein paar Mädchenaugen.“ Die Königin kehrte ſogleich um und ging die Augen zu bringen, welche ſie dem Mädchen aus dem Walde ausgeſtochen. Der Alte nahm ſie und brachte ſie der Marie und klebte ihr ſie mit Tau wieder in den Kopf, daß ſie noch beſſer ſah, als vorher. Abends ging ſie unter das Fenſter, wo das Kreuzlein angehängt war und ſagte:

Mädchen: „„Buna seara, cruciuliţa mea.““
Kreuz: „Să trăieşti stăpâna mea.“
„„Dar ce face împăratul?““
„Face ca un împărat suparat.“
„„Ce face împărăteasa?““
„Face ca o misea blăstămată.“

„„Guten Abend, mein Kreuzlein.““
„Sollſt leben mein Herrinlein.“
„„Was macht der König?““
„Er macht wie ein betrübter König.“
„„Was macht die Königin?““
„Sie macht wie eine ſchlechte Betrügerin.“

Das Knechtlein hatte dies gehört und dachte, er ſolle aufpaſſen, wenn ſie am nächſten Abend wieder käme, müſſe er es dem König

ſagen. Am nächſten Abend kam ſie wieder, und wieder redete ſie mit dem Kreuzlein dieſelben Worte. Jetzt erzählte das Knechtlein dem König, was er gehört, und als ſie am dritten Abend kam, ging der König hinaus und ſah das Mädchen, und ſah, daß es gerade wie das Bild war, nur noch ſchöner, die Augen leuchteten wie Sterne. Dann fragte er ſie, wie und was und gab den Befehl, man ſolle mit der Köchin ſo verfahren, wie ſie mit dem Mädchen, man ſolle ihr die Augen gewinnen und ſie ins Waſſer werfen. Als man ſie hineingeworfen, zog ſie niemand heraus, ſie ertrank dort. Aber den Bruder nahm man aus dem Gefängnis heraus und dann lebten alle drei in Frieden und Geſundheit bis ins hohe Alter.

Ana Subţirel, Alzen.

37. Der Rumäne mit drei Ferkeln.

Es waren zwei Leute, die hatten drei Ferkel. Er ging mit zweien auf die Wieſe, ſie zu hüten. Das dritte ſollte die Frau ſchlachten. Als er gehen ſollte, ſprach er zu ihr: „Du Frau, gib mir etwas in den Torniſter zum Eſſen.“ „Was ſoll ich dir geben, ich habe ja nichts, iß heute auch Gras.“ „Wenn du geſchlachtet, verſorg mir auch ein wenig vom Schwanz.“ „Ich werde dir verſorgen.“ Sie hatte aber vergeſſen und als ſie fertig mit dem Schlachten war, aß ſie den Schwanz ganz. Abends, als er nach Hauſe kam, fragte er: „Haſt du mir ein wenig vom Schwanz verſorgt?“ „Ich habe dir verſorgt, ſteig' auf den Boden, ich habe es dorthin aufgehängt.“ Er ſtieg hinauf, dort war der Boden mit Harz angeſtrichen, und als er hinauf kam, klebte er an und konnte ſich nicht rühren und nicht mehr frei machen; er rief ſeiner Frau, die kam und klebte auch an und konnte nicht frei werden. Nun riefen ſie auf die Gaſſe und die Leute kamen alle von der Gaſſe und einer nach dem andern klebte an und konnte nicht frei werden. Und wenn ſie ſich bis jetzt nicht doch frei geriſſen, kleben ſie noch immer alle auf dem Aufboden.

Ana Subţirel, Alzen.

38. Die Kappe, Taube, Stöckchen.

Ein Rumäne ging einmal mit ein paar Ochſen auf den Jahrmarkt. Jetzt kamen auch drei Zigeuner, und hatten ſich beredet, ſie ſollten dieſen dummen Rumänen verſpotten, ſie ſollten verſuchen, ob ſie nicht ein paar Ochſen faſt um nichts bekommen könnten? Es müſſe immer nur einer gehen und ſagen, die beiden Kater wären nicht mehr wert als 4 Gulden. Gut. Aber der Rumäne war nicht dumm. Als er auf den Jahrmarkt ging, war er in drei Wirtshäuſer neben der Straße eingekehrt und hatte

in jedem eine Maß Wein gezahlt, aber nicht getrunken, um sie bei der Rückkehr zu haben. Nun stand er nicht lange auf dem Jahrmarkt, da kam der älteste von den drei Zigeunerbrüdern und sagte: „Was verlangst du für diese Kater?“ „100 Gulden.“ „Ja, 100 Gulden für solche Kater, wie diese! 4 Gulden, mehr sind sie nicht wert.“ Der Rumäne gab sie nicht und der Zigeuner ging. Nur ein wenig, so kam der mittlere: „Was verlangst du für diese Kater?“ „100 Gulden.“ „100 Gulden? Die Leute lachen dich ja aus, wenn du für diese so viel verlangst, sie sind nicht mehr wert als 4 Gulden.“ Er ging. Der Älteste hatte aber den Leuten auf dem Jahrmarkt gesagt, er habe diese Ochsen gekauft, damit niemand mehr darnach frage. Jetzt kamen lange Zeit keine Käufer mehr. Der Rumäne dachte, auf diesem Jahrmarkt hätten die Ochsen keinen Preis. Nur einmal kam der dritte Bruder und sagte: „Was verlangst du für diese Kater?“ „100 Gulden.“ „Hört, ihr guten Leute, welch' einen närrischen Preis dieser verlangt, sie sind nicht mehr wert als 4 Gulden.“ „Also nimm sie dann“, sagte der Rumäne geärgert, „aber komm, daß ich dir Aldemasch[1] gebe.“ Nur einmal siehe, kommen alle drei Brüder. „Na, wartet nur, ihr Zigeuner, ihr habt mich betrogen, aber ich will mir doch noch einige hundert Gulden von euch gewinnen,“ dachte der Rumäne. „Ich habe Eile nach Hause zu kommen, neben der Straße ist ein Wirtshaus, wir gehen bis hin und trinken eine Maß Wein.“ Gut. Sie kamen ins Wirtshaus. Der Rumäne verlangte eine Maß Wein, die Wirtin brachte sie. Diese vier tranken und als die Flasche fast leer war, bewegte er mit der Hand seine Kappe, sie auf dem Kopfe herumdrehend und sagte: „He mein Käpplein, Wirtin, den Wein hab ich bezahlt.“ „Wahrlich du hast ihn bezahlt,“ antwortete die Wirtin. Die drei Brüder sahen sich an und dachten: „Wie ist diese Sache, der hat ja nicht gezahlt.“ Als sie draußen waren, sagte der Rumäne: „Kameraden, kommt jetzt auch ins zweite Wirtshaus, daß wir noch ein's trinken, es ist nicht weit von hier.“ Sie gingen auch ins zweite. Auch hier verlangte er eine Maß Wein. Die Wirtin brachte eine. Als nur ein wenig noch in der Flasche war, ließ der Rumäne wieder die Kappe sich auf dem Kopfe herumdrehen und rief: „He, mein Käpplein, Wirtin, den Wein hab' ich gezahlt.“ „Ja wirklich, der Wein ist gezahlt.“ Als sie hinaus gegangen, sagte der Rumäne: „Kommt jetzt auch in das dritte Wirtshaus.“ Als sie hinein gingen, ließ dieser auch hier eine Flasche Wein bringen. Nachdem sie auch diesen getrunken, bewegte er wieder seine Kappe und rief: „He, mein Käpplein, Wirtin, den Wein hab' ich bezahlt.“ „Ja wirklich du hast ihn bezahlt.“ Jetzt dachten die Zigeuner,

[1] Aldemasch, der zur Befestigung eines Vertrages dienende Trunk.

der Wein käme aus der Kappe, und fragten ihn, was für eine Art Kappe habe er? „He, mein Käpplein ist mir 300 Gulden wert. Wenn ich sie auf dem Kopfe trage, habe ich Essen und Trinken, wie viel ich will.“ „Aber gib sie uns, wir geben dir 300 Gulden.“ „Na, jetzt euch will ich sie auch so geben, einem andern gäbe ich sie aber nicht.“ Sie zogen geschwind die 300 Gulden heraus und gaben sie ihm. Er nahm die Kappe vom Kopf und gab sie ihnen und eilte fort. Die Ochsen hatte er nun doch gut verkauft. Gut.

Die Zigeuner beredeten sich, sie sollten die Kappe versuchen, und kehrten in das Wirtshaus zurück und verlangten eine Maß Wein. Die Kappe hatte der Älteste auf dem Kopf. Als sie die Flasche geleert, legte er die Hand an die Kappe und sagte: „He, mein Käpplein, Wirtin, den Wein hab' ich bezahlt.“ „O nein, den Wein hast du nicht bezahlt, du Betrüger, wart' nur bis mein Mann kommt.“ Der Wirt kam mit einem Stock und schlug den Zigeuner, bis der Stock in zwei Teile zerbrach, dann warf er alle drei hinaus.

„Du mußt es nicht gut gemacht haben,“ sagte der Mittlere, „gib mir die Kappe, daß ich versuche.“ Sie gingen in das zweite Wirtshaus, und er verlangte den Wein. Als sie getrunken, bewegte er die Kappe und rief: „He, mein Käpplein, Wirtin, den Wein hab' ich bezahlt.“ „Den Wein hast du nicht bezahlt, du Betrüger, ich will dir bezahlt geben.“ Wieder wurde er geschlagen, bis der Stock zerbrach, dann warf man sie hinaus. „Nun, ihr habt es nicht gut gelernt,“ sprach der Jüngste, „aber ich habe gut zugesehen, ich sah immer auf ihn, wie er mit der Hand bewegte, jetzt will auch ich einmal versuchen, und die Kappe aufsetzen.“ Gut.

Nun kamen sie in das dritte Wirtshaus und der Jüngste verlangte eine Maß Wein. Als sie getrunken, bewegte er die Kappe mit der Hand grade so wie der Rumäne, und sagte: „He, mein Käpplein, Wirtin, den Wein habe ich bezahlt.“ „Was, du Räuber, den Wein hast du bezahlt? Ich will dir geben bezahlt“ und kam mit einem Stock und hieb auf ihn, bis der Stock lauter Staub wurde, dann warf sie den Jüngsten voran zur Tür hinaus, daß er die Treppe hinunter fiel und fast zum Krüppel wurde.

Jetzt lassen wir die drei Brüder dort schreiend und schimpfend und gehen zum Rumänen. Der kam vergnügt nach Hause, weil er die andern zuletzt doch überlistet und 300 Gulden statt der Ochsen heimbrachte. Am andern Tag fürchtete er, die drei würden zornig zu ihm kommen und ihn umbringen wollen. Er hatte zwei Tauben, eine steckte er sich in den Tornister und sagte zu seiner Frau: „Du Frau, mach ein gutes Essen, Hirse mit Milch und backe auch einige Pfannkuchen, bring auch eine Flasche Wein und

Branntwein, und richte dich, wie es ſich gehört, es werden heute drei fremde Leute zu uns kommen, daß wir ſie ehren können, wie ſich's gehört." Gut. Er fuhr aufs Feld pflügen. Und als er aufs Land kam, fing er an zu pflügen, aber nicht lange war er da, nur einmal ſiehe, die drei Zigeuner kamen ſchon von weitem ſchreiend: „Du Räuber, du Betrüger, du haſt uns betrogen, jetzt kommen wir um dir das Leben zu nehmen." „Nur langſam, Ihr guten Leute, wir ſollen zuerſt nach Hauſe gehen und zuſammen noch einmal gut eſſen und trinken." Er zog die Taube heraus, ſchlug ſie auf den Schnabel mit dem Finger und ſagte: „Mein Täubchen, geh' jetzt geſchwind zu meiner Frau und ſag ihr, ich käme mit drei Leuten, ſie ſolle ein gutes Eſſen machen, Hirſe kochen in Milch und auch noch einige Pfannkuchen backen, und eine Maß Wein und Branntwein bringen." Dann ließ er ſie fliegen, die Taube flog in die Welt. Als er mit den Zigeunern nach Hauſe kam, ſtand die Taube auf dem Backofen, es war aber die andere, die zu Hauſe geblieben. Dieſe verwunderten ſich, aber noch mehr verwunderten ſie ſich, als ſie in die Stube kamen und den Tiſch gedeckt fanden, mit Hirſe in Milch und eine Schüſſel voll Pletſchinten (Pfannkuchen), und Wein und Branntwein, grade wie der Rumäne hatte ſagen laſſen. Gut.

Sie ſaßen hinter dem Tiſch und aßen und tranken, und tranken auch den Zorn hinunter und dachten immer an die Taube. Nur einmal fing einer an: „Du Mann, was für eine Taube mit Verſtand haſt du?" „Ich habe ſie wirklich, ſie iſt mir ſo lieb, ich würde ſie nicht um 300 Gulden geben, ich nehme ſie immer mit mir, wohin immer ich gehe, und bis ich nach Hauſe komme, hat meine Frau immer alles fertig, die Taube ſchicke ich immer voraus." „Höre, Menſch, gib uns das Vöglein, wir geben dir 300 Gulden und der Zorn wegen dem Käpplein ſoll vergeſſen ſein." Gut. Der Rumäne gab die Taube, und ſie gaben ihm 300 Gulden und gingen nach Hauſe. Als ſie nun eine Zeit lang auf der Straße gegangen, ſprachen ſie, ſie ſollten die Taube nach Hauſe ſchicken, damit ſie ihrer Frau ſage, ſie ſolle das Abendeſſen und das Bett machen, ſie kämen müde und hungrig dieſen Abend nach Hauſe. Der Älteſte zog die Taube aus dem Torniſter, ſchlug ſie mit der Hand auf den Schnabel und ſagte ihr, was ſie ſeiner Frau berichten ſolle. Darauf gab er ihr den Laufpaß. Die Taube flog in die Welt.

Als dieſe nach Hauſe kamen, war die Türe zugeſperrt und das Licht ausgelöſcht. Die Frau hatte gedacht, ſie würden an dem Abend nicht nach Hauſe kommen und hatte ſich niedergelegt. Nun, als ſie ſahen, daß ſie der Rumäne auch mit der Taube betrogen, wurden ſie zornig und beſchloſſen zu gehen und ihn jetzt doch zu töten.

Am nächsten Tage schnitt der Rumäne ein Stöcklein von einem Haselstrauch, versteckte dann auf dem Felde an der Straße in einen Strauch ein Fäßchen Branntwein, ein wenig weiter in einen andern Strauch einen großen Kuchen, wie ein Rad. Es verging nicht viel, so kamen die Zigeuner, zornig wie Teufel: „Du Rumäne, jetzt nehmen wir dir das Leben, nachdem du uns auch mit der Taube betrogen.“ „Na, na, meine Lieben, warum seid Ihr jetzt zornig über mich? Die Taube muß Euch nicht gekannt haben oder wußte sie den Weg nicht und hat sich verirrt. Aber kommt mit mir, daß wir noch einmal gut essen und trinken.“ Der Zigeuner, wie der Zigeuner, wenn er vom Trinken hört, vergeht ihm der Zorn leicht. „Also kommt geschwind, daß wir uns nicht verspäten.“ „Also, Ihr guten Leute, machen wir die Sache so: Wir gehen nicht noch ins Wirtshaus, ich komme noch ein Stück mit Euch, dann setzen wir uns auf eine Wiese und essen und trinken, ich soll mir nur mein Stöcklein nehmen, dann brauch ich nichts mehr.“ Wieder wunderten sich diese, daß er ihnen zu essen und zu trinken geben wolle und nehme nichts in den Tornister, nur ein Stöcklein in die Hand. Sie gingen alle vier auf der Straße bis sie an ein Gesträuch kamen, da sagte unser Mann: „Ho. Weiter gehe ich nicht mit Euch. Mein Stöcklein, bring' uns jetzt Getränke.“ Bis er diese Worte sagte, hieb er mit dem Stöcklein immer in das Gestrüpp. „Nun kommt, Ihr Leute und helft mir dieses Fäßchen herausnehmen.“ Als sie an den Strauch herankamen, standen sie mit offenem Munde vor dem Branntweinfäßchen. „Jetzt, Getränk haben wir, ‚mein Stöcklein, du sollst uns nun auch etwas zum essen geben.‘“ Indem hieb er in einen andern Strauch, nur einmal war auch ein Kuchen, groß wie ein Rad, dort. Nun saßen sie, aßen und tranken, bis sie satt waren und auf die Betrügerei ganz vergessen hatten. Da fing der Zigeuner wieder an: „Was für eine Art Stöcklein hast du wohl?“ „Jetzt, eine solche Art gibt es nicht mehr in der ganzen Welt. Dieses möchte ich nicht geben um 300 Gulden. Wenn ich auf die Straße gehe, brauche ich nie etwas einzusacken, das Stöcklein gibt mir, was ich brauche.“ Die Zigeuner wollten das Stöcklein gerne haben und dachten, wenn sie dann immer zu essen und zu trinken hätten, so viel sie brauchten, wären selbst 300 Gulden nicht zu viel, zumal wenn sie auf drei Teile geteilt werden. Gut. „Hör' du Mann, gib uns dies Stöcklein, wir geben dir 300 Gulden und nehmen dir auch nicht das Leben, dann sollst du bezahlt sein auch wegen dem Betrug mit der Taube.“ „Nun, weil wir so gute Freunde sind, will ich es Euch geben, aber einem Fremden gäbe ichs nicht, Herr behüte.“ Die Zigeuner zählten ihm sofort 300 Gulden in die Hand, nahmen das Stöcklein und gingen.

Dieſer hatte nun 900 Gulden, immer für die Ochſen, eigentlich, weil ſie ihn zuerſt betrogen, als ſie ihm nur 4 Gulden geben wollten für die Kater, wie ſie geſagt. Da ſie nun ein Stück gegangen, ſagte einer zum andern: „Du Bruder, wir ſollen jetzt unſere Ware, die wir gekauft haben, auch verſuchen, mir ſcheint ich bin durſtig.“ „Probieren wir.“ Der eine nahm das Stöcklein und ſchlug in einen Strauch: „Mein Stöcklein, bring mir Getränke.“ Die andern ſuchten nach dem Fäßchen, doch es war keines da. Jetzt ſchlug einer nach dem andern, aber es kam weder Speiſe noch Getränk herbei. Gut. „Was machen wir nun? Wir müſſen wieder zu dem rumäniſchen Betrüger umkehren, wir können nichts anderes tun.“ Sie kehrten von der Straße um. Der Rumäne dachte es ſich, wußte aber nicht gleich, was er machen ſollte, außer daß er ſagte: „Na, na, nicht ſeid ſo zornig, das Stöcklein iſt mit Euch nicht gewöhnt, kommt ins Wirtshaus, dort wollen wir uns ſchon verkommen.“ Sie gingen und er kaufte eine Maß Wein. Als ſie dies getrunken, gab er ihnen noch eine und ging hinaus; er hatte einen Schafhirten mit einer Herde Schafe im Hofe geſehen und ſprach zu dieſem: „Laß uns ein wenig die Kleider wechſeln, ich möchte wiſſen, wie ich als Cioban ausſehe, auf deine Schafe ſorge ich, bis du dich ein wenig ausruhſt.“ Gut. Der Rumäne nahm die Cioban-Mütze auf den Kopf und den Pelz um und ſtützte ſich auf den Stock. Neben dem Hof floß ein tiefer Graben, und im Waſſer ſah man dieſe Schafe. Als die Zigeuner auch mit dieſer Flaſche fertig waren, kamen ſie heraus, nur einmal ſahen ſie den Rumänen, gekleidet wie ein Cioban, neben einer Schafherde ſtehen. „Was iſt, woher haſt du dir die Schafe bekommen?“ „Seht Ihr ſie denn nicht hier im Waſſer?“ „Sind noch?“ „Wie ſollten nicht, ich habe ſie ja nicht alle genommen, ich habe genug mit dieſen.“ Der älteſte Zigeuner ſprang zuerſt ins Waſſer, nur einmal ſah der zweite die Mütze ſchwimmen, und dachte es wäre der Kopf eines Schafes und rief: „Sieh' die Schafe kommen heraus, ſieh' die Schafe kommen heraus.“ Schups ſprang er hinter dem erſten, gleich ſchwamm auch ſeine Kappe. Nur einmal ſchrie auch der Jüngſte: „Sieh', die Schafe kommen heraus, ſieh' die Schafe kommen heraus, meine Brüder nehmen ſie mir alle.“ Schups, war auch er drinnen, und alle drei ertranken.

Jetzt kam der Cioban und nahm ſich ſeine Kappe, Mantel und Stock und gab dem Rumänen ſein Kleid und ſeinen Hut. Er ging nun nach Hauſe und hatte Ruhe vor den Zigeunern und Geld hatte er auch genug.

Wer dieſe Mär gut gehört, wird ſie auch gut gelernt haben.

Lina Subtirel, Werd.

39. Eine Wette.

Es war einmal ein armer Knabe, der niemanden hatte, und ging, um ſich als Knechtlein zu verdingen. Als er in ein Dorf kam, ſtand ein Kaufmann in der Türe und fragte: „Wohin gehſt du mein Knabe?“ „Ich gehe in Dienſt.“ „Kommſt du zu mir?“ „Ich komme.“ Damals war das Jahr nur von einem Tag. Der Knabe ſorgte ſich auf ſeine Ehre und bemühte ſich und als das Jahr zu Ende war, brachte ihm ſein Herr 100 Gulden und ſagte: „Dieſe ſind dein.“ „O nein, mein Herr, ich brauche nicht ſo viel Geld, du ſollſt mir nur einen Kreuzer geben.“ „Wie kann ich dir nur einen Kreuzer geben, da du dir bei mir 100 Gulden verdient haſt.“ „Sei ſo gut, gib mir nur einen Kreuzer, mehr brauche ich nicht.“ „Gut, ich gebe dir ihn, aber wiſſe, bei mir haſt du 100 Gulden.“ Der Knabe nahm den Kreuzer und ging zu einem geheiligten Brunnen, und warf ihn hinein, machte eine Kniebeugung und ſagte: „Mein Gott, wenn ich wert bin und ein guter Menſch, laß dieſen Kreuzer heraufſteigen auf das Waſſer, wenn nicht, ſoll er auf dem Boden bleiben.“ Er ſtand und ſah in den Brunnen, aber der Kreuzer kam nicht mehr herauf. Jetzt ging er wieder und verdang ſich auf ein Jahr zum Kaufmann, und als das Jahr vorüber, brachte ihm ſein Herr wieder den Lohn und ſagte: „Nun mein Knechtlein, du haſt mir wieder ehrlich gedient, jetzt haſt du 200 Gulden bei mir.“ „Mein Herr, ſei ſo gut, gib mir auch für dieſes Jahr nur einen Kreuzer, ich brauche nicht mehr.“ Der Kaufmann gab ihm einen Kreuzer und ſagte: „Ich will dir das andere Geld aufbewahren.“ Der Knabe nahm den Kreuzer und ging zu dem geheiligten Brunnen, warf den Kreuzer hinein, kniete nieder und bat Gott, er ſolle machen, daß der Kreuzer wieder in die Höhe ſteige, wenn er wert und ein guter Menſch ſei. Der Kreuzer kam nicht herauf. Da ſah der Knabe, daß er noch nicht wert und gut ſei und kehrte um zu ſeinem Herrn und blieb noch ein Jahr. Als auch dieſe Zeit um war, brachte dieſer 300 Gulden und ſagte: „Mein Sohn, jetzt haſt du mir drei Jahre ehrlich gedient und biſt ein zuverläſſiger Mann geworden, ſieh, hier haſt du deinen Lohn.“ „Mein Herr, gib mir einen Kreuzer, mehr war ich nicht wert, und ich brauche auch nur einen.“ Er gab ihm einen und ſprach: „Wenn du vielleicht einmal brauchſt, wiſſe, bei mir haſt du es.“ Der Burſch ging wieder zum geheiligten Brunnen und warf den Kreuzer hinein, kniete nieder und bat Gott, er ſolle gut tun und den Kreuzer wieder heraufkommen laſſen, wenn er wert und gut ſei. Nur einmal ſchwammen alle drei Kreuzer oben auf dem Waſſer. Was für eine Freude der Knabe hatte! Jetzt wußte er, er ſei wert und gefalle

Gott. Aber doch kehrte er zu seinem Herrn zurück. Der richtete sich gerade den Wagen um in das Land um Waren zu fahren. Der Bursch gab ihm die drei Kreuzer und bat ihn, ihm auch für diese drei Kreuzer etwas zu kaufen, was ihm auf der Straße vorkomme. Bis er zurückkehre, wolle er ihm auf Haus und Hof sorgen. „Aber mein Junge, du hast 300 Gulden bei mir, laß mich dir für dieses Geld etwas bringen." „O nein, bring' mir nur für diese drei, was du auf der Straße finden wirst." Der Kaufmann fuhr fort und lud dann dort den Wagen voll Waren, dann brach er heimwärts auf. Nur einmal sah er auf der Straße drei Knaben mit einer Katze spielend, um sie zu töten. Die arme Katze jammerte. Er hielt still und sagte: „Ihr Kinder, was soll ich Euch für die Katze geben?" „Gib uns drei Kreuzer, wir sind drei Personen, daß jeder einen hat." Gut. Dem Kaufmann fielen gleich die drei Kreuzer des Knechtlein ein, und er dachte, ihm diese Katze zu kaufen. Steckte sie in den Sack und fuhr dann weiter und kam abends in ein Wirtshaus, um da zu übernachten. Der Wirt meinte, er würde ihm gerne Herberge geben, aber wegen den Tieren fürchte er, sie würden die Waren auf dem Wagen alle fressen. Der Hof sei voll Mäuse. Der Kaufmann meinte, wenn nur das sei, so mache das nichts. Er öffnete den Sack und ließ die Katze heraus. Am Morgen waren um den Wagen lauter tote Mäuse, einige Millionen, daß man bis an die Knie in den Tieren gehen mußte. Der Wirt bat, ihm diese Katze zu überlassen, er gäbe einen Wagen voll Dukaten dafür, und dazu die zwei Pferde für den Wagen. Nun, der Kaufmann freute sich, daß er seinem Burschen für drei Kreuzer so viel mitbringen konnte. Als er nach Hause kam, fand er den Knecht im Geschäft und alles war so gemacht, als ob er selbst da gewesen wäre. Als er ihm sagte, was er für die drei Kreuzer erhalten, freute sich der Knabe so und sprach: „Dieses nehme ich, dies hat mir Gott zuerteilt."

Jetzt bat er um Verzeihung und nahm Abschied von seinem Herrn, setzte sich auf seinen Wagen und sagte: „Hi" und fuhr fort, um sich jetzt auch ein Geschäft einzurichten, in dem Dorf, in das er zuerst kommen würde. Als er auf der Straße fuhr, kam er an einen Brunnen, dort tränkte er die Pferde und ruhte ein wenig aus. Dabei dachte er, wie würde er so allein leben ohne eine Frau, es würde doch schlecht allein sein, wie gut wäre es, wenn ihm Gott eine gute Frau bestimmt hätte. Aber woher sollte er eine bekommen, er kannte gar kein Mädchen. Wie er so in Gedanken am Brunnen stand, kam ein schönes junges Weib mit zwei Krügen zum Brunnen um Wasser und gab ihm einen guten

Tag. Als er ihr zurück dankte und ſie fragte, wem ſie das Waſſer trage, antwortete ſie, ihrer Herrin. „Biſt du ein Mädchen oder eine Frau, haſt du Eltern?“ „Ich bin ein Mädchen, eine Dienſtmagd, und habe keine Eltern, ich bin ein Waiſe, habe gar niemanden.“ Über dieſe Worte freute er ſich. „Du Mädchen, willſt du mit mir kommen und meine Frau ſein? Sieh, auch ich bin eine Waiſe und habe niemanden, wir wollen zuſammen ein Haus gründen.“ „Ich möchte dich ja wollen, aber du wirſt mich nicht nehmen.“ „O ja, ich nehme dich.“ Dann kamen ſie mit einander überein, machten Hochzeit und lebten gut, und verliebten ſich ſo, daß keines ohne das andere ſein konnte. Eines Tages fing er an: „Meine Frau, du ſollſt jetzt auf das Geſchäft ſorgen, ich fahre ins Land um Waren, ich muß mich ein wenig herum bewegen, daß wir nicht vom Vermögen zehren. Auch der größte Haufe verliert ſich, wenn du immer von ihm nimmſt.“ „Mein Männlein, du wirſt gehen und eine andere Frau finden und mich vergeſſen.“ „O ich nicht, aber du, mein Frauchen, wenn ich hören ſollte, daß du mit einem anderen Manne geredet, könnte ich gleich ſterben.“ „Setz dich nieder auf dieſen Stuhl, daß ich dich raſiere, wenn dir der Bart wieder wächſt, dann habe ich mit einem andern Mann geſprochen; jetzt ſollſt du auch dieſes Hemd, weiß wie Schnee, anziehen, wenn es ſchwarz wird, dann wiſſe, ich habe mit einem andern Mann geredet.“ Bis er ſich fertig machte, machten ſie noch Späße und lachten, als er aber aufbrach, brach er weinend auf und ſie blieb weinend zurück. Er hatte den Gedanken, in die Stadt zu fahren, aus welcher ſein Herr die Waren gebracht; ſo gelangte er auch in das Wirtshaus, in welchem er die Katze verkauft hatte. Als er in die Stube trat, war da ein viereckiges Tiſchlein. In drei Ecken ſtand je eine Katze und hielt ein brennendes Licht mit den Füßen. Als dieſer ſich darüber verwunderte, ſagte der Wirt: „Komm', wette mit mir, die Katzen rühren ſich nicht bis morgen früh. Wenn ich verliere, gehe ich mit meiner Frau und einem Stock in der Hand aus meinem Hauſe und mein Alles bleibt dir. Wenn aber du verlierſt, dann ſollſt du mir dein Geld, welches du bei dir haſt, geben und dich ſperre ich in ein gemauertes Loch.“ Gut, ſie wetteten. Sie ſaßen beide bis am morgen da und die Katzen rührten ſich nicht. Als die Sonne aufging, nahm der Wirt vom Kaufmann das Geld und führte ihn in das gemauerte Loch. Aber hier waren noch ſechs Männer. Sie blieben lange Zeit in dem Gefängnis. Dieſe Leute und auch der Wirt wunderten ſich, daß ſein Hemd weiß wie Schnee blieb und ſein Geſicht wie das eines Mädchens ausſah, ohne Bart. „Was ſollte dies ſein, er wird doch nicht ein Heiliger oder gar

ein Engel sein? Wenn diese Sache so sein sollte, wäre es besser, ich ließe ihn frei um mir nichts mehr mit ihm zu tun zu machen," dachte der Wirt. Er hatte keine Ruhe, und ging am nächsten Morgen ins Gefängnis und fragte, wie das möglich sei, daß sein Hemd immer weiß bliebe, wäre er ein Heiliger oder ein Engel?" „Ich bin ein Mensch der Erde, wie auch ihr, aber ich habe zu Hause eine gute Frau, die mit keinem andern Manne redet, und so lange sie keinen andern im Gedanken hat, bleibt das Hemd weiß und der Bart wächst mir nicht." Seine Mitgefangenen hatten dies auch gehört und kamen mit dem Wirt überein, es sollten zwei gehen und versuchen, seine Frau zu betrügen. Gut. Der Wirt befreite sie und sie gingen. Abends erreichten sie das Dorf, und fanden sein Haus, in welchem die Frau wohnte, traurig und hinter verschlossener Türe. Sie klopften an, bis sie kam und fragte: „Wer ist da?" „Wir sind hier, zwei ermüdete Leute, kommen von der Straße und können nicht mehr vor Hunger." Da gedachte sie ihres fernen Mannes, wo er jetzt sein sollte, auch hungrig und müde, wenn er noch lebte, weil schon so lange Zeit vergangen und er noch nicht zurück war. Aus Erbarmen sperrte sie auf und gab ihnen ein Abendessen. Als sie gegessen, fingen sie zuerst an zu bitten, sie möge sie auch über Nacht da halten. „Hoho", antwortete sie, „das schickt sich nicht, ich bin eine Witwe allein, geht zum Nachbarn." Nun, sie redeten noch hin und her, nur einmal war es ihr, als öffneten sich ihre Augen und es schien ihr, als müßten diese Männer ihrem Manne begegnet sein, und wüßten etwas von ihm, vielleicht wußten sie auch von dem Bart und dem weißen Hemd, und sie wären sicher zwei Betrüger. Aber sie war eine tapfere Frau. „Also bleibt denn hier, aber wir gehen jetzt hinein in die bessere Stube." Sie öffnete die Türe und trat ein wenig zurück: „Bitte, tretet ein." Die zwei gingen hinein, nur einmal schloß sie die Türe ab und ging zu ihrer Nachbarin und bat um Herberge für die Nacht, es sei ihr gar zu einsam zu Hause.

Am Morgen ging sie an die verschlossene Türe und rief: „Jetzt sollt Ihr mir sagen, ob Ihr von meinem Manne kommt, und sagt mir die Wahrheit, sonst laß' ich Euch nicht heraus." „Sperr auf die Türe, dann sagen wir dir die Wahrheit." „Ich lasse Euch um keinen Preis heraus, bis Ihr mir nicht geantwortet." Als diese sahen, daß sie sich nicht anders helfen konnten, sagten sie ihr alles der Wahrheit gemäß, darauf rief sie: „Jetzt bleibt dort, ich muß gehen und zuerst sehen, ob ihr auch wahr gesprochen." Sie verkleidete sich als Mönch und brach auf; da sie nun von der Wette wußte, nahm sie auch drei Mäuse mit sich. Als sie ans Wirtshaus kam, ging sie hinein und sah gleich das vier-

eckige Tiſchchen mit den drei Katzen, welche drei brennende Lichter zwiſchen den Füßen hielten. Sie fing gleich mit dem Wirten über dieſe Katzen an zu reden, wie dies möglich ſei, aber lange könnten ſie doch nicht ſo ruhig bleiben. „O wirklich, ſie ſtehen bis am Morgen.“ Das kann ich nicht glauben.“ „Gut, kommt, wettet mit mir, wenn ſie nicht ruhig ſtehen bis die Sonne aufgeht, ſoll dies Haus mit Sack und Pack Euch ſein, und ich gehe mit meiner Frau und den Stab in der Hand fort.“ „So ſoll es ſein. Rufe die Gendarmen aus dem andern Zimmer herein, daß ſie mit mir bleiben.“ So ſaßen ſie die ganze Nacht. Da, gegen Morgen, ſchloſſen alle ein wenig die Augen, in dem Augenblick ließ der Mönch, d. h. die junge Frau, die Mäuſe frei über den Tiſch laufen. Die Katzen warfen die brennenden Lichter fort und liefen ihnen nach. Darüber öffneten alle die Augen und wußten gar nicht, daß ſie geſchlummert. Aber die Wette hatte der Wirt verloren, und als die Sonne aufging, gab er alle Schlüſſel dem Mönch, nahm den Stock in die Hand und verließ mit ſeiner Frau den Hof. Sie ging jetzt mit allen Schlüſſeln und verſuchte, bis ſie das Gefängnis aufſperren konnte, fragte alle, wie viel Geld ſie dem Wirten gegeben, und gab jedem das Seine zurück und befreite ſie. Nur ihren Mann ließ ſie bis zuletzt, als die andern alle fort waren, brachte ſie ihn in das Haus, ging dann in ein Kämmerlein und zog wieder ihre Kleider an und warf die Mönchsſachen auf einen Stuhl, ging dann zu ihrem Manne. Der weinte vor Freuden als er ſeine Frau geſund wieder ſah. „Nun, mein Mann, komm' und ſieh, dieſes Haus mit Sack und Pack iſt mein. Bis jetzt haſt nur du Vermögen gehabt, aber jetzt habe auch ich. Alles habe ich durch die Wette erhalten.“ Dann erzählte ſie ihm alles, wie es gekommen, daß ſie von ihm gehört. Dann fuhren ſie beide nach Hauſe um auch die beiden andern zu befreien, welche ihnen böſes Leben machen wollten, und es grade gut gemacht hatten, darum ließen ſie auch dieſe frei und ſtraften ſie nicht weiter.

Sie aber lebten gut von Anfang bis ins Alter und wenn ſie noch ſind, ſo leben ſie auch heute. *Lina Subtirel, Alzen.*

40. Der Roſenknabe.

Ein König hatte eine Tochter und hielt die von klein auf immer in einem Glas, bis ſie 15 Jahre alt war. Da ſagte ſie: „Lieber Vater, ich möchte auch gerne einmal den Himmel ſehen und die Welt, laß' auch mich hinaus. Der König ließ einen Gang rings um das Haus machen und ſtellte lauter Blumen, überall Blumen hin, alle Arten und ließ

dann das Mädchen aus dem Glaſe auf den Gang. Sie dachte, dies wäre die ganze Welt, es kam ihr ſo gut, ſie wandelte zwiſchen den Blumen herum, roch an ihnen, beſah ſie alle und freute ſich. Von allen gefiel ihr ein Roſenſtrauch am beſten, er war voll Blumen und roch wie eine Blume aus dem Paradies. Jeden Morgen ging die Königstochter zuerſt zu dieſem Roſenſtrauch Nur einmal, als ſie wieder an einem Morgen hinkam, lag in den Roſenblättern ein kleiner, kleiner Knabe, ſo klein wie eine Puppe. Nun, dieſes Mädchen hatte noch nie in ihrem Leben andere Menſchen geſehen außer ihrem Vater, den König, und jetzt dieſes Kind. Als ſie den Knaben ſah, nahm ſie ihn in die Arme und ſpielte mit ihm und war in großer Freude und dachte nicht, es wäre eine verhexte Sache. Der Knabe war ſo ſchön, wie eine Roſe. Als aber ihr Vater dieſen Roſenknaben ſah, fürchtete er, es ſei etwas Verhextes, und erſchrak und ließ die Richter zuſammenrufen und ſieben Pfarrer, ſie ſollten ſagen, was zu tun ſei. Und dieſe richteten ſo: „das Mädchen wäre eine Hexe, und man müſſe ein Faß nehmen und ſie mit dem Knaben hineinſchließen und aufs Waſſer werfen.“ Gut. Als die Königstochter am Morgen erwachte, befand ſie ſich mit dem Roſenknaben auf dem Waſſer im Faß. Sie erſchraken und wußten nicht, was dies bedeuten ſollte. Und als ſie ſich allein ſahen, ſagte der Knabe: „Na, jetzt will ich dein Kind ſein und du ſollſt mir Mutter ſein.“ Nun blieben ſie eine Zeit lang ruhig bis ſie hungrig wurden, ſie hatten aber nichts zu eſſen, da ſtieß der Knabe im Hunger mit dem Fuß ins Faß, da fing das Faß an zu gehen und ſtieß ans Ufer. Als es feſt ſtand, ſtieß der Knabe noch einmal mit dem Fuß und ſchlug dem Faß den Boden aus, und beide kamen heraus. Nun brachen ſie auf und gingen in den Wald, fanden Erdbeeren und aßen ſie, auch Wurzeln und Blätter, bis ſie ſatt waren. Als es Abend wurde, fanden ſie einen großen Stein, ſo geſtellt, daß ſie beide unter ihn kriechen konnten und dort ſchliefen. Wie nun am nächſten Morgen Gott im Himmel erwachte und herunter auf dieſe Welt ſah, erblickte er dieſe Armen, bedauerte ſie und ſagte zum heiligen Petrus: „Du Petrus, komm' wir gehen als zwei alte Männer zu den beiden Armen und taufen den Knaben, wenn er auch ein Roſenknabe iſt, wird er jetzt doch ein Erdenmenſch bleiben. Nun, ſie kamen zur Königstochter und ſagten ihr einen guten Morgen und fragten ſie, ob der Knabe getauft ſei? und ob ſie nicht wolle, daß er getauft werde? „Wie ſollt ich nicht.“ Gott und der heilige Petrus nahmen den Knaben und brachten ihn an den Jordan, tauften ihn dort und trugen ihn dann wieder zurück und ſagten zum Mädchen: „Es iſt doch ſo der Brauch,

daß man den Gevattersleuten zu Essen und Trinken gibt." „Aber Ihr guten Leute, ich möchte Euch ja gerne geben, aber ich habe ja nichts, wir leben von Wurzeln und Blättern." „Was machst du denn mit dem Kuchen und dem Wein, den du unter dem Steine hast?" Sie erschrak, sah unter den Stein und fand richtig eine Flasche mit Wein und einen Kuchen so groß wie ein Rad unter dem Stein. Dann schämte sie sich, diese Leute würden denken, sie hätte es ihnen nicht geben wollen. Nun fingen sie alle an zu essen, nur einmal ging eine Kuh auf dem Wege dem Gebirge zu, und Gott sprach: „Seht Ihr dort die Kuh? Die schenk' ich meinem Patchen. Wenn er ein großer Bursch sein wird, soll er sich sie aus dem Gebirge holen." Dann gingen die beiden wieder auf dem Wege in den Himmel und ließen den Knaben mit seiner Mutter im Walde unter dem Stein. Sie hatten von der Zeit an immer zu essen und zu trinken, die Flasche wurde seit der Taufe nie leer, und der Kuchen blieb auch immer ganz. Der Knabe fing an zu wachsen und es verging nicht eine gar zu lange Zeit, sah er nicht mehr aus wie eine Rose, er ähnelte mehr einem Menschen dieser Erde. Er wurde groß und schön und als er ein Bursch geworden, sprach er zu seiner Mutter: „Ich habe noch nie einen Hund bellen gehört und nicht wie ein Hahn kräht, und wie die Menschen reden, ich möchte gerne einmal die Welt sehen." „Geh', mein Junge, ich warte hier auf dich." Er ging bis er aus dem Walde herauskam, dann ging er immer weiter, nur einmal hörte er „hau, hau", und gleich darauf „kukurigu". Jetzt wußte er, daß er nahe an einem Dorf war und nicht mehr lange, so hatte er es erreicht. Er ging nun hinein und sah in einer Scheune zwei Drescher Getreide dreschen. Er blieb stehen, sah zu und verwunderte sich, er hatte noch nie Leute gesehen, nur die zwei, die ihn getauft, und auch die hatten nicht wie Menschen der Erde ausgesehen, sie waren so alt gewesen, und diese beiden Drescher sahen auch so aus, wie er. Er sagte nichts, ging aber immer näher und besah sichs noch besser, nur einmal sah er einen Flegel, nahm ihn und fing auch an zu dreschen, und als die zum Essen gingen, ging er auch mit und nachher drasch auch er wieder. Da sprach einer zu dem andern: „He Kamerad, sollen wir diesen Blöden uns noch helfen lassen?" „Wir lassen ihn, er hilft uns ja und verlangt keinen Lohn." Abends ging er auch zum Abendessen. Nachher fragte wieder einer den andern: „Sollen wir diesen auch mit zu den Mädchen nehmen?" „Wir nehmen ihn, kann haben wir Spaß und Gelächter mit ihm." Nach dem Abendessen gingen die Beiden in die Rockenstube zu den Mädchen. Der Rosenknabe hinter ihnen. Als er sah, daß jeder neben einem

Mädchen saß, setzte er sich auch neben eines, das noch allein saß, es war grade die Königstochter. Dann sah er, wenn die Spindel herabfiel, hob sie der Bursch auf und gab sie dem Mädchen nicht zurück, bevor ihn diese küßte. Er machte es auch so. Als die Spindel der Königstochter entfiel, bückte er sich geschwind, hob sie auf, das Mädchen wollte ihn aber nicht küssen, so behielt er die Spindel, sie nahm eine andere. Als die beiden Drescher fort gingen, nahm er sich auch hinter ihnen, und schlief auch mit ihnen auf einem Stall, und da er nichts redete, hielten sie ihn für stumm und blöde. Morgens frühstückten sie alle drei zusammen und draschen wieder alle drei. Auch dieser Tag verging wie der gestrige, abends gingen sie alle drei in die Spinnstube. Der Rosenknabe setzte sich wieder neben die Königstochter und als ihr die Spindel entfiel bückte er sich rasch, hob sie auf und steckte sie in den Gürtel zur ersten. Jetzt war auch der zweite Tag vergangen und noch hatte er kein Wort gesprochen. Am dritten Tag war es wieder so. Abends in der Spinnstube setzte er sich auch wieder neben die Königstochter und hob ihr die Spindel auf, da sagte sie: „Dann werde ich dich küssen, wenn du mir bringst, was dir dein Pate geschenkt, als er dich taufte.“ Er sagte nichts, nahm sich aber und lief zu seiner Mutter in den Wald und sagte, er gehe jetzt um zu sehen, wo die Kuh sei, die ihm sein Pate geschenkt, und ging auf dem Wege, auf welchem damals das Rind gegangen und kam ins Gebirge. Da begegnete ihm ein Stier, der hieß Chäsche, der konnte reden und sprach: „Mehr oben ist eine Kuhherde, in dieser war auch deine Kuh, die ist aber in eine Kotlache gefallen und fast tot, aber ich komme mit dir und ziehe sie mit meinen Hörnern heraus. Diese ganze Herde und auch ich stammen alle von der Kuh, wir sind alle dein.“

Der Jüngling trieb sie alle in den Hof des Königs, um sie der Königstochter zu zeigen. Diese verwunderte sich, sie hatte nicht gedacht, daß er so reich sein könnte. Jetzt verlangte er sie zur Frau. Der König aber sprach: „Dann will ich dir meine Tochter geben, wenn du diesen Hof pflügst in einer Stunde von 10—11. (Der Hof war aber mit Kupfer gepflastert.) Wenn du nicht fertig wirst, hau ich dir den Kopf ab.“ Dieser ging zum Stier und sagte es ihm. „Das ist eine leichte Arbeit, du mußt nur tun, was ich dir sage,“ antwortete der Stier. „Morgen ist Jahrmarkt in der Stadt, treibe die ganze Herde hin und verkaufe sie, aber auf einmal für sieben Beutel voll Geld.“ Am andern Tage ging er auf den Jahrmarkt und stand mit der Herde nicht lange dort, als ein Viehhändler kam und sie schnell erhandelte. Als er sie

verkauft hatte, nahm er die sieben Beutel und ging mit dem Stier aus der Stadt. „Jetzt nehme ich dich auf die Hörner und werfe dich in den Himmel, dort ist grade jetzt auch Jahrmarkt. Du mußt dich aber schnell an einem Ast festhalten und dich hinaufschwingen. Dann wirst du eine Herde finden, in der befindet sich ein Stier, man heißt ihn Barna, er ist mein Bruder, um diesen sollst du die sieben Beutel Geld geben. Dann komme mit diesem wieder herunter auf die Erde, ich will Euch herabheben.“ So war es. Der Stier Chäsche nahm den Rosenknaben auf die Hörner und warf ihn in den Himmel, dieser ergriff einen Ast und hob sich hinauf, dort beeilte er sich den Barna zu erhandeln für die sieben Beutel, dann flog er mit ihm herunter auf die Hörner des Chäsche, dann sagte dieser: „Mein Sohn, gehe jetzt zu einem Schmiedemeister und sag ihm, er solle dir einen eisernen Pflug machen, aber es solle nicht ein einziger hölzerner Nagel sein (damals waren alle Pflüge hölzern). Er ging und als er zurückkam, war er sehr traurig, denn der hatte 100 fl. gekostet und sagte es dem Chäsche, und jammerte, daß er sich nicht einen Beutel gehalten, jetzt habe er gar nichts. „Halt den Hut her.“ Als er ihn hielt, schüttelte der Stier ein Horn und füllte den Hut mit Dukaten. „Leere ihn dem Meister aus und bring' dir den Pflug.“ Als er den Pflug brachte, steckten die beiden Stiere ihre Köpfe ins Joch. Auf dem Wege zum König fing Chäsche wieder an zu reden: „Wenn wir in den Hof kommen, wird dir der König ein Glas Kaffee und ein Glas Wein bringen. Den Kaffee kannst du trinken, aber im Wein ist Schlaftrunk („Wein des Vergessens“), den darfst du nicht trinken, sonst verlierst du den Kopf. Du mußt aber nahe an mich kommen, dann stoße ich mit dem Horn und verschütte ihn.“ Als sie angekommen, dachte der Rosenknabe nicht mehr an diese Worte, den Kaffee trank er, und fing auch am Weine an, der Stier bemühte sich um das Glas zu erreichen, konnte es aber erst dann verschütten, als der Bursch es schon zur Hälfte getrunken. Aber jetzt ließ er sich auf die Erde nieder und schlief ein, und konnte nicht mehr erwachen, es verging eine halbe Stunde, dann brüllte der Stier, daß der Hof zitterte, aber dieser schlief weiter, und die Zeit verging. Jetzt war nur noch eine halbe Stunde, da sagte Barna: „Laß jetzt auch mich einmal brüllen,“ und sie brüllten beide, daß der Hof und das ganze Dorf erzitterten, als ob die ganze Welt untergehe. Darauf erhob sich der Jüngling. „Unser lieber Herr, komm jetzt, daß wir pflügen, sonst verlierst du den Kopf und unsere Mühe war vergebens.“ Nun fingen sie an zu pflügen und diese Arbeit ging so leicht und schnell vorwärts, daß noch eine viertel Stunde von elf fehlte. Als

der König ſah, daß dieſer gemacht, was er befohlen, gab er ihm ſeine Tochter. Der Jüngling aber ging in den Wald und brachte auch ſeine Mutter, ſie war auch noch ſchön, das Haar war ihr gewachſen bis an die Knie, da ſie ſich nie gekämmt in ſo viel Jahren, und als ſie ſich mit ſchönen Kleidern angezogen, ſah ſie aus wie eine Königin. Der König gab ſeinem Schwiegerſohn das halbe Königreich, dann machten ſie Hochzeit, und wenn ſie nicht geſtorben, leben ſie bis auf den heutigen Tag.

Lina Subſtirel, Bägendorf.

41. Der Sohn des Armen und die Tochter des Königs.

Der ärmſte Mann aus der Stadt hatte nur eine kleine Hütte am Ende des Dorfes und in der Hütte hatte er nichts als dreizehn Kinder. Aber das dreizehnte hatte ſo großen Verſtand und lernte, wie kein Kind aus der ganzen Stadt. Der Knabe ging in die Schule mit der Königstochter zuſammen, und waren ſo gut mit einander, daß ſie glaubten, es könne eines ohne das andere nicht leben. Damals war es ſo Sitte, wenn die Schule aus war, blieben immer zwei Kinder zurück um zu kehren und Waſſer zu bringen in die Schule. Einmal geſchah es, daß die Königstochter zurückblieb um die Schule zu kehren, da hörte ſie den Lehrer mit dem Prediger reden: „Dieſer Knabe frißt entweder dir das Predigeramt, oder mir das Lehramt, er iſt zu gelehrt. Wir müſſen etwas machen und ihn umbringen. Gut. Morgen, wenn er in die Schule kommt, geben wir ihm einen Becher mit vergiftetem Wein.“ Als das Mädchen dies hörte, erſchrak es und erzählte es ſeinem Kameraden. „Mein Freund, du ſollſt von hier weggehen, dieſe freſſen dir den Kopf, aber nimm dieſes Ringlein und Tüchlein von mir, in beiden ſteht der Name meines Vaters und meiner Mutter und von mir.“ Der Knabe nahm ſie und ſteckte ſie in den Buſen, nahm dann Abſchied und ging in die Welt, ins Königreich. Gott ſoll uns erhalten.

Die Worte dieſer Mär, viel und ſchönes iſt noch zurück, ich will es Euch erzählen. — Er ging, bis er in einen Wald kam. Im Walde ſah er den Strâmbălemne (Holzkrummacher) unter einer Eiche ſchlafen. Das Kind war ja, wie die Kinder, es fürchtete ſich nicht vor ihm, es wußte gar nicht, daß dieſer nicht ein Erdmenſch ſei, der Knabe freute ſich, als er noch jemanden im Walde ſah, und legte ſich neben ihn ſchlafen. Nur einmal erwachte der Strâmbălemne und ſah den Knaben neben ſich, er ſchüttelte ihn und ſchrie: „Welcher Teufel hat dich her zu mir gebracht? Zu mir kommt nicht einmal der Adler aus der Unterwelt. Weißt du,

wer ich bin?“ „Ich weiß ja nicht, aber ich dachte, du wärst ja ein guter Menſch, und darum legte ich mich neben dich, es war mir ſo unheimlich allein.“ „Wohin gehſt du?“ „Sieh, ſo und ſo, und jetzt gehe ich in Dienſt,“ und erzählte ihm alles, wie es gekommen. „Wenn die Sache alſo ſo iſt, will ich dich nicht auch krumm machen, ſondern dir lieber helfen. Aber wiſſe: Mich heißt man den Strâmbälemne, ich mache die geraden Bäume und Menſchen krumm, aber du ſollſt bis in die erſte Stadt gehen, dann gehe zum König und ding dich als Knecht, es wird dein Glück ſein.“ Er nahm Abſchied und dankte, weil er ihn nicht umgebracht und ging vorwärts. Als er aus dem Wald trat, ſah er in der Ferne die Stadt. Dann ging er immer weiter, bis er an das Haus des Königs kam, er trat ein und wünſchte dem König einen guten Tag und fragte, ob er nicht einen Knecht brauche, er wäre ein armer Knabe. Als ihn der König geſehen, gefiel er ihm und weil er keine Kinder hatte, dang er ihn nicht als Knecht, ſondern nahm ihn als eignes Kind auf. Der Knabe hatte Verſtand und war gelehrt und zuverläſſig. — Der König war reich und hatte auch zwölf Kaufläden, und auch hier verſtand er es, ſich anzuſtellen. So vergingen 20 Jahre ſchnell. Der Knabe war ein ſchöner, ſtattlicher Jüngling geworden, da kam es ihm eines Tages in den Sinn: „He, jetzt wird auch das Mädchen groß und ſchön geworden ſein, wir hatten uns ja ſo gerne, ſie wird nicht wiſſen, wo ich bin, und wird heiraten und mich vergeſſen.“ Es kam eine große Sehnſucht und Trauer über ihn, daß er gleich zu ſterben glaubte, ſein Herz ſagte ihm, es ſei jetzt Zeit zu ſeinem Mädchen zu gehen, ſonſt würde es zu ſpät. Der König ſah, daß etwas in ihm vorging, er fürchtete, er werde krank und fragte: „Mein Sohn, warum biſt du ſo traurig? oder ſchmerzt dich etwas.“ „O nein, es tut mir nichts weh, aber ſieh, es iſt ſo eine Sehnſucht nach meinen Eltern und Brüdern über mich gekommen, daß ich nicht mehr kann, ich möchte gerne zu ihnen und ſehen, was ſie noch machen.“ „Dann geh' und ſag' dem Kutſcher, er ſolle den Wagen richten, ich gebe dir Geld, ſo viel du willſt, und Soldaten, die mit dir kommen, und bring' dir die deinen alle mit, ſie haben ja hier Platz.“ Nun, dieſer freute ſich, Soldaten brauchte er nicht, Geld nahm er ſich einen ganzen Haufen, immer mit der Hand voll, dann ſetzte er ſich auf den Wagen und fuhr nach Hauſe, in die allerkleinſte Hütte, er wußte noch, daß ſeine Eltern dort wohnten. Als er hineinkam, erſchrak ſeine Mutter, weil ein ſo ſchöner junger Herr zu ihr gekommen, und ſie hatte nicht einmal einen Stuhl. Aber er bat um ein wenig Herberge und gab ihr eine Hand voll Dukaten, ſie ſolle etwas zu Eſſen kaufen. Als ſie mit den Sachen kam und ihm

das übrig gebliebene Geld zurückgeben wollte, ließ er ihr es, dann ſtanden ſie alle um den Tiſch und aßen. Er fragte, was für Neuigkeiten es noch in dieſem Orte gäbe. „Heute hat die Königstochter Hochzeit, grade werden ſie bei der Trauung ſein.“ „Seid ſo gut, liebe Frau (Lele), geht und kauft mir für 10 kr. Nüſſe.“ Als ſie die Nüſſe brachte, zog er das Tüchlein aus dem Buſen, legte Nüſſe und das Ringlein hinein und gab es der Alten, ſie ſolle auf die Hochzeit gehen und dies der Braut ſchenken. Sie ging in das Haus der Braut, und traf grade ein, als ihr die Geſchenke gebracht wurden, ſie ſtand hinter dem Tiſch und empfing alle. „Laßt auch mich, ich will der Braut auch was ſchenken,“ ſie drängte ſich unter die Leute, und gelangte zum Tiſch der Braut und legte ihr das Tüchlein auf den Teller, kehrte dann ſchnell um und wollte hinaus gehen. Die Braut hatte das Tüchlein ſofort erkannt, es auseinander geſchlagen und auch das Ringlein gefunden, und rief man ſolle die Alte zurückrufen. Die Leute dachten, ſie habe geſtohlen, und riefen: „Fangt die Alte, haltet ſie, haltet ſie,“ und liefen hinter ihr und brachten ſie zurück. Die arme Alte kam zitternd und ſprach, mit dem Tüchlein habe ſie ein fremder junger Herr geſchickt, er ſei gerade auf einer Kutſche angekommen. Darauf ſagte die Braut, es ſolle die Kaleſche mit ſechs Pferden um ihn geſchickt werden. Als er kam, erkannte ſie ihn gleich und rief zitternd vor Freude: „Dies iſt mein Bräutigam.“ Dann ließ ſie ſich ſcheiden von dem Bräutigam, mit dem ſie eben aus der Kirche gekommen und hielt mit dieſem Hochzeit. Dieſer gab ſich dann auch ſeinen Eltern zu erkennen. Nach der Hochzeit nahm er auch ſeine Eltern und Geſchwiſter mit zu dem König, der ihn zum Kinde aufgenommen. Dort leben ſie bis auf den heutigen Tag in Frieden und Geſundheit.

Lina Subtirel, Alzen.

42. Die Schlangen ſpinnen Gold.

Vor langen, langen Zeiten verſammelten ſich die Schlangen unter dem Haſelſtrauch und bereiteten Kuchen aus Gold, und manch ein goldner Faden zog ſich bis in die Spitze des Haſelnußſtrauches, dieſe nannte man die Schlangenblume. Damals lebte ein Bauer, der hatte einen etwas dummen Knecht, dieſer wußte nicht, daß die Schlangenblumen Gold wären. Eines Tages ſchickte ihn der Bauer mit den Ochſen in die Herde, der ging und als er nach Hauſe kam, ſah er in einem Haſelſtrauch etwas leuchten. Er ging hin und dachte, es ſei eine Haſelblume, nahm einige Goldfäden und ſteckte ſie auf den Hut. Sein Herr ſah gleich wie und was und

fragte, wo er dieſe Blumen gefunden. Der Knecht ſagte es ihm. Da merkte der Herr gleich, der Knecht wiſſe nichts von Gold, ſonſt würde er die Erde ein wenig auf die Seite gemacht und den ganzen Goldkuchen genommen haben. Der Alte ſchwieg, nahm ſich das Gewehr und den Zwergſack und ging. Als er zur Haſelſtaude kam, kehrte er die Erde auf die Seite und fand da den Goldkuchen. Um ihn herum ſaßen ſieben Schlangen und ſpannen goldene Fäden. Er ſtieg in die Spitze des Strauches und ſchoß von dort auf die Schlangen, aber nur eine blieb tot. Die andern umwanden alle den Strauch und ſchüttelten den Mann herunter und fraßen ihn, daß nur die Knochen übrig blieben. Als dieſe Nachricht ſich im Dorfe verbreitete, rückten alle hinaus mit Stöcken und töteten auch die andern ſechs. Den Goldkuchen nahmen ſie und teilten ihn unter einander. Aber ſeither finden ſich die Schlangen nicht mehr ſo zuſammen, und ſeither ſpinnen ſie auch kein Gold mehr.

Potru Fauer, Alzen.

43. Ein kranker Mann.

Es war einmal ein totkranker Mann. Seine Frau hatte den Doktor geholt. Dieſer verſchrieb eine Arznei, als er ihn unterſucht hatte, und machte ſich zur Rückfahrt fertig. In der Türe fragte ihn die Frau leiſe, wie es mit ihrem Manne ſtehe, ſei er ſchwer krank? Der Arzt antwortete: „Moare (ſtirbt), ich habe ihm zwar etwas verſchrieben, aber er ſtirbt (moare).“ Der Mann drinnen hatte nur die Worte „moare“ gehört. Moare heißt romäniſch auch das Krautwaſſer vom Sauerkraut, und ſo dachte er, der Arzt habe ihm ſolches verordnet. Als die Frau hereinkam, rief er ihr entgegen: „Jetzt lauf geſchwind in den Keller und bring' mir moare, moare, moare. Der Arzt hat geſagt, ich ſolle jede Stunde eine Maß trinken.“ Die Frau wollte ihn nicht ärgern und brachte ſie ihm, und er wurde geſund von der moare. Als er das Bett verlaſſen, lobte er den Arzt und ſprach: „Nun dieſer Doktor verſteht ſeine Sache, mir hat er die Arznei gut getroffen. Ich muß ihm ein Geſchenk tragen.“ Er hatte ein Paar ſchöne Hendel, nahm die und ging. Als er zum Doktor kam, ſagte er: „Guten Tag, Herr Doktor.“ „Ich danke, du lebſt?“ „Ich lebe wirklich. Dank den Heiligen und bin gekommen zu danken, weil Ihr mich aus der Krankheit errettet. Seht, da bringe ich dieſe Hendel zum Geſchenk, weil Ihr mir geſagt, ich ſolle moare trinken, und ich trank immer eine Maß. Und von dieſer Arznei bin ich geſund worden.“ „Was ſagſt du da? was haſt du getrunken?“ „Aber moare.“ „Ich habe

doch nicht gesagt, du solltest moare trinken, ich gab dir doch Arznei aus der Apotheke.“ Unser Mann fing an zu lachen, weil der Doktor so schnell vergessen konnte, aber er wird ja auch viel im Kopfe haben. Aber der Doktor schüttelte den Kopf und dachte, wenn der Mensch noch Tage hat, so stirbt er nicht. *Lina Subtirel, Alzen.*

44. Der Knabe und der Ochs.

Es war einmal ein Mann, diesem starb die Frau und ließ ihn mit einem Knaben. Nach einer Zeit nahm er sich eine andere, eine Witwe mit drei Töchtern. Diese Stiefmutter ärgerte sich über diesen Knaben und wollte ihn zugrunde richten. Sein Vater schickte ihn alle Tage mit den Ochsen aufs Feld, sie zu hüten, die Frau gab ihm immer einen Kuchen aus Asche zum Essen mit. Er aber ging nicht zugrunde, er wurde immer stattlicher. „Dieses geht nicht mit rechten Dingen zu,“ dachte die Frau und schickte ihre älteste Tochter mit. Nun saßen sie beide auf der Wiese, er hatte eine Flöte und flötete, den Aschenkuchen warf er fort, und als er so flötete, schlief sie ein, und während sie schlief kam der Ochse, schüttelte das Horn, da fielen Speisen aller Art heraus. Der Knabe aß, bis er satt war. Abends ging er mit seiner Schwester heim, sie hatte nichts gesehen. Als sie ihrer Mutter gesagt, sie habe geschlafen, wurde diese zornig und gab ihr eine Ohrfeige. Am nächsten Tage schickte sie die Zweite. Auch dieser erging es so. Am dritten Tage schickte sie die Jüngste und die hatte drei Augen, zwei wie alle Leute und eines im Rücken, mit den zweien schlief sie, aber das dritte blieb offen, mit dem sah sie alles. Der Knabe wußte das nicht und flötete, bis er sah, daß sie schlief, dann lief er zum Ochsen, dieser schüttelte das Horn, und der Knabe aß. Abends sagte das Mädchen ihrer Mutter, was sie gesehen. Da hörte der Knabe sie sagen, morgen werde der Ochs geschlachtet. Unser Armer lief traurig und weinend in den Stall und klagte es dem Ochsen, der aber sagte: „Fürchte dich nicht, komm' nur vor Tag morgen früh zu mir, dann fliehen wir.“ Morgens, als der Knabe kam, nahm ihn der Ochse auf die Hörner und lief mit ihm in den Wald. Der Knabe schlief in der Nacht in einer hohlen Eiche. Der Ochse ging im Walde fressend herum und ernährte auch den Knaben, daß er stattlich wurde. Eines Tages saß er allein unter einer Eiche, nur einmal kam ein großer, fetter Büffelstier und fragte auf den Ochsen und ließ ihm sagen, er solle morgen auf die Brücke kommen, sie sollten miteinander kämpfen. Als er heimkehrte, — ihre Heimat war unter der hohlen Eiche, — sagte der Knabe: „Hör',

Großvater, es war ein großer, fetter Büffelſtier hier, du ſollteſt morgen auf die Brücke kommen und dich mit ihm ſchlagen, aber nicht gehe, ich fürchte mich ſo, er wird dir etwas tun.“ „Fürchte dich nicht, er macht mir nichts.“ Am Morgen ging er auf die Brücke und fing nur an, aber gleich ſtieß er den Büffelſtier über die Brücke, kam dann fröhlich nach Hauſe, ſchüttelte das Horn, daß der Knabe eſſen konnte, lief dann im Walde umher, ſich auch etwas zu ſuchen. Kaum war er fort, kam ein Kuhſtier, groß und gemäſtet und fragte auf den Ochſen, und ließ ihm ſagen, er ſolle am nächſten Morgen auf die Brücke kommen und mit ihm ſich ſchlagen. Als er nach Hauſe kam und ihm der Knabe ſagte: „Großvater, es war wieder ein großer, gemäſteter Stier hier von den Kühen. Ach Großvater ich habe ſo Angſt, es wird dir etwas geſchehen.“ „Fürchte dich nicht, ich ſtoße auch dieſen gleich unter die Brücke.“ Am nächſten Morgen ging er und ſtieß auch den Kuhſtier auf einmal hinunter. Dann kam er zum Knaben und gab ihm ſein Eſſen aus dem Horn und ging dann um auch im Walde ſein Frühſtück zu ſuchen. Nur einmal kam eine elende, ſchwache Kuh, nur ein wenig Fell über den Knochen und fragte auch auf den Ochſen. Er ſolle am nächſten Morgen auf die Brücke kommen mit ihr zu kämpfen. Vor dieſer Kuh fürchtete ſich der Knabe nicht und er lachte, als er es ſeinem Großvater erzählte. Aber der ſagte: „Nun, mein Sohn, jetzt bin ich fertig. Dieſe Kuh nimmt mir das Leben. Aber du ſollſt mit mir kommen und wenn ſie mich hinunter geſtoſſen, nimm meine Hörner und verſorg ſie dir. Doch ſchütte ſie nicht aus, bevor du zu Hauſe biſt.“

Morgens gingen ſie beide auf die Brücke, das Kuhlein war ſchon da, und als es den Ochſen ſah, kam es auf ihn zu und ſtieß ihn ſofort über die Brücke, daß er ganz zerſchellte. Der Knabe nahm die Hörner und ging, er hatte aber keine Ruhe, als er über eine Wieſe ging, ſchüttelte er die Hörner, da kamen lauter Rinder heraus, die ganze Wieſe voll. „Nun, Ihr guten Leute, wie ſoll ich mir dieſe alle wieder einfangen?“ Nur einmal antwortete Juda aus einem Strauch: „Wenn du mir eine Hanklich auf deiner Hochzeit gibſt, fange ich dir ſie alle wieder ein.“ „Ich gebe ſie dir.“ Juda nahm ſie geſchwind wieder alle in das Horn und der Knabe trug ſie nach Hauſe.

Als nun die Zeit kam, daß der Jüngling zum Heiraten war, hielt er Hochzeit und dachte nicht mehr an den Juda. Nur einmal rief der unter dem Fenſter um die Hanklich. Der Bräutigam antwortete: „Der Juda unter dem Fenſter ſoll zerplatzen,“ darauf zerplatzte er. Von wo ichs gehört, von dort hab ichs erzählt. *Nicolai Bursan, Alzen.*

45. Ein halber Menſch.

Ein Rumäne hatte drei Söhne. Dieſe ſchickte er einmal in die Mühle mit einer Fuhre Frucht, und befahl ihnen, ſie ſollten ſich nicht unterſtehen, in ein Wirtshaus am Wege einzukehren, da wäre es nicht geheuer. Sie brachen alle drei auf, als ſie aber an das Wirtshaus kamen, ſprach der Älteſte: „Ihr Brüder, kommt wir gehen nur ein wenig hinein, trinken eine Portion Branntwein, kommen ſchnell wieder heraus und gehen dann unſern Weg.“ Aber der Jüngſte ſagte: „Ihr Brüder, immer ſollen wir einem alten Mann gehorchen, wir gehen nicht hinein, es iſt nicht gut.“ „Na, hör' jetzt, was der Kleine ſagt, bleibt hier, ich verſuche es.“ Er ging hinein, und als er drinnen war, ſtand in der Stube ein halber Menſch am Ofen und briet einen ganzen Menſchen mit den Augen auf dem Feuer. „Guten Tag, halber Menſch.“ „Ich danke, ganzer Menſch.“ „Du halber Menſch, brätſt einen ganzen Menſchen mit den Augen auf dem Feuer.“ „Auch dich brate ich, wenn du mir nicht die Mär erzählſt, welche du weißt, die niemand weiß.“ „Wie ſoll ich dir die Mär erzählen, die ich weiß, die niemand weiß?“ „Wenn du ſie nicht weißt, ſo komm.“ Er nahm ihn und band ihn an eine Säule mitten in die Stube. Als der Älteſte nicht mehr herauskam, ging der Mittlere, um nach ihm zu ſehen. „Guten Tag, halber Menſch.“ „Ich danke, ganzer Menſch.“ „Du halber Menſch, brätſt einen ganzen Menſchen mit den Augen auf dem Feuer.“ „Auch dich brate ich, wenn du mir nicht die Mär ſagſt, die du weißt und die nicht iſt.“ „Wie ſoll ich dir denn dieſe Mär erzählen?“ Auch dieſen band der halbe Menſch an eine Säule mitten im Zimmer. Der Jüngſte hütete den Wagen mit der Frucht, und als er ſah, daß keiner von ſeinen Brüdern zurückkam, dachte er ſich, es wäre etwas ſchlechtes geſchehen, und er ſolle jetzt doch auch nach ihnen ſehen, um ſie zu befreien. Als er hineinkam, ſah er gleich ſeine Brüder an der Säule gebunden und der halbe Menſch ſtand noch immer am Herd und briet den ganzen Menſchen mit den Augen am Feuer. „Guten Tag, halber Menſch.“ „Ich danke, ganzer Menſch.“ „Du halber Menſch brätſt einen ganzen Menſchen mit den Augen auf dem Feuer und meine Brüder haſt du angebunden in die Mitte der Stube.“ „Auch dich brate ich, wenn du mir nicht ſagſt die Mär, welche du weißt, die nicht iſt.“ „Ich will dir die Mär erzählen, aber wenn du ſagſt, es iſt nicht ſo, dann brate ich dich. Dein Vater wurde mit meinem Vater Buſenfreund, ſie waren beide Eſel.“ Als der Jüngſte dieſe Worte ſagte, war es, als ſtäche jemand in den halben Menſchen, aber er hielt an ſich, damit ihn der ganze nicht brate. Dann erzählte dieſer weiter: „Da ſie nun beide Eſel waren, hatten ſie ſich vor-

genommen in die Hölle zu gehen und Töpfer zu werden. Und ſie gingen auch in die Hölle und machten den Teufeln Töpfe und Krüge.“ Hierüber wurde der halbe Menſch ſo zornig, daß er ſchrie: „Du lügſt, du lügſt, mein Vater war nie Töpfer.“ „Nun, ich habe dir ja eine Mär geſagt, die nicht war, komm jetzt nur, daß ich dich ins Feuer werfe“, und ſchnell warf er ihn ins Feuer. Dann band er ſeine Brüder frei und ſie zogen in die Mühle. Aber ſeitdem gehorchen ſie ihren Eltern.

Jacob Janku, Alzen.

46. Der Wolf mit den Schuhen.

Es fuhr ein Mann mit dem Pflug. Als er pflügte, kam ein Wolf und wollte ihn freſſen. „Aber Onkel Wolf, nicht friß mich, morgen bring' ich dir ein paar Schuhe, daß du ſie anziehſt.“ Gut. Der Wolf ließ ihn zufrieden, er freute ſich, daß er hinfort nicht mehr barfuß gehen ſollte, denn er war ſtolz und dumm. Am nächſten Tag nahm der Mann einen Wagen und lud zwei Hunde auf und deckte ſie mit einer Wolldecke zu. Als er auf ſein Land kam, war auch der Wolf ſchon da und fragte, ob er ihm die Schuhe gebracht? „Wie ſollt ich nicht, geh' nur zum Wagen, ſie ſind unter der Decke.“ Als er die Decke aufhob, ſprangen die Hunde auf ihn und jagten ihn bis zu ſeinem Loch. Er ſprang hinein, aber die Hunde hielten ihn immer an einem Fuß und zogen ihn, daß er jammerte: „Ach, meine Füße, ach meine Füße. Nehmt meinen Schwanz, den könnt Ihr eſſen, aber laßt mir die Füße.“ Aber die Hunde verſtanden ihn nicht, zogen ihn ganz heraus und fraßen ihn.

47. Der Wolf und die zwei Geislein.

Es hatte eine Ziege zwei Geislein und ſagte zu ihnen: „Meine Geislein, ſperrt zu die Türe, damit Euch nicht der Onkel Wolf frißt, ich gehe in den Wald und bringe Euch Blätter im Munde mit der Axt in der Hand.“ Gut. Als die Ziege gegangen, ſperrten die Geislein die Türe zu, nur einmal kam der Wolf und rief an der Türe: „Meine Geislein, ſperrt auf die Türe, ich bin Eure Mutter, ich bring' Euch Blätter zwiſchen den Lippen mit der Axt in der Hand.“ „Leg' die Pfote in das Fenſter, daß wir ſehen, biſt du unſere Mutter.“ Er tat ſie hinauf, nur einmal ſchrien ſie: „Sieh' es iſt der garſtige Wolf, ſieh' es iſt der garſtige Wolf.“ Der Wolf ging fort, zerrieb eine Ziegel, und beſtrich ſich den Fuß mit rotem Ziegelſtaub, und kam wieder. „Meine Geislein, macht auf die Türe, ich bring' Euch Blätter in den Lippen mit der Axt

in der Hand." „Zeig' uns den Fuß, daß wir ſehen, biſt du unſere Mutter, oder der garſtige Wolf?" Der Wolf ſtreckte den roten Fuß zum Fenſter hinein, nur einmal riefen die Geislein: „Sieh' es iſt unſere Mutter, ſieh' es iſt unſere Mutter, ach unſere arme Mutter, wie ſie ſich den Fuß in den Dornen zerſtochen, daß er ganz blutig iſt, komm', daß wir ſchnell öffnen." Der Wolf kam herein und verſchluckte ſie gleich und ging dann nach Hauſe in den Wald. Als die Ziege zurückkehrte, fand ſie die Türe offen und die Geislein nirgends. Sie fürchtete ſo etwas und kehrte um in den Wald und begegnete dem Fuchs und fragte ihn: „Tante Fuchs, haſt du meine Geislein nicht geſehen?" „Nein, wirklich." Sie ging zum kleinern Wolf: „Onkel kleinerer Wolf, haſt du meine Geislein nicht geſehen?" „Nein, wirklich." Sie ging zum Wolf: „Onkel Wolf, haſt du meine Geislein nicht geſehen?" „O ja, ich habe ſie geſehen, ich habe ſie auch eingeſchluckt." „Alſo komm' Onkel Wolf, wir wollen Gevatersleute werden, komm' hilf mir den Ofen heizen, daß wir uns einige Kuchen backen." „Ich komme, auf das Fleiſch gehört auch Brot." Sie heizte den Ofen und rief auch den Wolf, er ſolle blaſen. Als er ſich an das Ofenloch ſtellte, fing er auch gleich an zu blaſen, die Ziege ſtieß ihn in den Ofen, die Zieglein ſprangen heraus und liefen geſchwind aus dem Backofen. Er konnte aber nicht mehr und ſchrie: „Du Gevatterin, zieh' mich heraus, du Gevatterin, zieh' mich heraus, aber die Ziege ſtieß ihn noch mehr hinein, daß er verbrannte und nur die Aſche übrig blieb.

Nuca Luchila, Alzen.

48. Ein Mädchen, welches Menſchen frißt.

Es waren zwei Leute, die hatten einen Knaben ſchon etwas größer und ein Mädchen in der Wiege. Der Mann klagte eines Tages, er wiſſe nicht, wie das ſein ſollte, es fehle ihm jeden morgen ein Schaf. Er hatte im Hof eine Schafherde. Der Knabe ſprach: „Laß mich, Vater, ich hüte ſie dieſe Nacht." Er nahm ſich die Axt in die Hand und verſteckte ſich in den Hof. Die Eltern ſchliefen. So um Mitternacht erhob ſich die Kleine aus der Wiege, ging hinaus und nahm ſich ein Schaf und aß es mit Haut und Haaren, daß nicht ein Haar vom Fell noch auch die Füße übrig blieben. Der Bruder erſchrak und warf die Axt auf ſie, und hatte den kleinen Finger getroffen. Das Kind legte ſich wieder in die Wiege und fing an zu weinen, daß ſeine Mutter erwachte und es in die Arme nahm ihm zu trinken zu geben. Das Kind weinte noch ärger, nur einmal ſah ſeine Mutter Blut am Finger. Sie ſah in der Wiege nach, dort

war nichts, woran sie sich hätte stoßen können. Da kam der Knabe in die Stube und sagte es seinen Eltern, was geschehen. Aber sein Vater stand auf, nahm den Stock: „Was sagst du, du Betrüger, wie kannst du so elende Worte über dein Schwesterchen reden, ein kleines Kind in der Wiege wird ein Schaf essen können, sie kann sich nicht einmal aus der Wiege auf die Füße stellen, du Elender, Lügner.“ Er hieb mit dem Stock auf ihn und jagte ihn hinaus in die Nacht. Der arme Knabe weinte und ging vom Hofe seines Vaters. Er ging und ging immer weiter, bis er an die schwarzen Gebirge gelangte, dort stand ein Haus und in der Türe war ein Mann und fragte: „Du Erdensohn, wie kommst du zu mir, hieher verirrt sich nicht einmal der Adler der Hölle (pasere măiastră).“ „Ach, Herr, sieh so und so ist es mir ergangen, jetzt möchte ich mich als Knecht verdingen.“ „Dann bleib' bei mir, ich brauche gerade einen.“ Er blieb und arbeitete, was er konnte. Sein Herr konnte sich auf ihn verlassen und behielt ihn zwölf Jahre. Als diese um waren, sehnte er sich nach seinen Eltern und seinem Lande und bat seinen Herrn, ihm zu erlauben, einmal hinzugehen und nach ihnen zu sehen, wie es ihnen gehe. „Ich will dich lassen, mein Sohn, aber dir wird Feuer kommen und mir Rauch.“ Dann gab er ihm ein Pferd zum Reiten. Er ritt hinunter nach Siebenbürgen und gelangte dorthin, wo er sein Dorf wußte, aber dies fand er nicht mehr, es stand nur ein Hütte am Ende des Dorfes, diese Hütte hatte er erkannt, es war die seines Vaters. Wo das Dorf gewesen, wuchs Gras. Als er an sie heranritt, saß seine Schwester am Fenster und nähte. Er band sein Pferd an einen Stecken und ging in die Stube: „Guten Tag, Schwester.“ „Ich danke, Bruder, komm', setz' dich an den Tisch.“ Als er saß, ging sie hinaus, er sah durchs Fenster, wie sie seinem Pferd einen Fuß ausriß und ihn samt den Haaren fraß. Jetzt wußte er, was in diesen zwölf Jahren geschehen war. Das Mädchen hatte zuerst die ganze Schafherde aufgegessen, dann hatte sie das Vieh der andern Leute verzehrt, und als sie mit dem fertig geworden, fing sie an den Menschen an und hatte auch die alle um das Leben gebracht.

Sie kam in die Stube und sprach: „Ach Bruder, wie merkwürdige Pferde Ihr dort habt mit drei Füßen.“ Sie ging wieder hinaus, riß auch den zweiten Fuß aus und verschlang ihn. Kam wieder hinein und sprach: „Ach Bruder, was für merkwürdige Pferde Ihr dort habt mit zwei Füßen.“ Sie ging wieder hinaus, sie hatte keine Ruhe, und aß auch den dritten Fuß. „Ach Bruder, was für merkwürdige Pferde Ihr dort habt mit einem Fuß.“ Wieder ging sie hinaus, und fing jetzt das ganze Pferd an zu zerreißen und zu fressen. Der Jüngling merkte, was

auch seiner warte, wenn er hier bliebe, schwang sich durchs Fenster und floh in den Wald. Er lief und lief, bis er in der Ferne das Mädchen schreien hörte. Er stand grade an einer Zwillingseiche und stieg in die Spitze. Als sie das Pferd gegessen, war sie noch nicht satt, denn seit sie das ganze Dorf aufgegessen, hatte sie weder Tiere noch Menschen bekommen. Sie kam jetzt in die Stube um auch den Bruder zu verzehren und fand ihn nicht mehr dort, aber sie roch wohin er geflohen, und nun lief sie auch auf demselben Weg ihm nach. Als sie ihn oben auf der Eiche sah, rief sie ihn herunter, er wollte aber nicht. Da legte sie den Mund an den Stamm und fing an zu nagen und durchnagte den ganzen Stamm, der Bruder aber schwang sich auf den zweiten, wußte freilich, daß auch dies nicht lange helfen werde. Da gedachte er der beiden Hunde seines Herrn, der eine hieß Audebine (Hör gut), der andere Greupomunta (Stark wie die Erde), diese waren in ihrer Hütte immer eingesperrt. Er pfiff ihnen laut und fein. Wie er einmal gepfiffen, sagte der eine zum andern: „Hör', Kamerad, mir scheint unser Knecht pfeift uns, er muß in großer Not sein, komm', daß wir ihm zu Hilfe eilen, aber wie sollen wir herauskommen?" „Warum heiße ich ‚Stark wie die Erde', wenn ich nicht hinaus kann?" Er stemmte sich gegen die Türe mit den Füßen, daß sie gleich einfiel, dann liefen sie schnell nach Siebenbürgen in den Wald zum Burschen und gelangten grade hin, als die Verwünschte auch den zweiten Stamm durchfressen. Die Hunde packten sie und fraßen sie selbst auf und hatten ihn so befreit. Jetzt war das ganze Stück Land, wo das Dorf gestanden, sein. Er blieb dort, fing an zu arbeiten, sein Herr half ihm, dann heiratete er.

Von wo ichs gehört, von dort hab ichs erzählt.

Lina Subtirel, Alzen.

49. Tischlein, Hütlein, Stöcklein.

Es war einmal ein Mann, der hatte einen Sohn und hielt ihn für albern. Eines Tages schickte er ihn mit zwei Ochsen pflügen. Als er jetzt anfing zu pflügen, saß ein Rabe am Wege und sagte: „Hör', Knabe, gib mir einen Ochsen, ich bin so hungrig, wenn du mir ihn nicht gibst, so sterbe ich oder fresse dich." „Ich möchte dir ihn ja gerne geben, aber mit was soll ich dann pflügen, mein Vater bringt mich um, wenn ich nach Hause komme." „Aber so gib mir einen, dann geh zu meinem Vater, dem Rabenkönig und sage ihm nur, warum du gekommen, er gibt dir eine ganze Herde Ochsen, wenn er hört, du hättest mir deinen

gegeben und er wird dir geben, was du verlangſt, auch Schafe, Schweine, Pferde und Kühe.“ „Wohin ſoll ich gehen, ich kenne den Weg nicht.“ „Der Weg führt grade von hier zu uns, aber ich will ihn dir mit den Flügeln ſchlagen.“ Der Rabe aß den Ochſen, dann ſchlug er den Weg von dort bis zu ſeinem Haus mit den Flügeln. Aber der Knabe ging mit einem Ochſen und dem Pfluge nach Hauſe. Als ihn ſein Vater ſah, fragte er: „Mein Sohn, wo haſt du den andern Ochſen gelaſſen?“ „Ich habe ihn einem Raben zum Eſſen gegeben.“ „Du dummer Kerl, was für eine Dummheit haſt du jetzt wieder gemacht!“ „Ich habe keine Dummheit gemacht, für dieſen einen erhalte ich eine ganze Herde, wenn ich ihm ihn nicht gegeben hätte, würde er mich gefreſſen haben.“ „Es wäre gut geweſen, wenn er dich gefreſſen, kaum hätte ich keinen Schaden mehr durch dich.“ „Gute Geſundheit, Vater, ich gehe, um mir meinen Lohn zu bringen.“ „Geh', meinetwegen zum Teufel, daß du mir aus den Augen kommſt, daß ich nicht auch noch eine Sünde begehe.“

Der Burſch ging immer auf dem Wege, welchen der Rabe mit den Flügeln bezeichnete. Er kam an einer Schweinsherde vorbei und rief dem Hirten: „Wem gehört dieſe Herde?“ „Dem König der Raben.“ „Füttert ſie nur gut, ſie gehören auch mir.“ Der Schweinshirt packte ihn und prügelte ihn gut durch. Er ging weiter bis er eine Schafherde antraf. „Wem gehören dieſe Schafe?“ „Dem Rabenkönig.“ „Füttert ſie nur gut, ſie ſind auch mein.“ Der Schafhirt packte ihn und prügelte ihn gut durch. Er ging weiter bis zu einer Ochſenherde. „Wem gehören dieſe Ochſen?“ „Dem Rabenkönig.“ „Füttert ſie nur gut, ſie ſind auch mein.“ Auch der Ochſenhirt prügelte ihn und er ging weiter bis er zu der Pferdeherde kam. „Wem gehören dieſe Pferde?“ „Dem Rabenkönig.“ „Füttere ſie nur gut, ſie ſind auch mein.“ Der Pferdehirt fragte den Knaben: „Mein Sohn, wohin gehſt du?“ „Sieh ſo und ſo“ und erzählte ihm alles wahr. „Hör', was ich dir ſage: Wenn du zum König kommſt, verlange nichts außer das Tiſchlein, das Hütlein und das Stöcklein. Wenn du zum Tiſchlein ſagſt: Decke dich, mein Tiſchlein in allen vier Ecken mit Speiſen, haſt du gleich Speiſen und Getränke aller Art. Wenn du zum Hütlein ſagſt ‚Trop‘ dann kommen ſo viele Soldaten heraus, als du Trop ſagſt, wenn du ſie nicht mehr brauchſt, ſagſt du ‚trop hinein‘, dann gehen alle wieder hinein. Zum Stöcklein mußt du ſagen: ‚Dreh' dich, mein Stöcklein‘, dann dreht es ſich auf dem Rücken und haut den, welchen du willſt.“ Der Jüngling ging weiter, bis er zum König der Raben kam. Als er hineinkam, ſagte er: „Guten Tag, Herr König!“ „Ich danke mein Sohn, was bringt dich ſo weit bis zu

mir?“ „Seht, Euer Sohn hat mich geſchickt, Ihr ſolltet mir das Tiſchlein, Hütlein und Stöcklein geben, weil ich ihm meinen Ochſen zum Eſſen gegeben.“ „Du Knabe, die kann ich dir nicht geben, die ſind zu teuer, aber ich gebe dir alle Herden, die du geſehen.“ Nur einmal kam der Rabe heraus und ſprach: „Vater, freuſt du dich denn nicht, daß mich dieſer Burſch vom Hungertod errettet?, wenn er mir nicht ſeinen Ochſen gegeben, wäre ich vor Hunger geſtorben, jetzt gib ihm auch, was er verlangt.“ Darauf ging der König und brachte ihm dieſe Sachen. Dieſer dankte und ging heimwärts. Als er zur Pferdeherde kam, rief er den Hirten, ſtellte das Tiſchlein auf die Erde und ſagte: „Decke dich mein Tiſchlein in alle vier Ecken mit Speiſe.“ Gleich ſtanden Speiſen und Getränke aller Art, ſie ſetzten ſich beide und aßen und tranken, bis ſie ſatt waren. Dann nahm er ſich das Tiſchlein auf den Rücken, das Hütlein auf den Kopf, das Stöcklein in die Hand und ging weiter bis zur Ochſenherde. „Dreh' dich mein Stöcklein.“ Nur einmal flog das Stöcklein auf den Rücken des Hirten und ſchlug ihn und ſchlug ihn bis er immer „Tulei“ ſchrie. Dann ging er weiter zum Schafhirten. „Dreh dich mein Stöcklein.“ Da lief es auf den Rücken des Hirten und prügelte auch dieſen bis er genug hatte. Dann ging er weiter bis zum Schweinehirten. „Dreh dich mein Stöcklein.“ Auch dieſer bekam, was er brauchte. Dann ging er weiter und kam nach Hauſe. „Nun, Vater, nun Mutter, kommt und ſeht und eßt Euch einmal ſatt: „Deck' dich mein Tiſchlein in alle vier Ecken mit Speiſen.“ Die Eltern wunderten ſich und zankten nicht mehr mit ihm und nannten ihn auch nicht mehr Prost (dummer Kerl). Als ſie gegeſſen, ſchrieb er einen Brief dem König, er ſolle morgen zu ihm zum Eſſen kommen, ſetzte auf den Brief ſeinen Namen und Hausnummer. Aber ſein Haus war das elendeſte aus dem ganzen Dorf, nur mit Stroh gedeckt. Als der König mit ſeinen Soldaten auf einer Kutſche gefahren kam, ſah er nach der Hausnummer und ſah dieſe Hütte und ſchüttelte den Kopf. Aber es war dieſelbe Zahl, die im Brief ſtand. Er ging hinein und der Burſch kam ihm entgegen und ſetzte ihn hinter den Tiſch und brachte ſo viel Speiſen und Getränke, wie auch der König noch nie geſehen. Er wunderte ſich und ſprach zum Kutſcher, er ſolle ſehen, von wo dieſer ſo gute Speiſen bringe. Der Kutſcher ging hinter dem Burſchen und hörte, wie dieſer ſagte: „Decke dich mein Tiſchlein in alle vier Ecken mit Speiſen.“ „Dieſe Sache gefällt mir, geh' und ſtiehl das Tiſchlein und verſteck es in die Kutſche“, befahl der König dem Kutſcher. Als er dann gegeſſen, fuhr er mit dem Tiſchlein fort. Als der Burſch abends eſſen wollte, ſah er, daß das Tiſchlein fort war. Er

dachte gleich, das könne niemand anders gestohlen haben als der König, und schrieb, er solle ihm das Tischlein gleich zurückschicken, sonst käme er mit seinen Soldaten und mache Krieg. Der König aber dachte, von wo sollte dieser arme Mann Soldaten haben, und schickte ihm 40 entgegen. Aber der Bursch nahm das Hütlein und sagte: „Trop, trop, trop, trop usw.“, nur einmal kamen die Soldaten heraus und diese schlugen die 40 gleich, daß nicht einer übrig blieb. Der König schickte wieder und wieder, aber die aus dem Hütlein schlugen sie alle. Als der König sah, es sei nicht Spaß, kam er selbst mit einem Regiment, aber wie erschrak er, als er sah, wie viele dieser Bursch hatte. Jetzt gab er ihm das Tischlein und sein halbes Königreich und seine Tochter zur Frau. Dann lebten sie gut und in Frieden und Gesundheit von der Jugend bis ins Alter und als der Alte starb, wurde er König.

Juon Bresoi, Alzen.

50. Der goldene Gürtel.

Es war einmal eine Witwe, die hatte einen Sohn zum Heiraten. Der war eine Zeit lang zur Königstochter ins Haus gegangen, dann war aber etwas zwischen sie gekommen, was es gewesen sein wird, wie die jungen Leute, die dummen. Er war zornig und sprach zu seiner Mutter: „Komm' mit mir in die Welt und hilf mir eine Frau suchen.“ Sie nahmen sich und gingen beide bis sie in einen Wald kamen und gingen und gingen und kamen nicht mehr heraus. Aber Gott sah es, Gott sieht ja alles, was auf dieser Erde geschieht. Er sagte zum heiligen Petrus: „Höre Petrus, dieser Mensch macht eine Dummheit, komm' daß wir gehen und ihn auf den rechten Weg weisen.“ Sie gingen beide als zwei alte Männer und gingen diesen beiden entgegen in den Wald. Als sie ihnen begegneten, sagte Gott, sie sollten noch ein Stück vorwärts gehen, dann kämen sie an zwei Wege, sie sollten den rechts nehmen, der führe aus dem Walde hinaus. Aber der Bursch vergaß diese Worte des Alten und ging immer, wohin ihn das Auge führte, aber so kamen sie nicht aus dem Walde. Jetzt kamen sie an eine Tanne mit Ästen, fast bis in den Himmel. Er sagte zu seiner Mutter: „Ich steige hinauf, ich soll ein wenig um mich sehen, ob ich nirgends ein Licht sehe, dann werfe ich den Hut nach der Seite, du sollst auf ihn treten, damit ich dann weiß, wohin wir gehen sollen.“ Gut. Er stieg hinauf und stieg sieben Tage lang und als er in die Spitze gelangte, fand er in der Krone einen goldenen Gürtel. Aber Gott hatte ihn dorthin gehängt. Er nahm

ihn um und dachte nicht mehr daran nach einem Licht zu ſehen. Den Hut warf er, wohin er fallen wollte und als er ſelbſt hinunter kam, fand er ſeine Mutter mit dem Fuß auf den Hut tretend. Dann gingen ſie beide da zu und gelangten an ein ſchönes Haus. „Mutter, bleib' du jetzt draußen, ich gehe hinein und ſeh zuerſt, wer dort wohnt, komme ich in einer halben Stunde nicht heraus, dann iſt etwas mit mir geſchehen.“ Als er hineinkam, ſaßen 20 Räuber in der erſten Stube. Da er nun den Gürtel um hatte, ſo hatte er die Kraft, alle auf einmal in den Boden zu ſchlagen. Als er dieſen die Köpfe abgeſchlagen, ging er in die andere Stube und fand auch dort 20. Als er auch dieſen die Köpfe abgeſchlagen, nahm er den Anführer, ſteckte ihn in ein Kämmerlein und ſchloß ihn ein. Dann ging er und rief ſeine Mutter herein und dann wohnten ſie in dem ſchönen Hauſe. Vor dem Fenſter ſtand ein Birnbaum, wenn der Burſch fortging, ließ er die Blätter welk hängen, kam er nach Hauſe, blühte er und war friſch. Seine Mutter kehrte alle Zimmer, nur das, in welchem der Räuberanführer wohnte, blieb zugeſperrt und den Schlüſſel trug er im Gürtel. Einmal fand die Alte einen verroſteten Schlüſſel. Als ihr Sohn wieder einmal auf der Jagd war, ſperrte ſie mit dieſem verroſteten Schlüſſel das Kämmerlein auf und fand den Anführer dort und ſie verliebten ſich in einander. Nun berieten ſie ſich, wie ſie ihren Sohn verderben ſollten. Als er von der Jagd kam, jammerte ſie, ſie ſei ſterbenskrank, wenn ſie nur das Herz von einem kleinen Bären haben könnte, dann würde ſie gleich geſund. Dieſer ging ins Gebirge, einen zu ſchießen. Aber die Bärenmutter gab ihm eines ihrer Kinder und ſagte, er brauche es nicht zu töten, es käme hinter ihm gegangen. Wenn er es zu Hauſe nicht brauche, ſolle er ihm nur eine Brotkruſte geben, es käme ſchon wieder zurück. Die Mutter des Burſchen ſtand am Fenſter mit dem Anführer und ſahen nach dem Baum mit den welken Blättern und hofften, der Bär würde ihn gefreſſen haben, nur einmal ſiehe, der Baum fing an zu blühen und der Burſch kam zurück, hinter ihm der kleine Bär. Als er in die Stube kam, ſagte ſie: „Nun, mein Sohn, mir iſt es beſſer, wir wollen den Kleinen noch nicht töten.“ Er gab ihm eine Brotkruſte und das Bärenkind lief eſſend nach Hauſe ins Gebirge. Am nächſten Tage jammerte ſie wieder, ſie wäre krank zum Sterben, nur das Herz eines Wolfskindes könne ſie retten. Der Sohn nahm ſogleich ſein Gewehr und ging. Die Blätter des Baumes welkten. Gegen Abend kehrte er heim, das Wölflein lief hinter ihm, auch die Wölfin hatte ihm gleich eines ihrer Kinder mitgegeben. Da ſagte ſeine Mutter wieder, es wäre ihr beſſer,

man ſolle das Tierchen nicht töten. Er gab ihm eine Brotkruſte und ließ es wieder ins Gebirge laufen. Jetzt ſagte ſie: „Mein Sohn, du haſt dich ſo viel um mich bemüht, komm', ich habe dir ein Bad aus Milch bereitet.“ Der Burſch freute ſich, entkleidete ſich und ſtieg ins Bad, nur einmal kam der Anführer, nahm ihm den Gürtel und die Mutter wollte ihm den Kopf abhauen, aber der Anführer wollte nicht, weil er ihn auch nicht umgebracht und ſtach ihm nur die Augen aus und ſchickte ihn in den Wald. Die wilden Tiere ſollten ihn freſſen, aber ſie fraßen ihn nicht, ſie brachten ihm zu Eſſen. Die Bärin brachte ihm Milch und erzählte ihm, die Königstochter habe an der Straße ein Spital errichtet, er ſolle auch hingehen. Der Wolf hatte ihm noch damals, als er im Walde um das Wölflein geweſen, ein Fläſchchen Tau gegeben, Arznei fürs Alter. Er trug dies bei ſich, hatte aber darauf vergeſſen. Die Tiere führten ihn bis zum Spital. Als er hineinkam, erkannte ihn die Königstochter nicht ohne Augen. Da, in der Nacht fiel ihm das Fläſchchen mit dem Tau ein, er beſtrich ſich die Augen und fühlte, wie ſie ihm wuchſen. Bis am Morgen hatte er ſie wieder und konnte noch beſſer ſehen, als früher. Aber die Freude, als die Königstochter kam nach den Kranken zu ſehen, und ſah wer im Bett lag! Dann hielten ſie Hochzeit. Der Bär und der Wolf brachten den Gürtel vom Anführer. Der Bär hatte ſich in einen Floh verwandelt und biß ihn ſo, daß er den Gürtel abnahm und ihn auf den Tiſch warf. Der Wolf hatte ſich in eine Fliege verwandelt, flog auf den Tiſch, nahm ihn und flog damit zum Burſchen. Nach der Hochzeit kam er mit dem Gürtel, den er umgelegt, und hieb auch dem Räuberanführer den Kopf ab und warf ihn in die Kammer zu den andern, und ſeine Mutter zu ihnen, damit ſie ſie auffeſſe.

Und von wo ich's gehört, von dort hab ich's erzählt.

Lina Subſirel.

51. Die Gans mit einem Fuß.

Es war einmal ein Mann vor Gericht, der Stuhlrichter hatte gerichtet, wie es dem Menſchen gefallen. Als er nach Hauſe gekommen, ſagte er zu ſeiner Frau: „Du Frau, ſchlachte eine Gans und brate ſie, daß wir ſie dem Stuhlrichter ſchicken.“ Sie ging und tat, wie ihr der Mann befohlen. Als die Gans fertig, wickelte ſie die Frau in ein reines Tuch und legte ſie in den Zwergſack und ſchickte ſie mit dem Knecht George. Der George nahm den Sack auf den Rücken und ging. Als er an eine Wieſe kam, ſah er dort Gänſe auf einem Fuß ſtehen. „Na, ſeht ihr

guten Leute, die Gänſe mit einem Fuß!“ Gut, wenn es auch Gänſe mit einem Fuß gibt, warum ſoll der Stuhlrichter zwei Füße eſſen. Auf einmal nahm er die Gans heraus, ſchnitt ihr einen Fuß ab und aß ihn. Als er zum Stuhlrichter kam und der die Gans beſehen, fragte er: „Was haſt du mit einem Fuß gemacht?“ „Was ſoll ich gemacht haben, nichts habe ich gemacht, aber die Gänſe ſtehen nur auf einem Fuß.“ „Sie ſtehen auf einem, haben aber zwei.“ „Aber wirklich, komm nur und ſieh, Herr, auf der Wieſe.“ Der Stuhlrichter ging mit ihm, und als ſie auf die Wieſe kamen, ſtanden alle Gänſe auf einem Fuß. Aber der Stuhlrichter machte „häſch“ und gleich flogen alle Gänſe auf und zeigten zwei Füße. „Nun ſiehſt du, George, ſie haben alle zwei Füße?“ „Aber Herr, du hätteſt auch zu der gebratenen Gans ſagen ſollen ‚häſch.‘“ *Marpod.*

52. Chelteu.

Es waren einmal drei Brüder, denen waren die Eltern geſtorben und hatten ihnen nichts hinterlaſſen als eine verroſtete Senſe. „Na, jetzt, wie ſollen wir dieſe Senſe teilen?“ fragte der älteſte den mittelſten Bruder. Der wußte es auch nicht, aber der Jüngſte, er hieß Chelteu, ſagte: „Das iſt eine leichte Arbeit; wir tragen ſie zu einem Schmiedemeiſter, und laſſen drei Sicheln machen, dann gehen wir und ſchneiden ein Weizenfeld und bekommen dafür Geld.“ Gut. Er trug die Senſe zum Schmied und der machte die drei Sicheln bald fertig. Als Chelteu ſie nach Hauſe brachte, gab er jedem eine und ſagte: „Jetzt, meine Brüder, kommt, wir gehen aufs Feld und wo wir ein Weizenfeld finden, dort wollen wir ſchneiden.“ Sie gingen und gingen, nur einmal kamen ſie an ein großes, großes Weizenfeld, von dem man weder den Anfang noch das Ende ſehen konnte. Sie ſtellten ſich an die Arbeit und fingen an und arbeiteten bis 10 Uhr. Nur einmal kam des Teufels Großmutter: „Na, könnt Ihr noch, Burſchen, könnt Ihr noch?“ „Noch ein wenig, alte Großmutter.“ „Gut, ich gehe jetzt nach Hauſe und bringe Euch das Mittageſſen, für dieſes Feld gebe ich Euch drei Viertel Dukaten.“ Als ſie fort war, ſagte Chelteu: „Ihr Brüder, wenn die Teufelsgroßmutter das Eſſen bringt, dürfen wir die Suppe nicht eſſen, die iſt nicht rein, wir eſſen nur das Brot, das iſt Gottes Angeſicht.“ Als die Teufelsgroßmutter mit dem Mittageſſen kam, ſagte Chelteu: „Stell' das Eſſen nur hin und geh' nach Hauſe, wenn wir hungrig ſind, wollen wir ſchon eſſen.“ Als ſie aber fort war, machte er ein Grab und begrub das Fleiſch mit der Suppe, denn es war Menſchenfleiſch. Das Brot aßen ſie. Als

ſie ſatt waren, legten ſich die beiden ältern Brüder ſchlafen, wie das ja der Brauch iſt, aber als Chelteu ſah, daß ſie ſchliefen, nahm er ſich die Peitſche und knallte in alle vier Ecken, daß die Teufel aus der ganzen Welt zuſammenliefen und fragten: „Was befiehlſt du, unſer Herr?“ „Ihr ſollt dieſes Kornfeld ſchneiden.“ Kaum hatte er ausgeredet, ſo war es fertig. Als die Brüder erwachten, war der Weizen geſchnitten und in Haufen gelegt. Dann gingen ſie um den Lohn zur Teufelsgroßmutter. Bis ſie hinkamen, war es grade Abend, und die Alte brachte das Abendeſſen auf den Tiſch. Sie aßen wieder nur trocknes Brot und als ſie die Alte deshalb fragte, ſagte Chelteu, ſie hätten zu Mittag ſo viel gegeſſen, daß ſie nicht mehr hungrig wären. Als ſie gegeſſen, brachte ſie drei Viertel Dukaten, ſagte aber, ſie ſollten jetzt in die Stube zu den Mädchen gehen, und mit ihnen tanzen und ringen. Zu ihren drei Töchtern ſagte ſie, ſie ſollten ſie ermüden, daß ſie einſchliefen, dann ſollten ſie das Licht auslöſchen, um Mitternacht käme ſie und haue den Burſchen die Köpfe ab, um ſie zu braten, bis dann gehe ſie, den Backofen heizen. Gut. Die Brüder gingen zu den Schweſtern, tanzten und balgten ſich herum bis ſie umfielen und ſchliefen. Aber Chelteu fürchtete, die Alte habe etwas Schlechtes mit ihnen vor und wachte. Als nun alle ſchliefen, nahm er die Tücher von den Köpfen der Mädchen und ſetzte ihnen die Hüte ſeiner Brüder auf und ihnen die Tücher. Als die Alte kam, hatte ſie kein Licht und taſtete nur mit der Hand auf den Köpfen, und wo ſie einen Hut fühlte, da ſchnitt ſie den Kopf ab und ſchnitt ſo allen drei Mädchen die Köpfe ab. Als ſie draußen war, weckte dieſer ſeine Brüder, jeder nahm ſein Viertel Dukaten und machten ſich ſchnell fort. Als ſie draußen waren, hörten ſie noch die Alte jammern: „Tulai, Chelteu, du haſt mir gefreſſen den Kopf meiner Töchter, tulai, tulai.“ „Gefreſſen wirklich, auch deinen werd' ich noch freſſen,“ rief er zurück. Als ſie nun heimwärts gingen, ſagte er zu ſeinen Brüdern: „Geht jetzt nach Hauſe, meine Brüder, Ihr habt nun zu leben.“ „Aber komm' doch auch mit uns.“ „Ich komme, wenn ich komme, aber jetzt noch nicht, ich will mich erſt noch ein wenig in der Welt umſehen.“ Er ging bis zum König und dingte ſich als Küchenjunge, zum Gefäß waſchen. Als er gedungen war, bemühte er ſich und ſorgte auf ſeine Ehre, daß ihn alle gern hatten, darum wurden die andern Knechte zornig und wollten ihn umbringen, und gingen zum König und verklagten ihn, er habe ſich gelobt, er könne den Hengſt von der Teufelsgroßmutter bringen. Der König freute ſich und ſchickte um ihn und ſagte, er ſolle gehen und ihn bringen. Darauf ſagte Chelteu: „Sei ſo gut, verzeih', ich habe mich nicht gelobt. Aber ſie haben mich

gelobt, nicht damit ich lebe, aber ſie haben mich gelobt, um mich zu verderben. Aber wenn Gott will, werde ich ihn doch bringen.“ Er ging in der Nacht in den Stall zum Hengſt der Teufelsgroßmutter und verwandelte ſich mit Gottes Hilfe in eine Fliege und biß den Hengſt ſo, daß er laut wieherte, und er ſtach ihn noch einmal, daß er noch ärger wieherte und zum dritten Male ſo müde wurde, daß er umfiel. Jetzt warf er ihm den Halfter über den Kopf, ſetzte ſich auf, und ritt fort. Als er an das Fenſter der Alten kam, rief er: „Gute Nacht, alte Großmutter, den Hengſt hab ich dir genommen.“ Er kam zum König und übergab ihm das Pferd. Dann ging er wieder in die Küche zum Gefäß, noch mehr geehrt als früher, auch vom König. Aber die andern Knechte wurden noch zorniger und am andern Tage verklagten ſie ihn, er habe ſich gelobt, er bringe das goldene Hemd der Teufelsgroßmutter. Als der König dies hörte, hatte er keine Ruhe, und rief den Jungen und ſagte: „Da du dich gelobt, du wollteſt mir das goldene Hemd von der Teufelsgroßmutter bringen, geh und hol' es mir.“ „Herr König, ich habe mich nicht gelobt, aber die Knechte haben mich gelobt, nicht damit ich lebe, ſondern ſie haben mich gelobt, um mich zu verderben. Aber wenn Gott will, ſo werde ich's bringen.“ Er ging in der Nacht und verwandelte ſich mit Gottes Hilfe in einen Floh und biß die Teufelsgroßmutter ſo, daß ſie keine Ruhe fand und das Hemd auszog und auf den Tiſch warf. Dann nahm Chelteu das Hemd und machte ſich fort. Als es die Alte bemerkte, war er ſchon beim König. Als er dem König das goldene Hemd übergab, lobte er ihn ſehr und ehrte ihn. Aber die andern Knechte wurden ſo zornig, daß ſie wieder gingen und ihn verklagten, er habe ſich gelobt, er könne auch die Teufelsgroßmutter bringen. „Ich habe mich nicht gelobt, aber ſie haben mich gelobt, nicht damit ich lebe, ſondern damit ich verderbe. Aber wenn Gott will, werde ich ſie doch bringen.“

Auf ein Wort: von dieſer Mär iſt noch viel ſchönes zurück, ich will es Euch erzählen. Chelteu nahm ſich einen eiſernen Wagen und eiſerne Werkzeuge und er machte ſich einen alten Mann mit einem weißen Bart, ſpannte 6 Ochſen vor den Wagen und fuhr in den Wald der Teufelsgroßmutter, und fing an einer Eiche mit der Axt an zu hauen. Als die Alte das Hämmern in ihrem Walde hörte, kam ſie geſchwind um nachzuſehen, wer da arbeite und ihr das Holz ſtehle. Als ſie kam, erhob ſich ein alter Mann und ſprach: „Guten Tag, alte Großmutter, ich bin gekommen, um mir dieſe Eiche zu nehmen und den Sarg für den Chelteu zu machen, der Arme iſt geſtorben.“ Als die Alte dies hörte, freute ſie ſich ſo, daß ſie auch gleich half. Als der Sarg fertig war, ſagte der

alte Mann: „Jetzt möchte ich mich hineinlegen, um zu ſehen, ob keine Löcher ſind, aber ich ſeh' nicht gut.“ „Laß nur mich, ich ſeh“, rief die Alte und legte ſich geſchwind hinein, aber noch geſchwinder legte Chelteu den Deckel auf ſie und nagelte ſie zu, daß die Alte nicht mehr heraus konnte, dann hob er ſie auf den Wagen und fuhr in den Hof des Königs. Dann nahm er die Peitſche und ging fort. Er ging heim zu ſeinen Brüdern und lebte dann mit ihnen zuſammen in Frieden und Geſundheit, und wenn ſie noch ſind, ſo werden ſie auch heute noch leben.

Lina Subſirel, Agnetheln.

53. Drei Schafbeſitzer (Cioban) und der Teufel.

Es war einmal ein reicher Mann im Lande, der hatte 3000 Schafe und drei Söhne, die waren alle drei Ciobane im Gebirge. Als nun die Zeit kam, daß man die Schafe ſcheren ſollte, ſetzte ſich der Alte auf den Wagen, um einmal oben nachzuſehen. Als er geſehen, daß ſie ſchön waren, ſagte er: „Ihr meine Söhne, folgt mir, ich bin ein alter Mann, und es wird gut ſein, wenn Ihr meine Worte im Sinne behaltet. Wenn Ihr die Schafe verkaufen wollt, nur nicht verkauft ſie einem Herrn. Wenn Ihr nicht hört, wird es ſchlecht genug für Euch ſein.“ Als alle Schafe geſchoren waren, zog der Alte wieder heim, und es kam die Zeit, daß er ſtarb. Jetzt gehörten alle Schafe den drei Brüdern und ſie verabredeten, ſie ſollen 300 verkaufen. Nach einigen Tagen kam ein Herr und fragte, ob ſie Schafe zu verkaufen hätten. „Wir haben, Herr,“ ſprach der Älteſte, obwohl der Jüngſte ihm immer mit den Augen Zeichen machte, denn er hatte die Worte ſeines Vaters nicht vergeſſen. Aber die beiden andern dachten, wenn ſie ſich nur gut bezahlen, die alten Leute reden ja mancherlei. Sie handelten und verkauften dem Herrn 100 Stück. Dieſer ſagte, der Älteſte ſolle jetzt mit den Schafen kommen. Dieſer nahm ſich den bobou (Mantel) und machte ſich auf den Weg. Die Schafe aber wollten nicht mitgehen, und die Hunde bellten jämmerlich und zerſtreuten die Schafe immer, es war als ob die Tiere klüger wären als ihr Herr, und kaum konnte er ſie in den Hof des Käufers bringen. Dieſer war gerade der Teufel. Die Schafe blieben im Hof, aber den Cioban rief der Teufel in die Stube, er ſolle einmal Branntwein trinken bis das Mittageſſen fertig ſei: „Sieh, mein Sohn, hier hinter der Türe kocht ein Palukes für die Schafe, komm' rühr ein wenig da, bis ich Brot und Branntwein bringe, du haſt gewiß viel ſolchen gemacht.“ Der Burſch ging und als er ſich über den Keſſel bückte hieb ihm der Teufel den Kopf ab und warf ihn in den Keſſel.

Ein Tag verging nach dem andern, der Bruder kam nicht mehr, da ſagte der zweite: „Ich gehe um zu ſehen, was mit dem Bruder geſchehen, daß er nicht mehr kommt, der hat ſicher zu viel getrunken und iſt irgendwo auf der Straße liegen geblieben.“ Er ging und als auch er zum Teufel kam, freute ſich dieſer und redete ſchön mit ihm, ſein Bruder wäre bei ihm geblieben, er werde ihn gleich rufen, derweil ſolle er ein wenig in dem Keſſel rühren, er habe dort Palukes für die Schafe. Als ſich dieſer über den Keſſel bückte, um den Löffel zu nehmen, hieb der Teufel auch ihm den Kopf ab und warf ihn in den Keſſel. Jetzt war nur noch der Jüngſte bei den Schafen. Und als keiner mehr zurückkehrte, fürchtete er, es könnte etwas Schlechtes ihnen begegnet ſein. Nur einmal kam ein Brief, er ſolle mit allen Schafen hinkommen, es ginge den Schafen dort beſſer auf der Weide, und auch ſie, die drei Brüder, würden dort beſſer leben. Der Brief ſah aus, als hätten ihn die beiden geſchrieben, er aber glaubte es nicht und ging nur allein um zu ſehen wie und was. Als er in die Stube des Teufels kam, ſah er gleich, daß es hier nicht mit rechten Dingen zuging. Aber der Herr war ſo vergnügt und ſagte, er bringe gleich Brot und Branntwein bis das Mittageſſen fertig ſei, er ſolle nur ein wenig in dem Keſſel rühren mit dem großen Löffel, er werde noch Palukes für die Schafe gemacht haben. Aber dieſer ſagte, er könne das nicht. Bis er dies ſagte nahm er geſchwind den Löffel voll kochenden Brei und warf ihn dem Teufel in die Augen, daß er nichts mehr ſehen konnte und vor Schmerz brüllte. Er ſtreckte die Hand aus, ihn zu ergreifen, er konnte aber nicht, dann verſchüttete er Nüſſe, er ſolle hören wohin der Burſche trete. Dieſer wich den Nüſſen aus, da warf er einen ſchönen Ring auf den Boden, der Burſch bückte ſich und ſteckte ihn an den Finger, nur einmal rief der Ring: „Hier, hier, nein hier,“ der Jüngling erſchrak und bemühte ſich hinauszukommen, den Ring konnte er nicht mehr vom Finger ziehen. Endlich war er draußen und da der Teufel immer hinter ihm, ſchnitt er den Finger mit dem Ring ab und warf ihn in den Brunnen, der Teufel ſprang auch hinein. Bis er herauskam, miſchte ſich dieſer unter die Schafe. Jetzt öffnete der Teufel das Tor und ließ die Schafe hinaus und befühlte alle mit der Hand und dachte auch der Burſch würde mitgehen, aber dieſer ſtand auf einem Schafbock und kam auch ſo hinaus, und als die Schafe alle draußen waren, trieb er ſie nach Hauſe. Jetzt fürchtete er aber, der Teufel würde noch kommen und ihm Schaden zufügen, darum ſtellte er ein Brot aufs Fenſter, denn das Brot iſt Gottes Angeſicht und vor dem hüten ſich die Teufel. So war es. Nach nicht langer Zeit kam er und rief: „Biſt du

hier, Burſch?“ „Hier,“ antwortete das Brot. Er kam näher, nur einmal ſah er das Brot und erſtarrte vor Schreck, daß er zerſprang. Seither hatte der Burſch Ruhe vor dem Teufel, auch die Schafe gehörten jetzt alle ihm. Aber ſolange er lebte, dankte er Gott, daß er ihn behütet, daß er die Worte ſeines Vaters nicht vergeſſen.

Und von wo ichs gehört, von dort hab' ichs erzählt.

Erzählt von Iuon Bursan, Alzen.

54. Die Kirche des Teufels.

Es war einmal und einmal, und wenn es nicht geweſen, würde man es nicht erzählen, wie Nebel hätte es ſich verteilt. Es war einmal ein König im Land, der wollte eine Kirche bauen und dang acht Maurer und Arbeiter, ſo viel es brauchte. Als ſie nun anfingen zu mauern, ging der König am erſten Tage und ſah, wie viel ſie gearbeitet, nach einer Woche kam er wieder und fand noch immer nur ſo viel gearbeitet als am erſten Tage. Darüber wurde der König zornig und fragte, wie das zugegangen. Darauf antworteten die Maurer auch betrübt, ſie könnten ſichs nicht erklären, wer in der Nacht immer käme und die Arbeit des Tages zerſtöre. Da kam ein Mann, gekleidet wie ein Maurer, aber es war der Teufel, und ſagte dem König, er werde die Kirche in einer Nacht bauen. Dieſe Worte gefielen dem König und er fragte um den Preis. Der Teufel antwortete, was zuerſt in die neue Kirche gehe, ſolle ſein ſein. Der König aber hatte eine ſchöne Tochter, in die heilige Sonne kannſt du ſehen, auf ſie aber nicht, ſo ſchön war ſie. Am nächſten Morgen ſtand die Kirche fertig da und es fehlte nichts, nur das Kreuz war nicht da. Als dieſes fehlte, hätte ſich jeder Menſch denken können, he, mit dieſer Kirche iſt es nicht richtig. Weil ſie aber ſo ſchön war, dachte niemand an das Kreuz, vielleicht hatte es auch niemand bemerkt, daß es fehlte. Aber die Königstochter hatte es geſehen und eilte ſchnell in die Kirche um zu ſehen, ob es auf dem Altar aufgeſtellt ſei. Als ſie eintrat, ſtand der Teufel dort und nahm das Mädchen und es war ſein. Er ſteckte ſie in einen Sarg neben dem Altar. Der König erſchrak und wußte jetzt, wer die Kirche gebaut, er war traurig und bedauerte ſeine Tochter, und ſtellte immer Wächter neben den Sarg, Soldaten von in der Früh bis abends 10 Uhr, dieſen geſchah nichts, aber die, welche von 10 Uhr abends bis in der Früh wachen ſollten, fand man nicht mehr, die fraß der Teufel. Dieſe Sache ging immer ſo, bis die Zeit kam, daß der König nur noch mit einer Kompagnie Soldaten blieb.

In dieſer Kompagnie waren zwei Burſchen, einer Führer, der andere Korporal, die hatten 12 Jahre gedient und grade in dieſem Elend erfüllten ſich dieſe Jahre. Sie kamen zum König um einige Kreuzer auf die Reiſe zu bitten. An der Türe ſagte der Führer: „Herr Korporal, geht Ihr zuerſt hinein, ich ſchäme mich.“ Der Korporal ſprach: „Herr Führer, geht Ihr zuerſt, Ihr ſeid größer als ich.“ Da trat der Führer ein. „Guten Tag, Herr König!“ „Ich danke, warum biſt du eingetreten?“ „Ich war 12 Jahre Soldat, jetzt bin ich entlaſſen worden und habe nicht einen Kreuzer für die Heimreiſe.“ Darauf fragte der König: „Warſt du ein ordentlicher Soldat?“ „Ich war es.“ „Gehorchteſt du den Befehlen?“ „Ich gehorchte den Befehlen.“ Darauf ſprach der König: „Gib mir eine Ohrfeige.“ Dieſer entſetzte ſich und ſagte: „Aber wie ſoll ich dem Herrn König eine Ohrfeige geben?“ Hierauf gab der König dem Führer eine und jagte ihn hinaus. „Haſt du bekommen Herr Führer?“ „Ich habe bekommen, geh' jetzt hinein, daß er auch dir gibt.“ Als der Korporal hineintrat, ſagte er: „Guten Tag, Herr König!“ „Ich danke, warum biſt du eingetreten?“ „Ich war 12 Jahre Soldat, jetzt hat man mich entlaſſen, ich habe nicht einen Kreuzer für die Heimreiſe.“ Darauf fragte der König: „Warſt du ein ordentlicher Soldat?“ „Ich war es.“ „Befolgteſt du die Befehle?“ „Ich befolgte ſie.“ Darauf ſagte der König: „Gib mir eine Ohrfeige.“ Der Korporal ſtreckte die Hand aus und gab ihm eine, daß es dem König grün vor den Augen wurde und er ſchrie: „Bravo“ und gab ihm 100 fl. Der Korporal dankte, ging hinaus und kehrte mit dem Führer in ein Wirtshaus ein und tranken zuſammen eins. Der Korporal bezahlte, was er verzehrt, dann ſagte er auch dem Führer, er ſolle zahlen, damit ſie weiter kämen, da ſagte dieſer er habe nur eine Ohrfeige erhalten. „Aber wie kann das ſein, mir hat er 100 fl. gegeben.“ „Sieh, ſo und ſo iſt es mir ergangen.“ Als der Führer dies erzählte, nur einmal kam eine Patrouille, der Korporal ſolle zurückkommen. Als er zum König kam, fragte er: „Was befiehlt der Herr König?“ „Ich habe geſehen, du biſt ein ordentlicher Soldat und haſt gehört, wie es mir mit meiner Tochter ergangen. Wenn ſich ein Burſch finden ſollte, der drei Nächte in der Kirche aushalten könnte, würde er meine Tochter befreien und ſie ſoll dann ihm gehören, und das halbe Königreich. Jetzt als ich geſehen, du biſt ein ordentlicher Soldat, dachte ich, vielleicht wärſt du der Mann dazu.“ „Ich will verſuchen, Herr König.“ Als es 10 geſchlagen, ging er allein in die Kirche und bat Gott mit reinem Herzen. Als es 11 ſchlug, kam ſein Engel und ſprach: „Biſt du hier Burſch?“ Er antwortete: „Hier, Großvater.“ „Fürchte dich nicht, wenn es 12 ſchlägt,

wird ſie (nesdravăn) aus dem Sarg herauskommen, du ſollſt dich in den Altar verſtecken.“ Sie kam heraus und ſuchte überall in der Kirche, ſuchte auch bei den Glocken, im Altar ſuchte ſie nicht. Da ſchlug es 12, ſie hatte keine Kraft mehr und legte ſich wieder in die Lade und rief: „Väterchen, Väterchen, Hund, der du biſt, zum Eſſen haſt du mir nichts geſchickt.“ Am Morgen kam der Burſch mit brennender Zigarre im Mund aus der Kirche. Am nächſten Abend um 10 Uhr ging er wieder in die Kirche und ſchickte die andern Wächter fort. Ein halb 12 kam ſein Engel: „Biſt du hier, Burſch?“ „Hier, Großvater.“ „Dein Engel befiehlt, du ſollteſt dich dieſe Nacht in die Glocken verſtecken, ſie ſucht dich nur im Altar.“ Als es 12 ſchlug, kam das Mädchen heraus und ſuchte im Altar und in der Kirche und fand nichts, die Stunde war um, ſie mußte in den Sarg. Da rief ſie: „Väterchen, Väterchen, Hund, der du biſt, zum Eſſen haſt du mir nichts geſchickt.“ Nachher kam der Burſch hervor, zündete ſich eine Zigarre an und ſchlenderte in der Kirche herum bis am Morgen. In der dritten Nacht ſagte der Engel: „Biſt du hier, Burſch?“ „Hier, Großvater.“ „Dein Engel befiehlt, du ſollteſt dich dieſe Nacht nirgends verſtecken, nur gerade neben der Lade ſtehen.“ Als es 12 ſchlug, krachte der Sarg, er ſtand gerade neben ihm, da krachte es zum zweiten Male, darauf ließ er ſich auf die Erde. Sie ſuchte im Altar und in den Glocken und in der ganzen Kirche und fand nichts. Der Burſch legte ſich in den Sarg. Als es 1 Uhr ſchlug, kam ſie um ſich zu legen, fand ihn dort und fragte: „Wer biſt du?“ „Ich.“ „Aber wer ich?“ „Nun ich.“ „Dann komm' heraus aus dem Sarg.“ „Dann will ich herauskommen, wenn du mir geſagt, was dich dein Vater zu allererſt gelehrt.“ Erſt als er zum dritten Male fragte, antwortete ſie: „Das Vaterunſer.“ Nach dieſen Worten war ſie wieder rein, wie früher. Sie nahmen ſich um den Hals und ſagten: „Du ſollſt mein Herr ſein, ich will deine Herrin ſein.“ Morgens kamen ſie beide aus der Kirche. Die Wache ſchickte zum König mit der Nachricht, der Burſch, welcher ihm die Ohrfeige gegeben, habe ſeine Tochter befreit. Es wurden vier Hengſte angeſpannt an eine Kutſche und der König fuhr zur Kirche und ſprach: „Haſt du ſie befreit, Burſch?“ „Ich habe ſie befreit, Herr König.“ „Dein ſoll ſie ſein und mein halbes Königreich.“ Sie kehrten in die Kirche zurück zur Trauung. Und als die Trauung vorüber, kam wieder der Engel des jungen Mannes und nahm die junge Frau zur Seite, zog ihr ein Haar aus dem Kopf und ſpaltete es, und fand 12 Teufel darin, er nahm ſie heraus und warf ſie hinaus, und machte ſie wieder ſo, wie ſie geweſen. Er brachte ſie dann wieder dem jungen Manne und ſagte: „Nimm' ſie, jetzt iſt ſie eben ſo

rein, wie du.“ Dann hielten ſie große Hochzeit. Jedem Hund legten ſie einen Kolak (Stritzel) auf den Schwanz, die auf der Hochzeit waren, es waren aber nicht alle, nur die mit gedrehten Schwänzen. Wenn ſie noch leben, ſind ſie heute noch beiſammen. *Toma Feican, Alsen.*

55. Balauer.

Drei Schafhirten ſchliefen mit ihren Schafen einmal im Wald. Nur einmal hörten ſie etwas jammern: „Gut Glück.“ Einer ging um nachzuſehen. Als er hinkam, fand er einen Balauer, der einen Hirſch eingeſchluckt, die Hörner hatten ſich im Halſe eingezwängt, nun jammerten beide. Der Balauer ſchrie: „Hau dem Hirſch die Hörner ab, ich will dirs einmal bezahlen.“ Der Hirſch ſchrie: „Hau dem Balauer den Hals ab.“ Der Schafhirt hieb die Hörner dem Hirſch ab, der Balauer verſchluckte ihn, dann ſprach er zu ſeinem Retter: „Komm' jetzt zu mir nach Hauſe. Ich gehe durch die Wolken, du ſollſt dieſen Weg hier gehen.“ Er ging und traf auf eine Schweineherde und fragte den Hirten: „Wozu führt der Weg zum Balauer?“ „Geh nur weiter bis zur Büffelherde, die wird es wiſſen.“ Er ging weiter bis zur Büffelherde und fragte: „Wohin führt der Weg zum Balauer?“ „Geh nur bis zur Ochſenherde, die wird es wiſſen.“ Er ging weiter bis zur Ochſenherde: „Wozu führt der Weg zum Balauer?“ „Geh nur bis zur Pferdeherde, die Pferde werden es wiſſen.“ Er ging weiter bis zur Pferdeherde. „Wohin geht der Weg zum Balauer?“ „Geh nur hinaus aus dem Wald dann wirſt du an ein ſchönes Haus kommen, aber du ſollſt nichts anderes verlangen, als das Lädchen.“ Als er in das Haus des Balauer kam, war der ſchon lange zu Hauſe und zählte aller Art Geld auf, um ihm zu zahlen, weil er ihn vom Tode errettet. Er aber ſprach, er verlange kein Geld, er möge ihm nur das Lädchen geben. „Das kann ich dir nicht geben, ſieh' ich gebe dir Geld, ſo viel du willſt.“ „Geld brauche ich nicht, gut Glück“ (gut Glück, ein Abſchiedsgruß), und wandte ſich der Türe zu. „Komm' alſo und nimm es.“ Er gab ihm das Lädchen. Er nahm es und ging. Auf dem Wege wurde es ihm ſchwer und er dachte nachzuſehen, was drinnen wäre. Als er es öffnete, lag die Tochter des Balauer da, bekleidet mit einem Schlangenfell. Er kam nach Hauſe und als er ſah, wie ſchön ſie ſei, ließ er ſich mit ihr trauen. Sie warf aber das Schlangenfell nur ſo lange von ſich, bis ſie in den Krügen Waſſer brachte. Die Leute fragten ihn immer: „Wo iſt deine junge Frau?“ und ſeine Mutter: „Wo iſt deine Schwiegertochter?“ Einmal riet ihr eine Nachbarin, ſie ſolle das Schlangen-

fell verbrennen, wenn ihre Schwiegertochter einmal ausgegangen, ſie würde zwar weinen, wenn ſie es nicht mehr fände, doch würde ſie ſich dann gewöhnen und auch werden, wie andere Leute. Einmal waren die jungen Leute auf eine Hochzeit geladen. Sie warf das Schlangenfell ins Lädchen und putzte ſich auf. Als ſie fort waren, verbrannte es die Schwiegermutter. Wie nun die junge Frau heim kam und das Fell umnehmen wollte, fand ſie es nicht mehr und fing an zu weinen und weinte ſo lange bis ſie müde war. Dann weinte ſie nicht mehr und war ſo wie andere Leute, nur noch ſchöner. Einmal nahm ſie ſich die Krüge, wie alle Morgen, um zum Brunnen zu gehen und Waſſer zu holen. Als ſie am Brunnen ſtand, kam der Herr ihres Mannes und verwunderte ſich über die ſchöne junge Frau, er hatte ſie noch nie geſehen und fragte: „Wem biſt du.“ „Dem Schafhirten.“ „Sag' deinem Manne, er ſolle ein wenig bis zu mir kommen.“ „Ich will es ihm ſagen.“ Als ſie nach Hauſe kam, ſagte ſie es ihm, und er ging auch gleich hin. Dieſer Boär war aber ein ſchlechter Menſch und quälte ſeine Leute, was er konnte. Er ſagte zum Hirten: „Ich habe ein Weizenfeld, es iſt geſchnitten und gehaufnet. Dies ſollſt du dreſchen, aber es ſoll gehaufnet bleiben, das Korn ſollſt du mahlen und Brot backen und mir es morgen früh bringen.“ Gut.

Er kam zu ſeiner Frau und ſagte es ihr. „Aber wie zum Teufel ſoll ich dieſe Arbeit machen?“ „Komm', wir gehen zu meinem Vater, vielleicht weiß er es, was du tun ſollſt.“ Sie nahmen ſich beide und gingen zum Balauer und erzählten ihm, was ſein Herr verlange. Der Balauer nahm eine Peitſche und knallte in alle vier Ecken, nur einmal kamen alle Teufel aus der ganzen Welt und fragten: „Was befiehlſt du, unſer Herr?“ „Ihr ſollt auf das Weizenfeld des Boär gehen und das Korn dreſchen, aber es ſoll gehaufnet bleiben, dann ſollt ihr es mahlen und Brot backen.“ Gleich fingen die Teufel an. Einige draſchen, einige worfelten, einige nahmen zuſammen, und ſchnell wie der Gedanke war das Korn in dem Sack, das Mehl fertig. Dann ſiebten die einen, die andern kneteten, andere heizten den Ofen, einige ſchoben das Brot in den Ofen, andere nahmen es heraus. Am Morgen trug der Hirt das Brot ſeinem Herrn. Dieſer nahm die Peitſche und hieb ihm zehn herunter, und ſprach: „Ich habe einen Wald. Du ſollſt die Eichen abhauen, pflügen, einen Weingarten pflanzen und morgen mir Trauben bringen.“ Er ging wieder zu ſeiner Frau und war traurig, denn er dachte, dies könne man nicht machen. Aber die ſagte: „Komm', wir gehen zu meinem Vater, vielleicht macht er es.“ Als ſie zum Balauer kamen, nahm dieſer die Peitſche und knallte in die vier Ecken, daß wieder alle Teufel aus der

ganzen Welt zuſammenkamen und fragten: „Was befiehlſt du, unſer Herr?“ „Ihr ſollt in den Wald des Boären gehen und alle Eichen abhauen, dann pflügen und Weinreben ſetzen, damit ein Weingarten wird und wir morgen Weintrauben nehmen können.“ Gut. Sie liefen ſchnell in den Wald und arbeiteten, einige hieben ab, andere legten das Holz in Klaftern, andere pflügten, andere brachten Weinreben, am Morgen war alles fertig. Der Hirt nahm einen Korb voll Trauben und trug ſie ſeinem Herrn, dieſer nahm die Peitſche und hieb ihm zwanzig herunter und ſagte: „Bis morgen ſollſt du mir die Krone vom Kopfe meines Vaters aus der Erde bringen.“ Dieſer ging betrübt zu ſeiner Frau und ſagte es ihr. Die ſprach: „Komm', wir gehen zu meinem Vater und hören, was der dazu ſagt.“ Als ſie hinkamen, ſprach der Balauer: „Dies iſt die ſchwerſte Aufgabe.“ Er nahm die Peitſche, knallte in alle vier Ecken, daß alle Pferde der ganzen Welt zuſammenkamen. Von dieſen wählte er das ſchwächſte Füllen und gab ihm einen Trog voll glühender Kohlen aus dem Ofen, daß es ſie fraß. Dann warf er ihm den Halfter über den Kopf und gleich war ein mutiger Hengſt aus ihm geworden, wie keiner in der ganzen Herde. Der Hirt ſetzte ſich darauf und ritt auf den Friedhof und warf dem Pferd den Halfter über den Kopf, gleich blieb es eine Steinſäule. Dann ſtieg er in die Erde hinunter, und traf da einen, an dem fraßen Würmer. Er ging weiter und traf einen, den ſtießen zwei Böcke mit ihren Hörnern, noch weiter traf er den Vater des Boären mit der Krone auf dem Kopf und verlangte ſie ihm. Dieſer nahm ſie ab und gab ſie ihm, dann kehrte er um und als er zu dem kam, welchen die Böcke ſtießen, ſagte der: „In meinem Leben quälte ich die Leute, jetzt quälen mich dieſe, daß ich keine Ruhe habe in der Erde.“ Der Hirt ging weiter bis zu dem, welchen die Würmer fraßen, der ſagte: „In meinem Leben habe ich den Armen nie etwas gegeben, jetzt freſſen die Würmer mich, daß ich keine Ruhe habe nicht einmal in der Erde.“ Als er herausgekommen, warf er den Halfter gegen den Stein, da ſtand ſchon das Pferd fertig und er brachte es ſeinem Schwiegervater, dem Balauer, zurück. Dieſer gab ihm ein kleines Gewehr aus Holz und ſagte: „Wenn du dem Boär die Krone gegeben, ſchieß auf ihn aus dieſem Gewehr, er iſt nicht wert, daß er lebt. Wenn du nicht ſchießt, wird er dich noch ärger ſchlagen als geſtern und vorgeſtern, und wird dich umbringen.“ Gut. Er ging und brachte ihm die Krone, und als der Boär ſah, daß es ſeines Vaters Krone war, verwunderte er ſich und wandte ſich nach der Peitſche um, aber der Hirt zog das Gewehrchen und ſchoß auf ihn. Es blieb nichts als

ein Haufen Staub und Asche. Alle Leute dankten Gott und freuten sich, daß sie von dem bösen Herrn befreit waren. Und von wo ich's gehört, von dort hab' auch ich's erzählt. *Sivo Bursan, Alzen.*

56. George.

Ich will euch ein wahres Märchen erzählen, viel Schönes, viel Schönes kommt darin vor. Als der Floh sich mit einer Nußschale beschlagen ließ und hinaufspringen wollte zum heiligen Gebet und sprach: „Ach ich bin zu leicht, ach ich bin zu leicht," damals war ein König, der hatte viele Knechte, von diesen war einer kräftiger und mutiger als alle andern, er hieß George. Weil er über alle war, waren die über ihn zornig und der König verlangte immer mehr von ihm als recht war. Einmal rief er ihn vor und befahl, er solle bis nächsten Morgen alle wilden Tiere in den Hof bringen, sonst verliere er den Kopf. Der Knecht war traurig und ging in den Wald. Nur einmal klagte etwas in seiner Nähe, er ging schnell hin um zu sehen, ob er nicht helfen könne. Nur einmal sah er einen Balauer, der hatte angefangen, einen Hirsch einzuschlucken und hatte sich die Hörner im Halse eingezwängt. Der Balauer schrie: „Komm' und hau' die Hörner ab", der Hirsch schrie: „Komm' und hau' dem Balauer den Kopf ab." George dachte, wenn er diesem den Kopf abhaue, haue er ja zugleich auch dem Hirsch ihn ab und keines würde gerettet, so hieb er nur die Hörner ab, der Balauer verschluckte den Hirsch ganz und sprach: „Jetzt freß' ich auch dich." „Friß mich, mir ist es gleich, ob du mich frißt oder der König mir den Kopf abhaut, mein Leben ist so wie so fertig." „Aber was hast du mit dem König, mein Kind?" „Sieh, so und so, er hat mich geschickt, alle wilden Tiere bis morgen in seinen Hof zu bringen." „Wenn es nur das ist, so will ich dir helfen, du hast mir auch geholfen." Er pfiff einmal, da kamen alle alle wilden Tiere aus der ganzen Welt hinter ihm und er brachte sie in den Hof des Königs. Morgens als der König herauskam, erschrak er, er fürchtete sich, als er den Hof voll sah, und sprach zu George: „Gib ihnen den Laufpaß". George ging, die Tiere alle hinter ihm, und ließ sie hinaus. Am nächsten Tage sagte er: „He, George, bis morgen früh sollst du mir eine goldene Kirche bauen, von mir bis zur Kirche eine eiserne Straße, von der Seite lauter Blumen, lauter Blumen, und eine Brücke aus Stahl." Dieser ging wieder traurig in den Wald und erzählte es dem Balauer, der sprach: „Geh' nur nach Hause, morgen früh bis du aufstehst, ist alles fertig." So war es. Als der König

aufſtand, war ſein Befehl getan. „Nun, du George, dies haſt du ſchön gemacht, jetzt ſollſt du noch etwas machen und wenn du auch dieſes tun kannſt, dann hau ich dir den Kopf nicht ab. Geh' und rufe Gott zu mir zum Mittageſſen.“ Na, dieſer erſchrak, wagte aber nicht, etwas zu ſagen, und ging wieder in den Wald und klagte dem Balauer, was der König noch von ihm verlangt. „Nun, der König verſündigt ſich, aber du biſt der Knecht und mußt tun, was er befiehlt. Komm', ich will dir helfen, ſteig auf meine Hörner, ich werfe dich in den Himmel, aber halt dich an einen Strauch und ſchwing dich ſchnell hinauf, daß du nicht herunterfällſt. Dann geh weiter, vielleicht triffſt du ja Gott bald. Ich will auf dich warten, aber nicht zu lange, ſonſt ſchmelzen mich die Sonnenſtrahlen.“ George ſtieg auf die Hörner des Balauer und dieſer warf ihn in den Himmel. Als er hinauf langte, ging er vorwärts und kam an einem Brunnen vorbei, bückte ſich um zu trinken, nur einmal war Blut im Waſſer, er trank nicht und ging weiter und kam an einen Graben und gedachte wieder zu trinken, als er ſich bückte ſah er halb Waſſer, halb Blut, er trank nicht. Neben der Straße ſtanden gelbe Blumen; er brach ſie und wollte ſie ſich auf den Hut ſtecken, aber gleich fiel ihm ein, es würde nicht erlaubt ſein, er trug ſie zurück wieder an ihre Stelle. Dann ging er noch und kam an eine Kirche aus Wachs und guckte durch eine Ritze hinein, dort waren zwei Engel und hielten ſich an den Haaren und zankten ſich. Dieſer dachte, er ſolle hineingehen und ſie trennen, dann ging er aber doch weiter und traf einen alten Mann. „Guten Morgen, alter Großvater.“ „Ich danke.“ „Könnt Ihr mich nicht benachrichtigen, wo ich Gott finden kann?“ „Grade ich bin es, was willſt du mit mir?“ „Mein Herr hat mich geſchickt, du ſollteſt ſo gut ſein und zum Mittageſſen kommen.“ „Sag dem König, ich würde kommen, aber wie biſt du her gekommen?“ „Der Balauer hat mich heraufgeworfen.“ „Was haſt du auf dem Wege geſehen?“ „Ich habe eine Kirche aus Wachs geſehen, dort zankten ſich zwei Engel, ich wollte hinein und ſie trennen, dann ging ich aber vorbei.“ „Es war gut, daß du nicht hineingegangen. Der eine wollte dir den Kopf abhauen, ich ließ ihn nicht. Aber jetzt darfſt du dich nicht mehr aufhalten, ſonſt ſchmelzen die Sonnenſtrahlen den Balauer, dann kannſt du nicht mehr auf die Erde gelangen.“ George nahm Abſchied und ging bis an den Rand des Himmels, dann ließ er ſich hinunter auf die Hörner des Balauer und der trug ihn auf die Erde. Als er zum König kam, ſagte er ihm, Gott werde kommen. Der König richtete ſich. Nur einmal gegen Mittag kamen zwei ſchöne Tauben. Die Kinder des Königs ſahen ſie

und riefen: „Komm' Vater und ſieh' welch' ſchöne Tauben kommen zu uns.“ Der König nahm das Gewehr und wollte ſie ſchießen. Nur einmal krachte es einmal und der König mit ſeiner ganzen Familie war zu Stein geworden. Und George blieb König. *Juon Bursan.*

57. Gevatter König.

Es war einmal ein Rumäne, der hatte ſo viele Kinder wie viel Löcher in einem Sieb ſind und nun hatte er noch eines bekommen. Nun wußte er nicht, wer es ihm taufen ſolle, und ſagte zu ſeiner Frau: „Du Frau, ich geh' zum König und bitte ihn zu kommen und mir das Kind zu taufen.“ „Laß ihn zufrieden, es wird nicht gut ſein.“ „O ich geh, was ſoll ich denn machen, da ich ſchon das ganze Dorf zu Gevatter gebeten.“ Er ging zum König: „Guten Tag, Gevatter König.“ „Ich danke Nicht-Gevatter. Was willſt du von mir?“ „Ich bin gekommen um dich zu Gevatter zu bitten, ich habe ſo viele Kinder als Löcher in einem Sieb ſind und jetzt habe ich noch eines bekommen und habe niemanden mehr, der mirs taufe.“ „Dann will ich dir Gevatter ſein, wenn du von meinem bis zu deinem Hauſe eine goldene Brücke gebaut haſt.“ Gut. Der Rumäne ging nach Hauſe und ſagte es ſeiner Frau „Sagt ich dirs, du ſollteſt den König zufrieden laſſen, jetzt wird es ſo ſein, wie Gott will.“ Am nächſten Tage nur einmal war die goldene Brücke vom Hauſe des Königs bis zum Hauſe des Rumänen fertig und er ging wieder um zu hören, was der König ſage. „Dann will ich dein Gevatter ſein, wenn neben der Brücke ein Weingarten iſt und der Wein in mein und dein Haus fließt.“ Er ging nach Hauſe und ſagte es ſeiner Frau. Die ſprach: „Jetzt wird es ja ſo ſein, wie Gott es will.“ Am nächſten Morgen floß der Wein in das Haus des Königs und in die Hütte des Rumänen, daß er dachte, es regne. Als er nun wieder zum König kam, ging der mit zur Taufe. Als ſie nun bei Tiſche ſaßen, kamen zwei Bettler, da ſchrie der König: „Nicht laßt ſie herein, nicht laßt ſie herein, ſie machen uns voll Läuſe.“ Aber der Rumäne bedauerte ſie und ging hinter ihnen und gab ihnen Malai (Gebäck aus Kukurutzmehl) aus Aſche, wie bei einem armen Mann, aber wie er es hatte, gab er's gerne. Nur einmal wurde dieſer Malai aus Aſche ein Kuchen aus Kornmehl und groß wie ein Rad. Als ſie draußen hinter der Türe gegeſſen, verlangte einer von den Bettlern einen Löffel Fett und einen Löffel Mehl. Der Rumäne brachte ihn, da wurde aus dem Fett Vieh aller Art und aus dem Mehl Kukurutz, daß er Futter für die Tiere

hatte. Der König aber wurde eine Steinsäule, die Bettler waren Gott und der heilige Petrus. Der Rumäne hatte aber, was er brauchte, Wein und Vieh und Kukurutz solange er lebte, daß er seine Kinder ernähren konnte und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie bis auf den heutigen Tag. *Lina Subtirel, Alzen.*

58. Der Dumme mit seinem Hund.

Es war einmal ein Zigeuner, der hatte ein Schwein geschlachtet und das Fleisch und den Speck in den Keller versorgt. Der Keller hatte aber keine Türe. Den Hund ließ er in der Nacht frei herumlaufen. Der Dumme dachte nicht daran, der Hund werde in den Keller gehen und Speck und Fleisch fressen. Der Hund war aber nicht dumm, wie sein Herr. Als dieser schlief, lief er in den Keller und fraß alles auf. Der Zigeuner stand am nächsten Morgen auf und fand den Hund im Keller schlafend neben dem leeren Schaff. Er war sehr zornig, band den Hund an ein Seil und brachte ihn zum Richter, er solle über ihn richten. Dieser fragte, wem der Hund sei und wenn er ihm sei, solle er ihn umbringen, ein anderes Urteil könne er nicht fällen. Der Zigeuner war damit nicht zufrieden und ging zum Stuhlrichter. Dieser fragte auch, wem der Hund sei, und als er hörte, daß er ihm gehöre, sagte auch dieser, er solle ihn töten. Hierüber wurde der Zigeuner zornig, nahm den Hund und ging zum König und trug auch diesem den Fall vor: „Herr König, ich hatte ein Schwein geschlachtet und versorgte es im Keller, der Keller hat keine Türe, der Hund ging hinein und fraß alles, Fleisch und Speck, ich war beim Richter, der sagte nichts anders, als ich solle den Hund töten, dann ging ich zum Stuhlsrichter, auch der wollte nicht anders richten, jetzt komme ich zu dir um zu hören, was du sagst?“ Der König hatte eine Tochter von 30 Jahren, die lachte gar nie, wie viel man sich um sie bemühte, sie blieb immer traurig. Als sie aber diesen Dummen mit seinem Hund gesehen und ihm zugehört, fing sie über seine Dummheit an zu lachen und lachte in einem fort. Dem König kam dies so gut, daß er zum Zigeuner sagte: „Hör, du Mensch, geh' hinaus und fülle dir ein Faß mit Geld und führe dir's nach Hause.“ Dies Urteil gefiel dem Zigeuner, er ging, füllte geschwind ein Faß und zog heim. Als die Leute sahen, wie viel Geld er brachte, fragten sie ihn, für was habe ihm der König es gegeben? „Für den Hund“, antwortete er. Nun nahm ein jeder seinen Hund am Seil und führte ihn zum König. Dieser dachte, sie wären närrisch und jagte sie

hinaus. Jetzt redeten sie untereinander, warum solle der Alberne so viel Geld haben, sie sollten in der Nacht gehen und es ihm stehlen. Der dachte sich aber so etwas und versteckte das Geld, in das Faß füllte er aber den Dünger, um ihn aufs Feld zu führen. Als nun die Leute in der Nacht kamen, jeder mit einem Korb und kein Geld fanden, wurden sie sehr zornig, dachten dann aber, wer weiß, was der damit vorhabe und fragten ihn. Der Zigeuner sagte, er führe ihn dem König und tausche ihn wieder gegen ein Faß Geld um. Da dachten die Leute, für einen Korb voll werde der König so viel Geld geben und füllten ihre Körbe und stahlen dem Dummen seinen Dünger und gingen damit zum König. Der Zigeuner fürchtete, der König werde sie wieder hinausjagen und sie würden zornig kommen und ihn umbringen. Deswegen lud er sein Geld auf und zog in die Welt, er hatte genug, so lange er lebte. Aber als die Leute mit ihren Körben vor den König kamen, jagte er sie hinaus und sie kehrten zornig heim und nahmen sich vor, den Betrüger zu töten und sein Geld zu teilen. Als sie nach Hause kamen, fanden sie nur seine leere Hütte und den Keller ohne Türe. Der Dumme hatte sich in die Welt versteckt. *Lina Subtirel, Alzen.*

59. Komm', wir wollen beichten.

Es waren einmal ein paar Leute. Der Mann war anständig, die Frau hatte allerlei Betrügereien im Kopf und hatte jetzt auch noch einen Geliebten, der ihr besser gefiel als ihr Mann. Mit dem berieten sie immer, auf welche Art sie ihn verschaffen sollten. Der Mann fürchtete so etwas, aber ertappt hatte er sie nie auf krummem Wege, nur sein Herz ahnte es. Sie dachte immer, auf welche Weise sie ihn betrügen könnte und er dachte immer, auf welche Weise er sie erwischen sollte. Eines Tages kam er und sagte zu ihr: „Du he, komm', wir wollen beichten." „Wo?" „Kennst du die hohle, vertrocknete Eiche im Walde?" „In der wohnt ein Pfarrer, wenn er jemanden im Walde spürt, ruft er ihn zu sich." Sie dachte, sie solle geschwind allein gehen und den Pfarrer fragen, wie sie ihren Mann verderben könne. Als ihr Mann merkte, daß sie sich zum Gehen anschickte, ging er geschwind einen andern Weg und versteckte sich in die hohle Eiche. Als er seine Frau kommen sah, rief er ihr mit verstellter Stimme, sie solle zu ihm kommen und ihr Elend klagen. Sie kam schnell herbei und fragte, wie sie es anstellen sollte, ihren Mann wegzuschaffen, sie habe einen andern Geliebten und sie fürchte, ihr Mann würde sie einmal erwischen und sie schlagen. Der

Pfarrer, d. h. ihr Mann antwortete: „Gehe nach Hauſe und wenn du Hühner haſt, nimm ein ſchwarzes Huhn und hau ihm den Kopf ab, koch' es und gib es deinem Mann zu eſſen, dann wird er blind und ſieht nicht, was du vorgibſt.“ Gut. Sie kam vergnügt nach Hauſe, ſchlachtete ein Huhn mit ſchwarzen Federn und kochte es und gab die Suppe ihrem Manne zu eſſen. Nach einer Zeit jammerte der Mann, er könne nicht mehr ſehen. „Tulai, was ſollte dies ſein, ich bin blind.“ Darauf wurde die Frau noch vergnügter. Er legte ſich ins Bett und ſtellte ſich ſchlafend. Nur einmal ſah er, daß die Frau Krapfen backte, und brachte Wein und Branntwein. Als ſie fertig war, kam der Geliebte und ſie ſetzte ſich mit ihm zum Tiſch und aßen und tranken, nur einmal blieb ein Krapfen ihm im Halſe ſtecken und er erſtickte. Gut. Als er tot niederſank, erſchrak ſie und wußte nicht, was ſie jetzt tun ſollte. Sie ging zu ihrem Mann und ſchüttelte ihn: „He, du ſteh auf, ſieh es iſt ein Mann zu uns gekommen und tot umgefallen, komm' hilf mir ihn forttragen.“ Er ſtand auf, packte ihn an den Füßen und ſie am Kopf, ſo trugen ſie ihn, um ihn in den Graben zu werfen. Da ſprach ihr Mann: „Du he, komm' wir ſingen ihm eine Totenklage.“ Er fing an zu ſingen: „Wir gehen drei und zurück kommt nur einer, wir gehen drei und zurück kommt nur einer.“ „Du Mann, was ſingſt du?“ „Wir gehen drei, zurück kehrt nur einer.“ Da waren ſie am Graben und warfen ihn hinein. Dabei gab er auch ihr einen Stoß, daß ſie hineinfiel und ertrank. Wir gehen drei, zurück kommt nur einer.

Todosie Preda, Alzen.

60. Die Sonnenſtrahlen.

Es waren einmal zwei Könige, der rote und der grüne König, die waren Nachbarn und bauten ſich jeder ein Haus. Beide Häuſer ſahen ganz gleich aus, beide ſtolz und ſchön, es fehlte ihnen nichts, weder von außen noch von innen, nur die Sonnenſtrahlen. Ein König ſprach zum andern: „Wer ſollte doch die Sonnenſtrahlen haben, auf welche Art können wir die wohl erhalten?“ Nur einmal kam der Knecht des roten Königs hinein, er hieß Pipăruș păr frumos (Pfefferkörnchen Schönhaar) und ſagte: „Er wiſſe, wo die Sonnenſtrahlen wären und bringe ſie. Die Sina Dobroſina verſorge ſie. Der König gab ihm ein gutes Pferd und er ritt fort. Nun ritt er und ritt bis er in einen Wald zu einem Wirtshaus kam. Dort blieb er über Nacht. Als er am Morgen weiter reiten wollte, gab ihm die Wirtin einen Striegel, er

würde ihn brauchen. Er ritt immer weiter den ganzen Tag und fand abends in einem Hause an der Straße Nachtherberge. Als er am Morgen aufbrach, gab ihm die Wirtin einen Wetzstein, er würde ihn brauchen. Dann ritt er weiter und kam an das Haus der Sina Dobrosina mit den Sonnenstrahlen. Sie hatte auch drei Töchter. Der Pipărus verwandelte sich in ein schönes Kätzchen und sprang durch den Rauchfang auf den Schoß der ältesten Tochter. Als diese sah, wie schön die Katze war, rief sie: „Schau, Mutter, was für ein schönes Kätzchen," da sagte die Alte: „Schön, wirklich, aber die frißt dir den Kopf." Nur einmal fiel das Mädchen tot nieder. Die Katze lief hinaus und sprang durch den Rauchfang auf den Schoß der zweiten Tochter. „Schau, Mutter, welch' ein schönes Kätzchen habe ich auf dem Schoß." „Schön wirklich, das frißt dir aber den Kopf." Kaum hatte sie ausgeredet, sank auch dieses Mädchen nieder und war tot. Die Katze lief hinaus, sprang wieder in den Schornstein und fiel auf den Schoß der dritten. „Schau, Mutter, was für ein schönes Kätzchen ich habe." „Schön wirklich, es frißt dir aber den Kopf." „Aber wie kann es mir den Kopf fressen, es ist so schön." Da fiel sie nieder und war auch tot." Als die Mutter alle ihre drei Töchter da liegen sah, wurde sie ohnmächtig. In dem Augenblick nahm der Pipărus die Sonnenstrahlen und ritt schnell fort. Aber die Sina Dobrosina hatte auch Kraft. Als sie wieder zu sich kam und sah, daß die Sonnenstrahlen fort waren, nahm sie sich hinter dem Räuber. Als der sah', daß sie nahe war, warf er den Striegel hinter sich, und gleich wurde zwischen ihm und ihr ein dichter Wald, daß niemand durchdringen konnte. Jetzt fing die Alte an zu nagen an dem Gestrüpp und nagte sich einen Weg, dann eilte sie wieder hinter ihm. Als er sah, daß sie nahe war, warf er den Wetzstein hinter sich, gleich türmten sich hohe Felsen von Stein auf, hoch, hoch, aber auch durch diese nagte sich die arme Alte durch, langsam, langsam, da war sie wieder nahe hinter ihm. Bevor sie aber ganz nahe war, gelangte er an ein Haus zu einem guten Menschen, ging hinein und sperrte die Türe zu. Die Alte wollte zum Fenster hinein und steckte den ersten Kopf hinein, sie hatte sieben. Er hieb ihr ihn ab, und als sie mit dem zweiten versuchte, hieb er auch den fort und so ging es weiter bis alle sieben abgehauen waren. Die Sina Dobrosina war tot. Jetzt glaubte Pipărus păr frumos, er wäre frei von allem und er brauche jetzt nur nach Hause zu reiten. Aber der Mann aus diesem Hause sagte ihm: „Ho, ho, du bist noch nicht befreit und die Sonnenstrahlen sind nur dann dein, wenn du mit ihnen zu Hause bist. Wenn du auf dem Heim-

wege über jemanden lachst, dann verlierst du sie und wirst sie schwer wieder erhalten.“ Er ritt weiter und kam immer näher nach Hause und lachte über niemanden. Da sah er einen Mann, der stand an einer Wassermühle und trank das Wasser, welches über die Räder fiel, alles und klagte: „Ach, ich sterbe vor Durst.“ Der Knecht dachte, dieser Mensch könne ihm vielleicht nützlich sein und rief: „Komm' mit mir, du!“ „Ich komme.“ Jetzt gingen sie zusammen weiter und kamen an ein Feld, dort stand ein Mensch, der aß hinter sechs Pflügen die Furchen und klagte: „Ach, ich bin so hungrig, ach ich sterbe vor Hunger.“ Dieser Mensch wird brauchbar sein für dich, dachte der Knecht und rief ihn mit: „Kommst du mit mir?“ „Ich komme.“ Jetzt gingen sie alle drei weiter und trafen einen, der hatte sieben Pelze mitten im Sommer an und jammerte: „Ach, wie friere ich, ach ich sterbe vor Kälte.“ Auch dieser schien dem Knecht brauchbar. „Kommst du nicht mit uns?“ „O ja, ich komme.“ Sie gingen alle zusammen weiter und trafen einen, der Mühlsteine an den Füßen hatte und jammerte, er gehe zu schnell. Auch diesen nahmen sie mit und trafen bald wieder einen, der mit einer kleinen Flinte Fliegen schoß und jammerte, er könne sich nicht satt schießen, auch dieser ging mit. Der Knecht dachte, diese Leute sind alle zu brauchen. Nun gingen sie alle sechs heimwärts und hatten noch niemals über jemanden gelacht, da kamen sie an einem Eisplatz vorbei, dort stand ein Mann mit einem krummen und einem dünnen Fuß und wollte schleifen. Da vergaß der Knecht auf die Worte seines Wirten und fing an zu lachen und lachte über den Krummen, da wandte sich der um und nahm ihm die Sonnenstrahlen. Wie dieser auch bat, er bekam sie nicht mehr. Da sprach der Krumme: „Du sollst 300 Brote essen und 300 Faß Wein trinken.“ Dem Hungrigen und dem Durstigen gefiel das. Der eine aß die Brote gleich und der Durstige trank alle 300 Faß auf einen Schluck. Nachher heizte er eine eiserne Stube, daß sie ganz rot wurde, wie ein Ofen und sagte, diese sollten die Nacht über dort schlafen. Zuerst ging der Gefrorene hinein und schüttelte nur einmal seine sieben Pelze, da war die Stube nur grade gut warm, und sie konnten gut schlafen. Am Morgen kam die Dienstmagd mit dem Besen und Trog um die Kohlen und Knochen zusammen zu kehren, denn der Herr dachte, die Männer wären verbrannt. Sie fand sie grade sich ankleidend und fröhlich. Als die Magd es ihrem Herrn gesagt, antwortete dieser: „Jetzt noch einmal können wir versuchen. Du sollst zum Brunnen um Wasser gehen, wenn sie dich einholen, müssen wir ihnen die Sonnenstrahlen geben, wenn nicht, so sind wir frei von den Männern und behalten die Sonnen-

ſtrahlen.“ Als dieſe Sechſe kamen, lief die Magd mit den Krügen zum Brunnen, der mit den Mühlſteinen an den Füßen lief hinter ihr, der Herr warf ihm einen Knochen auf den Kopf, der mit der Flinte ſchoß ihn geſchwind herunter. Die Magd war noch nicht am Brunnen, als dieſer ſie eingeholt. Nun konnte der Krumme nichts mehr tun, er mußte die Sonnenſtrahlen zurückgeben. Der Pipăruș păr frumos kam dann endlich zum roten König und der teilte die Sonnenſtrahlen mit ſeinem Nachbarn, dem grünen König. Nun waren ihre Häuſer grade ſo ſchön wie im Paradieſe, und da der rote König grade eine Tochter hatte, gab er ſie dem Pipăruș păr frumos zur Frau als Belohnung, und wenn ſie noch ſind, ſo werden ſie heute noch leben. *Nicolae Bursan, Alsen.*

61. Hundert Leben auf einen Schlag getötet.

Es war einmal ein Zigeuner, der ging zum Fleiſcher um ein Stück Leber und als er damit heimkam, legte er ſie auf den Tiſch. Seine Zigeunerin fing mit ihm an zu zanken, da ſah er, daß die Leber voll Fliegen war. Er ſchlug mit der Hand darauf und zählte dann die Toten, es waren hundert Stück. Da verwunderte er ſich über ſich ſelbſt, wie etwas Großes er doch ſei, daß er hundert Leben auf einen Schlag getötet. „Ich muß zum König gehen und es ihm ſagen, vielleicht hält er mich, wenn er hört, wie tapfer ich bin.“ Als er zum König kam und ihm erzählte, er habe hundert Leben auf einen Schlag getötet, ſagte der König, er freue ſich, daß ein ſo tapferer Mann zu ihm gekommen. In ſeinem Lande lebe ein Menſchenfreſſer und richte ihm ſolchen Schaden an, ſchrecklich. Wenn er den töten könne, würde er ihm einen Wagen voll Geld geben. Gut. Der Zigeuner nahm ſich das Gewehr und ging bis zu einer Mühle, neben dieſer ſtand der Menſchenfreſſer groß und ſtark. Der war aber nicht gewöhnt, daß jemand ſo ſorglos in ſeine Nähe kam und verſteckte ſich hinter ein Mühlenrad. Als der Zigeuner merkte, daß der ſich fürchtete, bekam er Mut und ging näher. Der wollte fliehen durch das Rad und als er den Kopf hineinſteckte, ſchoß ihn der Zigeuner, daß er gleich tot blieb. Nun ging er zum König und ſagte es ihm. Der ging hin und ſah es, und gab dem Zigeuner einen Wagen voll Geld. Da wollte dieſer noch nicht nach Hauſe gehen und wollte es lieber noch mit einem andern König verſuchen, und ging in das Nachbarland zu dem König und erzählte auch dieſem, er habe hundert Leben auf einen Schlag getötet und nachher das Land vom Menſchenfreſſer befreit. „Wenn du ein ſo tapferer Mann biſt, ſo bleib bei mir, ich habe

im Walde einen Hirſch,[1] der frißt mir die Leute. Wenn du mir den umbringen kannſt, gebe ich dir einen Wagen voll Dukaten.“ Dieſer nahm das Gewehr und ging in den Wald. Nur einmal ſah er den Hirſch unter einer Eiche. Als er den Zigeuner ſah, lief er immer ſchneller um die Eiche herum, dieſer hinter ihm, nur einmal blieb er mit dem Horn in einem Loch an der Eiche ſtecken und konnte nicht weiter, da traf ihn der Schuß des Zigeuners. Er ging und rief den König. Als der kam und ſah, daß es wahr ſei, gab er ihm den verſprochenen Lohn, einen Wagen voll Dukaten. Jetzt ging er auch in das dritte Land zum König und lobte ſich auch bei dem, welch' ein tapferer Menſch er ſei. Zuerſt habe er hundert Leben auf einen Schlag getötet, dann habe er einen Menſchenfreſſer umgebracht und im Nachbarland einen menſchenfreſſenden Hirſch. Wenn jetzt auch er in ſeinem Lande ein Elend habe, wolle er auch ihm helfen. Der König dachte: Ach welch' ein tapferer Menſch das iſt, dieſer wird brauchbar ſein, ich ſoll ihn bei mir halten. Er ſagte zu ihm: „Auch ich habe in meinem Land ein großes Elend. Dort auf dem Berg ſteht einer, der mir die Leute frißt, ich habe ſchon ſo viele verloren, daß ich einen großen Schaden habe. Wenn du ihn umbringen kannſt, gebe ich dir meine Tochter zur Frau.“ Der Zigeuner ging dem Berge zu und ſah bald einen großen, ſtarken Menſchen, ſo groß, daß er neben ihm ausſah wie ein kleines Kind. Er winkte mit der Hand, als ob er ihn zu ſich riefe. Der Menſchenfreſſer konnte ſich nicht denken, was für eine Art Menſch der kleine ſei, daß er ſich nicht vor ihm fürchte und ihn ſogar riefe. Der müſſe eine große Kraft haben. Sie näherten ſich beide immer mehr, bis ſie bei einander waren, dann ſprach der Unmenſch: „Wer biſt du?“ Der Zigeuner antwortete: „Ich bin ein großer Menſch, ich habe hundert Leben auf einen Schlag getötet und habe von dir gehört, du wärſt auch ſo groß, darum habe ich dich geſucht, wir ſollten Brüder des Kreuzes werden, wenn du willſt.“ „Wie ſollt ich nicht wollen, ich bin nur allein, zwei Perſonen machen mehr aus.“ Jetzt gingen ſie immer miteinander, ſo lange ſie gegangen ſein werden, und waren ſehr gut miteinander, nur einmal ſagte eines Tages der Zigeuner: „Mein Bruder, du mußt ſterben.“ „Wie ſo?“ „Gut, du mußt halt ſterben.“ „Wenn du denn ſo denkſt, komm' hilf mir meinen Sarg machen.“ Dies wollte der Zigeuner. Sie beide fingen an der Arbeit an und machten einen Sarg mit Reifen. Als ſie nun fertig waren, legte er ſich hinein und ſagte ſeinem Kreuzbruder, er ſolle einen Reif anlegen, damit er ſehe,

[1] Cerb heißt rumäniſch Hirſch, doch meint der Erzähler, der auch deutſch verſteht, hier ſei wahrſcheinlich das Nashorn gemeint.

ob der Deckel paſſe. Als er einen angeſchlagen, rief der drinnen, er ſehe noch Licht, er ſolle auch den zweiten anlegen. Dieſer legte auch den zweiten an und ſchlug ihn feſt, da rief der Menſchenfreſſer, es ſei jetzt gut. Nun nahm der Zigeuner den Säbel und ſteckte ihn zwiſchen Sarg und Deckel hinein und erſtach ihn. Dann rief er den König. Dieſer freute ſich, daß das Land von dieſem Unmenſchen befreit ſei und gab dem Zigeuner ſeine Tochter zur Frau und hielt ihn bei ſich. Dieſer lebte gut und gefiel ſich als Schwiegerſohn des Königs.

Nach einiger Zeit ereignete es ſich, daß Krieg wurde. Da ſagte der König zu ſeinem Schwiegerſohn, er ſolle in den Krieg, er ſolle der Größte von den Soldaten ſein und voran gehen. Der Zigeuner fürchtete ſich vor dem Krieg wie der Zigeuner und als er an der Straße einen Schafhirten bei ſeinen Schafen ſah, ging er zu ihm und ſagte ihm alles, und wollte mit ihm wechſeln, er wolle bei den Schafen bleiben, der Rumäne ſolle an ſeiner ſtatt in den Krieg. Gut. Der Schafhirt zog den Pelz aus und gab ihn dem Zigeuner und er wurde Offizier und ging den Soldaten voran. Dem Zigeuner kam es gut, daß er keine andere Sorge mehr hatte als hinter den Schafen zu gehen. Als nun die Zeit kam, daß der Krieg beendigt war und der Rumäne nach Hauſe kam, dachten alle, er wäre der Schwiegerſohn vom König, und auch er ſtellte ſich ſo, da er ja mit dem Zigeuner gewechſelt hatte. Die junge Frau verwunderte ſich, wie weiß ihr Mann im Kriege geworden war und ſagte: „Wie iſt das wohl, daß mein Mann im Kriege ſo weiß geworden, er war vorher ſo ſchwarz.“ Sie freute ſich darüber ſehr. Aber dem Zigeuner gefiel der Tauſch nicht mehr, er kam zum Rumänen und zankte ſich mit ihm und wollte wieder wechſeln, der wollte aber nicht mehr. Dann ging er zum König und ſagte es ihm, der kannte ihn aber nicht mehr und hielt ihn für einen Betrüger und jagte ihn hinaus. Da konnte er nichts anders tun und ging zu ſeiner Zigeunerin zurück. Und alle ſeine Bemühungen von früher waren umſonſt geweſen. Der Rumäne aber blieb der Mann der Königstochter und als der König ſtarb, wurde er König und wenn er nicht geſtorben iſt, lebt er noch heute.

62. Der reiche und der arme Bruder.

Es waren einmal zwei Brüder, der eine ſehr reich, der andere ſo arm, daß er nicht einmal Kohlen hatte, das Feuer anzuzünden. Jeden Morgen ging er zu ſeinem Bruder um Kohlen. Eines Tages ſagte ſein Bruder: „Aber Bruder, haſt du denn nicht einen Kreuzer, daß du dir

Zündhölzer kaufst?“ „Ich habe wirklich keinen, aber leih mir einen Gulden.“ „Wie soll ich dir einen Gulden leihen, du kannst mir ihn ja nicht zurückgeben, ich gebe dir keinen.“ Dieser ging mit den Kohlen nach Hause. Abends saß er mit seiner Frau beim Abendessen, bei Palukes und Krautsaft (moare) Er sagte: „Du Frau, wenn der liebe Gott mir auf den Düngerhaufen 100 fl. bis morgen werfen sollte, es könnten auch nur 99 sein, wie würden wir uns freuen.“ Es traf sich grade, daß sein Bruder mit seiner Frau vorüberging und diese Worte durchs Fenster hörten. Sie waren stehen geblieben. „Du, he, willst du, wir werfen 99 fl. auf seinen Düngerhaufen?“ fragte der Reiche seine Frau. „Warum sollt ich nicht wollen, wir haben ja genug.“ Er kehrte um und brachte 99 fl. und warf sie hin. Jetzt, da der Arme Gott darum gebeten, dachte er, er solle nachsehen und richtig, da lagen grade 99 fl. Sein Bruder war auch gekommen um zu sehen, was dieser dazu sage und fragte ihn: „Woher hast du das Geld?“ „Von wo sollt ichs haben, du wirst mirs nicht hingeworfen haben, von Gott.“ „Grade ich habe dirs geworfen.“ „Du lügst, da du mir nicht einen Gulden leihen wolltest, wirst du mir nicht 99 schenken.“ „Aber mein Bruder, doch ich habe es dir gebracht. Sieh, wenn Gott etwas will, dann legt er seinen Willen einem Menschen ins Herz, daß er ihn ausführt, und so war es auch mit mir.“ „Du Bruder, nicht mehr ärgere mich, geh nach Hause und sieh dir nach der Arbeit und mich laß in Ruh.“ Ein Wort gab das andere, sie fingen an, sich zu zanken, bis sie vor das Gericht gingen. Dort schwur der Arme, Gott habe ihm 99 fl. auf den Düngerhaufen geworfen, da wurde er frei, den Reichen warf man ins Gefängnis. Während er dort saß, ging sein Knabe mit dem Vieh aufs Feld und als ein Regen kam, kroch er in einen Heuschober und zündete, wie die Kinder, sich eine Zigarre an, nur einmal brannte der Heuschober, der Knabe bemerkte es nicht gleich und verbrannte auch.

So geht es auf dieser Welt. *Nuța Cochila, Alzen.*

63. Das Gebet.

Es kam einmal ein Zigeuner zum rumänischen Pfarrer und bat ihn, er solle ihm einen Colinder machen, der Pfarrer dachte, er meine das Gebet, welches Colinder heißt. Nur einmal sagte der Zigeuner, es solle nicht zu kurz und auch nicht zu lang sein und mit Ärmeln. Jetzt erst fiel es dem Pfarrer ein, er meine ein Kleid. „Gut, ich will dir bis Sonntag eines machen.“ Sonntag früh kam der Zigeuner geritten auf

einem weißen Pferd um ſich vom Pfarrer anziehen zu laſſen. Der Pfarrer hatte bunt geblümtes Papier zu dem Kleid genommen. Jetzt ritt der Zigeuner ſtolz in dem papiernen Kleid in ein anderes Dorf immer das ſchöne Kleid beſehend und ſang: Gott, mein Gott wer bin ich. Ich könnte ſein der Hann, ich war es, und könnte es ſein und bin es auch. Er ritt ein wenig weiter und ſang: Gott, mein Gott, wer bin ich? Ich könnte ſein der König. Ich war es, werde es ſein und bin es. Er ritt weiter und ſang: Gott, mein Gott, wer bin ich. Ich könnte ſein der König Matthias, ich war es, und werde es ſein und bin es. Ein Rumäne war nicht weit von ihm und hatte zugehört, wie er geſungen und dachte ſich einen Spaß mit ihm zu machen, weil er ſo ſtolz war. Er kam ihm in den Weg und ſagte, er wäre blind, er ſolle ihn ſehend machen. Dieſer Zigeuner hatte, wie alle Zigeuner, aus ſeinem Haar Locken gedreht. Er ſprach: „Komm' herbei und wiſch dir die Augen mit meiner Locke, dann wirſt du ſehen.“ Der Rumäne ging näher, nahm das Haar und wickelte es um die Hand und zog ſo den Zigeuner vom Pferd herunter, daß das papierne Kleid zerriß und lief dann zurück. Nur einmal kam ein anderer und dieſem erzählte der Arme: „Geh du auf dem breiten Weg, es ſteht ein Blinder verſteckt, er weiß nicht was er tut, mir hat er das Haar ausgeriſſen, es liegt zerſtreut auf dem Wege zuſammengewickelt.“

64. Die Kirche Gottes.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte nichts zu eſſen, es war aber grade zur Zeit der Ernte. Da er nun ſo arm war, dachte er, er ſolle gehen und verſuchen, ob er nicht ein Kornfeld zum Schneiden bekommen könne, denn dieſe Arbeit wird gut bezahlt, und ging. Gott ſah ihn gehen und ſprach zum heiligen Petrus: „Hör' Petrus, komm', wir helfen dem Armen.“ Gut. Sie gingen beide und ſetzten ſich an die Straße, wenn der käme, ſolle er ſie ruhend finden. Zuerſt hatte er nahe eine Kirche mit offner Türe an die Straße geſtellt und auf den Altar vier prescuri gelegt. Jetzt ruhten ſie an der Straße, da kam der Mann und ſah dieſe beiden alten Männer da ſitzen und fragte wie das ja üblich: „Ruht Ihr, Ihr guten Leute?“ „Ein wenig, aber wohin gehſt du?“ „Ich gehe, mir ein Kornfeld zu dingen zum Schneiden.“ „Das grade wollen auch wir. Wir können alle drei zuſammen gehen, kaum vergeht uns die Zeit ſchneller.“ Sie gingen nun plaudernd weiter, da wurde der Arme hungrig, denn er hatte nichts im Torniſter. Gott ſah es, aber

ſeine Kirche war nicht weit, und als ſie an ſie herangekommen waren, ſagte Gott: „Du Mann, geh in die Kirche hinein und ſieh, findeſt du auf dem Altar nicht einige prescuri (geheiligtes Brot), bring' ſie heraus, damit wir eſſen.“ Dieſer ging hinein und fand vier Stück auf dem Altar. Geſchwind aß er eines, bevor er aus der Kirche kam und brachte nur drei heraus, aber Gott wußte es und lachte, ſagte aber nichts. Dann ſetzten ſie ſich neben die Kirche und aßen. Der Rumäne war ſeit langer Zeit nicht mehr ſo ſatt geweſen. Als ſie gegeſſen, gingen ſie weiter und kamen in ein Dorf zu einem reichen Bauern, und fragten, ob er nicht ein Kornfeld zum Schneiden habe?“ „O ja, ich habe ein großes und gebe dafür ein Sack voll Dukaten, wenn Ihr es bis abends ſchneidet, werdet Ihr aber nicht fertig, ſo werfe ich euch in einen von mittags bis abends geheizten Backofen und brate euch.“ Gut. Am nächſten Morgen gingen alle drei aufs Feld, legten ſich auf die Erde und ſchliefen. Als die Magd mit dem Frühſtück kam, fand ſie dieſelben ſchlafend, mit dem Schneiden hatten ſie gar nicht angefangen. Sie ging nach Hauſe und erzählte es ihrem Herrn. Der befahl, den Ofen gleich zu heizen, denn fertig könnten ſie auf keinen Fall werden. Als man ihnen das Mittageſſen brachte, lagen ſie noch immer da und ſchliefen, man brachte auch die Jauſe und fand ſie noch immer ſchlafend. Als die Magd fortgegangen, erwachte Gott, ſtand auf und bewegte die Hand über das Kornfeld und auf einmal war alles geſchnitten und gehaufnet. Abends, als ſie nach Hauſe zum Herrn kamen, fragte der ſie nicht einmal, ob ſie fertig wären oder nicht, nahm ſie und warf ſie alle drei in den glühenden Backofen. Drinnen fächelte Gott nur einmal mit der Hand, und gleich war die Hitze verſchwunden und nur eine angenehme Wärme geblieben, ſo daß ſie ſehr gut ſchliefen, der Bauer aber ging auf ſein Feld um es andern Leuten zu übergeben. Wie verwunderte er ſich, als er ſah, daß das ganze Feld fertig war, geſchnitten und auch gehaufnet. Jetzt erſchrak er arg, weil er die Arbeiter nicht gefragt, ob ſie fertig wären, und ſie gleich in den Ofen geworfen. Jetzt eilte er nach Hauſe um ſie herauszunehmen, aber es würde ja doch zu ſpät ſein, ſo ſchickte er nur die Magd mit dem Beſen, die Aſche und die Knochen zuſammenzunehmen. Als ſie die Ofentür öffnete, kamen dieſe alle drei fröhlich heraus, der Ofen war nicht einmal mehr warm. Der Bauer bat um Verzeihung und bat auch, ſie ſollen es niemandem ſagen, er gebe ihnen außer dem gedungenen noch einen Sack voll Dukaten, und brachte ihnen zwei Säcke, die drei nahmen ſie und gingen fort. Als ſie dann zu der Kirche an der Straße kamen, ſagte Gott, ſie müßten jetzt einen andern

Weg gehen, sie sollten das Geld teilen. Er zählte vier Haufen ab. Da fragte der Rumäne, für wen mache er denn vier Teile, sie wären ja nur drei Menschen. Gott sprach: „Der vierte gehört dem, welcher den vierten prescuri in der Kirche gegessen.“ Da rief der Rumäne: „Ich habe ihn gegessen, ich habe ihn gegessen, und sammelte schnell beide Teile in seinen Tornister. Gott aber und der heilige Petrus lachten und gingen da hinüber. *Ioane Bucşe, Alzen.*

65. Zwei Mädchen.

Es waren einmal zwei schöne und fleißige Mädchen, die nahmen sich je ein Kornfeld zum Schneiden. Die eine sagte: „Ich muß heute mit diesem Feld fertig werden, sei es, wie es sei, ich muß fertig werden.“ Die andere sagte: „Auch ich möchte gerne fertig werden, aber es wird ja sein, wie Gott will, nur mit seiner Hilfe geht die Arbeit.“ Beide bemühten sich, was sie konnten. Gott und der heilige Petrus hatten ihnen zugehört und kamen beide zum ersten Mädchen. Und Gott sprach: „Kannst du noch, meine Tochter?“ „Immer ein wenig, Großvater.“ „Würdest du nicht so gut sein und uns ein wenig Wasser geben, wir sind durstig?“ „Ich kann nicht, ich muß fertig werden.“ „Du wirst fertig werden, wenn Gott will.“ „Ob Gott will, oder nicht, ich muß.“ Sie gingen zur andern: „Kannst du noch, meine Tochter?“ „Immer ein wenig, Großvater.“ „Hast du nicht, mir ein wenig Wasser zu geben?“ „Wie sollt ich nicht haben, ich gebe euch gleich, aber es wird warm geworden sein im Krug, wartet nur ein wenig, ich hol' gleich von der Quelle frisches.“ Schnell lief sie und brachte, trotzdem Gott sagte, das gestandene sei gut. Er trank und sprach: „Gott helf dir.“ Es war grade, als ob Gott neben ihr arbeite, sie war so fröhlich und wußte nicht warum. Als sie sich wieder an die Arbeit machte, waren immer, wenn sie eine Gerbe fertig geschnitten, noch zehn fertig. Bis mittags war das ganze Feld geschnitten. Aber das andere Mädchen arbeitete noch, was sie gearbeitet haben wird, aber es kannte sich ihr nichts, wenn sie dachte, sie hätte eine Garbe, war nicht eine halbe fertig. Nur einmal fing ihr der Kopf an weh zu tun, sie fing an zu zittern und konnte nicht mehr arbeiten, sie legte sich bis zum Abend nieder. Dann sah sie, ohne die Hilfe Gottes läßt sich nichts machen.

Aber Gott und der heilige Petrus gingen weiter und kamen an einem Schafhirten vorbei, der hütete auf der Wiese die Schafe, stand barfuß auf seinen Stock gestützt und brütete so vor sich hin. Gott wußte gut, nach welcher Seite der Weg ins nächste Dorf führte, aber er stellte

ſich fremd und fragte dieſen: „Wozu kommt man in das nächſte Dorf?“ Dem Hirten war es zu viel, die Hand vom Stock wegzunehmen, oder ein Wort zu reden, er hob nur einen Fuß und ſtreckte ihn nach der Seite, wo er ihn eben hatte, grade wie einer, der bei den Schafen groß gewachſen und nicht weiß, was ſich für einen Menſchen ziemt. Als die beiden weiter gegangen, ſagte Gott zum heiligen Petrus: „Du Petrus, welchem Mädchen ſoll ich dieſen Burſchen geben? Wenn ich ihn dem gebe, welches ſo unfreundlich redete und nicht nach Gott fragt, wird nichts Gutes herauskommen, ich werde ihn lieber dem guten beſtimmen, das glaubt an Gott und kann vielleicht einen brauchbaren Menſchen aus ihm machen.“ „Tulai, unſer Herr, es wäre Sünde, du ſollteſt dies ſchöne freundliche Mädchen dem Flegel geben, wirf ihn lieber in den Mond.“ „Du haſt ein Wort geſagt, Petrus, grade in den Mond will ich ihn werfen, grade ſo, wie er den Fuß ausſtreckt.“ Nur einmal ſiehe, als der Mond voll war, konnte man den Cioban deutlich ſehen, wie er herunter auf die Erde blickt und ſeither ſieht man ihn jedesmal, wenn der Mond ſich füllt. Dort wird er bleiben ſo lange die Welt ſteht und kann nie eine Frau unglücklich machen. Aber Gott und der heilige Petrus gingen weiter und gelangten an eine ſchöne Wieſe, auf der mähte ein ſchöner kräftiger Jüngling, er mähte und mähte ſehr eifrig. Gott verlangte auch ihm Waſſer. „Komm', Großvater, trink', kommt auch Ihr, Bade (Anrede für einen Mann, der noch nicht ſehr alt iſt), nehmt euch ein wenig Brot und Speck, ich habe im Torniſter, eßt ein wenig zur Jauſe, Ihr werdet hungrig ſein, da Ihr auf der Straße wandert.“ Sie ſetzten ſich alle drei und aßen. Als ſie gegeſſen, ſagte Gott, ſie gingen jetzt ins Dorf zu dem Mädchen, welches das große Kornfeld ſchneide, er ſolle am Abend auch hinkommen und das Mädchen verlangen. „Aber wie ſoll ich es wagen, zu den reichen Leuten zu gehen?“ „Jetzt reich oder nicht reich, komm' du nur, es wird dein Glück ſein.“ Sie gingen ins Dorf und dort in das Haus der Eltern des ſchönen Mädchens und baten um Nachtherberge. Dieſe Leute waren wie auch ihre Tochter ehrenhaft und ließen ſie hineinkommen und gaben ihnen Abendeſſen in der hintern Stube, in der vordern waren drei Freier. Der eine lobte ſich, er habe ſo vieles Vieh, als im ganzen Dorf wäre, der andere lobte ſich, er habe ſo viel Feld, als der ganze Hattert. Der dritte ſagte, er habe ſo viel Geld, als im ganzen Dorf ſei. Jetzt wußten ſie nicht, welchen ſie zum Schwiegerſohn nehmen ſollten und fragten auch den Alten, d. h. Gott. Aber der ſagte, ſie dürften es keinem von dieſen drei geben, ſondern nur dem, welcher nach dieſem käme, der

werde mehr haben als dieſe, trotzdem er ſich nicht ſo lobe. Der erſte mit dem vielen Vieh, ſei ein Hirte, der mit dem vielen Feld ein Feldhüter, der mit dem Geld Steuerſammler. Die Alten dankten Gott, daß er ſie von den Betrügern behütet, da kam auch unſer Burſch, der gefiel dem Mädchen ſo, daß er nicht nach dem Vermögen fragte, ſie hielten gleich Verlobung. Dort war ich auch, aber auf die Hochzeit rief man mich nicht, und ich ſtand auf einem Nagel und erzähle nichts mehr.

Ioane Bucşe, Alzen.

66. Juon, der Arme.

Es war einmal eine arme Witwe, die hatte nichts als einen Sohn, eine Henne und einen Hahn. Der Sohn hieß Juon, und weil dieſe Leute ſo arm waren, hieß man ihn Juon der Arme. Es kam die Zeit, daß ſeine Mutter ſtarb und es ſtarb auch die Henne, und der Burſch blieb nun allein mit dem Hahn. Eines Tages kam der Hahn zu ſeinem Herrn und ſprach: „Du Juon, ich gehe zum König und verlange ſeine Tochter für dich zur Frau.“ „Höre, Hahn, wie kannſt du dich unterſtehen zum König zu gehen um ſeine Tochter, und ſiehſt, wie arm ich bin, daß ich auch noch den Namen, der Arme, bekommen.“ „Laß dieſe Sache nur auf mich, es wird dein Glück ſein.“ Der Hahn machte ſich auf den Weg, nachdem er ſich die Sporen geputzt und überhaupt für eine ſolche Reiſe gerichtet. Als er nun ein Stück gegangen, begegneten ihm zwei Hennen: „Wohin gehſt du, du Hahn?“ „Ich gehe zum König freien.“ „Nimmſt du uns auch mit?“ „Kommt hinter mir.“ Sie gingen nun alle drei. Da begegneten ihnen zwei Bären: „Wohin gehſt du, Hahn?“ „Ich gehe zum König auf die Freite.“ „Nimmſt du uns auch mit?“ „Ja, kommt nur hinter uns.“ Sie gingen weiter und begegneten zwei Füchſen: „Wohin gehſt du, du Hahn?“ „Ich gehe zum König auf die Freite.“ „Nimmſt du uns auch mit?“ „Kommt nur mit, ſtellt euch hinter die andern.“ Sie gingen weiter und begegneten zwei Mäuſen: „Wohin gehſt du, du Hahn?“ „Ich gehe zum König auf die Freite.“ „Kommen wir auch mit?“ „Kommt.“ So ging es immer weiter, alle wilden Tiere, alle Tiere des Waldes ſchloſſen ſich dem Hahn an, bis er aus dem Walde herauskam, hatte er ein ganzes Regiment Waldtiere. Als er nun an das Tor des Königs kam, bat er, ihn in den Hof zu laſſen; als man ihm das Tor geöffnet, kam der König ins Fenſter und ſah hinunter, und verwunderte ſich darüber, was die dort trieben. Der Hahn ſtand an der Spitze und ſang „kukurigu“, die beiden Hennen neben ihm, die andern hinter ihm und ſangen alle, jedes in ſeiner

Sprache. Die Bären tanzten. Als ſie das Lied beendigt, trat der Hahn näher und ſprach zum König: „Herr König, mein Herr hat mich geſchickt, um eure Tochter zu freien, wenn Ihr ihm ſie zur Frau geben wollt, wird er ſelber herüberkommen. Er heißt Juon, der Arme, aber trotzdem er dieſen Namen hat, iſt er doch nicht arm. Er hat ein ſchöneres Haus und ſchönere Kleider als der König und ein großes Vermögen.“ Der König verwunderte ſich und dachte, es müßte ſo ſein, wenn er auch ſo viele wilde Tiere habe, wie viele Rinder werde er erſt im Hof haben, und ſagte zum Hahn: „Ich laſſe deinem Herrn einen guten Tag ſagen und ihn bitten, er möge kommen.“ Der Hahn nahm Abſchied und kehrte mit ſeinem Regiment um. Als er nach Hauſe kam, ſagte er dem Juon, wie es ihm ergangen und er ſolle jetzt auch zum König kommen und Hochzeit halten. Der Burſch erſchrak und ſagte: „Wie kann ich zum König gehen, ich habe keine Sonntagskleider, und wohin ſoll ich die Königstochter bringen, ich habe nur dieſe Hütte.“ „Laß all das meine Sorge ſein, es wird dein Glück ſein.“ Sie gingen beide bis in die Nähe des königlichen Hauſes, dann ſteckte der Hahn den Burſch in einen Sumpf, lief dann zum König und ſagte, er wäre mit ſeinem Herrn auf dem Wege von Räubern überfallen worden, dieſe hätten ihm die Kleider genommen und ihn in die Tunke geworfen, jetzt habe er nichts zum Anziehen. Gleich ſchickte ihm der König von ſeinen ſchönſten Kleidern, ließ ſechs Pferde an ſeinen Wagen ſpannen und ihn abholen. Als Juon, der Arme, herausgekommen und ſich mit den ſchönen königlichen Kleidern bekleidet, war er ein ſo ſchöner junger Herr, daß ihn die Königstochter gleich liebte, ſobald ſie ihn geſehen. Da machten ſie Hochzeit, die dauerte eine gange Woche, dann brachen alle auf um zu ſehen, wo der junge Mann wohne. Dieſem war es aber nicht angenehm zu Mute, er hatte ſchwere Gedanken, er wußte nicht, wohin er ſo viele Leute führen ſollte und ſeine junge Frau, aber der Hahn flog voraus und traf eine Pferdeherde, fragte den Hirten, wem er die Herde hüte? „Den 12 Drachen.“ „Das iſt vorbei, Ihr hütet ſie dem Juon, dem Armen, wenn der König Euch fragt, ſagt ihm das.“ Dann flog er weiter, bis zu einer Ochſenherde und fragte den Hirten, wem er die Ochſen hüte? „Den 12 Drachen.“ „Wenn der König fragt, ſag' ihm, ſie wären dem Juon, dem Armen, ſie gehören jetzt dem.“ Er flog weiter und kam zu einer Schafherde und fragte den Hirten, wem er ſie hüte? „Den 12 Drachen.“ „Das iſt jetzt vorüber, dieſe Schafe gehören dem Juon, dem Armen, wenn der König vorbeifährt und fragt, ſag es ihm.“ Er flog weiter und traf noch eine Schweinsherde und Ziegen, ſagte

auch dieſen Hirten, die Schweine und Ziegen gehörten jetzt dem Juon, dem Armen, ſie ſollten es dem König ſagen. Dann flog er in das Haus der 12 Drachen. Dies war viel ſchöner als das des Königs und war gebaut auf einem Hahnenfuß, ſo daß es ſich immer nach der Sonne drehte. Er ging hinein und wünſchte den 12 Drachen einen guten Tag und ſagte ihnen, ſie ſollten ſich geſchwind verſtecken, der König käme um ſie umzubringen. Sie erſchraken und liefen geſchwind in das hinterſte Kämmerlein, der Hahn ſchloß ſie ein, zog den Schlüſſel ab und ſteckte in das Schlüſſelloch Schwefel. Dieſen können die Drachen nicht vertragen und ſtarben gleich. Als ſie tot waren, begrub er ſie ſchnell, und befahl dann der Köchin ein gutes Eſſen herzurichten, der Juon, der Arme, habe von den 12 Drachen Haus und das ganze Vermögen gekauft.

Als der König zur Pferdeherde kam und den Hirten fragte, wem ſie gehöre, ſagte der: „Dem Juon, dem Armen.“ Alle Hirten hielten ihr Wort, und der König freute ſich, daß ſeine Tochter ein ſo großes Glück gemacht. Als ſie in das Haus der 12 Drachen kamen, war alles fertig, der Tiſch beladen mit Speiſen aller Art, und als die Wägen in den Hof fuhren, riefen die Knechte: „Es lebe unſer Herr, der Juon der Arme, und ſeine junge Frau!“ Dann lebten ſie gut in Friede und Geſundheit viele Jahre. Als der alte König ſtarb, kam ſein Schwiegerſohn in ſeine Stelle und die Leute nannten ihn König Juon der Arme.

Nicolae Duda, Alsen.

67. Ursitori.[1]

Es waren einmal ein paar Leute, die hatten keine Kinder aber Vermögen genug. Vielmals baten ſie Gott um ein Kind. Als ſie aber doch keines bekamen, ſagten ſie zu einander, für wen ſollten ſie noch arbeiten, ſie hätten niemanden. Als ſie dies beſchloſſen hatten, da bekamen ſie einen Knaben und hatten darüber große Freude. Was ſie das Kind küßten, hatte man noch nie geſehen. In der Nacht ſaß die alte Großmutter neben der Wiege. Um Mitternacht kamen, wie zu allen ungetauften Kindern, die ursitori und legten ihm dies in die Wiege: „Wenn er groß iſt, ſoll er ſeinen Vater erſchießen und ſeine Mutter heiraten.“ Die Großmutter neben der Wiege ſchlief nicht und hörte alles, was die Geiſter dem Knaben in die Wiege gelegt. Und das iſt ſo, ſeit die Welt ſteht, vor dem, was die ursitori dem jungen Menſchenleben in die Wiege legen, ſei es gut oder böſe, kann man ſich nicht behüten,

[1] Nur um Mitternacht ſichtbare Geiſter, die den neugeborenen Kindern ihr Schickſal in die Wiege legen.

wenn es auch mancher verſucht. Als am Morgen die Rumänin erwachte, nahm ſie das Kind gleich in die Arme und küßte es und küßte es und freute ſich ſo darüber. Da ſagte die alte Großmutter: „Du, he, wenn du wüßteſt, was du mit dieſem Kinde erleben wirſt, würdeſt du es nicht mehr küſſen, ich habe dieſe Nacht gehört, was die ursitori ihm in die Wiege gelegt. Sie ſagten, wenn der Knabe zum Heiraten ſei, würde er ſeinen Vater erſchießen und ſeine Mutter heiraten.“ Darüber erſchraken die Eltern und beſchloſſen das Kind zugrunde zu richten, trotzdem ſie es ſo liebten, denn ſie mußten es vor dieſer großen Sünde bewahren. Sie nahmen ein kleines Lädchen, legten den Knaben hinein, die Mutter hing ihm auch ihr Ringlein an den Hals, ſchloſſen es zu und trugen es aufs Waſſer. Das Lädchen fuhr immer auf dem Waſſer hinunter 16 Jahre lang. Zu dieſer Zeit kamen zwei Männer an dieſes Waſſer um Fiſche zu fangen. Da ſahen ſie ein Lädchen auf dem Waſſer und ſprachen mit einander: „Was ſollte wohl da drinnen ſein?“ Einer von dieſen Leuten war arm und hatte viele Kinder, der andere hatte keine und war reich. Nun wollten ſie dieſes an ſich nehmen und nachſehen, was darin ſei, wäre es Geld, ſollte es dem armen gehören, wäre es ein Kind, wollte es der Reiche behalten. Sie gingen ins Waſſer und brachten es ans Ufer, aber es war ſehr ſchwer. Als ſie es öffneten, ſprang ein Knabe heraus, und da er nun Platz hatte, ſtreckte er ſich und dehnte ſich und nun ſah man, daß er ein Burſch von 16 Jahren war. Der reiche Mann ohne Kinder freute ſich ſehr und nahm ihn gleich als eigenes Kind zu ſich. Gut. Als eine Zeit vergangen war, wie viel vergangen ſein wird, ſprach der Burſch: „Vater, ich möchte ein wenig in die Welt gehen, mich als Knecht verdingen, um zu ſehen, wie es auch an andern Orten iſt.“ „Geh, mein Sohn,“ ſagte ſein Pflegevater, und er ging und traf grade zu ſeinen wirklichen Eltern. Was die ursitori dir in die Wiege legen, vor dem kannſt du dich nicht behüten, wenn du gleich ſterben ſollteſt. Dieſer war ein ehrenhafter Burſch und machte ſeine Arbeit. Sein Vater war Hann und hatte einen Weingarten. Nun war das im Herbſt ſo der Brauch, daß man der Reihe nach hütete, und als die Reihe an den Hannen kam, ſagte ſeine Frau: „Aber ſchicke den Knecht in deine Stelle, warum haſt du ihn? und ruhe du zu Hauſe.“ Gut. Er gab dem Knecht das Gewehr und ſagte: „wenn du jemanden hörſt, frage dreimal, wer da ſei, antwortet er nicht, ſo ſchieße.“ Der Knecht ging. Nach einiger Zeit ſagte der Herr, er ſolle doch einmal nachſehen, ob der Knecht Mut habe, und ging in den Weingarten, dort brach er einen Pflaumenaſt, um den

Hüter zu erſchrecken, nur einmal rief der ohne Furcht: „Wer biſt du?“ Keine Antwort. Er fragte noch einmal, auch zum dritten Male, keine Antwort. Da nahm er das Gewehr und ſchoß ſeinen Herrn, ſeinen Vater. Als die Frau ſah, daß ihr Mann nicht nach Hauſe kam, ging ſie ihm in den Weingarten nach und fand ihn dort tot liegen. An die ursitori dachte ſie nicht mehr. Den Knecht behielt ſie, und als ſie ſah, daß er ein zuverläſſiger Menſch war, heiratete ſie ihn und ſie lebten gut, trotzdem ſie viel älter war. Nach einem Jahre hatten ſie auch einen Knaben und waren glücklich. Einmal gingen ſie beide auf's Feld und nahmen auch das Kind mit, das weinte aber immer, ſeine Mutter ging oft und ſtillte es. Da es nun wieder zu weinen anfing, ſagte ſie zu ihrem Mann: „Geh' jetzt auch du ein wenig zu dem Knaben.“ Er ging, da kam ihm ſein Ringlein in den Sinn, welches er immer im Gürtel trug, ſeit er ſich erinnerte. Er zog es heraus und gab es ihm zu ſpielen, da weinte er nicht mehr. Seine Mutter verwunderte ſich, daß er ſo ruhig war, und ging nun nach ihm zu ſehen. Als ſie das Ringlein erblickte, erſchrak ſie ſo, daß ſie ohnmächtig wurde. Was die ursitori dir in die Wiege legen, vor dem kannſt du dich nicht bewahren, wäre es, was es ſei. Die Arme dachte, ihr Sohn ſei zugrunde gegangen, und nun ſah ſie, daß ſich erfüllt hatte, trotz ihrer Sorge, was dieſe Geiſter gewollt. Als ſie wieder zu ſich gekommen, beſprach ſie es mit ihrem Manne uud ſagte, damit die Sünde nicht größer werde, ſolle er weggehen von ihr, vielleicht finde er noch ein anderes Glück. Er ſagte, er werde gehen, aber zuerſt die ursitori ſuchen, damit die ihm ſagen, was er tun ſolle. Und er ging und ging, bis er in den Wald dieſer Geiſter kam, da traf er einen blinden Mann, der aß Palukes aus drei Löffel voll Mehl. Der Junge ſetzte ſich neben ihn und aß mit. Da ſpürte ihn der Alte und fragte: „Wer biſt du? Wenn du ein guter Menſch biſt, ſag' es, daß ich noch Palukes mach' auch für dich.“ Dieſer erzählte dem Alten, warum er in dieſen Wald gekommen, er ſuche die ursitori. Als ſie gegeſſen, ſagte der Blinde ihm, welchen Weg er gehen müßte. Nun ging er auf dieſem und kam in ihre Wohnung, er ging hinein, es war aber niemand zu Hauſe, er verkroch ſich hinter den Ofen. Nur einmal kamen einige nach Hauſe, die andern waren zu den Ungetauften gegangen. Dieſe rochen in der Stube herum, ſie rochen einen Menſchen von der Erde und ſprachen, wenn es ein guter Menſch ſei, ſolle er herbeikommen, ſie würden ihm nichts zu Leide tun, wäre er aber ſchlecht, würden ſie ihn umbringen. Er kam heraus und ſagte, warum er zu ihnen gekommen. Es ſei ihm grade ſo ergangen, wie ſie

vorausgeſagt, nun ſollten ſie ihm raten, was er weiter tun müſſe, um noch ein Glück auf dieſer Welt zu finden. Dieſe ſagten, es wäre gut, daß er von ſeiner Mutter weggegangen, jetzt ſolle er noch ein Stück weiter gehen, bis er ein paar Leute antreffe, die mit ihrer Tochter ein Weizenfeld ſchnitten. Er ſolle ſich mit den Leuten zu reden machen, ein Wort werde das andere geben, er ſolle dieſes Mädchen heiraten, dies würde ſein Glück ſein, aber ſo lange er lebe, ſolle er nie über etwas ſagen, es gehöre ihm, immer ſeiner Frau, ſonſt verbrenne es ihm. Er dankte und ging und ging bis er zu dem Weizenfeld kam, auf welchem Eltern mit ihrer Tochter ſchnitten. Er wünſchte einen guten Tag, und bat um ein wenig Waſſer und ſah ſich dabei das Mädchen an, es war ſchön. Als er getrunken, half er auch bei der Arbeit und plauderte, und bis der Abend kam, liebten ſie ſich mit der Tochter und hielten bald Hochzeit, und es war gut. Nach der Hochzeit ging er einmal mit Tagesanbruch auf ein anderes Feld, um anzufangen zu ſchneiden und dachte, er ſolle doch verſuchen, ob es auch ſo ſei, wie die Geiſter ihm prophezeit. Als ihn der Erſte, der vorbeikam fragte, wem das Feld ſei, antwortete er „mein", ſogleich fingen die Garben an zu brennen, und brannte das halbe Feld ab. Da rief er ſchnell: „es gehört meiner Frau," da erloſch das Feuer, und er arbeitete in Ruhe weiter, bis auch ſein Schwiegervater kam. Dieſer wunderte ſich, daß das halbe Feld abgebrannt ſei und fragte wie das gekommen. Der Sohn entgegnete, er habe ſich eine Zigarre angezündet, wahrſcheinlich müßte von der Feuer ins Stroh gefallen ſein. Seither ſagte er nie mehr, es gehöre ihm etwas, und ſo hatte er nie mehr Unglück und lebte gut mit ſeiner Frau und lebt vielleicht bis auf den heutigen Tag, ich habe nichts gehört, daß ſie geſtorben wären.

Nicolae Duda, Alxen.

68. Das Patengeſchenk.

Es war einmal ein Rumäne, der hatte eine ehrenhafte Frau, aber er wohnte mehr im Wirtshauſe als zu Hauſe und trank bis er trunken war. Kam er dann betrunken nach Hauſe, ſchlug er ſeine arme Frau faſt zum Krüppel. Nun traf es ſich, daß ſie einen kleinen Knaben bekam, aber er fragte nicht; weder um ſeine Frau noch um das Kind, und ging ins Wirtshaus. Am dritten Tage fürchtete die Frau, wenn er betrunken heim käme, würde er ſie wieder ſchlagen, darum band ſie ſich das Kind mit einem Handtuch in die Arme und ging in den Wald, trotzdem es nicht erlaubt iſt, mit einem ungetauften Kinde aus dem Hof hinaus zu gehen. Als Gott dieſe Frau im Walde ſah, ſprach er zum

heiligen Petrus: „Du Petrus, komm', daß wir das Kind taufen.“ Sie gingen. Gott machte mit dem Fuß ein kleines Loch in die Erde, und gleich sprudelte ein klares Wasser hervor, daß sie den Knaben daraus taufen konnten. Gott schenkte ihm die Kraft, er solle mit 16 Tagen eine Eiche ausreißen und die Spitze in die Erde stecken können, und der heiligen Petrus schenkte ihm einen Säbel, mit dem der Knabe alles niederhauen könne, was er wolle, und ein Gewehr, mit dem er alles niederschießen könne. Der Mutter gaben sie einen Apfel, sie solle den werfen, wohin er falle, dort müßte sie sich eine Hütte aus Reisern machen. Jetzt wohnte sie in der grünen Hütte 16 Tage lang, die waren ihr aber so lange, wie 16 Jahre, in dieser Zeit wuchs der Knabe so groß und konnte reden und fragte: „Mutter, was hat mir mein Pate geschenkt?“ „Er hat dir einen Säbel und ein Gewehr geschenkt, aber ich soll es dir nur geben, wenn du eine Eiche mit der Wurzel ausreißen und sie mit der Spitze in die Erde stecken kannst.“ „Mutter, das ist ja eine leichte Arbeit, sieh, ich mach' es gleich.“ Er zog gleich eine Eiche heraus, als wäre sie nur ein Stöcklein, und steckte sie mit der Wurzel wieder in die Erde. Darauf gab ihm die Mutter Säbel und Gewehr und er ging auf die Jagd. Als er durch den Wald ging, traf er das Haus der Drachen, ging hinein und schoß sie alle bis auf den Anführer nieder. Diesen brachte er nicht um, der hatte drei Köpfe und bat den Knaben, er solle ihn am Leben lassen, und ihn lieber in ein Faß mit drei Reifen legen und ihn in die Kammer verschließen. Dieser tat so, wie der Drache wollte. Dann ging er zu seiner Mutter zurück, und brachte sie auch in das schöne Haus und gab ihr alle Schlüssel, nur den von der Kammer nicht. Sie glaubte, er habe dort Geld versteckt und versuchte alle Schlüssel, bis sie einen gefunden, der in das Schloß paßte. Darauf sperrte sie auf, und der Drache im Faß rief: „Bring' mir drei Krüge Wasser, dann springen die Reife und ich kann herauskommen. Der Drache gefiel der Frau und sie befreite ihn. Dann heirateten sie sich. Nach einem Jahre hatte sie wieder einen Knaben. Jetzt war ihnen der ältere zu viel und sie beschlossen, ihn zu töten. Die Mutter kochte Suppe in zwei Töpfchen, das eine für den Kleinen war gut, in das andere schüttete sie Gift für den Großen. Der aß aber nichts, weil er sah, daß seine Mutter schlechte Gedanken hatte. Einmal brachte sie wieder für beide Knaben Milch. Der kleine trank sie gleich, der andere aber nahm das Glas und zwang seine Mutter es selbst zu trinken. Sie trank und starb, dann nahm er den Säbel und hieb auch dem Drachen seine drei Köpfe ab. Nun hatte er Ruhe. Mit seinem

kleinen Bruder lebte er gut, der war nicht ein garſtiges Kind. Er ſorgte und verſorgte im Haus, der ältere ging auf die Jagd. Da kam die Zeit, daß dieſer heiraten wollte und zu ſeinem Bruder ſagte: „Du Bruder, bleib' du jetzt zu Hauſe, ich gehe in den nächſten Ort und verſuche, ob ich mir nicht ein Mädchen zur Frau bekommen kann.“ Gut. Er ging in die nächſte Stadt und ging in das erſte Haus hinein und bat um Herberge. Dort wohnte eine Witwe, die war ſehr traurig und erzählte ihm, ſie hätten in der Stadt einen Adler und wenn ein Menſch mehr als ein Rind und mehr als ein Kind habe, komme er und freſſe es, und es finde ſich niemand, der ihn umbringe. Der Burſch nahm ſich ſein Gewehr und am nächſten Morgen, als der Adler kam, ſchoß er ihn tot. So befreite er die Stadt von einem großen Unglück und bewahrte ſie vor großem Schaden. Sie gab ihm einen Wagen voll Dukaten. Aber ein Mädchen hatte er ſich nicht gefunden, darum ging er weiter in die nächſte Stadt. Dort wohnte der König. Er verlangte ein wenig Waſſer, da ſagten ihm die Leute, ſie hätten nur einen Brunnen, den hüte ein Drache mit ſieben Köpfen. Wenn er den Leuten Waſſer gebe, müßten ſie es ihm mit einem Menſchen bezahlen und jetzt habe er grade die Königstochter verlangt. Und ſie müßten ihm ſie geben, ſonſt verdurſte die ganze Stadt. „Sagt mir, wo der Brunnen iſt.“ Als ſie ihm ihn gezeigt, ging er hin und ſetzte ſich neben ihn und wartete, bis der Drache herauskäme. Da kam die Königstochter in der Kutſche, gleich ſah der Burſch, daß ſie ſchön ſei und hätte ſie gerne zur Frau gehabt. Als ſie nun gekommen, ſprang auch der Drache gleich heraus, um ſie zu verſchlingen, gleich zog der Burſch ſeinen Säbel und hieb ihm alle ſieben Köpfe auf einmal ab, daß er gleich tot blieb. Dann nahm er ihnen die Zungenſpitzen, ſie waren ganz golden. Weil er zuerſt fort mußte, gab ihm die Königstochter ihr Tüchlein, damit ſie ihn erkenne, wenn er wieder käme. Das Mädchen fuhr nach Hauſe. Da ſagte der Kutſcher unterwegs, wenn ſie nicht ſage, er habe den Drachen umgebracht, bringe er ſie um. Sie ſagte es aus Furcht und hielt Hochzeit mit ihm. Da ließ der König ſagen, ſeine Tochter nehme jedes Geſchenk, auch weiße Fiſolen an. Als der Burſch von der Hochzeit hörte, ging er ſchnell hin, füllte das Tüchlein mit Linſen und legte auch die goldenen Zungenſpitzen dazwiſchen und ſchickte die Frau, bei welcher er wohnte, damit zum König. Als die Leute das Tüchlein in der Hand der Frau ſahen, dachten ſie, dieſe hätte es geſtohlen. Als aber die Königstochter es ſah, ſchlug ſie es ſchnell auseinander und wußte, daß ihr wirklicher Bräutigam nicht weit ſei. Sie ließ ihn

gleich holen und hielt dann mit ihm Hochzeit. Seinem Bruder ſchenkte er das Drachenhaus und er blieb in der Stadt auf dem Hof des Königs und war glücklich ſo lange er lebte.

Nicolai Duda, Alzen.

69. Der Pfarrer ohne Sorgen.

Es war einmal ein Pfarrer, der hieß Simeri, der war ſo glücklich und hatte keine Sorgen irgend einer Art. Er ſchrieb auf eine Tafel hinaus ans Haus, er habe keine Sorgen. Jetzt traf es ſich, daß der König einmal vorbeifuhr und dieſe Tafel las, da ärgerte ſich der König und ſprach: „Es iſt doch ungerecht, der iſt nur ein Pfarrer und ſoll keine Sorgen haben, und ich bin der König und habe manchmal ſo viele, daß ich nicht einmal ſchlafen kann. Na wart' nur, du Pfarrer, ich will dir ſchon Sorgen machen!" Er ging zum Pfarrer hinein und ſprach: „Pfarrer Simeri! über drei Tage ſollſt du zu mir kommen und drei Rätſel löſen, aber wenn du ſie nicht kannſt, dann haſt du dein Brot verloren." Gut. Jetzt hatte der Pfarrer Sorgen, und noch große. Er ging immer traurig herum. Nur einmal kam ihm ſein Schafhirt in den Sinn. Der war ein Mann mit Verſtand, zu dem ging er und klagte ihm ſeine Sorgen. „Herr Pfarrer, fürchte dich nicht, wir machen das ſchon. Gib mir nur dein Kleid und deinen Hut, dann was weiß der König!" Gut. Am dritten Tage zog der Schafhirt die Kleider des Pfarrers an und ging zum König. „Guten Tag, Herr König!" „Ich danke, nun kommſt du, Pfarrer Simeri?" „Ich bin gekommen." „Siehſt du unter dem Schopfen den goldenen Pflug? wieviel iſt der wohl wert?" „Der Pflug dort iſt einen Regen im Mai wert, noch unſere Alten ſagten, ein Regenlein im Monat Mai ſei Gold wert, nach einem ſolchen keimt die Frucht aus der Erde hervor, und dieſer Pflug iſt auch aus Gold." „Du haſt recht," ſagte der König und ging um ſich ſeine koſtbarſten Kleider anzuziehen, ſetzte ſich die goldene Krone auf und nahm den goldenen Becher in die Hand. So kam er wieder zum Pfarrer und fragte: „Sage mir, wieviel bin ich wert mit allem was ich bei mir habe?" „Herr König, den Herrn Chriſtus hatte man mit 30 Silberlingen verkauft, und der wird ja doch um wenigſtens zwei teurer geweſen ſein, Ihr werdet alſo 28 wert ſein." „Du haſt recht. Jetzt ſag mir noch, wie viel Pflanzen ſind auf der Erde?" „Jede Pflanze hat ihre Wurzel, alſo ſind ſo viele Pflanzen auf der Erde, als Wurzeln in der Erde." Darauf rief der König: „Bravo, alle Rätſel haſt du gut gelöſt." „Ver-

zeiht, Herr König, aber ich bin nicht der Pfarrer Simeri, ich bin nur sein Schafhirt.“ „Du Hirt, gehe zu deinem Pfarrer, ich lass' ihm einen guten Tag sagen und befehlen, du solltest Pfarrer bleiben und er solle zu den Schafen gehen.“ *Nicolai Duda, Alzen.*

70. Juon, welcher sieben Könige an Verstand übertraf.

Es war einmal ein Rumäne, der hatte einen Sohn mit großem Verstand. Eines Tages fuhr der Greisler am Fenster vorbei, da sagte der Knabe: „Väterchen, mein Verstand übertrifft euren und den des Greislers, der jetzt vorbeifährt und den von sieben Königen.“ Darüber wurde der Alte zornig, nahm die Peitsche und prügelte ihn, daß er immer „tulai“ schrie. Der Greisler sah es, wie der Alte den Knaben schlug und kam herbei um zu fragen, warum er das Kind so schlage? Der Rumäne sagte, er habe sich gelobt, er habe einen größern Verstand als sein Vater. „Wenn der Knabe so klug ist, gib mir ihn, ich gebe dir ein Viertel Dukaten.“ Der Greisler nahm den Knaben, schickte ihn in die Schule. Als ein Jahr vergangen, fragte er ihn, was er gelernt. Der antwortete: „Mein Verstand übertrifft deinen und den von sieben Königen, ich habe soviel gelernt, als in ein dünnes Sieb hineingeht.“ Über diese Worte wurde der Greisler so zornig und schlug ihn, da kam grade der König vorüber und fragte, warum er den Knaben so schlage. Der Greisler antwortete, er habe sich gelobt einen größern Verstand als er zu haben. „Wenn er so viel Verstand hat, gib ihn mir, ich gebe dir zwei Viertel Dukaten.“ Der Greisler gab ihn. Jetzt hielt der König den Knaben zehn Jahre. In dieser Zeit hatte er gut in der Schule gelernt und war mit der Tochter des Königs sehr gut, sie hatten sich auch vorgenommen, wenn die Zeit käme, sich zu heiraten. Eines Tages fragte der König den Juon, was er gelernt habe, da antwortete der Bursch: „Ich habe so viel gelernt, als in ein dünnes Sieb hineingeht und mein Verstand übertrifft den von sieben Königen.“ Über diese Worte wurde der König so zornig, daß er ihn in das Loch der nopârcă warf (eine Art Schlange), damit sie ihn verschlucke. Dieses Loch war so tief, daß die ganze Welt hineinging, aber was hineinkommt, kann nicht mehr heraus, alles verschluckt die nopârcă. Als aber der Juon hineinfiel, sagte sie: „Nun, kommst du Juon, seit lange habe ich auf dich gewartet.“ Jetzt lebte er dort und die Königstochter brachte ihm das Essen immer an das Loch. Dann kam er und nahm es sich. Eines Tages schickte Negru-Vodă mit einer 7 Ellen breiten Stirne zwei Füllen, ganz gleich groß, und ließ fragen, welches das ältere wäre, wenn er es

nicht erraten könne, so käme er mit Krieg. Der König konnte sich nicht helfen und war traurig. Das Mädchen ging ans Loch und fragte den Juon, der sagte: „Sage deinem Vater, du hättest geträumt, er solle alle Stuten melken lassen und in einen Trog Milch, in den andern Hafer tun. Das ältere würde zum Hafer gehen, das jüngere zur Milch.“ Er hatte recht. Der Negru-Vodă wunderte sich, daß der König gut geraten, und warf einen busdugan (dicker Klotz), welcher so groß war, als der Hof des Königs, über sieben Königreiche in den Hof, der wurde voll davon und niemand konnte ihn rühren. Er ließ sagen, wenn man ihm ihn nicht zurückschicke, käme er mit Krieg. Der König wußte sich wieder nicht zu helfen, da sagte ihm seine Tochter, Juon lebe noch und er habe ihm das erstemal geholfen, er solle ihn zurückrufen, damit er auch diese Aufgabe löse. Dann ging der König und rief ihn zurück. Als er den busdugan sah, hob er ihn mit dem kleinen Finger und warf ihn über sieben Königreiche zum Negru-Vodă. Jetzt hatte dieser nur noch eine Aufgabe zu stellen, die aber übertraf alle bisherigen. Hier zeigte nun Juon, daß sein Verstand sieben Könige übertraf. Negru-Vodă mit der 7 Ellen breiten Stirne ließ sagen, es solle ein Mensch kommen und mit ihm wetten, welcher am meisten essen und trinken könne und die meiste Hitze aushalte, dem solle der andere das Fell über den Kopf ziehen. Juon verlangte dem König zwölf Soldaten, die grade so wären, wie er, damit er mit ihnen gehe und auch diese Arbeit vollbringe. Dann redete er mit dem Hunger, mit dem Durst und der Kälte, wenn er an sie denke, sollten sie kommen und ihm helfen. Als sie zum Negru-Vodă kamen, brachte der 13 Backofen voll Brot, 13 gebratene Ochsen und 13 Faß Wein. Nun fingen sie an zu essen und zu trinken. Er nahm immer ein ganzes Brot auf einmal in den Mund und trank einen Eimer Wein wie ein kleines Branntweingläschen aus. Aber Juon dachte: „Du Hunger, du Durst, kommt!“ Gleich standen die beiden neben ihm, daß sie auch niemand sah, und aßen und tranken immer zwei Brote auf einmal und auf einen Schluck zwei Eimer Wein. Und bis sich der Negru-Vodă nur gut bedachte, hatte Juon seine Hälfte fertig und fing an der andern an. Als sie alles gegessen, gingen sie in eine glühend geheizte eiserne Stube, um dort zu schlafen. Juon dachte an die Kälte, da war sie auch gleich da und hatte Eis mitgebracht und ging voran in die Stube, sogleich wurde sie nur gut warm. Morgens als er zum Negru-Vodă kam, erschrak er, denn er war überzeugt, dieser wäre verkohlt. Aber Juon zog ihm das Fell über den Kopf. Nun war er in Negru-Voda's Stelle und hatte nun erreicht, womit er sich als

Kind gelobt, er übertreffe mit dem Verſtand ſeinen Vater, den Greisler und ſieben Könige. Dann ging er noch einmal zum König zurück, verlangte ſeine Tochter und hielt Hochzeit, dann gingen ſie beide zuſammen in das Königreich des Negru-Vodă mit der 7 Ellen breiten Stirne, dort regierte er ſieben Königreiche. Und wenn ſie nicht geſtorben, leben ſie noch heute. *Nicolai Duda, Alsen.*

71. Die Mär vom Staticot.

Es war einmal ein König, der hatte eine ſchöne Königin und drei Knaben. Der Jüngſte hatte Mut und Geſchicklichkeit mehr als beide ältern Brüder zuſammen. Jetzt geſchah es eines Tages, daß der Staticot mit dem ellenlangen Bart von der andern Welt kam und die Königin ſtahl. Nun wußte der König nicht, was er tun ſollte und auch nicht, wo er ſie ſuchen könnte. Da ſagte der jüngſte Knabe: „Väterchen, laß mich, ich gehe und ſuche unſere Mutter, aber meine Brüder ſollen auch mitkommen und mir helfen.“ Gut. Der König gab ihnen Geld für die Reiſe, dann brachen alle drei auf und gingen, und gingen lange Zeit. Die andere Welt iſt weit, zumal wenn man den Weg nicht kennt. Als ſie nun immer weiter gingen, gelangten ſie zum heiligen Freitag und fragten dieſen, ob er ihnen den Weg zum Staticot mit dem ellenlangen Bart nicht zeigen könnte? „Nein wirklich, ich bin nie dort herumgegangen, aber geht zum heiligen Sonntag, der redet mit mehr Leuten, der wird ihn vielleicht zeigen können.“ Die Knaben gingen weiter und gelangten zum heiligen Sonntag. Dieſer gab ihnen ein kleines Gewehr und ſagte: „Geht noch ein wenig weiter, da werdet Ihr an einem Teich aus Milch kommen, dort badet ſich der Staticot mit dem 7 ellenlangen Bart alle Tage, ſchießt ihn an den Kopf, dann wird er herauskommen, das Blut wird rinnen, dann geht immer auf den Spuren hinter ihm, dann kommt Ihr auf die andere Welt.“ Der Knabe ging mit ſeinen Brüdern und kam an den Milchteich, nur einmal kam der Staticot und ſtieg hinein. Die Kinder verſteckten ſich hinter eine Eiche und ſchoſſen ihn von dort an den Kopf. Nun, der ſprang geſchwind heraus und lief heimwärts, die Kinder hinter ihm immer auf den Spuren des Blutes bis unters Gebirge. Dort war ein tiefes, tiefes Loch, durch dieſes Loch konnte man bis auf die andere Welt ſehen. Der Knabe kaufte ſich ein langes Seil und eine Wage und band das Seil daran, gab es ſeinen Brüdern zum Halten und ſetzte ſich in die Wage, und ließ ſich hinunter auf die andere Welt. Dort ſaß der Staticot auf einem großen Holzklotz,

der in der Mitte eine Spalte hatte, und ſprach zum Knaben: „Was ſuchſt du auf meiner Welt? Hieher kommt nicht einmal der Adler der Unterwelt, noch weniger ein irdiſcher Menſch. Was willſt du, ſollen wir ringen oder uns mit dem Säbel hauen?“ „Wir haben mehr recht, wenn wir ringen.“ Der Staticot warf ihn mit dem ellenlangen Bart bis in die Wolken. Als der Knabe herunterflog, richtete er es ſich ſo ein, daß er dem Staticot in den Rücken kam und ihm den Bart in die Ritze zwängte, nahm dann geſchwind den Säbel von der Wand und hieb ihm den Kopf ab, dann ſetzte er ſich mit ſeiner Mutter in die Wage und rief ſeinen Brüdern, ſie ſollten hinaufziehen. Als ſie wieder auf unſerer Welt anlangten, gingen ſie alle drei mit ihrer Mutter nach Hauſe und es war da große Freude. Der Vater König ſagte: „Wie kann doch dieſes ſein, ich bin ein großer Mann und konnte doch nicht gehen um die Königin, du biſt nur ein kleiner Knabe und biſt gegangen und haſt ſie gebracht.“ Da antwortete der Knabe: „Väterchen, es kommt nicht auf die Kraft an, ſondern auf die Geſchicklichkeit.“

Nicolai Duda, Alzen.

72. Weiberliſt geht über Männerkraft.

Es waren einmal zwei Leute in einem Dorf, die hatten einen begabten Sohn und gaben ihn darum auf die Schule. Sie waren Bauersleute, hatten aber was ſie brauchten. Der Burſch lernte bis die Zeit kam, daß er zu den Soldaten ging. Jetzt dachte er, er werde bald etwas werden, wenigſtens Korporal, aber er erhielt keine Charge. Als er ſeinen Leutnant fragte, wie das wäre, antwortete der, er ſolle 500 fl. bringen, dann ließe ſich die Sache machen. Der Burſch ſchrieb nach Hauſe, und bat ſeinen Vater um dies Geld, der ſchickte es auch gleich, und der Burſch brachte es dem Leutnant, blieb aber doch, was er ſchon war, nichts. Als eine Zeit vergangen war, fragte der Jüngling wieder, wie dieſe Sache denn ſei? Da antwortete ſein Leutnant, es fehlten noch 1000 fl. Da ſchrieb er wieder ſeinen Eltern um 1000 fl., ſie ſchickten auch dieſe. Aber 1500 fl. ſind doch zu viel für einen Bauern, er wurde ſo arm, daß er in einer Hütte am Ende des Dorfes wohnte. Der Leutnant verſorgte ſich das Geld und der Burſch erhielt keinen Stern. Eines Tages hatte er die Wache und ging an den königlichen Fenſtern auf und ab, und fing an, auf der Flöte zu blaſen, er war ein Meiſter und konnte alle Lieder der ganzen Welt blaſen, die traurigen und die luſtigen. Die Königstochter hörte es aus dem Fenſter und rief

ihren Vater auch herbei, es klang ſo ſchön, daß ſie gleich ſagte, nur dieſen wolle ſie zum Manne. Einen andern brauche ſie nicht. Der König rief den Burſchen hinauf und fragte ihn, wie es komme, daß er noch keine Charge habe? Der Jüngling erzählte es, und als der König dies vernommen, wurde er zornig und ließ den Leutnant aufhängen. Dann machten ſie Hochzeit, und als dieſe vorüber, nahmen ſich die jungen Leute vor, ſeine Eltern auch herüber zu bringen, ſie hätten ja Platz genug. Er nahm ſich Soldaten und Geld genug und brach auf, um in ſein Dorf zu gehen. Als es abend wurde, kam er in einen Wald, im Wald fand er ein Haus, und hielt es für ein Wirtshaus und wollte dort übernachten. Seinen Soldaten erlaubte er, ſo viel zu trinken, als ſie wollten. Aber er war in das Haus der Räuber geraten. Die gaben ihnen wirklich zu trinken, bis ſie umfielen. Den Burſchen nahmen die Räuber in die Stube, ſetzten ihn zum Tiſch, brachten Karten und fingen an zu ſpielen, jetzt merkte er, wohin er geraten, aber er konnte ſich nicht helfen. Sie zogen ihm das Geld alles heraus, dann nahmen ſie ihm auch die ſchönen Kleider und fragten ihn, auf welche Art er am liebſten ſterben wolle. Er ſagte, die Art wäre ihm gleich, nur möchte er noch einmal die Sterne ſehen. Sie gingen alle hinaus und er rief: „Seht nur Ihr guten Leute, welch' ein ſchöner Stern iſt da oben.“ Als ſie alle hinauf in dem Himmel ſahen, ſprang er geſchwind über den Zaun und befreite ſo nur ſein Leben. So kam er nach Hauſe. Nun ſchämte er ſich aber, wieder zu ſeiner Frau ohne Kleider und mit nichts zurückzukehren, und wurde Ziegenhirt. Er hütete die Ziegen im Walde und blies auf der Flöte die traurigen Lieder.

Als er nicht mehr zu ſeiner Frau zurückkehrte, fürchtete ſie, es würde ihn etwas zugeſtoßen ſein, und machte ſich auf den Weg zu ihm. Sie ſchnitt ſich das Haar ab, zog Soldatenkleider an, nahm zwölf Soldaten mit und zog denſelben Weg, den er gegangen, ſo kam auch ſie abends in das Haus der Räuber, befahl aber ihren Soldaten nüchtern zu bleiben und zur Stelle zu ſein, wenn ſie ſie rufe. Sie ging in das Haus und ſetzte ſich an den Tiſch. Die Räuber kamen, um mit ihr Karten zu ſpielen, ſie ſpielte ein wenig, dann ſagte ſie, ſie müſſe hinaus, um einmal nach dem Pferd zu ſehen. Sie rief aber die Soldaten herbei und ſtellte ſie mit gezogenem Säbel an die Türe. Wenn ein Räuber herauskomme, ſollten ſie ihm den Kopf abſchlagen. Sie blieb draußen. Nach einer Zeit kam einer um zu ſehen, warum der junge Soldat nicht hereinkomme. Als er den Kopf hinausſteckte, verlor er den Kopf, und ſo ging es weiter, bis alle zwölf tot waren, dann ging die Königstochter im Haus herum,

fand richtig die Sachen ihres Mannes und ſein Geld, nahm alles zu ſich und fuhr dann weiter bis in das Dorf zu den Eltern ihres Mannes. Als ſie in das Dorf kam, war gleich der Vorſteher zur Hand und fragte ſie, wohin ſie einquartiert werden möchte? in ein reiches Haus? „In das ärmſte, denn den Reichtum kenne ich, nun will ich auch die Armut kennen lernen.“ Sie wußte gut, daß im ärmſten Hauſe ihr Schwiegervater wohnte. Abends kam auch ihr Mann nach Hauſe und erſchrak, als er ſchon von weitem die Soldaten ſeine elterliche Hütte umſtehen ſah. Bis er ins Haus kam, hatte ſie geſchwind die Soldatenkleider gegen ihre vertauſcht und ſich angekleidet, ihr Mann ſchämte ſich in die Stube zu kommen, ſie ließ ihn aber hineinſchaffen. Da ſtand er plötzlich vor ſeiner Frau und konnte vor Freude nur weinen. Dann gab ſie ihm ſeine Soldatenkleider, er zog ſie geſchwind an. Als die beiden Alten jetzt auch eine Frau da ſahen, verwunderten ſie ſich und wußten nicht, wie dies zugegangen, bis dieſe beiden es ihnen ſagten, wie und was. Am nächſten Tage brachen alle nach der Stadt auf und lebten dort in Friede und Geſundheit bis ihre Tage vorüber waren. Man ſagt vielmals: die Frau iſt halt eine Frau, ſie hat keine Kraft und keinen Mut. Jetzt haben wir geſehen, daß die Frau mit wenig Kraft aber mit Liſt mehr erreichen kann, als der Mann; wenn ſie nicht geweſen, hätte er ſein Leben lang Ziegenhirt bleiben können.

Nicolai Duda, Alzen.

73. Der Zigeunerpfarrer.

Es war einmal ein Zigeuner, der machte ſich eine Kirche, damit er Pfarrer drin wäre. Aber leſen konnte er nicht, ſo wußte er auch nicht, was er vor dem Altar ſingen ſollte. Als nun der Sonntag in die Nähe kam, ging er in der Nacht und ſtahl einem Rumänen ein paar Pferde und band ſie in einen Graben an einen Stamm. Am Sonntag morgen läutete die Glocke und die Leute kamen in die Kirche. Er ſtand vor dem Altar und ſang: „Weiß, ſchwarz, rot, weiter weiß ich nichts mehr, ſchnell ſollt Ihr Euch beeilen und in den Graben gehen, dort ſind zwei Pferde angebunden, ſchnell ſollt Ihr gehen und nicht mehr ſtehen.“ Die Leute denen ſie geſtohlen worden, liefen hinaus und fanden ſie wirklich, wie der Pfarrer geſagt, und wunderten ſich, wie allwiſſend er ſei. Am nächſten Sonnabend ſtahl er ein paar Ochſen und band ſie in den Wald an eine Eiche. Am Sonntag ſtand er am Altar und ſang: „Weiß, ſchwarz, rot, weiter weiß ich nichts mehr. Schnell

ſollt Ihr Euch beeilen, im Wald ſind an der Eiche angebunden zwei Ochſen, ſchnell ſollt Ihr gehn, ſollt nicht mehr ſtehen.“ Die Leute liefen alle aus der Kirche hinaus in den Wald und fanden die Ochſen an der Eiche angebunden. Nun verbreitete ſich die Mär von dem Pfarrer, der alles wußte, was im Lande geſtohlen wurde, ſchnell und gelangte auch zum König. Grade in den Tagen war dem König ein Ring geſtohlen worden. Darum ſchickte er um den Pfarrer, er ſolle ſagen, wer der Dieb ſei. Als er angekommen, fragte der König gleich, aber der Pfarrer ſagte, er brauche ein Zimmer für ſich allein. Als er jetzt allein war, kamen drei Knechte, und ſtanden unterm Fenſter um zu hören, was der ſage, denn ſie hatten den Ring geſtohlen. Er ging im Zimmer auf und ab, da hörte er den Hahn „kukurigu“ ſchreien. „Einen hab' ich,“ antwortete der Pfarrer, da krähte der Hahn zum zweiten Male „kukurigu“, der Pfarrer rief wieder: „auch den zweiten hab' ich“ und als der Hahn zum dritten Male kukurigu krähte, rief der Pfarrer: „Gott ſei Dank, ich hab' ſie alle drei.“ Da erſchraken die Knechte und kamen zu ihm und baten ihn, er ſolle ſie nicht verklagen, ſie gäben ihm den Ring zurück. Der Pfarrer nahm ihn und ſtekte ihn dem Hahn in den Mund. Ging dann zum König und ſagte, er ſolle dem Hahn den Kopf abſchneiden laſſen, dann werde er den Ring finden. Der König verſprach ihm, falls der Ring da wäre, ein Viertel Dukaten und einen Wagen mit zwei Pferden. Man brachte die Köchin, die ſchlachtete den Hahn und fand den Ring richtig im Kropfe. Der König freute ſich, gab dieſem, was er ihm verſprochen und den Laufpaß. Als der Pfarrer fort war, fiel es ihm ein, er hätte für den Ring doch zu viel gegeben, nahm ſich ein wenig Lack in die Hand und fuhr hinter ihm: „Herr Pfarrer he, Herr Pfarrer ho.“ Der ſtand ſtill. Als der König nahe war, rief er: „Wir ſollen noch einmal wetten, wenn du errätſt, was ich in der Hand halte, dann gebe ich dir dieſen Wagen mit dem ich dich eingeholt, wenn du nicht kannſt, ſo nehme ich dir auch deinen und die Dukaten.“ Der Pfarrer hieß Lak. Da rief er: „O armer Lakuſta, wohin biſt du geraten, von hier kannſt du nicht mehr heraus.“ Der König aber dachte, er meine den Lack, den er in der Hand hielt, und gab ihm auch ſeinen Wagen und mußte zu Fuß heimkehren. *Nicolai Duda, Alxen.*

74. Die Pferdebohne.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine Frau und eine Schwiegermutter und ein Feld beſäet mit Pferdebohnen. Als letztere reif waren, gingen ſie alle drei, ſie zu ſchneiden. Sie begannen zu arbeiten, die

Jungen plauderten und ſahen bald rechts, bald links, aber die arme Alte nahm ſich eine Bohne in den Mund drehte ſie immer im Munde herum und arbeitete wie zwei bis gegen Mittag. Nur einmal ſagte der Mann zu ſeiner Frau: „Du, he, wie ſollen wir es gut machen, daß wir deine Mutter nach Hauſe ſchicken, ſie ißt die Bohnen alle. Seit heute früh hat ſie immer Bohnen im Mund.“ „Laß nur, wir ſagen, ſie ſolle nach Hauſe gehen, ſie habe ſich müde genug gemacht, könne kaum etwas zum Abendeſſen machen und nach dem Ferkel ſehen.“ So machten ſie es. Als ſie es der Alten ſagten, antwortete dieſe: „Ich will gehen, ich ſoll nur dieſe Bohne ausſpucken, ich habe ſie ſeit dieſen Morgen im Mund, daß ſie ganz geweicht iſt.“ Als ſie ſie ausſpuckte, war ſie ſo weich, daß ſie in zwei zerſprang. Als ihr Schwiegerſohn ſah, daß ſie nur eine einzige Bohne verdorben, daß ſie aber gearbeitet, ſo viel wie er und ſeine Frau zuſammen, war es ihm ſo leid, daß er ſie nach Hauſe geſchickt, ſchämte ſich aber, ſein Wort zurückzunehmen. *Ana Jacob, Bägendorf.*

75. Zwei kluge Schweſtern.

Es war einmal ein Rumäne, der war ſehr arm, hatte nur eine Hütte, ein kleines Stückchen Feld und zwei Töchter. Jetzt ging er einmal auf ſein Feldchen und fing an zu graben. Als er grub traf er auf einen kleinen Keſſel voll Dukaten. Er nahm ihn gleich in die Hand und ging nach Hauſe, nur einmal begegneten ihm zwei Soldaten, die wünſchten ihm einen guten Tag und fragten, was er im Keſſelchen habe. Dieſer alberne Menſch ſagte es ihnen. Da ſprachen die Soldaten, der Keſſel ſei ihnen, ſie hätten ſich ihn auf ſeinem Feld verſorgt. Dieſer Mann, wie ein Dummer, dachte, es wäre auch ſo, und gab ihnen den Keſſel gleich. Dieſe nahmen ihn und gingen bis nach Leſchkirch ins Wirtshaus. Als der Alte nach Hauſe kam, erzählte er es ſeinen Töchtern. Dieſe konnten ſich beide vor Entrüſtung nicht erholen. Da beſchloſſen ſie untereinander, ſie ſollten zuſammen nach Leſchkirch ins Wirtshaus gehen und verſuchen, ob ſie die beiden nicht überliſten könnten. Die Mädchen waren beide ſchön. Als ſie ins Wirtshaus kamen, ſahen ſie dieſe beiden Betrüger am Tiſch, auf der Seite den kleinen Keſſel. Jetzt wünſchten die Mädchen einen guten Tag und ſetzten ſich auch zum Tiſch und fingen an zu plaudern. Dann fragten die Soldaten, wie ſie hießen. Die eine ſagte „Ursica“ (Neſſel), die andere „Palonida“ (Diſtel). Jetzt brachte die Wirtin Wein, die Mädchen tranken nicht ſehr, aber die Soldaten hatten genug im Kopf, dann fingen ſie mit der Jüngern an, Karten zu

ſpielen, nur einmal nahm die andere das Keſſelchen unter die Schürze und verſchwand. Als die ſah, daß ſie glücklich hinaus war, blieb ſie noch ein wenig, dann ſagte ſie, ſie hätte mit der Wirtin etwas zu reden und ging hinter ihrer Schweſter nach Hauſe. Die Soldaten ſaßen noch eine Weile, da ſahen ſie nur einmal, daß der Keſſel fehlte. Sie gingen hinaus und riefen in einem fort: „du Urſice, du Palonide, wo ſeid Ihr?“ Keine Antwort. „Wirtin, wo iſt die Urſice, wo iſt die Palonide?“ Aber die Wirtin dachte, ſie wären betrunken und rief ihren Mann herbei. „Was wollt Ihr denn mit Neſſeln und Diſteln, wir haben keine hier.“ „O ja, ſie waren doch hier.“ „O nein, wir haben keine ſolche hier.“ Es war aus und vorbei, die Urſice und Palonide waren fort, niemand wußte, daß die Soldaten die Mädchen meinten, ſo hatten erſtere nicht, woher ſie zu nehmen. Aber dieſe gelangten fröhlich in Friede und Geſundheit nach Hauſe und wurden durch dies mit Dukaten angefüllte Keſſelchen reich. *Nicolai Duda, Alsen.*

76. Zwei Brüder mit goldenen Haaren.

Es war einmal eine arme Witwe. Sie hatte nur einen Sohn und ein wenig Werg. Jeden Abend ſpann ſie eine Spindel voll Garn und ſchickte dann den Knaben jeden morgen in die Stadt, um dafür etwas zu Eſſen zu bringen. Einmal begegnete er der Königstochter und die ſprach: „Gib mir die Spindel, ſchau, ich hab ein Füllen in der Schürze, ich geb es dir dafür.“ „Warum ſollt ich ſie dir nicht geben,“ ſprach der Knabe und gab ihr ſie. Als er nach Hauſe kam, gab ihm ſeine Mutter eine kräftige Ohrfeige und ſagte: „Jetzt was ſollen wir zu Abend eſſen? was ſollen wir mit dem Füllen anfangen?“ „Laß ſein, Mutter, wir können vielleicht Glück haben mit ihm, wenn es eine große Stutte geworden, kann ich auf ihr reiten.“ Abends ſpann ſeine Mutter wieder eine Spindel und gab ſie morgens dem Knaben, damit er ſie in der Stadt verkaufe um Eßwaren. Er begegnete wieder der Königstochter und dieſe ſagte: „Gib mir die Spindel, ſieh, ich hab ein Hündlein, es iſt ſo ſchön, ich geb's dir dafür.“ Der Knabe gab ſie ihr und nahm das ſchöne Hündlein und ging damit zu ſeiner Mutter. Als er wieder nichts zu eſſen brachte, nahm ſie eine Peitſche und prügelte ihn ordentlich, bis er verſprach, am nächſten Morgen etwas Gutes zu bringen. Am dritten Tage nahm er die Spindel und brachte ſie in die Stadt, da begegnete er wieder der Königstochter, die hatte eine Angel. „Mein Knabe, gib mir die Spindel, ich gebe dir die Angel, mit der kannſt du

dir Fiſche fangen.“ Der Knabe freute ſich ſehr, gab ihr die Spindel, nahm ſich die Angel und lief nach Hauſe. Als die Mutter ihn mit der Angel kommen ſah, nahm ſie einen Stock und hieb auf ihn los, daß er faſt zum Krüppel wurde. Am nächſten Morgen ging er mit der Angel zum Harbach um Fiſche zu fangen, als er ſie herausziehen wollte, war ſie ihm faſt zu ſchwer, kaum konnte er ſie herausziehen. Es hing ein großer, großer Fiſch daran, der auch reden konnte. Einen ſo großen, ſchweren Fiſch hatte er noch nie geſehen. Er fing an zu reden: „Mein Knabe, nicht du ſollſt mich eſſen, ſchlachte mich, gib den Kopf deinem Pferd, den Schwanz deinem Hund und die Mitte deiner Mutter.“ Als er den ſchönen Fiſch ſeiner Mutter brachte, freute ſie ſich, ſchnitt den Kopf ab und gab ihn dem Pferd, den Schwanz dem Hund und als ſeine Mutter die Mitte aufſchnitt, lagen da zwei ſchöne Knäbchen mit goldnen Haaren und goldnen Kleidern, und als der Knabe in den Stall ging, fand er neben dem Pferd zwei ſchöne goldene Füllen, neben dem Hund zwei goldene Hündlein. Die beiden Kinder fingen an zu wachſen in einer Stunde wie an einem Tag, an einem Tage wie in einem Monat, in einem Monat wie in einem Jahre. Bald waren ſie groß und Jünglinge und wollten dienen gehen, aber ſie ſollten zuerſt verſuchen, nach welcher Richtung. Sie nahmen ſich jeder ein Gewehr und gingen bis auf eine ſchöne Wieſe, in der Mitte ſtand eine Linde. Der eine ſtand auf dieſer Seite, der andere auf der entgegengeſetzten, und ſchoſſen zugleich in den Baum. Die Kugeln waren ſich begegnet, und hatten beide nur ein Loch durch die Linde gemacht. Darauf ſagte einer zum andern, welcher drei Blutstropfen in dem Loche ſehe, ſolle ſeinen Bruder ſuchen, dann wäre dem etwas ſchlechtes zugeſtoßen. Jetzt ging der eine vorwärts, der andere zurück, ſo traf es ſich, daß einer wieder nach Hauſe kam, der andere an den Hof des Königs. Bis er aber dahin gelangte, mußte er weit, weit gehen, und hatte aber grade den König gefunden, der die drei Töchter hatte, die auf der Bruſt die Sonne, im Rücken den Mond, auf den Rippen die Kornähren und in den Augen die Sterne hatten. Außer ihm wußte dies aber niemand, ihm hatte es noch der Fiſch geſagt, als er bei ihm im Harbach wohnte. Als er nun zum König gehen wollte, ließ er ſeine goldnen Kleider, das Pferd und den Hund bei einer alten Frau am Anfang der Stadt, ſetzte ſich eine Kappe auf, damit niemand das goldene Haar ſehe. Als er den König fragte, ob er keinen Knecht brauche, antwortete der, er habe Knechte genug, aber er könne in der Küche das Gefäß waſchen. Darauf ſagte der Jüngling, er würde auch dort bleiben, wenn er die Kappe auf dem

Kopf behalten und jeden Tag eine Stunde ſpazieren gehen dürfe. Da er dem König gefiel, erlaubte er ihm ſeine beiden Wünſche und dang ihn. Er tat ſeine Arbeit, wie es ſich gehört, und war geehrt bei allen. Nun hatte die Stadt eine große Plage. In der Nähe der Stadt lebten drei Drachen, die fraßen immer junge Leute, und zwar der Reihe nach mußte jeder ſie drei Tage nacheinander füttern. Jetzt war die Reihe grade an die drei Königstöchter gekommen. Der Küchenjunge ging zu derſelben Stunde, wie er ſich ausbedungen, ſpazieren, aber er ging zu der Frau, welche ihm das Pferd und die andern Sachen verſorgt, bekleidete ſich mit den goldenen Kleidern, ſetzte ſich aufs Pferd und ritt dahin, wo der Drachen im Brunnen wartete. Der König hatte ſeine Tochter in ein Faß geſteckt und hingeſchickt. Als das Mädchen aus dem Faß herauskam, traurig, fand es den goldenen Jüngling an ſeiner Stelle am Brunnen ſitzen. Der ſagte, er ſei gekommen um ſie vom Drachen zu befreien, ob man merke, wann er herbeikäme? Sie antwortete, dann koche es in der Erde, wie Waſſer im Ofen. Nun fragte er, ob ſie erlaube, daß er den Kopf ein wenig in ihren Schoß lege und ſchlafe, um Kraft zu ſammeln? Als ſie es erlaubte, befahl er ihr, ihn gleich zu wecken, ſobald ſie den Drachen ſpüre. Er war nur ein wenig eingeſchlafen, da kam der Drache, aber das Mädchen war ſo erſchrocken, daß ſie nichts reden konnte, aber ihre Tränen floſſen ſo heiß auf ſein Geſicht, daß er erwachte, mit dem Säbel ihm alle drei Häupter auf einmal abſchnitt, den Drachen nahm und lauter Klaftern aus ihm ſchlug. Dann ritt er fort, er hatte es eilig, zum Gefäß zu kommen. Der König hatte einen Zigeuner als Knecht, dieſen ſchickte er, die Knochen in einem Korb zu ſammeln um ſie dann zu begraben. Aber das Mädchen ſtand fröhlich dort und lachte. Der Zigeuner ſagte: „Du, wenn du nicht ſagſt, ich hätte den Drachen umgebracht, dann bringe ich dich um.“ „Ich will ja ſo ſagen.“ Dann gingen ſie beide nach Hauſe. Der Zigeuner zeigte ein Stück von der Klafter dem König. Dieſem kam es gut, daß ihm die Tochter geblieben. Am andern Tage ſteckte er die zweite ins Faß und ſchickte ſie hin. Aber der Küchenjunge ging wieder aus und lief ſchnell zu der Alten, zog die goldnen Kleider an, ſtieg aufs Pferd und kam auch zum zweiten Drachen, grade als das Mädchen traurig aus dem Faße herausſtieg, er ſagte ihm, er würde es befreien, aber ſie ſolle ihm erlauben, ſeinen Kopf ein wenig in ihren Schoß zu legen, damit er ein wenig ſchlafe, um Kraft zu ſammeln. Kaum war er eingenickt, war es, als ob die ganze Erde koche, die Königstochter hatte vor Schreck die Sprache verloren und weckte ihn nicht, wie er ihr befohlen, aber

ihre heißen Tränen rannen auf ſein Angeſicht und verbrannten ihm die Backen, daß er erwachte. Er ſprang auf, nahm den Säbel und hieb dem emporſteigenden Drachen alle ſechs Häupter ab, dann ſchlug er Klaftern aus ihm und ritt dann eilig fort, um noch zur rechten Zeit in die Küche zu ſeinem Gefäß zu gelangen. Der König ſchickte wieder den Zigeuner mit dem Korb, die Knochen ſeiner Tochter zu ſammeln, damit ſie begraben würden. Als er hinkam, ſtand das Mädchen fröhlich, daß es lachte. Er nahm wieder ein Stück vom Drachen und drohte ihr, wenn ſie nicht ſage, er habe ſie gerettet, werde er ſie umbringen. „Ich will's ja ſagen," antwortete ſie. Dann brachte er ſie nach Hauſe. Am andern Tage war jetzt die Reihe an der jüngſten. Ihr Vater ſteckte auch ſie in ein Faß und ließ ſie gehen. Der Küchenjunge hatte ſein Schwert die gange Nacht geſchärft, denn der dritte Drache hatte neun Häupter. Nun eilte er zu der Alten, zog die goldenen Kleider an, ſtieg aufs Pferd und ritt zum dritten Drachen. Die jüngſte Königstochter ſaß ſchon da und weinte. „Warum weinſt du, Mädchen?" „Sieh ſo und ſo." „Nimm meinen Kopf in deinen Schoß, daß ich ein wenig ſchlafe, und Kraft bekomme, bis der Drache kommt. Sobald du ihn hörſt, wecke mich." Er war nur grade eingenickt, da fing es in der Erde an zu kochen. Das Mädchen erſchrak ſo ſehr, daß es nur weinen, nicht auch reden konnte, aber die heißen Tränen, die dem Jüngling auf die Backen fielen, verbrannten und weckten ihn. Er ſtreckte die Hand und hob ſie mit einer Kraft, daß er alle neun Köpfe auf einen Hieb herunterſchlug, dann zerſtückelte er noch den Drachen und ritt davon. Der König ſchickte den Zigeuner mit dem Korb, um die Knochen ſeiner jüngſten Tochter zu ſammeln um ſie zu begraben. Aber er fand ſie geſund und froh, ſie wollte grade heimkehren. Als der ſah, wie die Sache ſtand, ſagte er, wenn ſie nicht ſage, er habe ſie befreit, bringe er ſie um. „Ich will es ſagen." Der Zigeuner dachte, er ſolle ſich Ehre beim König machen, daß er ihm eine Tochter zur Frau gebe. Aber der König machte dieſe Sache anders. Er ſchickte Briefe in alle Teile und Nachricht in alle Städte, es ſollen alle Jünglinge kommen und raten, was ſeine Töchter an ſich hätten, wer es errate, der bekäme ſie zur Frau. Aber es wußte es niemand außer dieſen Brüdern mit goldenem Haar, dieſen hatte noch damals, als ſie im Harbach wohnten, der große Fiſch es geſagt. Jetzt kam der Küchenjunge zur jüngſten Königstochter und erzählte ihr, daß er es wiſſe, er werde auch kommen und mitraten. Da verſprach ſie ihm ein Viertel Dukaten, wenn er am erſten Tage nicht rate. Er nahm das Geld, ritt damit nach Hauſe und gab es dem Knaben, der den Fiſch

gefangen und ſprach: „Sieh, Bruder, dieſes Viertel Dukaten gebe ich dir für die Schläge, die du von deiner Mutter erhalten, als du die Spindel für das Füllen verkaufteſt.“ Dann ritt er wieder zurück. Im Hof des Königs war eine große Verſammlung aus der ganzen Welt, aber niemand konnte es erraten. Am nächſten Morgen war die Verſammlung noch größer aus der ganzen Welt, aber auch am zweiten Tage konnte es niemand erraten. Die Jüngſte verſprach dem Küchenjungen zwei Viertel Dukaten, wenn er nicht rate. Er nahm das Geld und brachte es wieder dem Knaben und ſprach: „Sieh, Bruder, nimm auch dieſe zwei Viertel Dukaten für die Schläge, die du von deiner Mutter erhalten, weil du die Spindel um den Hund gegeben.“ Jetzt hatte der Junge drei Viertel Dukaten und konnte ohne Sorge mit ſeiner Mutter leben. Er wurde reich. Die Mutter hatte kein Werg mehr zum Spinnen und hatte auch nicht mehr die Kraft dazu, denn ſie war alt, jetzt konnte ſie ausruhen bei ihrem Sohn. Nun laſſen wir dieſe beiden leben in Friede und Geſundheit und gehen wieder zu der Verſammlung im Hofe des Königs. Am dritten Tage waren noch mehr herbeigekommen, der Küchenjunge war nicht mehr zum Gefäß in die Küche gekommen, ſondern hatte ſich gleich in den goldenen Kleidern auf goldenem Pferd zu den Wettenden begeben. Aber das Pferd berührte den Boden gar nicht mit den Füßen, es blieb in der Luft, als hätte es Flügel und der Jüngling ſtrahlend wie die Sonne rief eben aus dem Nebel, er wolle auch wetten. Da ſagte der König: „Aber komm' herab zu uns, Engel oder wer du ſonſt ſeieſt.“ Aber das Pferd blieb immer oben und von dort aus dem Nebel rief der Jüngling herunter: „Die Töchter des Königs haben die Sonne am Herzen, den Mond im Rücken, die Sterne in den Augen und Kornähren auf den Rippen.“ Da rief der König: „Bravo“ und gab ihm die Jüngſte zur Frau, und ſie hielten Hochzeit.

Nachher ritt des Königs Schwiegerſohn einmal mit dem Hund hinaus und begegnete einer alten Frau, die etwas in drei Säcken geſammelt, die bat ihn, ihr die Säcke auf dem Pferd bis zu ihrer nahen Hütte zu bringen, ſie könne nicht, ſie wäre zu ſchwach. Dieſer, ein guter Menſch, dachte nicht an etwas Schlechtes, aber ſie war die Mutter der Drachen, ſie hatte in den Säcken die Knochen ihrer Kinder geſammelt. Als er nun in die Nähe der Hütte kam, wieherte ängſtlich das Pferd und bellte der Hund, daß er es hätte merken müſſen, wenn er nicht ſo arglos geweſen wäre. Da gab ihm die Alte drei Zweiglein in Blut getaucht, er ſolle ſie den Tieren vorwerfen, damit ſie nicht ſo unruhig wären. Er tat es, und ſogleich wurden ſie alle zu Stein. Jetzt liegen vor der Hütte der Drachenmutter

drei Steine. Wir laſſen ſie liegen und begeben uns auf die ſchöne Wieſe, in deren Mitte die Linde mit dem Loch ſteht. Wir finden den Bruder mit dem goldenen Haar grade dort. Dieſe beiden Brüder ſehen ſich zum Verwechſeln ähnlich. Dieſer ging jeden Tag hin und beſah das Loch, damit er immer wiſſe, ob es dem andern gut gehe. Da ſah er drei Tropfen Blut im Loch. Er erſchrak, nahm ſich das Gewehr und den Hund, ſetzte ſich aufs Pferd und ritt zu ſeiner Schwägerin. Dieſe freute ſich und dachte, es ſei ihr Mann; ſo viel er auch ſagte, daß er es nicht ſei, richtete ſie das Eſſen und glaubte, er ſcherze. Er aber ſchwur auf ſeinen Säbel: „Sieh her, Schwägerin, wenn ich die Hand auf dich lege, ſchneide ich mir ſie mit dieſem Säbel bis an den Ellenbogen ab, aber wenn du deine Hand auf mich legſt, haue ich dir den kleinen Finger ab.“ Dann ſaßen ſie beide zuſammen an dem Tiſch und aßen. Er fragte immer, welchen Weg ihr Mann gegangen, ſie lachte aber nur, er ſolle doch nicht mehr ſcherzen, und legte die Hand um ſeinen Hals. Sogleich nahm er den Säbel und hieb ihr den kleinen Finger ab, dann ſetzte er ſich aufs Pferd und ritt fort, ſeinen Bruder zu ſuchen. Weil er nicht recht wußte, welchen Weg er gehen ſollte, ging er den, wo die Drachen getötet waren. Da ſah er die Alte etwas in drei Säcke ſammeln. Als er hinkam, bat ſie ihn, ihr die Säcke zu ihrer Hütte zu ſchaffen, ſie ſei zu ſchwach dazu. Dieſer merkte gleich, daß es mit dieſer Frau nicht richtig ſei, aber er tat die Säcke aufs Pferd. Als er nahe an der Hütte war, fing das Pferd ängſtlich an zu wiehern, der Hund fing an zu bellen. Die Alte gab ihm drei in Blut getauchte Zweiglein, er ſolle ſie den Tieren werfen. Er warf ſie aber fort, packte die Alte an den Haaren und band ſie an einen Pfahl. Dann nahm er den Säbel und ſagte: „Du, he, ſag' die Wahrheit, wo haſt du meinen Bruder? Wenn du mirs nicht ſagſt, hau ich dir den Kopf ab.“ Dieſe zitterte und zeigte ihm eine Schüſſel mit Blut, er ſolle die drei Steine damit beſprengen. Und wie er es getan, ſtand ſein Bruder neben ihm und ſchöner und ſtattlicher als er vorher geweſen. „Ach Bruder, wie lange ich geſchlafen hab'.“ „Lange wirklich, und du wärſt auch nie mehr erwacht, wenn ich nicht gekommen wäre. Aber dieſe Hexe ſoll auch einſchlafen und nicht mehr erwachen, ſo lange die Welt ſteht.“ Er nahm den Säbel und hieb ihr den Kopf ab. Dann brachen ſie heimwärts auf. Als jetzt der Bruder erzählte, wie er mit ſeiner Frau bei Tiſche geſeſſen, und ſie habe gedacht, er wäre ihr Mann, und habe die Hand nach ihm ausgeſtreckt, wurde dieſer ſo zornig, daß er ihm den Kopf abhieb. Dann ging er nach Hauſe. Wieder deckte die Frau den Tiſch und fing an zu lachen und ſagte: „Ich weiß nicht, was

geſtern mit dir war, mir ſchien, du warſt betrunken. Du ſagteſt immer, du wärſt mein Schwager und ſchwurſt auf den Säbel, wenn du deine Hand nach mir ausſtrecken ſollteſt, würdeſt du dir ſie bis an den Ellenbogen abhauen, und wenn ich ſie nach dir ausſtrecke, würdeſt du mir den kleinen Finger abhauen, da nahm ich dich um den Hals und gleich hiebſt du mir ihn ab, ſchau er blutet noch immer. Ich dachte ja, du ſcherzeſt nur, du wäreſt nicht gerade ganz betrunken, du ſollteſt nicht wiſſen, was du tuſt.“ Als er jetzt ſah, daß ſein Bruder unſchuldig war, und nur gekommen um ihn zu ſuchen, war er ſehr niedergeſchlagen, kehrte gleich um und ritt und beſprengte den Kopf ſeines Bruders mit Blut aus der Schüſſel und gleich ſtand er da noch ſchöner und ſtrammer als früher. Dann kehrten ſie beide heim. Die junge Frau deckte den Tiſch, ſie ſetzten ſich alle drei und aßen und plauderten. Die junge Frau ſagte, er ſolle jetzt eine von ihren Schweſtern nehmen und auch einen Hausſtand gründen. Er ſagte aber, es wäre eine zu große Sünde, eine Frau aus der Verwandtſchaft zu nehmen. Er werde an einen andern Königshof gehen, vielleicht fände er auch noch eine Königstochter. Und er wird ſie ja auch gefunden haben, aber ſeitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört.

77. Des Teufels Lohn.

Es war einmal eine Frau, die hatte einen Mann, der war păcurar (Schafhirt). Weil er păcurar war, ſo konnte er nicht oft zu Hauſe ſein, das hatte ſeiner Frau zuerſt nicht gefallen, denn es war ihr ohne ihn einſam geweſen, nach und nach hatte ſie ſich daran nicht nur gewöhnt, ſondern er kam ihr nun ſogar zu oft heim und ſtörte ſie in der Unterhaltung mit dem Popen, der ſie in der Einſamkeit getröſtet. Nun war der ihr lieber geworden als ihr Mann. Wenn dieſer zu den Schafen hinausging, ließ ſie Branntwein bringen und backte Pletſchinten, dann kam der Pope, ſie aßen, tranken und waren luſtig. Kam dann die Zeit, daß der Mann nach Hauſe kommen ſollte, ſchlich ſich der Pope fort. Dies ging eine Zeit lang ſo fort, bis ſie ſich ſo gerne hatten, daß ſie wünſchten, der Mann käme gar nicht mehr heim, und ſich beredeten, wie ſie ihn ermordeten. Da hatte die Frau einen guten Gedanken, den ſie auch bald ausführte. Als ſie ihren Mann nach Hauſe kommen hörte, legte ſie ſich ins Bett und als er eintrat, empfing ſie ihn mit furchtbarem Gejammer: „Ich bin ſo krank, ich ſterbe, ach, ich ſterbe, wenn ich nur hartes Waſſer aus der Donau hätte, nur das kann mich retten. Geh', lieber Mann, ans Ufer der Donau und bringe mir hartes

Waſſer, damit ich mir den Rücken einreibe, vielleicht werde ich wieder geſund."

Der Mann nahm ſich den bubău (Mantel aus Schafwolle) und einen Krug und ging und ging bis er an die Donau kam, dort ſaß am Ufer der Teufel in der Geſtalt eines alten Mannes und fragte: „Du Menſch, wohin willſt du?" Der Mann antwortete unwirſch: „Was brauchſt auch du das zu wiſſen?" „Sage mir die Wahrheit, Menſch, wohin und was willſt du, denn mich wirſt du nun nimmer los." Da merkte der păcurar, daß er es hier nicht mit einem gewöhnlichen alten Manne zu tun hatte und erzählte ihm, ſeine Frau ſei ſchwer krank und habe Waſſer aus der Donau verlangt, damit er ihr den Rücken reibe. „Nun gut," ſagte der Teufel, „aber was gibſt du mir, wenn ich dich ſchnell nach Hauſe trage, damit du ſiehſt was deine Frau macht, während du ihr hartes Waſſer aus der Donau ſchöpfſt." „Was du willſt." „Weil du mir die Wahrheit geſagt, will ich dich ſchnell heimbringen, dann krieg ich ſchon auch noch einen Lohn. Kriech in dieſen Sack. Ich will als Hauſierer, den Sack auf dem Rücken, meine Geige im bubău, in dein Dorf gehen." Der Mann kroch in den Sack, der Teufel nahm ihn auf den Rücken und flog durch die Luft ſchnell in ſein Dorf bis vor ſeine Türe. Dort ſahen ſie durchs Fenſter den Popen am Tiſch ſitzen, vor ſich Branntwein und Pletſchinte. Der Teufel pochte ans Fenſter und rief mit jammernder Stimme: „Ihr lieben Leute, ſeid ſo gut und laßt mich hinein, ich ſah nur in Eurem Hauſe noch Licht, bin zufrieden mit einem Plätzchen auf dem Herde oder hinter der Türe." Der Pope und die Frau beſchloſſen, ihn herein zu laſſen, auf dem Herde ſei ja Platz. So kam der Teufel herein, ſtellte den Sack hinter die Türe. „Was haſt du unter dem Mantel?" fragte die Frau. „Eine Violine." „Hei, das wird luſtig, ſpiel uns eins auf, daß wir tanzen." Der Teufel ließ ſich's nicht zweimal ſagen, zog ſie heraus und begann zu ſpielen und ſang dazu:

Linzu, linzu, linzula,
Wartet nur, denn gleich
Lacht der Teufel über Euch.

Der Pope ſchwang die Frau herum mit der Zunge ſchnalzend und ſie rief:

Ich hatte einſt ein Männlein, ein zartes,
Ich ſchickt es zur Donau um Waſſer, ein hartes,
Mir zu reiben den Rücken. Ju, hu, hu.

Aule-o, aule-o! Das Singen hatte ſich in Schreien und Weinen verwandelt, denn ihr Mann war plötzlich aus dem Sack geſprungen und rieb den

Rücken, und zwar nicht mit hartem Waſſer aus der Donau, ſondern mit einem harten Stock und hieb die Liebe zum Popen heraus, der aber ſprang zum Fenſter hinaus, und der Teufel ſtand da und lachte und lachte und das war ſein Lohn. *(Bägendorf.)*

78. Die Spinnerin.

Es war einmal eine Frau, die hatte eine Tochter, die war ſo faul und wollte gar nicht ſpinnen, darüber ärgerte ſich die Mutter ſo viel, ſie konnte aber nichts mit ihr ſchaffen. Sie machte ihr Vorwürfe, ſchlug ſie, aber ſie blieb doch faul. Eines Tages hatte ſie wieder mit ihr gezankt, weil ſie den Rocken wieder nicht zur Hand nehmen wollte. Da nahm ihre Mutter ihn und hieb ſie damit, daß ſie immer „tulai“ ſchrie. Es traf ſich, daß grade der König da vorbeifuhr, und bedauerte das ſchöne Mädchen, und fragte, warum die Frau ſie ſo ſchlage? Dieſe ſchämte ſich zu ſagen, daß ſie eine ſo faule Tochter habe und ſagte, ſie ſei zu fleißig und quäle ſie immer um Hanf zum Spinnen und ſie habe ja nicht ſo viel. Da ſagte der König, deswegen ſolle ſie das Mädchen nicht mehr ſchlagen, ſondern es ihm geben, er habe genug Geſpinſt. Dann nahm er es auf den Wagen und brachte es nach Hauſe. Als ſie dort angekommen, brachte er ſie in ein Zimmer allein und ſchickte ihr einen Wagen voll Hanf zum Spinnen, ſie ſolle ihn fertig ſpinnen bis am nächſten Morgen. Als ſie ſich allein ſah mit dem vielen Hanf, fing ſie an zu weinen, und weinte ſo, und als ſie ſo traurig weinte, trat nur einmal der heilige Donnerstag herein: „Guten Abend, mein Mädchen.“ „Ich danke, lele,“ (Anrede für eine Frau). „Warum weinſt du ſo traurig?“ „Aber ſieh', ſo und ſo, ich habe nie gerne geſponnen, jetzt muß ich in dieſer Nacht einen ganzen Wagen voll Hanf ſpinnen, wie ſoll ich dies vollbringen, ich bin es nicht im ſtande, wenn ich gleich ſterben ſollte.“ „Sei ruhig, mein Mädchen, ich helfe dir, leg' dich nieder und ſchlafe.“ Als es eingeſchlafen, fing die Alte an zu ſpinnen und war gleich fertig, dann haſpelte ſie und kehrte die Stube, daß nicht ein Pflöckchen übrig blieb. Am Morgen ſchickte der König die Magd mit dem Beſen, um nachzuſehen, ob das Mädchen fertig geworden und die Pflöckchen zuſammen zu kehren. Sie fand auf dem Tiſch ein ſchönes Garn wie Seide und das Zimmer rein gekehrt, wie es ſich gehört. Als dies der König hörte, freute er ſich und ſchickte zwei Wägen Hanf. Als das Mädchen dies ſah, fing ſie wieder an zu weinen und fürchtete, wenn die lele Donnerstag auch wieder käme, würde doch auch ſie damit

nicht fertig werden können. Aber dieſe lele war klug, ſie brachte auch den heiligen Freitag mit. Als das Mädchen eingeſchlafen, fingen dieſe heiligen Frauen an zu ſpinnen und waren bald fertig, legten das Garn auf den Tiſch, kehrten das Zimmer, wie ſichs gehört und gingen fort. Am Morgen ſchickte der König die Magd wieder mit dem Beſen. Sie fand das Garn, ſchön wie Seide, auf dem Tiſch, das Zimmer gekehrt und verſorgt, wie ſichs gehört. Als der König dies hörte, freute er ſich, daß er auf ein ſo ſchönes und fleißiges Mädchen gekommen, und ſchickte ihr drei Wägen voll Hanf. „Tulai, tulai, was ſoll ich anfangen", weinte das Mädchen und war ſterbenstraurig. Aber die lele sfânta Joia (Donnerstag) brachte auch die lele sfânta Vinere (Freitag) und die lele sfânta Sâmbăta (heiliger Sonnabend) mit, ihr zu helfen. An dieſem Abend ſchlief auch das Mädchen nicht und ſah zu, wie ſich die drei Frauen bemühten und ſchnell arbeiteten. Als ſie fertig waren, ſagte der heilige Donnerstag: „Jetzt, mein Mädchen, haben wir dir geholfen, daß du morgen Königin werden kannſt. Wenn dein Glück vollſtändig ſein ſoll, mußt du uns alle drei zur Hochzeit einladen." „Wie ſollt ich Euch nicht rufen, liebe lele, nur weiß ich nicht, wo Ihr wohnt? Aber ich lade Euch gleich ein, kommt jedenfall zu meiner Hochzeit." Dann dankte ihnen das Mädchen für ihre Hilfe und nahm Abſchied. Die drei heiligen Frauen verſchwanden. Am nächſten Morgen ſchickte der König wieder die Magd, ſprach aber, wenn das Garn alles fertig ſei, ſolle ſie das Mädchen gleich Königin heißen, er nehme ſie zur Frau. Als der König hörte, ſie habe auch dieſes geſponnen, und das Garn ſei ſchön wie Seide, machte er gleich Hochzeit. Als ſich nun die Leute zur Hochzeit verſammelten, kamen auch dieſe drei und die Braut nannte ſie lele. Dann kam auch der König und fragte die Erſte: „Aber lele, wie haſt du ſo große und häßliche Zähne?" „Nun, Herr König, ich habe ſo viel geſponnen und den Faden immer mit den Zähnen grabgezogen und weich gemacht." „Aber dieſe lele hat ſo große Augen?" „Ich habe die ganze Nacht die Augen beim Spinnen offen gehalten." „Und dieſe lele? ſie hat ſo ſchiefe Augen." „Ich ſpinne Tag und Nacht und halte die Augen ſchief, damit der Faden gerade werde." „Siehſt du, meine Blume, wie recht deine Mutter hatte, wenn ſie dich nicht immer ſpinnen laſſen wollte? von heute an erlaube auch ich es dir nicht mehr, wenn du gleich ſterben wollteſt." Jetzt dankte die junge Königin den drei heiligen Frauen aus vollem Herzen. Sie lebte von da an in Friede und Geſundheit und faſt immer im Schatten und mit den Händen im Schoß, ſo lange ſie lebte. Und von wo ichs gehört, von dort hab ichs erzählt. *Nicolae Duda, Alzen.*

79. Die Frau des Teufels.

Es war einmal ein Mädchen, das wollte ſeiner Mutter nie gehorchen, da war ihre Mutter einmal geärgert und rief im Zorn: „Du biſt gut, daß dich der Teufel zur Frau nähme.“ Da kam der Teufel, nahm ihre Tochter und trug ſie mit ſich in die Hölle. Aber dort hatte ſie es nicht ſchlecht. Sie hatte, was ſie brauchte und wurde vom Teufel geehrt. Sie lebte mehrere Jahre gut. Sie hatte noch einen Bruder, der war damals klein, als ſie fort war; aber jetzt hatte der Teufel gehört, er ſolle am nächſten Sonntag heiraten. Er fragte ſeine Frau, ob ſie nicht auch gerne hingehen möchte? „Wie ſollt ich nicht, aber du ſollſt auch mit mir kommen, wie kann ich allein gehen und hab' einen Mann?“ „Ich will mit dir kommen, aber hinein gehe ich nicht, deine Mutter frißt mir den Kopf, ich bleibe in der Scheune, du ſollſt mir das Eſſen dorthin bringen.“ Gut. Sie packte ihre Sachen in den Zwergſack, dann brachen ſie beide auf, um am Sonnabend, dem Anfang der Hochzeit dort zu ſein. Als ſie angekommen, ging er gleich in die Scheune und rief ihr noch nach: „Du, daß du nicht auf mich vergißt.“ Als ſie in die Stube trat, wünſchte ſie ihrer Mutter einen guten Tag, aber dieſe kannte ſie nicht mehr, und fragte: „Wer biſt du?“ „Ach Mutter, kennſt du mich denn nicht mehr? Ich bin ja deine Tochter, die du zum Teufel geſchickt, und ich habe es ſo gut getroffen, er ehrt mich und ich habe es gut bei ihm. Jetzt freute ſich die Alte, daß ſie ihre Tochter noch einmal ſah und gab ihr in einem Teller Suppe und Brot. Dieſe ſagte aber: „Ho, ho, zuerſt ſoll ich meinem Mann tragen, fülle mir auch in eine Flaſche Branntwein. Ihre Mutter gab ihr und ging auch mit, ihren Schwiegerſohn zu ſehen, da ſprach die Tochter: „Du kannſt mitkommen, ſiehſt ihn aber nicht, den Teufel kann ein irdiſcher Menſch nicht ſehen.“ Sie gingen beide, aber die Alte ſtand da, wie dumm, ſie ſah nur, wie der Teller leer wurde und die Flaſche und hörte, wie ſie mit einander plauderten. Als die Tage der Hochzeit vorüber, machte ſich die Frau des Teufels fertig, um mit ihrem Manne, wie ſie ihm verſprochen, in die Hölle zurückzukehren. Ihre Mutter ſah ſie gehen, als ob ſie allein wäre, hörte aber zwei Stimmen mit einander reden. Seitdem hatte die Alte keine Ruhe mehr, ſie dachte immer an ihre Tochter, bis ſie von einem Pfarrer zum andern ging, um zu fragen, wie ſie ihre Tochter vom Teufel befreien könnte. Der eine ſagte ſo, der andere ſo, bis ſie einen Mönch antraf, der ihr verſprach, ſicher zu helfen, auch wenn ſie früher zu ihm gekommen wäre. Sie ſolle alle,

alle Verwandten bitten, in der Kreuzwoche[1] zu faſten, wenn ſie zu Ende ſei, müſſe der Teufel zerplatzen. Die Alte ging bei allen Verwandten herum und bat ſie, die Woche zu faſten, ſie verſprachen und hielten es auch, und am Tage Kreuz-Erhöhung (14. September) nahm niemand einen Biſſen in den Mund und baten Gott, er möge die Tochter vom Teufel befreien. Als ſie zu faſten anfingen, jammerte der Teufel, er habe Schmerzen im Leib. „Du Frau, deine Mutter bringt mich um.“ „Aber wie kann das ſein, ſie weiß ja gar nicht, wo ſie uns ſuchen ſoll.“ „Du wirſt ja ſehen, bis die Woche zu Ende iſt, bin ich zerpletſcht.“ Er hatte recht, jeden Tag wurde es ſchlimmer mit ihm, als die Woche zu Ende ging, war auch er tot. Seiner Frau war es um ihn leid, ſie weinte um ihren Mann, ſie konnte ſich aber nicht helfen. Dann packte ſie ihre Habe auf den Wagen, er wurde voll mit Geld, und fuhr dann zurück zu ihrer Mutter und lebte dann bei ihr bis ſie wieder geheiratet haben wird. Eine junge Witwe mit ſo viel Geld bleibt nicht ohne Mann.

Lina Subtirel, Alzen..

80. Der überliſtete Teufel.

Es hatte einmal eine Frau ein kleines Kind. Wenn eine Frau mit einem kleinen Kind im Bett liegt, iſt es nicht erlaubt, ſie allein im Zimmer zu laſſen, oft trifft ſich etwas Schlechtes. Sie lag im Bett, ihr Mann ging ins Wirtshaus. Nur einmal kam der Teufel, ſtieg auf den Boden und brachte den Speck herunter, machte dann ein gutes Feuer, briet den Speck in der Bratpfanne, ging dann ans Bett, um das Kind zu braten. Aber die Mutter hielt ihr Kind in den Armen, mit der einen Hand hielt ſie es feſt, mit der andern nahm ſie dem Teufel ſchnell die Kappe vom Kopf und ſetzte ſich darauf. „Du, gib mir mein Käpplein.“ „Dann werde ich dir's geben, wenn du mir die Steine bringſt für das Haus, welches ich bauen ſoll.“ Der Teufel ging geſchwind und brachte ſie. „Gib mir das Käpplein, du.“ „Dann will ich dir's geben, wenn du auch die Ziegeln bringſt.“ Er ging und brachte ſie. „Gib mir jetzt

[1] Kreuzwoche heißt die Woche, in welcher der rumäniſche Feiertag †-Erhöhung, 14. September, fällt. Dieſe ganze Woche iſt heilig, es dürfen in dieſer die Saaten nicht ausgeſtreut werden. Dieſe Art Beten und Faſten kommt auch im Leben vor und heißt „Ajun“. Wenn ein Rumäne etwas ſehr gerne will, ſo faſtet er ſo, daß er eine beſtimmte Zeit gar nichts in den Mund nimmt und immer nur betet. Unlängſt wollte eine Frau ihren kräftigen, wie es ſchien fehlerloſen Sohn von den Soldaten befreien. Sieben Tage aß ſie nicht, am Ende der Woche war ſie dem Verſchmachten nahe und — ihr Sohn wurde als „untauglich“ entlaſſen.

mein Käpplein, du.“ „Dann will ich dir's geben, wenn du das Holz bringſt.“ Er brachte auch das Holz. „Gib mir jetzt mein Kläpplein.“ Sie wußte, wenn ſie ihn aufhalten konnte, bis die Sonne aufging, dann zerplatzte er und das Kind war befreit. Darum ſagte ſie wieder: „Dann werde ich dir's geben, wenn du Latten und Bretter bringſt.“ Er beeilte ſich und ging und brachte auch dieſe. „Du, gib mir jetzt die Kappe.“ „Dann werde ich ſie dir geben, wenn du mir das Haus gebaut.“ Der Teufel beeilte ſich und mauerte, und mauerte ein ſchönes Haus neben der Hütte. Wie er grade fertig war, ging die Sonne auf und er zerplatzte. Und der Mann kann aus dem Wirtshaus und verwunderte ſich über das neue Haus, aber die Frau und das Kind waren frei vom Teufel. *Ana Subtirol, Alsen.*

81. Der Wahrſager.

Es war einmal ein Mann, der hatte viele, viele Kinder, ſo viele als Löcher in einem Sieb ſind und noch eines mehr. Die Kinder waren immer hungrig. Jetzt ging er einmal um etwas zu eſſen zu ſchaffen, für ſo viele Mäuler braucht es viel, wer keine Kinder hat, der kann es gar nicht glauben. Er ging und ging bis ans Ende des Dorfes. Dort fand er ein totes Pferd, über dem viele wilde Gänſe. Er fing eine, die andern flogen fort, dann wandte auch er ſich heimwärts, aber die Nacht bekam ihn und er ging in das erſte Haus und bat um Herberge. Die Frau war allein zu Hauſe und ſagte, in der Stube könne ſie ihn nicht dulden. „Dann laß mich meinetwegen auf den Boden, dieſen Sack ſtelle ich hinter die Türe.“ „Na, ſteig denn hinauf.“ Der Zigeuner ſtieg hinauf und ſtellte ſich an ein Loch, von dem aus er alles ſehen konnte, was die Frau trieb. Da der Mann in der Mühle war, hatte ſie die Abſicht, ihren Geliebten zum Abendeſſen zu rufen, nun briet ſie Fleiſch, backte Kletiten (Pfannkuchen) und brachte ein Maß Wein. Nur einmal hörte ſie ihren Mann kommen. Geſchwind verſteckte ſie das Fleiſch in die Almerei, die Pleſchinte in das Lädchen des Tiſches, den Wein unter den Tiſch. Als der Mann hereinkam, ſah er den Sack hinter der Türe und fragte ſeine Frau, wen ſie im Zimmer habe? „Es ſchläft ein Zigeuner oben auf dem Boden.“ Sie habe ihn in der Stube nicht halten wollen, und er habe um Herberge gebeten. Da machte die Gans im Sacke „krr, krr“. Da dachte der Rumäne, was ſollte der im Sack haben? „He Kamerad, komm' herunter.“ Der Zigeuner kam. „Guten Abend.“ „Ich danke. Was haſt du dort im Sack?“ „Ich habe einen Wahrſager.“ „Laß ſehen, was

kann er wahrſagen.“ Der Zigeuner nahm die Gans, ſchlug ihr mit dem Finger auf den Schnabel, da ſchrie ſie, „krr, krr.“ „Mein Wahrſager ſagt, es ſei in der Almerei gebratenes Fleiſch.“ „Du Frau, geh und ſieh iſt es wahr?“ Die Frau wurde zornig, ging aber und brachte es herbei. Der Rumäne und Zigeuner ſetzten ſich an den Tiſch und aßen. „Höre Freund, geh' noch einmal und frage ihn etwas.“ Der ging und ſchlug die Gans mit dem Finger auf den Schnabel, wieder machte ſie: „krr, krr.“ „Jetzt ſagt er, es wäre in der Tiſchlade eine Schüſſel Pleſchinten.“ „Komm' Frau und ſieh nach, hat er recht geſagt?“ Sie nahm aus der Tiſchlade eine Schüſſel voll heraus. „Du Menſch, frag noch einmal, iſt nicht irgendwo auch Wein?“ Der Zigeuner ſchlug wieder der Gans auf den Schnabel, und ſie machte wieder „krr, krr“. „Sie ſagt, es wäre ein Maß Wein unter dem Tiſch.“ Er bückte ſich hinunter und fand wirklich die Flaſche mit dem Wein. Jetzt aßen ſie und tranken und beide Männer waren fröhlich, aber die Frau hätte am liebſten beide umgebracht, zumal als ſie hörte, was für einen Jahrmarkt ſie mit einander machten. Der Rumäne ſagte: „Mein Freund, mir gefällt dein Wahrſager, was ſoll ich dir dafür geben?“ „Ich möchte ihn niemandem für 100 fl. geben, aber weil du mich ſo geehrt haſt mit Speiſe und Trank und Herberge, ſo würde ich ihn dir in dem Preiſe geben.“ Gut. Der Rumäne gab ihm 100 fl., der gab ihm die wilde Gans und ging fröhlich nach Hauſe. Mit 100 fl. konnte er ſeine Kinder gut füttern. Seinen Namen hatte er nicht geſagt, auch nicht aus welchem Dorf er ſei, daher konnte niemand wegen der Betrügerei hinter ihm kommen. *Nuza Cuchila, Alzen.*

82. Wie die Schwalben entſtanden.

Es war einmal vor langer, langer Zeit, ſo lange, daß man gar nicht mehr weiß, wann ſie geweſen, eine Frau, die hatte eine ſchöne Tochter, klein und zart, die hieß rândunele (Schwalbe). Die ſang, ſobald ſie erwachte, daß es ihrer Mutter oft zu viel wurde und ſie ihr das Singen oft verbot. Manchmal gehorchte ſie nicht und ſang weiter, oder antwortete keck, ſie hatte ein kecks Mundwerk. An einem Morgen kleidete ſie ſich an mit einem ſchwarzen Kleid mit blauen Ärmeln und fing gleich wieder an zu ſingen. „Ach Gott,“ rief die Mutter aus dem Bett (ſie war noch nicht aufgeſtanden), „wenn du doch ein Vöglein geworden wäreſt!“ Nur einmal flog ein ſchwarzes Vöglein mit blauen Flüglein zum Fenſter hinaus. Das Vöglein baute ſich ſein Neſtchen über dem Fenſter und ſang jeden Morgen noch vor Sonnenaufgang. Seither

ſind nun viele, viele Jahre vergangen, eine lange, lange Zeit, aber das Vöglein Schwalbe hält ſich noch immer gerne bei den Wohnungen der Menſchen auf, und bringt Glück denen, die es dulden und denen ſein früher Morgengeſang lieb iſt. *Potru Fauer, Alzen.*

83. Die Tochter eines armen Fiſchers.

Es war einmal, und wenn es nicht geweſen, würde man es nicht erzählen, es würde ſich im Nebel verloren haben. Es war einmal ein armer Mann, der lebte vom Fiſchfang. Er fing die Fiſche, ſeine Tochter verkaufte ſie einem reichen Kaufmann in der Stadt. Dieſer Kaufherr beſaß zwölf Geſchäfte und hatte auch einen Sohn, welcher heiraten ſollte. Dieſer hatte dies ſchöne Fiſchermädchen einmal geſehen und war hinter ihr gegangen bis in ihre Hütte am Harbach, wo ſie mit ihrem Vater wohnte. Sie war ſo ſchön, kräftig und ehrlich, aber ein armes Mädchen. Aber trotzdem gefiel ſie dieſem jungen Herrn ſehr, und er verlangte ſie zur Frau. Aber ihr Vater wollte ſie ihm nicht geben, es werde die Zeit kommen, wo ſie ihm nicht mehr gefalle und er werde ihr die Straße geben, weil ſie ein armes Mädchen ſei. Und was würden auch die Leute ſagen, ſie würden ihn auslachen, er ſolle gehen und ſich eine Frau unter ſeinesgleichen ſuchen. Der Jüngling ließ aber doch nicht von ihr und gab ihr von Zeit zu Zeit 100 fl. damit ſie das Geld ſammle, bis in der Stadt ein Haus zu verkaufen ſei, dann ſolle ſie es kaufen. Dann würden die Leute denken, ſie habe auch etwas, und würden ſie nicht für ein armes Mädchen halten. Bald kam die Zeit, daß der alte Fiſcher ein ſchönes Haus in der Stadt hatte und kaufte ſeiner Tochter ſchöne Kleider. Gut. Des Jünglings Vater wollte anfangs auch nicht, ſein Sohn ſolle eine arme Fiſcherstochter zur Frau nehmen. Als er dann hörte, ſie habe ein Haus in der Stadt, ſagte er nichts mehr und machte Hochzeit und alles war gut, die beiden Jungen liebten ſich und lebten wie im Paradies. Wenn der Mann um Waren fuhr, beſorgte ſie das Geſchäft, er konnte ſich auf ſie verlaſſen. Aber die Leute ſind ſchlimm und ſtören gerne ein friedliches Leben. Einmal war er mit Freunden im Wirtshaus und es kam auch ein Fremder hin. Ein Wort gab das andere, bis der Fremde anfing: „Wie getrauſt du dich, deine Frau allein zu Hauſe zu laſſen, wenn du um Waren fährſt?“ „Warum ſoll ich ſie nicht laſſen, ſie redet nie mit einem andern Mann.“ „Geh' zum Teufel, ſie wird auch nicht.“ „Komm' wir wetten, bis du nach Hauſe kommſt, habe ich das Ringlein, welches deine Frau am Finger trägt, an meinem Finger.“

„Gut, wenn meine Frau dir das Ringlein gibt, dann gebe ich dir meine zwölf Geſchäfte und gehe aus der Stadt.“ Am andern Tag fuhr er fort, und der Fremde kam zu ſeiner Frau ins Geſchäft, um ſich eine Zigarre zu kaufen und fing an zu plaudern, aber die junge Frau ſah ihn nicht einmal an und als er nicht ging, bat ſie ihn, jetzt fort zu gehen, ihr Mann ſei nicht zu Hauſe. Dann verſuchte er noch mit ſchönen Worten ſo und ſo, konnte aber nichts machen, ſie war eine gute Frau. Als er dies einſah, ging er zur Dienſtmagd und ſchenkte ihr 100 fl., ſie ſolle ihm dafür das Ringlein ihrer Herrin verſchaffen. Nichts leichter, als das, denn ſie lege das Ringlein abends immer auf den Tiſch. Als die junge Frau am nächſten Morgen aufſtand und das Ringlein vom Tiſch nehmen wollte, war es fort, als ſie der Magd rief, war auch die fort. Jetzt, der Betrüger, der ging ihrem Manne entgegen mit der ausgeſtreckten Hand, damit er den Ring ſehe. Als der Kaufmann dies ſah, erſtarrte er, fragte nicht mehr wie und was, gab ihm gleich die Kaufhäuſer und ſeine Habe, dann ging er zu ſeiner Frau, rief ſie auf den Wagen und fuhren beide in den Wald. Dort nahm er ſich das Gewehr und wollte ſie erſchießen, das Gewehr ging aber nicht los, er verſuchte zwei-, dreimal, umſonſt, dann ſagte er: „Jetzt gehe, du Betrügerin, du Elende, daß ich dich nicht mehr vor meinen Augen ſehe.“ „Aber was iſt denn mit dir, ſage mirs, was hab' ich dir getan, ich habe doch nichts Schlechtes vorgegeben.“ „Schweig, nicht mehr lüg mit deinem unverſchämten Mund.“ Mit dieſen Worten kehrte er um, ging fort und wurde Soldat. Sie blieb ganz zerſchlagen im Walde ſitzen und wußte nicht, wie ihr geſchehen. Da kam Gott zu ihr und tröſtete ſie und ſagte, ihr Mann werde ſie nach einiger Zeit mit ſechs Pferden abholen. Und Gott dachte, und was er denkt, das geſchieht, da ſtand ein ſchönes Haus mitten im Walde, in dem ſollte ſie wohnen bis ihr Mann käme. Es verging eine Zeit, wie viel vergangen ſein wird, dann kamen die Manöver und der Kaufmann ohne Geſchäfte war jetzt Soldat und auch dabei. Einmal ſaßen mehrere Soldaten um das Feuer und erzählten, was ſie in ihrem Leben erlebt. Nur einmal fing einer lachend an zu erzählen: „Wißt Ihr, wie ich zu zwölf Geſchäften gekommen?“ „Wir wiſſen es, wenn du es uns ſagſt.“ „Ich kam einmal in die Stadt und begegnete einen jungen Mann, der hatte eine ſchöne und tugendhafte Frau. Ich wettete mit ihm, wenn ich ihr den Ring vom Finger nehmen könnte, wären alle ſeine Häuſer mein. Am nächſten Tage ging ich, aber die junge Frau war wie eine Blume, ſie ſah nicht einmal auf mich und jagte mich faſt hinaus. Als ich ſah, daß ich mit ihr nichts anfangen konnte, wandte ich mich an ihre Dienſtmagd, gab der 100 fl.,

ſie ſtahl ihrer Herrin den Ring vom Tiſch und brachte ihn mir.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, fühlte er ſich von ſtarker Hand angefaßt. Als ſie nebeneinander ſaßen, hatten ſie ſich nicht erkannt, jetzt gingen ihm die Augen auf, er nahm einen Stock und prügelte den Betrüger, daß er ihn faſt totſchlug und ſchrie: „Du Räuber, du Räuber, komm' zum Gericht.“ Aber der bat zitternd um Verzeihung, er gebe ihm alles zurück. Dann ging der Mann ſeine Frau ſuchen, er ging auf den Platz im Walde und war ſehr verwundert, dort, wo er ſeine Frau erſchießen wollte, ein ſchönes Haus zu finden und ſie ſelbſt drinnen, da kam ſie ihm wie eine Heilige vor. Er führte ſie mit ſechs Pferden wieder in die Stadt. Aber an allen heiligen Feſttagen kamen ſie in den Wald und beteten dort, wo das Haus geſtanden, dies war aber verſchwunden, ſchnell wie es entſtanden. *Potru F'auer.*

84. Das Lämmlein und der Herr.

„Wohin geheſt du, du Lämmlein?“ „In den Wald, Herr.“
„Was ſollſt du eſſen, Lämmlein?“ „Grünes Gras, Herr.“
„Was ſollſt du trinken, Lämmlein?“ „Kaltes Waſſer, Herr.“
„Wer hat dich geſchlagen, Lämmlein?“ „Der Hirt, Herr.“
„Wie haſt du gemacht, Lämmlein?“ „Mä, mä, Herr.“

Ana Ileni, Alzen.

85. Der Birnbaum, welcher zum Himmel hinausgewachſen.

Es hatte ein Graf einen großen, großen Birnbaum, ſo groß, daß ſeine Zweige bis in den Himmel gewachſen waren und aus dem Himmel hinaus noch höher, hoch bis auf die andere Welt. Im Garten des Grafen ſah man nur den Baumſtamm. Jetzt, als der Herbſt kam und die Birnen reif waren, konnte ſie niemand abnehmen, und weil ſie niemand erreichen konnte, ſchickte der Graf Briefe in alle Teile und Nachricht in alle Städte: wer imſtande ſei, auf den Baum zu ſteigen und die Birnen herunterzubringen, bekäme einen Wagen voll Dukaten, davor vier Ochſen eingeſpannt. Gut. Als ſich dieſes Gerücht verbreitet, kamen die Jünglinge aus der ganzen Welt und verſuchten, aber alle ſtiegen ſie nur ein Stück auf dem Stamm hinauf und fielen dann herunter, daß ſie Staub und Bröſel wurden. Es verging ein Tag um den andern, aber es wagte niemand mehr, auf den verzauberten Baum zu ſteigen, und der Graf erhielt ſeine Birnen nicht. Nur einmal ereignete es ſich, daß Baſili, der

Schweinehirt, der immer im Wald bei den Schweinen wohnte, dieſe Mär vernommen, und da ſagte er zu ſeinem Vater: „Du Vater, ich hüte die Schweine nicht mehr, auch ich gehe zum Grafen, daß ich ihm die Birnen herunterhole.“ „Du Knabe, bleib' ſtill, und hüte die Schweine, wie du gelernt haſt, und es iſt gut.“ „O, ich gehe, ſieh, wie zerriſſen ich bin und faſt nackt und habe nicht für was mir Kleider zu kaufen und Schuhe für den Winter. Aber mit Gottes Hilfe denke ich hinaufzuſteigen und die Birnen herunterzuholen, dann können wir alle zuſammen gut leben.“ „Alſo dann, mein Sohn, mach', was du willſt, wenn du mir nicht gehorchen willſt.“

Vaſili, der Schweinehirt, nahm ſich ſeine gluga (wollene Kapuze, Regenkappe) und den Torniſter und machte ſich auf den Weg. Als er zum Grafen kam, ſagte er: „Guten Tag, Herr Graf!“ „Ich danke, Vaſili, Schweinehirt. Was bringt dich zu mir?“ „Ich bin ein wenig zu Euch gekommen, um zu ſehen, was Ihr noch macht, ſeid Ihr geſund?“ „Wir leben noch, aber wir haben ein großes Ärgernis, ſieh, dieſer Birnbaum iſt mit ſeinen Äſten bis in den Himmel gewachſen und aus dem Himmel hinaus, und wir können die Birnen nicht herunternehmen, obwohl ich einen Wagen voll Dukaten mit vier Ochſen beſpannt verſprochen habe.“ „Herr Graf, mit Gottes Hilfe will ich's verſuchen.“ Gut. Vaſili, der Schweinehirt, warf ſeine Gluga und den Torniſter ab, zog die Schuhe von den Füßen, ſpuckte ſich in die Hände und fing an hinaufzuſteigen, und ſtieg und ſtieg lange, lange Zeit, bis er im Himmel ankam. Im Himmel gelangte er an das Haus der heiligen „Freitag“. Die heilige „Freitag“ war hinausgegangen um Waſſer. Er verſteckte ſich hinter den Ofen. Nur einmal als ſie hereinkam, roch ſie immer herum und ſprach: „Es kommt mir ein Geruch in die Naſe, wie von einem irdiſchen Menſchen. Wenn er ein guter Menſch iſt, ſoll er herauskommen aus ſeinem Verſteck, wenn nicht, ſo mache ich aus ihm Staub und Bröſel.“ Darauf kam Vaſili, der Schweinehirt, unter dem Ofen hervor und gab der heiligen Freitag einen guten Tag und ſagte ihr ſo und ſo und er könne die Äſte vom Birnbaum nicht finden, um die Birnen herunterzunehmen. Nun, dieſe wußte es auch nicht und ſchickte ihn zum heiligen Sonnabend. Er ging weiter bis er den heiligen Sonnabend traf. Als er eintrat, war niemand zu Hauſe, aber er verſteckte ſich hinter den Ofen bis der heilige Sonnabend mit Holz kam. „Tulai, wie es hier nach irdiſchem Menſchen riecht! Wenn er ein guter Menſch iſt, ſoll er hervorkommen, wenn nicht, hau ich ihn in lauter Stücke.“ Darauf kam Vaſili, der Schweinehirt, hinter dem Ofen hervor und wünſchte dem heiligen Sonnabend einen

guten Tag. „Kannſt du mich nicht auf den Weg zur andern Welt weiſen? Es iſt ein Birnbaum mit ſeinen Zweigen auf die andere Welt gewachſen, jetzt hat mich der Graf um die Birnen geſchickt und ich kann ſie nicht finden.“ „Wahrlich, ich kenne den Weg nicht, aber geh' bis zur heiligen Sonntag, die iſt die Schweſter der Sonne, die weiß es ganz beſtimmt.“ Vaſili, der Schweinehirt, ging weiter bis zur heiligen Sonntag, wieder ging er ins Haus, aber die heilige Sonntag war in der Kirche. Er verſteckte ſich hinter den Ofen. Als ſie aus der Kirche kam, roch ſie gleich den irdiſchen Menſchen. „Wer ſollte hier ſein? Iſt er ein guter Menſch, ſoll er her zu mir kommen, ſonſt mache ich lauter Brocken aus ihm.“ Nun, dieſer kam hinter dem Ofen hervor und gab ihr einen guten Tag, und fragte ſie um den Weg zur andern Welt. „Du Knabe, geh' du nur immer auf dem rechten Wege, dann wirſt du zu einigen ſchönen Häuſern kommen. Rings herum ſtehen die Wachen, welche den Hof der Iliane Coſtindane bewachen. Aber um 12 Uhr mittags ſchlafen alle eine Stunde, dann kannſt du eintreten. Im Hof ſtehen die Zweige vom Birnbaum des Grafen. Aber beeile dich, daß du heraus kommen kannſt, bevor es 1 Uhr ſchlägt. Gut.

Vaſili, der Schweinehirt, dankte und ging. Und er ging immer auf dem rechten Wege, bis er die Häuſer der Iliane Coſtindane erreichte. Er wartete bis es 12 Uhr ſchlug, darauf ſchliefen alle Wachen und er trat ein. Und als er eintrat, ſtrahlte der ganze Hof von den goldenen Zweigen, und die Zweige waren voll von goldnen Birnen. Nun, wie freute ſich Vaſili, der Schweinehirt! Er pflückte alle Birnen und ſteckte ſie in den Buſen. Wie er fertig war, ſah er, daß die Türe ins Haus offen ſtand und er dachte, er ſolle doch ſehen, wie es drinnen ausſehe, und trat ein. Nur einmal ſah er inmitten des Zimmers Iliane Coſtindane ſchlafend in einer ſeidenen Wiege.[1] Sie war ſo ſchön, wie du noch nie geſehen. Nun, er ſah und ſah, bis er nicht mehr konnte, und wie er nicht mehr konnte, ging er zur Wiege, bückte ſich und küßte ſie auf eine Wange, nur einmal wurde ſie dort ganz ſchwarz. Er ging wieder bis zur Türe, kehrte aber wieder um und küßte ſie auch auf die andere, daß ſie auch dort ſchwarz wurde. Jetzt ging er hinaus und wie er in den Hof kam, ſchlug es gerade 1 Uhr, und alle Wachen wachten auf, daß er nicht mehr hinaus konnte. Gut. Er machte ſich zu einer Ameiſe und

[1] Die Wiegen der Rumänen beſtehen aus einem groben hänfenen Tuch, das wie eine Hängematte an zwei Pfählen angebunden wird. Man nimmt dieſe Wiege auf der Achſel überall mit, wohin das Kind getragen wird. — Iliana Cosinziana = Göttin der Schönheit, wohnt über dem Himmel.

verſteckte ſich in einen Erdklumpen. Nur einmal kam Iliane Coſtindane heraus, ſchreiend: „Tulai, Tulai, mich hat ein irdiſcher Menſch geküßt, bringt mir ihn her und wenn ihr ihn nicht findet, bringt alle Tiere, wenn auch nur eine Ameiſe. Die Wachen ſuchten, fanden aber nichts, doch einer beſah den Klumpen Erde, nahm ihn auf die Schulter und warf ihn ins Zimmer. Vaſili, der Schweinehirt, jetzt die Ameiſe, warf ſich über den Kopf und wurde wieder ein Jüngling, aber jetzt nicht mehr ein ſo erbärmlicher, zerriſſener, er war ein ſo ſchöner Jüngling geworden, wie du noch nie geſehen, und gefiel der Iliane ſo gut, daß ſie ſagte: „Du ſollſt mein Herr ſein, ich will deine Herrin ſein, du ſollſt hier bleiben, daß wir gut leben.“ Jetzt machten ſie Hochzeit und es war ein großes Vergnügen. Als die Hochzeit vorüber war, ſagte Vaſili, der Schweinehirt, zu ſeiner jungen Frau: „Du, jetzt muß ich auf die Erde gehen und dem Grafen dieſe Birnen tragen, meinen Lohn dafür meinen Eltern geben und Abſchied von ihnen nehmen, denn wer weiß ob ich ſie nachher noch ſehen kann.“ „Mein Lieber, nimm dir mein Pferd, das trägt dich wie der Gedanke nach Hauſe, aber du darfſt nicht abſteigen, niemals; wenn du dies tuſt, dann iſt es nicht gut, dies ſollſt du mir verſprechen.“ Er verſprach es und kam ſchnell wie der Gedanke zum Grafen. Als er die goldenen Birnen herausnahm, freute ſich der Graf ſo, daß er gleich vier Ochſen ins Joch ſpannte und den Wagen mit Dukaten füllte und ihm ihn übergab. Aber Vaſili, der Schweinehirt, ſtieg nicht vom Pferd herunter, wie viel ihn auch der Graf darum bat, und ſprach, wenn er nicht den Knecht mit dem Wagen ſchicke, könne er ihn nicht nehmen. Darauf rief er dem Knecht und ſandte ihn mit dem Wagen zu ſeinem Vater. Vaſili, der Schweinehirt, ritt hinter dem Wagen. Na, dieſe Freude! Als ihn die Eltern ſah'n, kam der Vater, die Mutter und die Schweſter und baten ihn, ins Haus zu kommen, er aber ſprach er könne nicht vom Pferd herunter. Darauf ſagte ſeine Schweſter: „Aber Bruder, ſchwing dich herunter, und laß uns das Pferd in den Stall führen, wir geben ihm gut zu freſſen, komm du herein, wenn du fort biſt, weiß ich, wir ſehen dich nicht mehr.“ Sie redete ſo viel, bis ſie ihn überredete, daß er abſtieg. Nicht einmal der Fuß war zur Erde gelangt, da zog ſich das Pferd hinauf und ſtieg immer höher, immer höher bis in den Himmel. Jetzt ſtand Vaſili, der Schweinehirt und ſah dem Pferde nach, bis er es nicht mehr ſehen konnte. Dann brach auch er auf zu Fuß den Weg zu ſuchen in den Himmel und aus dem Himmel hinaus zur Iliane. Er ging drei Jahre lang und gelangte in einen Wald. Als er in den Wald trat, ſah er

eine Pfütze, in der Pfütze steckte ein Pferd bis an den Hals im Schlamm, und konnte nicht heraus. Er bedauerte es und bemühte sich es herauszugewinnen, er zog es bis zur Hälfte heraus. Er war aber so müde geworden, daß er dachte: „Ach, daß dich die Hunde fressen sollen, ich kann nicht mehr," und stieß es wieder zurück und ging fort. Und wie er ging, bedauerte er es wieder und kehrte um und zog es bis an die Knie heraus. Er hatte sich aber wieder so müde gemacht, daß er zornig wurde und es wieder zurück in die Pfütze stieß und weiter ging. Nur einmal dachte er: „Ach, das arme Pferd, ich darf es ja doch nicht da lassen," kehrte wieder um, griff es an und zog es ganz heraus. Und als er es herausgezogen, fiel das Pferd auf einen Strohschober und ruhte ein wenig aus. Dann warf ihm Vasili, der Schweinehirt, den Zaum über den Kopf, nur einmal stand ein schönes Pferd neben ihm. Er stieg auf, es ging gut, als er ein Stück geritten, warf ihn das Pferd in die Höhe, daß er erschrak. „Du Vasili, Schweinehirt, gefällt es dir? Dies ist dafür, weil du mich in die Pfütze zurückgestoßen." Sie ritten weiter, da warf es ihn noch einmal hinauf: „Du Vasili, Schweinehirt, gefällt es dir? Dies ist für das zweite in den Schlamm zurückstoßen." Er ritt weiter, da warf es ihn zum dritten Male in die Höhe, daß er erschrack. „Du Vasili hat dir dies gefallen? Dies ist für das dritte Mal." Nun trug es ihn friedlich, schnell, wie der Gedanke in den Himmel und zum Himmel hinaus zur Iliane. Aber diese Freude, als sie ihn sah! „Mein lieber Herr, warum hast du mir nicht gehorcht? Hat es dir nun gefallen, daß du drei Jahre auf der Straße herumgewandelt? Hättest du mir gefolgt, wärst du wie der Gedanke bei mir gewesen. Jetzt ist es ja vergangen und ist Friede." Sie lebten zusammen wie im Paradiese und noch besser und jetzt ist diese Mär fertig.

Maruza Triff.

86. Die tapfere Königstochter.

Es war einmal und einmal, und wenn es nicht gewesen, würde man es nicht erzählen, wie ein Floh würde es zerplatzen.

Es war einmal ein König, der war 99 Jahre alt und hieß der rote und hatte drei Töchter, aber nicht einen Sohn, er wäre ihm so lieb gewesen. Schau, ein Mädchen ist immer nur ein Mädchen, das am Feuer sitzt mit dem Rocken und der Spindel in der Hand. Aber er konnte sich nicht helfen.

Jetzt geschah es, daß ihm der grüne König in den Krieg rief.

„Nun, hätte ich einen Sohn, würde ich ihn ſchicken und mich ausruhen, ich bin ein zu alter Mann, wie ſoll ich in den Krieg ziehen? Aber was kann ich tun, ich muß.“

„Laß mich, Vater, ich ziehe Männerkleider an, ſetze mich aufs Pferd und reite in den Krieg,“ ſagte die Älteſte. „Meine Tochter, bleib zu Hauſe, du biſt nicht mutig genug.“ „Wie ſollt' ich nicht, ich gehe.“

Sie zog ſich an wie ein Offizier, ſetzte ſich aufs Pferd und ritt auf die Straße. Als ſie aus dem Dorf hinaus war, begegnete ihr ein Wolf mit eiſernen Zähnen, und als er das Mädchen ſah, machte er mit dem Mund „ham“. Da erſchrak das Mädchen ſehr, kehrte um und erzählte ihrem Vater, wie es ihr ergangen, ein Wolf mit eiſernen Zähnen habe ſie freſſen wollen.

Dann kam die zweite Tochter: „Vater laß mich, ich bin tapferer als meine Schweſter.“ Auch ſie zog Männerkleider an, ſtieg auf's Pferd und ritt auf die Straße. Als ſie am Ende des Dorfes anlangte, ſtand der Wolf mit den eiſernen Zähnen, als ob er ſie erwartet hätte, ſperrte den Mund auf und machte „ham“, wie wenn er ſie einſchlucken wollte. Aber unſer Mädchen erſchrak, kehrte das Pferd um, wie der Gedanke und kam nach Hauſe. „Was iſt mit dir, Mädchen?“ fragte der König, „dieſes habe ich befürchtet, Mädchen ſind Mädchen und haben nicht Kuraſche wie die Knaben, ich werde mich fertig machen und trotz meinem Alter und mit meinem Alter ſelbſt gehen, was zum Teufel ſoll ich denn?“ „O nein, Väterchen“, ſagte die Jüngſte, ein kleines, zartes Mädchen, es ſchien als habe ſie die Kraft nur im Auge und auf der Zunge. „Was willſt du, du Aſchenbrödel, du Kleine, Elende, du biſt gut in der Aſche zu ſitzen.“ „Tu' gut, Väterchen, laß mich, gib mir nicht ein Pferd, um das dir leid tut, gib mir das alte, auf dem du geritten in deiner Jugend.“ „Nun, wenn du nicht folgen willſt, gehe denn, ſchneller noch als deine Schweſtern wirſt du zurückkehren.“ Aber das Mädchen ging gleich in den Pferdeſtall zur alten Stute, um ein wenig nach ihr zu ſehen. Sie lag in einem Winkel wie weh' ihrer, ohne Freſſen und ungeſtriegelt. Als ſie gehört, wie und was, lehrte ſie das Mädchen, ſie ſolle dem König ſeinen Sattel und ſeine Kleider, die er in ſeiner Jugend getragen, verlangen und in den Stall bringen. Sie ging und verlangte ſie, aber der König ſagte: „Gehe auf den Aufboden und ſuche ſie, es wird alles zerriſſen und hin ſein, ſeitdem ſind 80 Jahre vergangen.“ Das Mädchen ließ nicht nach, ging hinauf und ſuchte und fand lauter Flicken, es ſammelte ſie alle in ein Tuch und brachte ſie der Stute in den Stall. Dieſe blies über alles, nur einmal wurde der

Sattel wie neu und die Kleider noch schöner als neu. Das Mädchen zog sie an, legte den Sattel aufs Pferd, stieg auf und ritt fort. Als es ans Ende des Dorfes kam, stand der Wolf mit den eisernen Zähnen in der Nähe, wagte aber nicht in den Weg zu treten, er zog sich in den Wald. Als die Königstochter ein Stück weiter geritten, sah sie eine Schweinsrippe, die war aus Gold und war so schön und funkelte wie die Sonne. Sie hielt die Stute mit ho, sie wollte die Rippe aufheben. Die Stute wollte aber nicht und sagte: „Laß die Rippe liegen, dir wird sie Feuer bringen und mir Rauch.“ „Wie soll ich diese goldene Rippe liegen lassen, sie ist zu schön.“ „Mach was du willst, wenn du mir nicht gehorchen willst.“ Sie stieg ab, hob die Rippe auf und steckte sie auf die Kappe. Dann ritt sie weiter und fand einen goldenen Zopf, sie bückte sich um ihn aufzuheben, trotzdem die Stute wieder sagte: „Laß den Zopf in Ruh, dir wird Feuer kommen und mir Rauch.“ „O, ich laß ihn nicht, er ist zu schön“, und hob ihn auf und legte ihn um die Kappe. Jetzt ritt sie weiter, bis sie sich der Stadt näherte, wo der grüne König wohnte. Als sie in der Nähe war, fing die Stute an ihr zu sagen: „Wenn du in das Haus trittst, mußt du fest auf die Füße treten und wenn du ißt, nimm den Mund voll, wie ein Jüngling, und iß ohne Scham, bis du satt bist und noch ein wenig mehr, und wenn du in den Garten gehst, steck dir eine große Blume auf die Kappe, dann denkt der König nicht, du wärst nur ein Mädchen.“ Gut.

Als sie in den königlichen Hof ritt, kam der König heraus und gab ihr einen guten Tag und rief sie in die Stube, setzte sie an den Tisch und ehrte sie, er dachte es wäre der rote König. Aber das Mädchen dachte der Worte des Pferdes und nahm die Hand immer voll und steckte sie in den Mund, und aß, daß man es von draußen hörte. Nach dem Essen gingen sie spazieren durch den Garten zu den Blumen, die Königstochter pflückte sich die größte, man heißt sie Sonnenblume, und steckte sich sie auf die Kappe. Sie gingen weiter und trafen spielende Kinder, sie warfen ihre Kappen wie Bälle. Das Mädchen war auch jung, und wie sie sah die Kinder spielen, vergaß sie den König und warf auch ihre Kappe. Da fiel die goldene Rippe herunter. Gut. Der König sah sie gleich, nahm sie in die Hand und sagte: „Wenn du mir das Schwein, das die Rippe verloren, nicht bringst, hau' ich dir den Kopf ab, daß er dir zu Füßen fällt.“ Das Mädchen erschrak und ging in den Stall zu ihrer Stute und jammerte um seinen Kopf. „Sagt ich dir's, du solltest die Rippe in Ruhe lassen? Dir wird Feuer kommen und mir Rauch? Du wolltest nicht auf mich hören.

Aber es wird ja so sein, wie Gott will. Geh und verlange ein Viertel Kohlen und einen Sack Dukaten, dann wollen wir versuchen. Die Kohlen freß ich, damit ich stärker werde, die Dukaten sollen dein sein.“ Sie wandte sich zum König zurück und verlangte ein Viertel Kohlen und einen Sack Dukaten. Der König gab ihr, was sie wünschte. Die Stute fraß die Kohlen, dann stieg das Mädchen auf und ritt schnell wie der Gedanke weit, weit bis ans Meer, wo die lange Leiter steht im Wasser. Als sie dort ankamen, sagte die Stute: „Jetzt steig' ab und begib dich auf der Leiter ins Wasser, dann wirst du sieben goldene Ferkel sehen, sieh gut, welchem die Rippe fehlt und halte es fest mit einer Hand, mit der anderen halte ihm den Mund zu, damit es nicht schreit. Sollte es schreien, kommt die Sau aus der Heerde und frißt dich“. Die Königstochter merkte gut auf und stieg ins Wasser, und als sie im Wasser war, sah sie gleich sieben Ferkel aus Gold und das, welches die Rippe verloren. Gleich legte sie ihm die Hand auf den Mund, nahm es in den Arm und kam aus dem Meer heraus, setzte sich auf's Pferd und brach auf den Weg auf. Als sie ein Stück geritten, nur einmal sagte das Mädchen: „Du Stute, ich nehme die Hand vom Munde des Ferkels weg, wir sind jetzt weit von der Sau, sie kann uns nicht mehr erreichen.“ „Du, Mädchen, höre auf mich, wenn du mir nicht gehorchst, dann ist es nicht gut.“ Sie ritt weiter und als sie in die Nähe der Königsstadt kam, nur einmal nahm sie die Hand vom Munde des Ferkels, und wie sie die Hand von seinem Munde nahm, fing es an zu schreien, und schrie, die Stute floh; die Sau kam wie der Wind und packte die Stute am Schwanz, aber zum Glück ritten sie in die Stadt und in die Stadt kam die Sau nicht. „Siehst du, meine Tochter, weil du mir nicht gefolgt, bin ich ohne Schwanz geblieben, nur ein wenig und die Sau hätte uns beide umgebracht.“ „Laß mich jetzt, du wirst ja auch ohne Schwanz leben.“ Gut.

Die Stute ging in den Stall, aber das Mädchen mit dem goldenen Ferkel rief der König ins Zimmer, er freute sich so, daß er etwas so schönes erhalten hatte, setzte das Mädchen an den Tisch und ehrte es mit Speisen aller Art. Als sie gegessen, — das Mädchen aß viel, wie ein Mann —, gingen sie wieder in den Garten und trafen wieder Kinder, die mit ihren Kappen spielten. Sie vergaß, daß sie nicht ein Mädchen, daß sie der rote König sein sollte, und fing auch an zu spielen, und wie sie ihre Kappe warf, nur einmal fiel der goldene Zopf neben die Füße des Königs. Der König sah ihn gerade gleich, hob ihn auf, nahm ihn in die Hand, er gefiel ihm so gut, daß er sagte: „Wenn du mir nicht

die junge Frau bringst, die die goldene Flechte verloren, hau ich dir den Kopf ab, daß er neben die Sohlen der Füße fällt.“ Die Königstochter kam traurig zu ihrer Stute in den Stall und erzählte, wie es ihr ergangen. „Sagte ich dir's, Tochter des Königs, dir wird Feuer kommen, mir Rauch, aber es wird so kommen, wie Gott will. Geh' zum König und verlang ihm zwei Viertel Kohlen und zwei Säcke Dukaten, dann wollen wir auch dieses vollbringen.“ Das Mädchen verlangte dem König, was die Stute befohlen, er gab es. Als die Stute die zwei Viertel Kohlen gefressen hatte, stieg das Mädchen auf's Pferd und ritt schnell, schnell aus Siebenbürgen hinaus über die Gebirge weit, weit bis zu einigen schönen, schönen Häusern, dort wohnte das Mädchen mit dem goldenen Haar. Aber die Stute war übernatürlich und konnte zaubern, was sie wollte. So ging sie bis ins Vorhaus und verwandelte sich in ein Geschäft und die Königstochter in einen Kaufmann. Da trat die Dienstmagd heraus und verwunderte sich sehr, wie hier ein so schönes Geschäft geworden, und fürchtete sich, es sei hier nicht reine Arbeit (es gehe nicht mit rechten Dingen zu). Aber der Kaufmann rief sie heran, zeigte ihr schöne Tücher und sagte: „Nun, meine Tochter, dies Tuch, ich schenke es dir, gefällt es dir?“ „Es gefällt mir wirklich, aber du wirst mir's nicht umsonst geben?“ „O ja, ich schenke es dir.“ „Ich danke schön,“ sagte die Dienstmagd, nahm das Tuch und lief damit froh ins Haus zu ihrer Herrin und erzählte ihr, was im Vorhaus geschehen sei. Das Mädchen mit dem goldenen Haar verwunderte sich und ging auch um zu sehen wie und was. Als sie hinaus kam, sah sie gleich ein paar Schuhe, die ihr gut gefielen und versuchte sie, der Kaufmann, brachte andere zum probieren, sie wären schöner. Nur einmal schien es ihr, als ob das Vorhaus mit ihr sich bewege und mit dem Kaufmann und wie sie dies spürte, fragte sie, was das sei, und als sie gefragt, sagte der Kaufmann, es sei so, da saßen sich beide auf dem Pferd und in der Nähe der Königsstadt. Gut.

Als sie zum König kamen, freute sich der sehr und sprach von der Hochzeit. „Dann werde ich dich heiraten, wenn du mir das Schwert Gottes bringst.“ Der König rief den roten König, eigentlich die Königstochter, und befahl ihr, das Schwert Gottes zu bringen, wenn er es nicht bringe, haue er ihm den Kopf ab. Nun gut.

Die Königstochter ging zu Tode betrübt zur Stute und erzählte, wie es ihr gegangen. „Dies ist eine häßliche Sache,“ sagte die Stutte, „dies ist eine Sünde, aber was soll man, wir müssen auch dies tun, nachdem es der König befohlen, aber doch, es ist eine große Sünde

und Gott wird dich verwünſchen. Gott iſt groß und ſchlägt uns nicht mit dem Stock, aber er ſchlägt uns. Aber es wird ja ſein, wie Gott will. Geh und verlang drei Viertel Kohlen und drei Säcke voll Dukaten, dann trage ich dich in den Himmel.“ Die Königstochter ging und forderte, was die Stute befohlen. Der König gab alles. Als die Stute alle Kohlen gefreſſen, wurde ſie groß und ſtark und mutig. Das Mädchen ſtieg auf und brach auf zum Himmel. Als es dort angelangt, lehrte es die Stute, es ſolle durchs Vorhaus in das Zimmer rechts gehen, dort würde es das Schwert neben der Türe angehängt finden, es brauche nicht langſam, leiſe und mit Sorge hineinzugehen, Gott ſehe es doch. „Gott ſieht alle Sünden, aber vielmals läßt er die Menſchen ſündigen, dann verwünſcht er ſie, wie es recht iſt.“ Das Mädchen tat, wie die Stute befohlen und wie es ins Zimmer Gottes eingetreten, war es ihr doch unheimlich und es ging nur leiſe und nahm das Schwert mit Angſt, obwohl ſie wußte, daß Gott alles ſieht. Als ſie es genommen, floh ſie hinaus, ſtieg auf's Pferd und brach heimwärts auf.

Gott ſprach zum heiligen Petrus: „Du Petrus, was ſollen wir machen mit dieſem Mädchen? Wir können es nicht nur ſo laſſen, wir müſſen es verfluchen, nachdem es geſündigt.“ „Unſer Gott, du haſt recht, was könnten wir wohl machen?“ „Weißt du was? Nachdem ſie jetzt immer in Männerkleidern herumgegangen, ſoll ſie ein Mann ſein und bleiben, ſo lange ſie lebt.“ „Recht haſt du, unſer Gott“, antwortete der heilige Petrus. Und ſo war es.

Als ſie in der Nähe der Königsſtadt angelangt, ſagte das Mädchen zur Stute: „Du Stute, mir kommt vor, Gott hat aus mir einen Mann gemacht.“ „So wird es ſein“, antwortete die Stutte, „Gott hat dich zu einem Mann verwünſcht, Gott iſt groß.“

Als ſie das Schwert Gottes dem König übergab, wollte er gleich Hochzeit machen, aber das Mädchen mit dem goldenen Haar ſagte: „Dann will ich dich nehmen, wenn du dich in kochender Milch gebadet.“ Der König befahl der Magd, ſie ſolle Milch in den Keſſel füllen und ans Feuer ſetzen. Als ſie kochte, rief er die Königstochter, oder jetzt den Jüngling, er ſolle zuerſt in die Milch gehen, dieſer bat aber, er ſolle zuerſt ſeine Stute neben den Keſſel bringen. Als die Stute herankam, blies ſie aus der Naſe kühle Luft in die Milch, daß ſie nur lauwarm wurde und er gemütlich badete, als er herauskam, war er ein ſo ſchöner, weißer Jüngling wie die Milch. Nun wurde die Milch wieder ſiedend gemacht, der König ſtieg ins Bad und verbrannte, daß das Fleiſch von den Knochen fiel und er tot blieb. Darauf kam das Mädchen mit den

goldenen Haaren zum Königssohn und sprach: „Du sollst mein Herr sein, ich will deine Herrin sein, denn du hast mich herübergebracht, und dein will ich sein. Nur darum wollte ich der König solle in heißer Milch baden, damit wir ihm frei werden.“ Dann hielten sie Hochzeit eine ganze Woche. Nachher gingen sie beide zu seinem Vater, dem alten roten König. Wie groß war seine Freude, als er hörte, er habe jetzt auch einen Sohn. Und ich stand auf einen Nagel und erzähle nichts mehr.

(Soll durch Glaser aus dem Alltal ins Harbachtal gekommen sein.)

87. Drei Spieler.

Ein König hatte drei Söhne und da er drei Söhne hatte, wuchsen alle groß, und als sie groß waren, wollte der König, sie sollten auf die Schule. Er gab ihnen 100 Gulden. Aber sie waren Betrüger und lernten nichts, als daß sie immer nur Karten spielten, und wenn sie das Geld verspielt, verlangten sie noch 200 Gulden, sie sollten noch mehr lernen. Der König gab sie ihnen, und als er sie ihnen gegeben, gingen sie und verspielten auch diese, und kamen noch einmal und verlangten 500 Gulden, sie sollten das Lernen abschließen. Der König gab ihnen noch einmal 500 Gulden. Die Söhne spielten immer ärger und gleich hatten sie auch dieses Geld verspielt. Jetzt wagten sie aber nicht mehr zu verlangen, und gingen in die Welt, ohne einen Kreuzer Reisegeld. Als sie in der Welt waren, kamen sie an eine Türe, da stand etwas geschrieben. „In einem halben Tag lese ich, was da geschrieben steht,“ sagte der Älteste. „O, ich lese es in drei Stunden,“ sagte der Mittlere. „Laßt mich, ich lese es in einer Stunde.“ Gut. Dort stand geschrieben: „Wer diese Worte lesen wird, kann in das Haus hineingehen.“ Als er diese Worte gelesen, ging die Türe auf und alle drei gingen hinein, aber es war eine Stube ohne Fenster, dunkel wie in einer Büffel. Sie zündeten ein Zündholz an, da sahen sie wieder eine Türe, oberhalb stand wieder etwas geschrieben. Der Älteste wollte es in einem halben Tag lesen, der Mittlere in drei Stunden, der Jüngste las es in einer Stunde. Es stand geschrieben: „Bis du dies liest, wird sich die Türe öffnen, und wer hineingeht, kann sich etwas wünschen.“ Diese drei Brüder gingen hinein. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch und drei Stühle, auf dem Tisch lagen Karten und 100 Gulden. Als diese die Karten sahen, setzten sie sich gleich und fingen an zu spielen und spielten, bis sich der Hunger regte, da sagte der Größte: „Wenn ich einen großen Palukes und eine Schüssel voll Sauermilch hätte, wie würde ich essen!“ Er hatte noch nicht ausgeredet, so stand

der Palukes und die Sauermilch auf dem Tisch. Diese fingen an zu essen und aßen, bis nicht ein Bröckchen mehr übrig blieb. Dann sagte der Mittlere: „Wie würde ich ein Glas Wein trinken!“ Er hatte noch nicht ausgeredet und die Flasche mit dem Wein und dem Becher stand auf dem Tisch. Diese grüßten sich und tranken, bis die Flasche leer war. Nun, über der Türe war keine Lüge gestanden. Jetzt sprach der Jüngste: „Wir haben gut gegessen und genug getrunken, wenn jetzt auch ein schönes Mädchen käme, daß wir mit ihr Karten spielten.“ Er hatte das Wort nicht ausgeredet, da stand ein schönes Mädchen neben ihnen. Jetzt spielten sie, bis sie das Geld verspielt hatten, aber es war auch Abend und das Mädchen machte sich fertig zum Nachhausegehen. Wie sie „gute Nacht“ sagte, schenkte sie dem Ältesten einen Sattel, wer auf den saß, konnte reiten, wohin er wollte, dem Mittleren einen Bobo (Mantel), wer den umnahm, den sah niemand, dem Jüngsten einen mit Dukaten gefüllten Beutel, der nie leer wurde. Die beiden älteren Brüder trennten sich vom jüngsten und gingen in die Welt. Aber der Jüngste ging nicht weit, er ging nur bis in die Königsstadt, trat dort in ein Wirtshaus und begann wieder zu spielen. Die Leute verwunderten sich über den Menschen, er arbeitete nichts und hatte doch immer so viel Geld, daß er den ganzen Tag Karten spielen konnte. Die Königstocher hatte auch von diesem gehört und kam ins Wirtshaus, um zu sehen wie und was. Sie ließ einen Liter Wein bringen und trank mit dem Jüngling und als sie sah, dieser hatte genug getrunken, und noch zuviel, gab sie ihm noch eine Maß und trank ihm zu, bis ihm der Kopf auf den Tisch fiel und er schlief wie ein betrunkener Mensch. Darauf stahl ihm die Königstochter den Beutel und ging nach Hause. Gut.

Als der Jüngling wieder zu sich kam, fand er seinen Beutel nicht mehr. „Na, was soll ich jetzt anfangen?“ jammerte er. Ohne Geld spielte niemand mehr mit ihm und zu essen gab ihm auch niemand. Aber er brach auf und ging gradaus und ging immer vorwärts, bis er in einen Wald kam. Im Walde stand ein Apfelbaum mit so schönen Äpfeln, wie du noch nie gesehen. Er war hungrig, bückte sich, nahm einen und fing an zu essen, nur zwei Bissen aß er, da wuchsen ihm zwei Hörner aus dem Kopf, zehnmal größer als die eines Ochsen, daß er sich kaum im Walde bewegen konnte. Als er sich etwas weiter schleppte, kam er an einen Birnbaum, der auch schöne Birnen hatte, er nahm eine und fing an zu essen, und als er aß fielen die Hörner ab. Die Freude, die er hatte, war groß, er dachte gleich an die Königstochter, nahm sich einige Birnen und Äpfel in den Busen und wandte

ſich um, und ſtellte in das Tor der Königstochter ein Tiſchchen und die Äpfel darauf und rief: „Kommt, ihr guten Leute und kauft ſchöne Äpfel.“ Die Königstochter hörte es, öffnete das Fenſter, um zu ſehen ob ſie ſchön wären. Er gab ihr einen zum Koſten, und als ſie gekoſtet, wuchſen ihr die Hörner ſo groß, daß ſie den Kopf nicht mehr aus dem Fenſter herausziehen konnte. Die Schalen hatte ſie weggeworfen. Die Dienſtmagd nahm ſie in den Mund, nur einmal wuchſen auch ihr die Hörner, aber nicht ſo groß. Er ging und kleidete ſich wie ein Arzt und kam zum König und ſprach, er verſtehe die Hörner zu vertreiben, er wolle an der Dienſtmagd probieren. Als er ihr einen Biſſen von der Birne gegeben, fielen die Hörner ab. Der König freute ſich und ſagte, er möchte auch ſeiner Tochter helfen. Der Doktor verſprach, er wolle helfen, aber ihre Hörner wären zu groß und werden ſchwer abfallen, der König müſſe auf eine Woche fortziehen. Er ſetzte ſich gleich auf ſeinen Wagen und zog fort. Als er fort war, fing dieſer gleich an in allen Zimmern zu ſuchen, bis er auch in die Kammer der Königstochter gelangte, hier warf er auch das Bett durcheinander und fand den Beutel. Dann ging er zur Königstochter und ſprach: „Nun will ich anfangen dich zu heilen, aber du darfſt nicht jammern, wenn gu jammerſt, hilft es dir nicht.“ Er nahm ſich einen Stock und ſchlug ſie und ſchlug ſie, daß das Blut floß. Darum hatte er ihren Vater weggeſchickt, damit er nicht ſehe, was er mit ihr mache, und darum hatte er ihr geſagt, ſie dürfe nicht jammern, damit ſich die Leute nicht vor dem Fenſter verſammelten. Als er ſie genug geprügelt, ſagte er: „Kennſt du mich nicht mehr? ich bin der, dem du den Beutel geſtohlen haſt. Und darum heile ich dich nicht, du ſollſt im Fenſter ſtehen, bis du ſtirbſt.“ Er nahm ſich den Rock und den Hut und ging in die Welt hinter ſeinen Brüdern. Aber die Königstochter ſteht noch immer mit den Hörnern im Fenſter, wenn du ſie ſehen willſt, gehe in die Stadt des Königs.

(Von einem Glaser jenseits des Alts ins Harbachtal gebracht.)

88. Die goldene Henne.

Es war einmal ein Mann, Meiſter im Holz, aber der war ein Meiſter, wie du noch nie einen geſehen und fleißig. Aber weiß Gott, wie das kam, er arbeitete die ganze Woche und brachte am Ende der Woche nur einen Kreuzer nach Hauſe. Und wenn ſeine Frau leben wollte mit den Kindern, ſie hatten zwei Knaben, ſo mußte ſie für andere ſpinnen und mit der Nadel arbeiten. Es verging, wie viel verging und als ihr

Mann nicht ein einziges Mal mehr als einen Kreuzer heimbrachte, ſagte die Frau geärgert: „Du Mann, ich habe gar keinen Nutzen von dir, immer muß ich die Kinder ernähren mit dem Rocken, geh in die Welt und verdirb.“ Er nahm ſich die Handaxt und ging, und als er ging, kam er in den Wald, im Wald begegnete er einem Menſchen wie Pfeffer. „Guten Tag, Menſch wie Pfeffer!“ „Ich danke, Meiſter in Holz, bis wohin?“ „Ich gehe in die Welt um zu verderben.“ „O nein, du ſollſt nicht verderben, es wäre zu ſchade um einen ſo geſchickten Meiſter. Aber du Menſch, Meiſter in Holz, nimm dir die Handaxt und fang an dieſer großen Eiche an. Sie wird dir allerlei verſprechen, aber du ſollſt nichts nehmen außer was ſie an der Wurzel hat, dann haſt du dein Glück gefunden. Aber du ſollſt mir gehorchen.“ Gut.

Der Mann, der Meiſter in Holz, nahm ſich die Axt und hieb in die Eiche, und als er hieb, verſprach ihm die Eiche eine Herde Schafe, wenn er ſie in Ruhe ließe. „Gib mir, was du an der Wurzel haſt.“ „Das kann ich dir nicht geben.“ „Dann hau ich dich nieder.“ „O nein, nicht hau mich um, ich gebe dir eine Schafherde und eine Ochſenherde.“ Der Mann, Meiſter in Holz, hieb noch ärger, daß ſie krächzte: „krz, krz, nicht mehr hau mich“. „Gibſt du mir, was du an der Wurzel haſt?“ „Das kann ich dir nicht geben, auch wenn du mich abhauſt, ich gebe dir eine Herde Schafe, eine Herde Ochſen und eine Herde Pferde.“ Der Mann, Meiſter in Holz, hieb, daß die Eiche, tulai, tulai ſchrie: „ho, nicht mehr hau in mich, ich gebe dir, was du verlangſt.“ Darauf warf der Mann, Meiſter in Holz, die Axt fort und ſuchte an der Wurzel. Als er die Erde auf die Seite ſchob, fand er eine goldne Henne. Wie er die Henne wegnahm, hatte ſie eine Handvoll Dukaten gelegt. Jetzt freute er ſich und dachte er ſolle ſie ſeiner Frau tragen. Er ging und als er müde wurde, ſetzte er ſich und als er ſich erhob, hatte die Henne wieder eine Hand voll Dukaten unter ſich. Jetzt ſetzte er ſich öfter und hob immer eine Handvoll Dukaten auf. Er zog die Stiefel aus und füllte ſie mit den Dukaten, bis er zu Hauſe anlangte. Die Frau verwunderte ſich und fragte, woher er ſo viel Geld erhalten? „Ich habe gedacht, es würde beſſer ſein, wenn ich dir all meinen Lohn auf einmal brächte, den ich bis jetzt erhalten. Sorg' gut auf die Henne, dann wirſt du haben, was du brauchſt, ſo lange du lebſt. Aber ich gehe in die Welt, nicht um zu verderben, ich ſoll arbeiten und leben.“

Die Leute wunderten ſich, als ſie ſahen, daß ſich die armen Menſchen erhoben, und hatten, was ſie brauchten, und noch mehr, und konnten ſich nicht denken, wie ſie dies gemacht. Der Nachbar war ein Lehrer, dieſem

gefiel die Frau und ihre Habe, er ging oft zu ihr und nach einer Zeit ging er nicht mehr von ihr. Und als er bei ihr blieb, fragte er sie, woher sie immer Dukaten habe? Die Frau sagte es ihm und zeigte die Henne. Als der dascăl (Lehrer) sie sah, las er gleich, was auf den Federn geschrieben stand. Ein dascăl versteht eben zu lesen, nicht wie ein dummer Mensch. Auf den Federn stand geschrieben, wer die Leber esse, würde König werden, wer das Herz esse, Kaiser. Als der Lehrer diese Worte gelesen, wurde er sehr vergnügt, sagte aber niemandem etwas. Am Sonntag sprach er nur einmal zur Frau: „Du Nachbarin, schneid' der Henne den Kopf ab und brat' sie, daß wir sie essen, wenn wir aus der Kirche kommen." Sie wagte es nicht, etwas nicht zu tun, was ihr Liebster befahl. Sie ging und tötete die Henne, machte sie fertig und briet sie. Als sie gebraten war, versorgte sie sie in das Tischlädchen und ging in die Kirche. Die beiden Knaben blieben zu Hause. Nur einmal sagte der ältere zu seinem Bruder: „Du Bruder, komm, wir sollen die Henne auch kosten." „Ich möchte sie kosten, aber wenn der dascăl es merkt, schlägt er uns." „Wir nehmen nur einen Bissen, das bemerkt er nicht." Sie öffneten das Lädchen, der größere nahm die Leber, der andere das Herz und aßen auf einer Truhe sitzend. Als sie gegessen, standen sie auf, nur einmal siehe, wo sie gesessen, lagen zwei Handvoll Dukaten. Jetzt erschraken sie, es schien ihnen als ob sie jetzt wüßten, warum der dascăl die Henne essen wollte, und sie flohen in den Hof, um sich zu verstecken, denn sie fürchteten die Schläge. Sie hatten recht. Als der dascăl nach Hause kam, nahm er sogleich die Henne und suchte das Herz und die Leber und fand sie nicht, fragte nach den Kinderu, ging hinaus und rief sie, die antworteten aber nicht, sie liefen durch den Garten und flohen in den Wald, und gingen immer; wenn sie müde waren, setzten sie sich, wenn sie aufstanden, hob jeder eine Handvoll Dukaten auf. Jetzt hatten sie Geld genug und der älteste sagte: „Komm, du Bruder, wir gehen in die Stadt zum Jahrmarkt und kaufen uns Kleiderchen, unsere sind schwach und Geld haben wir genug." „Wir gehen." Sie brachen auf und wollten aus dem Walde hinausgehen, und als sie herauskamen, waren da zwei Wege. Der größere ging rechts, der jüngere links. Der größere kam in die Stadt des Königs und wurde sein Schreiber. Er war ein schöner Jüngling, und mit Verstand, und sorgte auf seine Ehre. Geld erhielt er jeden Tag mehr als zwei Handvoll Dukaten. Lohn nahm er vom König nicht, so sah dieser, daß er hatte, was er brauchte. Der König hatte eine Tochter zum Verheiraten, und als er sah, daß jener großes Vermögen besaß, gab er ihm seine Tochter und das halbe König-

reich. Gott möge ſie erhalten. — Ich will noch reden von dieſer Mär, noch viel Schönes folgt darin nach, wer aufpaßt, wird ſie gut lernen. Jetzt laſſen wir den älteſten Bruder, er hat erreicht, was auf den Federn der Henne geſchrieben ſtand, und gehen zu dem jüngern. Auch der fand eine Stadt und trat in ein Geſchäft als Gehilfe, es war nur eine Frau da, der Kaufmann lebte nicht mehr. Er ſorgte ſich auf ſeine Ehre und war fleißig, daß ſeine Herrin ſich auf ihn verlaſſen konnte. Morgens, wenn er aufſtand, nahm er die Handvoll Dukaten, ſteckte ſie in die Stiefel unter das Bett, bis beide voll waren. Einmal mußte er ſchnell ins Geſchäft und vergaß die Dukaten im Bett. Nach einer Zeit kam die Magd um Ordnung zu machen und als ſie die Dukaten im Bett fand und in den Stiefeln, lief ſie ſchnell zur Herrin und erzählte was ſie gefunden. „Er wird ein gutes Handwerk haben, dies iſt ein brauchbarer Menſch“ und ehrte ihn noch mehr als bisher und ſchenkte ihm ſechs Läden. Es verging noch eine Zeit, da ſchrieb der weiße König Briefe in alle Teile und Zettel in alle Städte, wer zwei Hand voll Dukaten werfe, bekäme ſeine Tochter zur Frau und das halbe Königreich. Unſer Jüngling ging auch, er hatte Dukaten genug. Als er im Königshof anlangte, ſtanden dort viele beherzte junge Männer um Dukaten zu werfen, aber dieſer warf nicht mit der Hand, er warf die Dukaten mit dem Viertel, und erhielt die Königstochter und hielt Hochzeit eine Woche lang. Nur einmal ſah die junge Frau, daß er jeden Morgen eine Handvoll Dukaten im Bett hatte, und wie die Frauen ſind, ſie fragte gleich, wie er dazu komme. Dieſer erzählte es ihr. „So und ſo und ſieh, ſeit ich das Herz verſchluckt, habe ich jeden Tag eine Handvoll Dukaten.“ Gut.

Die Königstochter war eine Betrügerin. In einer Nacht ſteckte ſie den Finger in den Mund ihres Mannes, als er ſchlief, und zog das Herzchen heraus, verſchluckte es und hieß ihn ſeines Weges gehen. Gut. Er ging und ging bis in den Wald und als er durch den Wald ging, traf er einen Apfelbaum, der hatte ſo ſchöne Äpfel, ganz golden, daß ſie funkelten wie die Sonne. Er war hungrig, nahm ſich einen und aß, da wurde er ein Eſel. Er ging weiter, da fand er einen Birnbaum mit ſchönen Birnen, er nahm eine und aß, nur einmal wurde er wieder ein Menſch. Da dachte er: „Dieſe ſind gut für mich.“ Er nahm viele Äpfel in den Buſen und eine Birne und kehrte zurück. Unter das Fenſter der Königstochter ſtellte er ein Tiſchchen und legte die Äpfel darauf und rief: „Kommt, ihr guten Leute und kauft Äpfel. Die Tochter des Königs öffnete das Fenſter. Als ſie den Obſtverkäufer rufen hörte und die ſchönen Äpfel ſah, ſchickte ſie die Magd hinaus, einen zu kaufen. Aber

er ſagte, ſie ſolle ſelbſt herauskommen und zuerſt koſten, ungekoſtet verkaufe er keinen. Als ſie dieſe Worte hörte, kam ſie geſchwind heraus. „Nimm' und koſte," ſprach er und reichte ihr einen Apfel. Als ſie gekoſtet, wurde ſie gleich eine Eſelin. Das wollte er. Er warf den Zaum über ſie, ſteckte dann die Hand in ihren Hals und nahm das Herzchen der Henne heraus und verſchluckte es, dann ſetzte er ſich auf den Eſel und ritt bis er in einen Ort kam, wo die Leute anfingen eine Kirche zu bauen. Dort half auch er mit ſeinem Eſel, brachte Sand und Steine und Kalk bis die Kirche fertig war. Aber die Eſelin wurde mager, daß ihr nur die Knochen blieben. Gut. Als der weiße König ſah, daß ſich ſeine Tochter verloren hatte, ſandte er Schreiben in alle Teile und Briefe in alle Städte: wer ſeine Tochter bringe, dem gebe er das halbe Königreich und ſeine Tochter zur Frau. Aber es konnte ſie niemand bringen. Als die Kirche fertig war, hörte auch dieſer Jüngling von der Sache, ſetzte ſich auf die Eſelin und brachte ſie zu ihrem Vater. Er ging hinein und verlangte das halbe Königreich, damit auch er König ſei. Als der König es ihm verſprochen, gab er der Eſelin die Birne, welche er in ſeinem Gürtel trug, zu eſſen, ſogleich wurde ſie wieder die Königstochter und hätte ihn gerne wieder geheiratet, er brauchte ſie aber nicht. Er hatte mit dem halben Königreich genug.

Jetzt ging er nach Hauſe, um ſich ſeine Mutter zu bringen. Er nahm wieder den Weg, auf dem er damals gegangen, als er ſich vor dem dascăl gefürchtet, und begegnete im Walde ſeiner Mutter, die Holz auf dem Rücken nach Hauſe trug. Als ihr der dascăl die Dukaten alle gefreſſen (durchgebracht) hatte, verließ er ſie. Jetzt war ſie allein und geplagt. Ach, welch' eine Freude hatte ſie, als ſie ihren Sohn wiederſah. Dann gingen ſie beide hie und da auch zu dem andern Bruder und lebten alle zuſammen gut und wenn ſie nicht geſtorben, leben ſie noch bis auf den heutigen Tag. Fertig. *Fronu Dinu, Gesăs.*

89. Fritz, der tapfere, ein Kind, geboren aus Blumen.

Der König Weiß hatte keine Kinder von ſeiner Jugend bis ins Alter. Es geſchah einmal, daß ſich der König der Rieſen zum Kriege rüſtete, um den König Weiß aus dem Lande zu jagen. Dieſer war traurig, weil er keinen Sohn hatte, damit er ihn in den Krieg ſchicke. Jetzt rüſtete er ſich auch und zog ihm entgegen. Seiner Frau ſagte er beim Abſchiednehmen: „Du he, wenn du nicht ein Kind haſt, bis ich zurückkehre, hau' ich dir den Kopf ab." Die Frau blieb traurig zurück

und kränkte ſich ſehr über dieſe Worte, wie ſollte ſie im Alter ein Kind haben, wenn ſie in der Jugend keines gehabt. In ihrem Kummer ging ſie in den Garten, immer zu den Blumen, roch an ihnen, nahm ſich Roſenblätter und aß ſie, dann pflückte ſie dieſe und jene Blume, ging weiter und pflückte wieder noch eine, bis ſie einen Strauß geſammelt. Sie hielt den Strauß in der Hand und bat Gott, ſie in ihrem Elend nicht zu verlaſſen. Nur einmal bewegte ſich der Strauß und es wurde aus ihm ein kleiner Knabe, ſo ſchön, daß die Königin ihre Freude an ihm hatte und ſie taufte ihn Fritz. Und als ſie ihn getauft hatte, wuchs er ſchnell groß und wurde ſehr tapfer, und weil er aus Blumen geworden, nannten ihn die Leute: Fritz, der tapfere, ein Kind, geboren aus Blumen. Die Königin dankte Gott und machte ihm viele Verbeugungen, weil er ihr in ihrem Alter eine ſo große Freude geſchenkt. Sie hatte ein ſo leichtes Herz, wenn ſie den Knaben ſo lieblich ſah. — Jetzt laſſen wir dieſe beiden und kehren zurück zum König. Als er dem König der Rieſen begegnete, ſchlug er ihn aus ſieben Ländern hinaus und kehrte dann mit den Soldaten, mit Trommel und Trompete nach Hauſe. Als er in den Wald kam, begegnete ihm der Drache, ſchlug mit einem weißen, ſeidenen Tuch über alle, daß ſie Steine wurden, dann nahm er die Geſtalt des Königs an, daß die Königin dachte, es wäre ihr Mann. Sie freute ſich und brachte ihm Fritz, den tapfern, das Kind, geworden aus Blumen, und er erzählte ihr, wie es ihm im Kriege ergangen, daß er den Rieſen über ſieben Länder gejagt. Sie glaubte ihm alles. Nach einer Zeit bekam ſie wieder einen Knaben, der hieß George. Auch dieſer war ein guter Knabe, aber er war nur halb Menſch, halb Drache. Als die beiden Brüder in die Schule gingen oder ſonſt wohin, nahm Fritz ſeinen Bruder nie an der Hand, er lief immer voraus. Einmal gingen ſie wieder zuſammen in die Schule, Fritz weit voraus. „Du Bruder, ſo komm' doch, daß wir uns an der Hand nehmen, wie es ſich für zwei Brüder gehört, warum läßt du mich immer allein?“ „Dann will ich dich an der Hand faſſen, wenn du deinen Vater fragen wirſt, wo er ſeine Kräfte hat?“ Fritz, der tapfere, ein Kind, geboren aus Blumen, war übernatürlich, er wußte gut, daß Georges Vater nicht ſein Vater war, nicht der, welcher in den Krieg gegen den Rieſen gezogen. „Du Bruder, ich möchte meinen Vater fragen, aber er wird es mir nicht ſagen wollen.“ „Stell' dich krank, dann ſagt er's dir.“ George tat gerade ſo, er jammerte über Kopfweh und über Fieber und erſchreckte ſeinen Vater, als ob er zum Sterben ſei und als er ſah, daß der Drache ſich um ihn ängſtigte, fing er an zu fragen, wo er ſeine Kräfte habe. „Wart', mein Sohn, ich ſag's

dir. Ich habe meine Kräfte gut verſorgt in der ſchwarzen Welt, dort iſt ein See, im See ein Schwein, im Schwein eine Ente, in der Ente zwei Eier, in den Eiern ſind meine Kräfte verſorgt.“ Als dies George gehört, war er gleich geſund und ging zu ſeinem Bruder und ſagte es ihm. Darauf ſchloſſen ſie treue Bruderſchaft, Fritz nahm den George an der Hand und gingen zuſammen die Kräfte des Drachen zu ſuchen. Sie gingen und gingen lange Zeit bis ſie in einen Wald kamen. Nur einmal begegneten ſie Gott und dem heiligen Petrus. Beide Knaben wünſchten Gott einen guten Tag. „Ich danke, hör Fritz, du tapferer, Knabe aus Blumen, wie kannſt du mit einem gehen, der halb Menſch, halb Drache iſt? Möchteſt du, dein Bruder ſolle auch ſein wie du?“ „Wie ſollt ich nicht wollen, unſer Herr.“ Darauf nahm Gott den Säbel und ſpaltete George den Schwanz bis auf den Rücken auf, und wie er ihn aufgeſpalten, kamen viele Tiere, Schlangen und Eidechſen heraus, mehr als in der Welt ſind. Nun war George auch ein Menſch wie Fritz. Dann gab ihnen Gott ſein Schwert und einen Bären zur Hilfe. Jetzt gingen ſie beide neben einander bis ſie gegen Abend aus dem Walde herauskamen und gelangten in ein Dorf. Dort baten ſie am erſten Häuschen um Nachtquartier, es wohnte da nur eine alte Frau, die ließ ſie hinein und gab ihnen Palukes, etwas anders hatte ſie nicht. „Alte Großmutter, wir bitten um ein wenig Waſſer.“ „Waſſer kann ich euch wirklich nicht geben. Wir haben im ganzen Dorf nur einen Brunnen, in dieſem lebt ein Drache mit ſieben Häuptern und hütet das Waſſer. Dem muß man jedes Jahr ein großes Mädchen geben. Gibt man es ihm nicht, ſo haben wir gar kein Waſſer. In dieſem Jahre verlangt er die Königstochter, man bringt ihm ſie morgen, es iſt eine Trauer, daß es Mär gibt, und wir können uns nicht helfen.“ So erzählte die Alte, dann legten ſich alle drei nieder zum Schlafen. Aber Fritz ſchloß kein Auge, er dachte immer, wie er den Drachen töten könnte. Als ſich der Tag entzündete, nahm er das Schwert und den Bären und ging zum Brunnen, dort ſaß ſchon die arme Königstochter. Mehr unten hielt der Kutſcher mit dem Wagen. Er war ein Zigeuner, darum fürchtete er ſich und hatte ſie nicht bis zum Brunnen im Wagen gebracht, er wollte aber doch von weitem ſehen, wie das werde. Fritz, der tapfere, Kind aus Blumen, ging zu dem Mädchen und ſagte: „Fürchte dich nicht, mit Gottes Hilfe will ich dich befreien.“ Nur einmal fing das Waſſer an zu kochen im Brunnen und der Drache ſtieg mit einem Kopf heraus, Fritz wartete nicht, bis er ganz herauskam, er hieb ihm den einen Kopf ab, kaum war er fertig, kamen alle ſechs zuſammen heraus,

aber mit dem Schwerte Gottes hieb er alle ſechs auf einmal herunter, und der Drache fiel zuſammen. Jetzt zog Fritz ſein Meſſer aus der Taſche und ſchnitt die Spitzen aller Zungen ab. Die Königstochter gab ihm ihr Tüchlein mit ihrem Namen, daß er ſie darin aufbewahrte. Dann ging er damit in ſeine Herberge. Die Königstochter ſetzte ſich auf ihren Wagen um nach Hauſe zu fahren. Aber der Kutſcher kam jetzt näher, er fürchtete ſich nicht mehr, ſchnitt die Zungen ab und ſteckte ſie in den Buſen, dann ſagte er zur Königstochter: „Wenn du nicht ſagſt, ich hätte den Drachen getötet, bring' ich dich um". Das Mädchen erſchrak noch mehr vor dem Zigeuner als vor dem Drachen und kam zitternd nach Hauſe. Dort zog der Zigeuner die Zungen aus dem Buſen und gab ſie dem König und verlangte ſeine Tochter, weil der König ſie dem verſprochen, der ſie befreien werde. Es war ihm nicht recht, aber er konnte ſich nicht helfen, er mußte Hochzeit machen. Und in ſeinem Kummer, hatte er nicht einmal daran gedacht, die Zungen zu beſehen, ob die Spitzen fehlten. Die Leute verſammelten ſich um zur Trauung zu gehen. Die Stube war voll, da kam nur einmal ein Bär mit einem Tüchel im Munde herein zwiſchen die Leute. Die fürchteten ſich vor dem Bären und ſchrieen, der Zigeuner erſchrak auch, als er den Bären mit dem Tuch ſeiner Braut ſah und rief: „Erſchießt ihn, erſchießt ihn". Aber die Braut freute ſich ſo und wurde tapfer und ſagte: „O nein, nicht ſchießt ihn, laßt ihn hervorkommen, er tut niemandem etwas, er bringt nur ein Geſchenk". Der Bär reichte dem König das Tuch mit den Zungenſpitzen. Er erkannte das Tuch und als er ſah, was drinnen war, fragte er wie und was. Dann erzählte ſeine Tochter alles wahrheitsgetreu, aber der Zigeuner ſchrie: „Sie lügt, ſie lügt." Der König ſchickte mit ſechs Pferden um Fritz, den tapfern, Kind geboren aus Blumen. Er kam mit George. Als der König die ſchönen Jünglinge ſah, freute er ſich und wollte gleich welchen immer von beiden zum Mann für ſeine Tochter. Aber Fritz ſagte, er könne nicht heiraten, er habe noch allerlei zu vollbringen, ſie ſolle ſeinen Bruder nehmen. Darauf hielt ſie Hochzeit mit George, und Fritz ging mit dem Schwerte Gottes und dem Bären die Kräfte des Drachen zu ſuchen. Er ging und ging immer, bis er in die ſchwarze Welt kam. Dann ging er zu dem See, wo die Sau war. Mit Gottes Schwert ſpaltete er ſie gleich und wie er ſie geſpalten, kroch die Ente heraus, er ſpaltete die Ente und gewann zwei Eier. Als er die herausgenommen, verſorgte er ſie in den Buſen und ging damit zum Drachen, zum Vater Georges, zeigte ihm ſie und ſprach: „Du Elender, wo iſt mein Vater? Wenn du mir nicht die Wahrheit ſagſt, zerſchlage

ich die Eier gleich.“ Dieſer erſchrak und führte Fritz in den Wald zu den Steinſäulen. Er nahm einen Zweig vom Blutbaum (roter Hornſtrauch) und berührte die Steine damit, gleich bekamen ſie Leben. Die Soldaten fingen an zu gehen mit der Trommel und Trompete. Der König verwunderte ſich und wußte nicht, daß er einen Sohn hatte. Als er hörte, wie die Sache war, freute er ſich, ging nach Hauſe zu ſeiner Frau und ehrte ſie, wie es ſich gehört. Aber Fritz, der tapfere, Kind aus Blumen zerbrach die Eier, da war der Drache fertig und konnte kein Übel mehr machen. Fritz brach wieder auf mit dem Bären in die ſchwarze Welt, die war verwünſcht, um zu verſuchen auch den König zu erlöſen. Als er ankam, war dort eine Finſternis, daß man gar nichts ſah. Da fing der Bär an zu reden: „Mein lieber Herr, du ſollſt in das Haus gehen, dort wirſt du in einer ſeidenen Wiege ein bis in die Haare ſchwarzes Mädchen ſehen, du ſollſt nichts reden, ſteh oder ſitz an den Tiſch. Von 12—2 Uhr kommen Teufel über Teufel und werden dich mit allerlei quälen, aber du ſollſt dich nicht ärgern, ſie tun dir nichts, wenn ſie das Schwert Gottes ſehen. Sieh, mein lieber Herr, ich bin der König aus der ſchwarzen Welt. Das ſchwarze Mädchen iſt meine Tochter, und die Stute im Stall iſt meine Frau. Wenn du drei Nächte aushalten kannſt, ſind wir befreit. Dann gebe ich dir meine Tochter zur Frau und das halbe Königreich, nach meinem Tode das ganze.“ Es war ſo, wie der Bär geſagt. Um Mitternacht kamen viele Teufel und näherten ſich ihm, aber es wagte keiner ihn umzubringen, als ſie das Schwert Gottes ſahen. Als es zwei ſchlug, krachte es einmal, als ob alles in die Erde falle, das Mädchen hatte eine weiße Stirne erhalten, die Stute kam ins Zimmer und als ſie das Mädchen ſah, freute ſie ſich und kehrte wieder um in den Stall. Am andern Tag kamen noch mehr Teufel, aber Gottes Schwert war ſein Glück. Als es zwei Uhr ſchlug, donnerte es noch lauter, das Mädchen wurde bis unter die Naſe weiß, die Stute kam herein und als ſie das Mädchen ſah, ging ſie vergnügt in den Stall. In der dritten Nacht kamen ſo viele Teufel, daß ſie kaum im Zimmer Platz fanden und ſchrien und tanzten um Fritz herum, der aber ſagte kein Wort, hielt immer nur Gottes Schwert in der Hand. Als es zwei Uhr ſchlug, krachte es ſo laut wie in der erſten und zweiten Nacht zuſammen. Nur einmal war das Mädchen ganz weiß, ſie ſchlug die Augen auf und ſah ihre Mutter, die Stute war wieder die Königin geworden und der Bär der König und die ganze Welt war weiß und die Sonne glänzte ſo ſchön, ſo ſchön und war eine Freude ohne Gleichen. Dann hielten ſie Hochzeit zwei Wochen lang, aber mich hatten ſie nicht eingeladen, ich war aber nicht zornig geworden, ich ſtand auf einem Nagel und erzähl euch nichts mehr. *Burgberg.*

90. Juon ohne Furcht.

Ein halber König hatte drei Töchter und einen Sohn. Als die Zeit kam, daß er sterben sollte, sagte er zu seinem Sohne: „Mein Kind, deine Schwestern überlaß ich dir in der Sorge, du sollst sie verheiraten. Wenn ein Freier kommen wird, sieh, ist er tauglich oder nicht.“

Es verging eine Zeit, wie viel vergangen sein wird, da kam eines Abends ein Drache ans Fenster klopfend: „Du Joane, wirf mir deine älteste Schwester heraus zur Frau.“ „Wer bist du? Komm herein, daß wir einen Kolak aus Korn essen und ein Glas Wein trinken.“ „Ins Haus komme ich nicht, einen Kolak aus Korn esse ich nicht mit dir und trinke auch nicht, aber wirf mir deine Schwester heraus.“ „Von wo bist du, wohin soll ich kommen, wenn ich mich nach meiner Schwester sehne?“ „Wenn du an sie denkst, bei ihr wirst du sein.“ Dieser nahm seine Schwester und gab sie durchs Fenster dem Drachen. Am andern Abend kam der Bruder des Drachen unter das Fenster und rief: „Du, Joane ohne Furcht, wirf mir deine Schwester, die mittlere heraus zur Frau.“ „Komm herein, daß ich seh, was für ein Mensch du bist, daß wir einen Kolak aus Korn essen und ein Glas Wein trinken.“ „In die Stube komme ich nicht, einen Kolak aus Korn esse ich nicht, Wein trinke ich nicht mit dir.“ „Von wo bist du, wohin soll ich kommen, wenn ich mich nach meiner Schwester sehne?“ „Wenn du daran denkst, bei ihr wirst du sein.“ Dieser nahm seine Schwester und gab sie ihm durchs Fenster.

Am dritten Abend kam der jüngste Drache ans Fenster rufend: „Du, Joane ohne Furcht, wirf mir deine jüngste Schwester heraus zur Frau.“ „Komm in die Stube, daß ich seh', was für ein Mensch bist du, wir sollen einen Kolak aus Korn essen und ein Glas Wein trinken.“ „In die Stube komme ich nicht, einen Kolak aus Korn esse ich nicht und ein Glas Wein trinke ich nicht mit dir.“ „Von wo bist du, daß ich weiß, wohin ich gehen soll, wenn ich mich nach meiner Schwester sehne.“ „Wenn du denkst, bei ihr wirst du sein.“ Darauf nahm dieser seine jüngste Schwester an der Hand und gab sie durchs Fenster dem Drachen. Jetzt war er allein geblieben und er fühlte sich so einsam, daß er nicht mehr in der Stube aushalten konnte. Er nahm sich den Torniſter und seinen Bobo und ging zum König Weiß und dingte sich als Schreiber. Als der König fragte, ob er schreiben könne, antwortete er: „Herr König, was ich an einem Tag schreibe, könnt Ihr in einem Monat nicht lesen.“ Darauf nahm ihn der König an. Er hatte eine Tochter und hielt sie in einem Glas aus Furcht vor dem Drachen. Dieses Mädchen gefiel dem Juon sehr, und er stand oft vor dem Glas

und plauderte mit ihr. Eines Tages ſagte er: „Du Tochter des Königs, es würde dir doch gefallen, wenn du auch, wie wir, ohne Glas herumgehen könnteſt. Wenn du willſt, bemühe ich mich, dich vom Drachen zu befreien.“ Gut. Er machte eine Vogelſchlinge aus Seide, geflochten in ſechs und legte ſie aufs Fenſter, den Drachen zu fangen. Der kam oftmals ans Fenſter, zu verſuchen, ob er das Mädchen nicht ſtehlen könnte. Als er kam, ſah er die Schlinge nicht, ſteckte den Kopf hinein und war gefangen. Juon ohne Furcht hieb ihm den Kopf ab und machte lauter Biſſen daraus und warf ſie hinaus. Jetzt kam das Mädchen aus dem Glaſe heraus, der König freute ſich, ſie hielten Hochzeit und es war alles gut.

Eines Abends ging der König mit ſeiner Tochter zum Tanz, ihr Mann blieb zurück, und als er zurückgeblieben, dachte er: „Kaum gehe ich in alle Zimmer, und ſehe was mein Schwiegervater hat.“ Als er in das letzte kam, ſiehe da, der Drache am Fenſter. Als Juon ohne Furcht das Fleiſch und die Knochen hinausgeworfen, war die Großmutter des Drachen gekommen und legte die Knochen zu den Knochen, das Fleiſch zum Fleiſch und belebte ihn wieder. Als der Drache ſah, daß Juon ohne Furcht nicht bei ſeiner Frau auf dem Tanze war, ging er ſchnell hin, nahm die junge Frau und floh mit ihr nach Hauſe, ihr Mann kam grade hinein, als ſie zum Fenſter hinausflog. „Na, guter Friede (Redensart beim „zu ſpät“). Wenn ich bei meinem Schwager wäre, der könnte mir vielleicht helfen.“ Er hatte den Gedanken noch nicht ausgedacht, und war beim älteſten Drachen. „Guten Abend, du Schwager.“ „Du ſollſt leben, Schwager, was bringt dich zu mir?“ „Sieh ſo und ſo iſt es mir ergangen. Wie könnte ich meine Frau befreien?“ „Hör, du Schwager, wenn du nicht ein Pferd von der Art des Drachen bekommſt, kannſt du ſie nicht befreien, ſo lange die Welt ſteht.“ „Aber wie ſoll ich mir ſo ein Pferd bekommen?“ „Wenn du der Juon ohne Furcht biſt, dann will ich es dir ſagen.“ „Die Leute nennen mich ſo, Furcht habe ich nie gehabt, auch jetzt werde ich mich nicht fürchten.“ „Geh bis zu dem See dort, da wirſt du ein Loch finden zugedeckt mit einem Stein, bewege den auf die Seite, und gehe durch das Loch auf die andere Welt. Dort wohnt eine alte Frau, zu der ſollſt du dich als Knecht verdingen auf drei Tage und ſollſt als Lohn das ſchwächſte Füllen verlangen, aber Angſt darfſt du keine zeigen, ſonſt biſt du verloren.“ Juon ohne Furcht ging und kroch in das Loch, als er drinnen war, traf er zwei Wölfe, die wollten ihn freſſen. „Nicht freßt mich, wenn ich zurückkomme, bringe ich euch etwas beſſeres mit.“ Er ging weiter und traf zwei Löwen, die wollten ihn freſſen. „Nicht freßt mich, ich

bringe euch etwas beſſeres, wenn ich zurückkehre.“ Er ging weiter und traf zwei Bären, die wollten ihn freſſen. „Nicht freßt mich, ich bringe euch etwas beſſeres, wenn ich zurückkehre.“ Auch dieſe hatten ihn nicht gefreſſen, und dann langte er bei der Alten an und ging hinein ohne Furcht, trotzdem er 99 Menſchenhäupter auf Pfählen geſteckt ſah und ein Pfahl noch leer war. „Nicht fürcht dich, Alte, mich wirſt du nicht aufhängen“, dachte er. „Guten Tag, alte Großmutter.“ „Ich danke, irdiſches Kind. Was bringt dich zu mir?“ „Ich möchte dir drei Tage dienen.“ „Gut, was ſoll ich dir geben?“ „Du ſollſt mir nur dein ſchwächſtes Füllen geben.“ „Du ſollſt es haben, geh und hüte meine Stute auf dem Gras, abends bring ſie nach Hauſe, wenn du ſie verlierſt, hau ich dir den Kopf ab und ſteck ihn dort auf den Pfahl, ſieh', den hab' ich für dich gehalten.“ Er ſetzte ſich auf die Stute und ritt, und rührte ſich nicht von ihr. Nur einmal, als gegen Mittag die Sonne heiß brannte, ſchloß er nur ein wenig die Augen und die Stute war fort. „Na, dies iſt gut, jetzt wird es mir ſchlecht gehen, wenn jetzt mein Schwager hier wäre.“ Nicht einmal den Gedanken hatte er ausgedacht, und der älteſte Drache ſtand bei ihm. „Was für Kummer haſt du, he Schwager?“ „Sieh, ſo und ſo, wie ſoll ich die Stute finden?“ „Siehſt du die Elſter dort in den Wolken? Das iſt deine Stute, wart ich bring dir ſie.“ Er ſtieg hinauf und brachte ſie herunter. Dieſer warf den Zaum über ſie, ſtieg auf und ritt nach Hauſe. Ihn lobte die Alte, aber die Stute ſchlug ſie, es war ihre Tochter. Am nächſten Tag ging er wieder, er blieb nicht lange, nur einmal lief ſie und bald ſah er ſie nicht mehr. Joan ohne Furcht dachte an ſeinen zweiten Schwager, er hatte den Gedanken noch nicht ausgedacht, der Drache war bei ihm: „Was wünſcht du, mein Schwager?“ „Sieh, wie es mir gegangen, mir iſt die Stute entflohen und ich weiß nicht wohin?“ „Komm mit mir an den See. Siehſt du den großen Fiſch?“ „Ich ſeh' ihn.“ „Wart ich bring dir ihn heraus, dann wirf den Zaum über ihn.“ Er machte es ſo und auf einmal hatte er die Stute wieder und ritt nach Hauſe. Ihn lobte die Alte, die Stute aber ſchlug ſie faſt zum Krüppel. Am nächſten Tage ritt er wieder, und als die Stute dachte, er ſehe nicht auf ſie, lief ſie ſchnell und verwandelte ſich in ein Ei und verſteckte ſich ins Feuer. Als dieſer ſah, daß ſie ihn wieder betrogen, dachte er an ſeinen jüngſten Schwager. Nicht einmal den Gedanken hatte er ausgedacht, und der Drache war bei ihm. „Was iſt's, du?“ „Na ſieh, es hat mich betrogen die Stute, jetzt weiß ich nicht, wo ich ſie ſuchen ſoll.“ „Komm nur nach Hauſe, ſie hat ſich in ein Ei verwandelt und ins

Feuer verſteckt. Ich werde ein Hahn und ſteige auf den Hausboden zum Kukuruz und ſchreie: Kikeriki. Darauf wird die Alte hinaufkriechen und wird rufen: Häſch Kokoſch. Du wirf den Zaum über das Ei und du biſt frei.“ So machten ſie es. Als die Alte vom Boden herunterkam, ſtand der Jüngling mit der Stute vor der Türe. „Ach, du biſt mutig“, ſagte ſie zu ihm und gab ihm das ſchwächſte Füllen. Die Stute ſchlug ſie, daß ſie immer tulai ſchrie. Joane ging mit dem Füllen und kam an ſechs Kühen vorbei und trieb auch die vor ſich und ging heimwärts. Als er zu den Bären kam, gab er ihnen zwei Kühe. Er ging weiter bis zu den Löwen, denen gab er wieder zwei Kühe, und ging weiter bis zu den Wölfen und gab auch ihnen zwei Kühe. Jetzt erreichte er das Loch und als er es erreicht hatte, ſagte das Füllen: „Nimm den Sattel aus meinem linken Ohr und den Zaum aus dem rechten und ſteig auf.“ Als er es getan, ſprang das Füllen bis in den Himmel hinauf und ſprang gleich wieder herunter. „Hatteſt du Furcht mein Herr?“ „O nein, ich fürchte mich nicht.“ „Dein Glück, wenn du Furcht gehabt hätteſt, würde ich dich aus dem Himmel hinausgeworfen haben, ohne Furcht wirſt du Glück finden. Jetzt trage ich dich vor das Haus, wo deine Frau wohnt, das Pferd des Drachen iſt mein Bruder.“ Sie kamen bis dahin, da ſtand die junge Frau mit den Krügen am Brunnen. Dieſer nahm ſie geſchwind aufs Pferd und floh. Nur einmal hörte es der Drache, trat heraus und ſah, wie Juon mit der Frau floh. Er ging ſchnell in den Stall zu ſeinem Pferd. „Werden wir ſie erreichen können, wenn du ein Viertel Kohlen frißt und einen Eimer Wein trinkſt?“ „Ob ich eſſe oder nicht, ob ich trinke oder nicht, erreichen können wir ſie nicht mehr, denn das Pferd iſt mein jüngerer Bruder und iſt leichter als ich.“ „Komm, wir wollen verſuchen.“ Er ſetzte ſich auf und floh hinter ihnen. Aber er erreichte ſie nicht mehr. Als Juon ohne Furcht mit der Frau heimkam, kehrte das Füllen um und begegnete dem Drachen, der wollte es fangen, ſein Pferd warf ihn dem Füllen zu, das Füllen warf ihn hoch in den Himmel, aus dem Himmel fiel er herunter und zerſchellte in lauter Bröckchen. Fertig. *Burgberg.*

91. Der Traum des Knaben.

Der Knabe eines armen Mannes träumte einmal einen Traum. Sein Vater fragte ihn, was er geträumt habe, aber er wollte es ihm nicht ſagen. Und als er es ihm nicht ſagen wollte, ſchlug er das Kind, es ſagte ihm aber doch nicht. Als der Vater nichts mit dem Knaben

ſchaffen konnte, jagte er ihn fort. Der Knabe ſagte nichts, aber er ging in den Wald und als er im Wald war, begegnete er dem König Weiß. „Guten Tag, Herr König.“ „Du ſollſt leben, mein Kind. Was machſt du hier im Wald allein?“ „Herr König, ich hatte einen Traum geträumt und konnte ihn meinem Vater nicht erzählen, mein Vater ſchlug mich und jagte mich aus dem Hauſe fort.“ „Willſt du mit mir kommen?“ „Ich will.“ Der König brachte den Knaben nach Hauſe, gab ihm Abendeſſen. Als er gegeſſen, ſagte er: „Du Knabe, ſag' mir jetzt die Wahrheit, was haſt du geträumt?“ „Wahrlich bei Gott. ich kann es dir nicht ſagen.“ „Du mußt.“ „Tu gut und verzeih' mir, aber ich kann nicht.“ „Wenn du ihn mir nicht ſagſt, bring' ich dich um.“ „Bring mich um, ich ſag' ihn nicht.“

Der König befahl, ihn in einen Turm zu werfen und den Turm zu vermauern, daß er dort verhungere. Aber die Tochter des Königs hatte den Knaben geſehen und bedauerte ihn, ſie machte ein Löchlein in den Turm, daß ein Schüſſelchen hinein ging mit Suppe und ein Becher mit Wein. Sie brachte ihm jeden Tag zu eſſen. So ſtarb er nicht, er wuchs groß und wurde ein ſtattlicher Jüngling. Viele Jahre waren vergangen. Eines Tages kam die Königstochter traurig zu ihm und erzählte ihm, der König Rot habe drei Stöcke geſchickt, einer wie der andere und an beiden Enden gleich, ihr Vater ſolle raten, an welchem Ende ſie dünner wären, wenn er nicht recht errate, käme er mit Krieg. Jetzt könne niemand raten. „Geh, leg' dich ins Bett und ſag' du hätteſt geträumt, man ſolle die Stöcke ins Waſſer legen. An dem Ende, mit welchem ſie hineinfielen, wären ſie dicker, das Dünnere würde oben bleiben.“ So war es. Der König Weiß war befreit. Es verging nur eine kurze Zeit und der König Rot ſchickte drei Füllen, eines wie das andere, er ſolle erraten, welches das jüngſte ſei? Wieder kam die Königstochter und klagte, wie der König Rot ſie quäle, und erzählte es dem Jüngling. Dieſer ſagte ihr: „Du, geh' und leg' dich ins Bett und ſag', du hätteſt geträumt, man ſolle in ein Tröglein Kohlen, in eines Korn, in das dritte Milch ſchütten. Das ältere wird Kohlen freſſen, das mittlere Korn und das jüngſte Milch.“ Gerade ſo war es. Aber lange hatte der König Weiß nicht Ruhe vor dem roten. Nach einer Zeit kam der König Rot ſelbſt zum weißen und brachte ihm drei Haare, wenn ſie auf keinen Kopf paßten, ſo würde er kommen mit Krieg. Die Königstochter kam weinend zum Jüngling und erzählte ihm, was ſich zugetragen. „Du Mädchen, jetzt mußt du ſagen, man ſolle mich herauslaſſen, ſonſt geht es euch ſchlecht.“ Der König Weiß verſammelte alle Leute und öffnete alle Gefängniſſe, daß alle Räuber

herauskamen, aber die Haare paßten nirgends, darauf ſagte das Mädchen: „Vater, es iſt noch einer im Turm eingemauert, laß auch den heraus.“ „Was redeſt du, Mädchen, der iſt noch damals geſtorben, dort findeſt du nur eine Hand voll Aſche.“ „Vater komm', daß wir ſehen.“ Sie gingen mit einem Maurer, der riß die Mauer ein, da ſtand ein ſchöner ſtattlicher Burſch, wie ein König. „Mein Gott, wie konnte dies geſchehen?“ Er brachte ihn heraus und zeigte ihm die drei Haare, da ſagte der Burſch: „Herr König, die Haare paſſen niemandem, ſie ſind vergiftet.“ Nur einmal ſchrie der König Rot: „Dieſer Burſch iſt übernatürlich, der muß umgebracht werden.“ „Den müſſen wir umbringen,“ antwortete auch der König Weiß, „kommt, ihr guten Leute und macht auf dem Berg einen Scheiterhaufen, daß wir ihn verbrennen.“ Unſer Burſch hatte ſo was gefürchtet, und hat neun Jünglinge genommen, drei ſchwarz, drei rot und drei weiß angezogen und ſie entfernt aufgeſtellt, wenn er das Zeichen gebe, ſollten ſie näher kommen. Beide Könige ſahen dieſe Leute und ſprach einer zum andern: „Was ſollte das ſein?“ „Verzeiht, Herren Könige, ich will es euch ſagen: Die drei ſchwarzen ſind drei Teufel, die kommen um die in die Hölle zu führen, welche mich umbringen wollen. Die drei roten bringen Feuer, um hier alles zu verbrennen. Die drei weißen ſind meine Schutzengel, ſie wollen meine Seele ins Gute bringen.“ Nach dieſen Worten nahmen ſie den Jüngling an den Tiſch, zwiſchen die beiden Könige Weiß und Rot, aßen und tranken. Nur einmal fing der Jüngling an: „Nun, jetzt will ich euch den Traum erzählen, den ich als Kind geträumt, um welchen mich mein Vater fortgejagt und der König mich im Gefängnis eingemauert: Ich träumte, wenn ich ein großer Jüngling ſei, würde ich zwiſchen zwei Königen ſitzen, den Säbel nehmen und beiden die Köpfe herunterhauen, aber ſo will ich es auch machen.“ Er nahm den Säbel und hieb beiden die Köpfe ab. Von wo ichs gehört, von dort hab' auch ichs erzählt. *Burzberg.*

92. Eine lügneriſche Mär.

Es war einmal und einmal, und wenn es nicht geweſen, würde man es nicht erzählen, wie Nebel hätte es ſich verteilt. Es waren einmal drei Brüder, die hatten nichts, als ihre Eltern geſtorben waren. Als ſie nichts hatten, nahmen ſie ſich und gingen ins Land (Walachei) und dingten ſich als Schafhirten, und dienten ſo lange, bis ſich der älteſte hundert, der zweite hundertfünfzig, der dritte zweihundert Schafe verdient hatten. Dann brachen ſie heimwärts auf. Mit den Schafen geht man

langſam, und ſchnell kommt der Abend. Die Nacht hatte ſie in einem großen Wald bekommen. „Was ſollen wir tun? in der Nacht können wir nicht gehen, wir müſſen hier bleiben und ein Feuer machen, daß wir uns nicht erkälten," ſagte einer zum andern. Gut. Alle drei ſteckten die Hände in die Taſche um Streichhölzer zu ſuchen, aber keiner hatte ſie. „Wir ſollen auf die Eiche ſteigen und herumſehen, ob nicht irgend wo ein Feuer iſt." Der Älteſte ſtieg hinauf und ſah in der Nähe ein großes Feuer. Er kam herunter und ging um ein wenig Feuer. Als er zum Feuer kam, ſah er ein Wunder. Es war ein Feuer aus neunundneunzig Fuder Holz, um das Feuer hatte ſich ein halber Menſch gelegt. Er hatte die Füße rings um das Feuer gezogen und lag mit dem Kopfe darauf, wie auf einem Polſter, und hütete eine Schafherde. „Guten Abend." „Ich danke, wer ſchickt dich zu mir?" „Wir ſind drei Brüder mit Schafen und ſind im Wald vom Abend überfallen worden und haben geſehen, du haſt Feuer und ich möchte dich um einige Kohlen bitten." „Ich gebe dir, wenn du mir die Mär erzählſt, die iſt und nicht mehr iſt." „Bade (Titel für einen älteren Mann), ich bin nicht bei den Mären groß gewachſen, bei den Lügen, ich bin im Gebirge gewachſen, bei den Schafen." „Dann werde ich dir nicht Kohlen geben, ich werde dir geben mit dem Hammer, daß du den Berg hinunter gehſt und nicht mehr zu dir kommſt." Er hatte noch nicht ausgeredet, ſo hatte er ihn mit dem Hammer wider den Kopf geſchlagen, daß er den Berg hinunter fiel.

Seine Brüder warteten immer, er ſolle mit dem Feuer kommen, aber er kam nicht mehr. „Was Teufel, daß er nicht mehr kommt," ſagte der mittlere und ging um zu ſehen, warum er nicht komme. Als er zum Feuer kam, ſah er den halben Menſchen und ſagte ihm einen guten Abend. „Der Wind ſoll dir die Haare forttragen und die Krähen ſollen dir die Knochen verſchleppen um Mitternacht," antwortete der, „warum kommſt du zu mir?" „Ich bin gekommen, dich zu bitten um ein wenig Feuer, ich bin mit zwei Brüdern mit Schafen gekommen, die Nacht hat uns im Walde überfallen." „Ich gebe dir, wenn du mir erzählſt die Mär, die iſt, die nicht mehr iſt, wenn du ſie mir nicht ſagſt, hau ich dich mit dem Hammer, daß du den Berg hinunter fällſt." „Bade, ich bin nicht aufgewachſen bei den Mären, den Lügen, ich bin im Gebirge aufgewachſen bei den Schafen, aber tu gut und gib mir ein wenig Feuer." Aber der halbe Menſch nahm den Hammer und beförderte auch den mittlern den Berg hinunter, wie ſeinen Bruder. Jetzt war der Jüngſte allein geblieben und wartete auf ſeine Brüder. Als es ihm zu lange dauerte, ging auch er um Feuer. „Guten Abend, halber Menſch." „Ich danke, Menſch, du

ganzer, warum kommſt du zu mir?“ „Ich bin gekommen, dich um ein wenig Feuer zu bitten.“ „Ich will dir geben, wenn du mir erzählſt die Mär, die iſt, die nicht mehr iſt, wenn nicht, ſo hau ich dich mit dieſem Hammer, daß du über den Berg hinunter fällſt.“ „Aber Bade, ich will dir eine Mär erzählen, aber wenn du ſagſt: ‚du lügſt‘, dann gebe auch ich dir mit dieſem Hammer.“ Gut.

„Als mein Vater heiratete und meine Mutter nahm, wollte mein Vater meine Mutter, aber meine Mutter wollte meinen Vater nicht. Ich legte mich an der Mutter Mund und ſagte: Mutter nimm den Vater, er iſt ein guter Mann und ein ſchöner, und ich erweichte ſie, bis ſie ihn nehmen wollte. Als ſie wollte, wollte mein Vater nicht. Ich legte mich an meines Vaters Mund und ſagte: „Vater nimm die Mutter, ſieh', ſie iſt ein ſchönes und ein gutes Mädchen, Ihr werdet leben, wie im Paradies.“ Bis ich ihn erweichte. Dann richteten wir zur Hochzeit. Ich füllte Korn in Säcke, ſie in die Mühle zu bringen um Mehl für die Kolak zu mahlen. Ich ſpannte die Säcke ins Joch, die Ochſen legte ich auf den Wagen und brach auf und fuhr in die Mühle. Die Mühle war nicht zu Hauſe, ſie war am Abhang Erdbeeren ſuchen. Ich nahm ſie auf den Rücken und ſtellte ſie auf ihren Platz, und mahlte und tat die Ochſen auf den Wagen, ſpannte die Säcke ins Joch und fuhr heimwärts. Als ich auf die Straße kam, überkam mich ein Durſt mitten im Sommer, wenn die Hitze am größten. Ich ſtieg ab um zu trinken. Im Graben war Eis, ich nahm meinen Kopf an der Naſe und zerſchlug damit das Eis und trank und fuhr weiter. Ich ſah hinauf auf zwei Pappeln, es draſchen zwei Dreſcher im Gipfel der Pappeln Bohnen. Die Bohnen blieben oben, das Stroh fiel herunter. Ich verwunderte mich.“ „Nicht verwundere du dich über uns, verwunder' dich über dich, du haſt keinen Kopf.“ Als ich die Hand nach dem Kopf ausſtreckte, hatte ich keinen Kopf. Ich kehrte um, mir den Kopf zu holen, der Kopf hatte Füße bekommen und lief auf dem Eiſe hin und her, ich konnte ihn nicht fangen, ich gab Feuer und hop auf die Stelle. Die Füße verbrannten, ich nahm den Kopf und ſetzte ihn auf, aber mit der Naſe nach rückwärts, und beeilte mich weiter zu kommen. Da zerbrach mir ein Nagel am Joch, was ſollt ich jetzt? Ich nahm mich an der Hand und ging in die Mühle um ein Handaxt. Der Müller ſagte: „Ich habe nur dieſe eine und die iſt fertig zum Kalben.“ „Gib ſie mir, ich will ſie beſorgen, wie meine Augen, und falls ſie kalben ſollte, will ich auch die Jungen beſorgen, daß du keinen Schaden haſt.“ Darauf gab er ſie mir. Ich kam und machte mir einen Nagel ans Joch, nur einmal kalbte die Handaxt ſieben Handäxte und einen Hammer.

Sieh' der Hammer ist hier bei mir in der Hand. (Der halbe Mensch wollte oft aufspringen und rufen: „Du lügst", aber er traute sich nicht.) Ich trug die Handaxt mit allen Kindern dem Müller. Der sagte: „Ich danke schön, daß du mir die Handaxt besorgt, daß ich keinen Schaden gehabt", und schenkte mir den Hammer. Ich kehrte wieder auf die Straße zurück, um nach Hause zu fahren. Nur einmal traf ich eine Roggengarbe, ich flocht daraus eine lange Leiter bis in den Himmel. Ich stieg hinauf, um zu sehen was noch Gott und der heilige Petrus mache. Da kam eine nichtsnutzige Maus und zernagte die Leiter, ich fiel und fiel bis in den Grund der Erde, daß sich mein Kopf wieder mit der Nase nach vorn rückte. Als ich auf dem Grund der Erde anlangte, saß dort dein Großvater mit seiner Frau und machten Töpfe." Da konnte der halbe Mensch nicht mehr an sich halten und schrie: „Du lügst, mein Großvater war nicht Töpfer, mein Großvater hütete die Ziegen in Jakobsdorf." Er hatte nicht ausgeredet, da beförderte ihn der Jüngste mit dem Hammer hinunter, daß ihm der Schädel zerspaltete und die Knochen zerbrachen. Dann nahm der Bursch Blut vom halben Menschen und bestrich damit seine Brüder und rief sie so wieder ins Leben. Alle drei gingen zu ihren Schafen, es ging grade die Sonne auf. Und ich stellte mich auf einen Nagel, und sage nichts mehr, und setzte mich auf eine Henne und ging durch den Kot, ich stieg auf einen Hahn und ging zu Fuß, ich saß auf einem Sattel und sage: es war so. Ich setzte mich auf ein altes Messer und sage: es war sehr lügnerisch. *Toader Boar, Gesäs.*

93. Die Kirche der Zigeuner.

Weiß wie die Federn eines Raben sitzt in der Tür seiner Hütte der Zigeuner und befiehlt. Und er hatte befohlen, der Rat solle sich versammeln, wie die Fliegen in der Sauermilch. Sie hielten Rat, sie sollten sich eine Kirche bauen. Einige fragten die andern, aus was sie die Kirche machen sollten? Einige sagten aus Eisen. Das Eisen rostet. Andere sagten aus Steinen. Die Steine halten kalt. Das Holz verfault. Es trat einer hervor mehr erleuchtet und zu verständig und sprach: „Wir machen sie aus süßem Käse, wer vorbei geht, wird auf die Knie fallen." Wohin soll man sie stellen? Einige sagen auf den Berg, andere, dort blase sie der Wind um. Einige sagen auf einen entweihten Ort, der Ort sei reiner. Die Fenstern sollten aus Butter sein, die Säulen aus Leberwürsten, die Latten aus Bratwürsten, die Ziegeln aus Pletschinten (Pfannkuchen), die Türen aus Speck. Gut. Die Kirche war fertig. Wir

brauchen auch einen Pfarrer. Welchen Pfarrer ſollen wir nehmen? Einer war mit Blatternarben gezeichnet, alle hoben ihn auf und küßten ihn, dann gab der Pfarrer das Abendmahl und machte es aus Eſſigſpiritus und reichte das Abendmahl mit einem Hirſchkäfer. Als er es gab, ergriff der Hirſchkäfer die Naſe und jeder rief: „Părinte, Părinte (Pfarrer) nimm dir das Heiligtum und geh zum Teufel.“ Als er den Eſſig reichte riefen ſie: „Părinte, Părinte gib weniger, die Augen laufen uns über.“ Sie hatten bei der Kirche auch einen Hüter. Als es warm wurde, ſchmolz die Butter und fing an zu tropfen. Da kamen die Leute und ſagten: Wenn du tropfſt, tropf mir, wenn du wieder tropfſt, tropf dir und fingen alle an zu eſſen und aßen die ganze Kirche. Seither haben die Zigeuner keine Kirche mehr gebaut. *Toader Boar, Gesäs.*

94. Des Teufels Dank.

Es war einmal ein Burſch, der hatte keine Eltern mehr. Er ging in den Wald mit Palukes im Torniſter und mit dem Beil, Holz zu hacken. Er fällte eine Eiche und als ſie umgefallen, ſetzte er ſich auf den Baumſtumpf und aß ſeinen Palukes. Als er ſatt war, legte er den Reſt auf den Stumpf und dachte: „Wer ſie findet und ißt, wird mir ja danken.“ Er ging nach Hauſe. Als er gegangen, kam ein Teufels-Burſch und ſah das Stück Palukes und als er es ſah, freute er ſich, denn er war hungrig, nahm ſie und aß. Als er abends in die Hölle kam, erzählte er den Teufeln, er habe ein Stück Palukes auf einem Baumſtumpf gefunden und gegeſſen, ſie wäre ſo gut geweſen. „Haſt du dem, der ſie hingelegt, einen Dank gewünſcht?“ fragte der älteſte der Teufel. „O, nein, ich habe nichts geſagt, ich habe vergeſſen.“ „Dann kehr' gleich um und werde drei Jahre Knecht beim Stan Păţitu. So hieß der Burſch. Der Teufel nahm den Namen Chirille an, ging und rief am Fenſter: „He, Herr, ich möchte euch dienen.“ Stan Păţitu ſteckte ſeinen Kopf zum Fenſter hinaus, um zu ſehen, wer da ſei. „Wer biſt du, ſo mager wie die Ohnen? (Abfall vom geröſteten Hanf). Was ſoll ich mit dir anfangen?“ „Sei ſo gut, nimm mich zum Knecht, du ſollſt mir keinen Lohn geben, nur das Eſſen.“ „Na, komm alſo, ich will probieren mit dir, komm, daß wir zu Abend eſſen.“ „Bade Stan, was ſollen wir morgen arbeiten?“ „Wir ſollen Holz hauen.“ Als der Herr zu Bett gegangen, rief Chirille alle Teufel zuſammen und alle fingen an zu arbeiten, als Stan am Morgen aufſtand, war alles Holz in Klaftern gelegt. „Na, du Chirille, du warſt fleißig.“ „Ich habe mich beeilt,

aber jetzt, Bade Stan, ſollſt du zu dem Herrn gehen, dem das große Weizenfeld gehört und ſollſt das Schneiden übernehmen und ſollſt nur ſo viele Garben verlangen, als wir beide auf dem Rücken tragen können.“ Stan Pätitu ging und als er hinkam, wünſchte er einen guten Morgen. „Ich danke, was wünſcht du?“ „Ich habe gehört, Ihr hättet eine Tafel Korn zum Schneiden, ich möchte ſie ſchneiden mit meinem Knecht, Ihr ſollt uns nichts bezahlen außer ſo viele Garben als er und ich auf dem Rücken tragen können.“ Dem Herrn kam der Lohn gering vor und er ſagte: „Das Feld iſt groß, es iſt für 100 Paar Schnitter, zwei Menſchen können es nicht fertig bringen.“ „Wir werden ja immer arbeiten, ſo viel wir können.“ Da ihm der Lohn nicht hoch ſchien, gab der Boer ihm das Feld und Stan ging abends nach Hauſe und ſagte es dem Chirillo. Er machte das Abendeſſen, packte das Eſſen in den Torniſter, ſie wollten dort ſchlafen, um gleich früh morgens anzufangen, denn das Feld war groß. Bis ſie hinkamen, war Stan ſo müde, legte ſich hin und ſchlief. Als er eingeſchlafen war, rief Chirillo alle Teufel zu Hilfe. Auf einmal war das ganze Weizenfeld geſchnitten. Dann machten ſie drei Schober, einen großen und zwei kleine. Als ſie fertig waren, erwachte ſein Herr und rief: „He, Chirillo, he, ſteh auf.“ Als er ſelbſt ſich aufrichtete, ſah er das Korn geſchnitten. Da kam ein Aufſichter, den der Boer geſchickt, um zu ſehen, ob die Leute bei der Arbeit wären oder nicht. Als er ſah, ſiehe, die Schober waren fertig. „Sage deinem Herrn, er ſolle kommen und uns den Lohn geben, wie wir gedungen.“ Er kam. Chirillo band fünf Bindſeile zuſammen, legte ſie um den größten Kornſchober, nahm ihn auf den Rücken und ging. Der Herr fiel um vor Ärger, er und auch Stan ſah, daß ſie ſich mit dem Teufel verbunden, der Herr dachte, wenn der Schwache ſo viel tragen kann, was wird erſt der Starke können, der trägt die beiden andern Schober auf einmal, und er fing an anders zu dingen und verſprach ihm 500 fl., wenn er ihm das noch übrige Korn da laſſe. Stan freute ſich, nahm das Geld und drückte ſich hinter ſeinem Knecht. Bis er heimkam, kehrte Chirillo ſchon aus der Mühle zurück, er hatte Mehl gemacht. „Na, Bade Stan, Korn haſt du, Geld haſt du auch, jetzt ſollſt du heiraten. Auf den Sonntag gehen wir auf die Freite, in dieſem Dorfe ſind keine wohlhabenden Mädchen, wir gehn in ein anderes Dorf, nach Leſchkirch.“ Als der Sonntag kam, machten ſie ſich ſchön und gingen nach Leſchkirch auf den Tanz. Stan fand ſich gleich ein ſchönes Mädchen und tanzte mit ihr. „Was iſt, Bade Stan, gefällt ſie dir?“ fragte der Teufel nach dem Tanz. „Sie gefällt mir.“ „Aber dieſe nehmen wir nicht, die hat drei Rippen vom Teufel, mir

gefällt ſie nicht, wir gehen auf den andern Sonntag nach Alzen.“ Gut. Als ſie auf den Tanz nach Alzen kamen, fand Stan wieder ein ſchönes Mädchen und tanzte mit ihr, aber Chirille ſprach: „Komm nach Hauſe, Bade, auch hier finden wir kein gutes Mädchen, dieſe hat zwei Rippen vom Teufel, ſie gefällt mir nicht, komm wir gehen in ein anderes Dorf, nach Bägendorf. Hier fand Stan wieder ein ſchönes Mädchen, das gefiel ihm ſo gut, daß er ſagte: „Du Chirille, ich gehe nirgends mehr, dieſe gefällt mir, dieſe nehme ich.“ „Nimm ſie, wenn ſie dir gefällt, dieſe hat nur eine Teufelsrippe, ohne keine finden wir niemanden, aber dieſe eine wollen wir ihr ſchon ausreißen mit der Zange und dem Hammer.“ Es dauerte nicht mehr lange, dann war Hochzeit, eine große und ſchöne Hochzeit mit Eſſen, Suppe und Braten und Getränke bis auf die andere Seite. Als dann ein Jahr vergangen, bekamen ſie einen Knaben. Jetzt war das Glück des Stan Păţitu vollſtändig und er ſprach zum Chirille: „Du Chirille, ſiehſt du, meine Frau hat doch keine Rippe des Teufels?“ „O ſie hat ſie, nur ſiehſt du ſie nicht, warte nur bis die Zeit kommt, dann will ich ſie dir zeigen.“

Die Frau hatte einen Bruder zum Verheiraten, dieſer lud dieſes junge Paar zur Hochzeit. Als ſie ſich fertig gemacht, ſprach Chirille zu ſeinem Herrn: „Du Bade, ſage der Lele (Ehrenname für ‚Frau‘), du könnteſt heute nicht mitgehen, du hätteſt zu tun, ſie ſolle allein gehen mit dem Kind.“ Als Stan ſeiner Frau ſo ſagte, nahm ſie ſich die Wiege und das Kind und ging. „Na, Bade Stan, gib jetzt acht, heut abends ſollſt du dich ſchön machen, wie ein junger Herr, ſollſt auf ein Pferd ſitzen und dieſe Flaſche mit Branntwein nehmen, er iſt gemacht aus allen Arten, aus Hefe, aus Trebern, aus Frucht, aus Zwetſchken, du ſollſt ſehn, was deine Frau mit der Teufelsrippe macht. Dort neben deinem Schwiegervater wohnt eine 80jährige Witwe in einem Häuschen aus Stroh. Zu der gehe und ſage ihr, ſie ſolle auf die Hochzeit gehen und dir die jüngſte Frau bringen, du gäbeſt ihr 10 fl., wenn ſie nicht will, ſoll ſie auch ihr ſo viel verſprechen, es habe ein junger Herr etwas mit ihr.“ Stan machte es ſo. Er ritt zu der Alten und die Alte, trotzdem ſie alt war, hatte ſie doch noch Schlechtigkeiten im Kopf und ging gleich auf die Hochzeit und ſagte der jungen Frau: „Du he, es iſt ein ſo feiner Jüngling gekommen, wie ein junger Herr und hat mich geſchickt, du ſollteſt ein wenig zu ihm kommen.“ „Ich möchte gerne kommen, aber ich habe das Kind hier.“ „Zwick es einmal, daß es weint, dann ſagt dein Vater: ‚du, trag das Kind zur Nachbarin.‘ Dann komm, wir legen es im Keller in die Wiege.“ Sie tat, wie ſie die Alte gelehrt und als ſie zu ihrem Manne kam,

erkannte ſie ihn nicht, er gab ihr Branntwein zu trinken, ſie trank, bis ſie betrunken eingeſchlafen war. Dann ging er in den Keller, nahm ſich das Kind und ging nach Hauſe. Als die Frau wieder zu ſich kam, ſuchte ſie das Kind und fand es nicht. Da ſchrie ſie in einem fort „tulai mein Kind, weh mir armen, was wird mein Mann tun, der bringt mich um um den Knaben, Großmutter, was ſoll ich?“ „Schweig, meine Liebe, wir wollen es ſchon machen.“ Wir ziehen eine große Katze wie ein Kind an, legen ſie in die Wiege und zünden die Wiege an, dann ſchreien wir: das Haus brennt!, es brennt aber nur das Kind mit der Wiege, dann denkt dein Mann, das Kind ſei verbrannt.“ So machten ſie es.

Chirille ſagte: „Bade Stan, ſpann die Pferde vor den Wagen, die Lele kommt nicht nach Hauſe, ſie fürchtet ſich vor dir“.

Als er zu ſeiner Frau kam, fing ſie an zu weinen und zu klagen, aber ihr Mann ſagte: „Schweig jetzt, wir ſind jung, werden ja noch Kinder haben, komm nach Hauſe. Chirille nahm einen Sack, ſteckte die Alte hinein und band ihn zu und warf ihn in die Scherigle. „Was haſt du dort?“ fragte die junge Frau. „Ich habe mir ein wenig Werg von deiner Mutter gebracht.“ Als ſie zu Hauſe angekommen, ſagte Stan: „Komm du Chirille, daß wir jetzt die Teufelsrippe aus meiner Frau herausziehen mit Zange und Hammer.“ Er zog ſie an den Zöpfen zum Kind. Als ſie das Kind erblickte, erſchrak ſie und dachte ſich, wie die Sache geweſen. Sie bat um Verzeihung, ſie werde ſolche Nichtsnutzereien nicht mehr vorgeben ſo lange ſie lebe.

Chirille nahm den Sack mit der Alten auf den Rücken, nahm dann Abſchied, ſein Chriſttag war gekommen und ſagte zur jungen Frau, wenn ſie ihren Mann noch einmal betrüge, käme der Teufel und würde auch ſie in die Hölle tragen, wie die Alte. Stan wollte ihm Lohn geben aber Chirille ſagte: „Dieſer Sack iſt mein Lohn.“

95. Der Fuchs im Kraut.

Eine Witwe hatte im Garten einiges Kraut, das war ſo ſchön, daß ſie hoffte für den Winter für ſich und ihren Knaben das Eſſen zu haben. Gegen den Herbſt ſtahl man ihr jede Nacht einen Kopf. Und als ſie ſah, wie geſtohlen wurde, ſagte ſie zu ihrem Enkel, er ſolle eine Nacht hüten. Er ging in den Garten und legte ſich auf einen Krautkopf nieder. Nur einmal kam ein Fuchs, um einen zu ſtehlen. Der Knabe erwiſchte ihn ſogleich und wollte ihn töten. Da fing der Fuchs an zu reden: „Mein Knabe, nicht bring mich um, ich will dir auch Gutes

tun, ich will dich verheiraten, wie noch niemand auf dieſer Welt gehört hat. Ich gehe zum König Rot und verlange ihm ſeine Tochter für dich zur Frau.“ „Du Fuchs, nicht red' albern, wie ſoll ich die Königstochter heiraten, ich ein armer Knabe? Sie will mich ja nicht.“ „Laß nur alles auf mich, ich mache dieſe Sache.“ Der Jüngling brachte den Fuchs nicht um und ließ ihn des Weges gehen.

Der Fuchs nahm ſich und ging zum König Rot. Als er hinkam, wünſchte er dem König einen guten Tag. Als ihn der König ſah, ſagte er: „Der Wind ſoll dir die Haare verwehen, die Krähen dir die Augen aushacken und die Knochen, und die Raben das Fleiſch verſchleppen.“ „Der Herr König Grün hat mich geſchickt, Ihr möchtet ihm eure Tochter zur Frau geben.“ „Geh nach Hauſe und komm' über eine Woche wieder, dann will ich dir ſagen, wie ich mich bedacht.“ Der Fuchs ging und als eine Woche vergangen, kam er wieder, nahm den Hut vom Kopf und gab dem König einen guten Tag: „Der Teufel hätt' dich holen ſollen, daß ich dich nicht mehr vor Augen geſehen, was willſt du wieder von mir? Ich habe nichts mit dir.“ „Ich bin gekommen euch zu fragen, ob Ihr jetzt eure Tochter dem König Grün geben wollt oder nicht, es würde euch leid tun, wenn Ihr ſie nicht gebt, er hat ein großes Vermögen. Wie habt Ihr euch entſchloſſen?“ „O, daß dich die Hunde gefreſſen hätten, daß ſie dich fräßen, geh' zu deinem Herrn und ſage ihm, er ſolle kommen.“ Der Fuchs lief zu dem armen Knaben und ſprach, er ſolle mit ihm kommen. Sie gingen beide bis nahe an die Königsſtadt, an einen Graben mit einer Brücke. Der Fuchs zerſtörte ſie und ſagte, der Jüngling ſolle im Waſſer ſtecken. Er lief zum König, er ſolle mit dem Wagen um den Bräutigam fahren und auch Kleider mitnehmen, es ſei etwas Schlechtes geſchehen. Wie ſie auf der Brücke geweſen, ſei ſie eingeſtürzt, der König Grün wäre hineingefallen und ſtecke jetzt im Kot, daß er nicht mehr heraus könne. Der König Rot ſetzte ſich in den Wagen und fuhr mit ſchönen Kleidern zum Graben. Der Knabe zog die königlichen Kleider an und war darin ein ſo ſchöner junger Herr geworden, daß er dem König und ſeiner Tochter gleich gefiel. Der König fragte ihn, wo er wohne, ſchnell antwortete der Fuchs: „In den Weihrauchgebirgen.“ Jetzt hielten ſie Hochzeit, eine große Hochzeit und eine beſondere, wie man noch nie geſehen. Tiſche und Truhen zerhieb man und kochte ſie an Stelle des Fleiſches und aß mit Spindeln. Als man gegeſſen hatte, ſagte der König: „Jetzt wollen wir die Jungen nach Hauſe führen.“ Der Fuchs lief voran und zeigte den Weg, hinter ihm kam die Muſikbande und ein Regiment. Nach dieſen

der Wagen mit ſechs Pferden. Im Wagen ſaß der König mit dem jungen Paar. Der Junge zitterte, denn er wußte nicht, wie dies enden würde. Er ſchwieg immer. Der Fuchs erreichte eine Pferdeherde und ſagte zum Hirten: „Wenn man dich fragt, wem die Herde ſei, ſollſt du ſagen: dem König Grün aus den Weihrauchgebirgen, du erhältſt ein ſchönes Geſchenk“ und warf ihm eine Handvoll Dukaten zu. Er lief weiter und kam an eine Schafherde und ſprach zum Hirten: „Wenn dich jemand fragt, wem du die Schafe hüteſt, ſage: dem König Grün aus den Weihrauchgebirgen, du erhältſt ein ſchönes Geſchenk.“ Er warf ihm eine Handvoll Dukaten hin. Er lief weiter bis zur Schweineherde und ſagte zum Hirten: „Wenn dich jemand fragt, wem du die Schweine hüteſt, ſage: dem König Grün aus den Weihrauchgebirgen, du bekommſt ein ſchönes Geſchenk.“ Er warf ihm eine Handvoll Dukaten zu. Alle verwunderten ſich, als ſie hörten, wie viel Vieh der König Grün hatte. Der Fuchs erreichte die Weihrauchgebirge und kam zu den drei Drachen. Die ſaßen am Tiſch und rauchten aus einer Pfeife. Der Fuchs lief ſchnell hinein und rief: „Kommt, verſteckt euch, ich bin um euer Wohl gekommen, ſeht zum Fenſter hinaus, es kommen viele Soldaten um euch umzubringen, aber kommt, verſteckt euch.“ Es war ein Loch im Sand, dahin krochen ſie. Der Fuchs brachte ſchnell Stroh, ſtopfte das Loch damit zu und gab Feuer, daß die Drachen verbrannten. Als der König kam, öffnete der Fuchs das Tor und ließ ſie hinein. Dann begann die Hochzeit von Anfang wieder und wenn ſie nicht aufgehört, dauert ſie noch immer.

96. Pitikot (Däumling).

Ich bin nicht, ſeit die Mären ſind, ich bin mit drei Tagereiſen herzu, ſeit ſich die Hunde mit Nußſchalen beſchuhten und zum heiligen Gebet gingen. Dann will ich euch erzählen eine Mär von neun Frauen, die geweſen und nicht mehr ſind. Und wenn ſie (die Mär) nicht geweſen wäre, würde ſie nicht erzählt werden, ſie wäre wie die Seifenblaſe zerplatzt.

Es war einmal ein Däumling, der hieß Sdirka. Der ſaß in das Ohr des Ochſen und trieb die Ochſen auf die Wieſe zum Freſſen und bis ſie ſich fütterten, ſang er im Ohr des Ochſen. Nur einmal kamen zwölf Räuber und wie ſie ſingen hörten, verwunderten ſie ſich, denn ſie ſahen niemanden. Sie hörten und hörten, da ſah einer den Sdirka im Ohr des Ochſen ſitzen. „Du Stattlicher du, ſo komm doch ein wenig zu uns, ach biſt du ſtattlich!“ Alle zwölf fingen an zu lachen. „Na, nicht lacht

mich aus, wenn ich auch klein bin, bin ich doch tapfer und ſtark.“ „Wir wollen ſehen, was du kannſt. Geh' in einen Keller und bring uns Brot heraus.“ Sdirka ging und kroch in einen Keller. Die Mulde war voll Brot. „Du, Sachſe, ſoll ich das Brot mit ſamt der Mulde nehmen oder laß ich ſie dir hier?“ rief der Däumling. „Hör' Treng (Katharina), wer iſt im Keller?“ fragte der Mann. Sie gingen beide in den Keller und ſuchten überall und fanden nichts. Da rief der Kleine wieder unter der Mulde: „Nehme ich das Brot mit oder ohne Mulde?“ „Mach' was du willſt und nicht mehr ärgere mich,“ ſagte die Frau und ging hinauf und legte ſich ſchlafen. Der Däumling nahm die Mulde mit dem Brot und trug ſie in den Wald zu den zwölf Räubern. Dieſe verwunderten ſich, waren aber nicht befriedigt. Sie ſchickten ihn jetzt auch um Speck. Er ging wieder zum Sachſen, ſtieg auf den Boden und rief: „Treng, nehm' ich den Speck mit ſamt dem Ring, oder laſſ' ich den hängen?“ Die Frau antwortete: „Mach' was du willſt, nur, daß ich dich nicht mehr hör'.“ „Der Kleine nahm den Speck mit ſamt dem Ring und trug ihn in den Wald zu den zwölf Räubern. Als er ihn gebracht, lachten die Räuber nicht mehr über den Sdirka, aber befriedigt waren ſie noch nicht, ſie ſchickten ihn wieder um ein Fäßchen Wein. Dieſer ging. Als er in den Keller kam, rief er: „Du Sachſe, nehme ich den Wein mit ſamt dem Fäßchen, oder laſſ' ichs dir, daß du es im Herbſt haſt?“ „Was ſollte dies ſein“, ſagte der Sachſe zu ſeiner Frau, „es iſt als ob dieſe Nacht verwünſcht ſei.“ „Ach laſſ', wir werden geträumt haben,“ antwortete die Treng und ſchlief wieder ein, er hatte auch nicht Luſt wieder in den Keller zu gehen. Als niemand antwortete, nahm der Kleine das Fäßchen auf den Rücken und trug es in den Wald zu den zwölf Räubern. Als es leer war, ſchickten ſie den Sdirka mit dem Fäßchen um Waſſer. Er ging zum Graben, nahm ſich einen Stock und ſchlug damit auf den Raſen, und wenn er geſchlagen, rief er in einem fort: „Nicht ſchlagt mich, nicht ſchlagt mich, nicht ich habe das Brot geſtohlen und den Speck und den Wein, es haben geſtohlen die zwölf Räuber aus dem Wald, tulai, tulai.“ Aber der Sachſe ſah am Morgen, was man ihm geſtohlen hatte, rief ſich die Nachbarn mit Stöcken um die Diebe zu ſuchen, und als ſie gingen, hörten ſie den Däumling ſchreien, ſahen ihn aber nicht. Sie gingen in den Wald und fanden die Räuber. Dieſe hatten den Kleinen auch ſchreien hören, und gedacht, der Sachſe ſchlage ihn, und machten ſich fertig zur Flucht und flohen grade in die Hände der Sachſen. Dann iſt dieſe Mär aus. *Toader Boar, Gesäs.*

97. Der verrückte Knecht.

Ein Landmann nahm ſich einen Knecht, er ſolle ihm dienen bis der Kuckuck ſchreie. Dann kamen ſie auch überein, wer ſich zuerſt ärgere, dem ſolle der andere 30 über den Rücken hauen und die Naſe abſchneiden. Gut. Der Herr gab dem Knecht einen Dreſchflegel, er ſolle in der Scheune Korn dreſchen. Sie draſchen beide bis zum Mittag, darauf ging der Herr ins Haus. Der Knecht dachte, der Herr wäre zum Mittageſſen gegangen und habe auf ihn vergeſſen und da er ſolche Gedanken hatte, füllte er Korn, ſo viel in einen Sack ging und trug ihn der Nachbarin für Brot und Speck. Der Herr ſah es und ärgerte ſich, wagte aber nicht etwas zu ſagen, dachte nur den Knecht nicht mehr in die Scheune zu laſſen. Nachmittag ſagte er zum Knecht, er ſolle den Wagen ſchmieren und die Pferde einſpannen, die weißen rückwärts, die roten vorne. Der Knecht verlangte der Herrin Fett. Sie gab ihm den ganzen Topf. Nach einer Weile verlangte er noch einen Topf voll Fett. Sie erſchrak: „Du Menſch, was haſt du denn mit ſo viel Fett gemacht?“ „Jetzt, meine Herrin, bis ich alles geſchmiert, die Leitern, die Bretter, die Räder, die Deichſel, da braucht es viel.“ Sie gab ihm nichts mehr und befahl nur, die Pferde jetzt einzuſpannen. Er ſpannte an die Deichſel die roten, an die Scherigle die weißen. Als der Herr herauskam, fragte er: „Warum haſt du die weißen an die Scherigle gehangen?“ „Ihr habt ja geſagt, ich ſolle ſie zurückſpannen.“ Der Herr würde ſich geärgert haben, aber er fürchtete ſich wegen ſeiner Naſe und ſagte nur, er ſolle in den Wagen ſitzen und ſchweigen. Er ſelbſt nahm die Pferde und ſpannte ſie ordentlich ein. Der Knecht ſaß im Wagen und ſpielte ſo lange mit dem Nagel am Rad, bis er ihn herausgezogen, da fiel das Rad heraus. Als der Wagen auf drei Rädern ſchief ging, merkte es der Bauer. „Du, warum ſagſt du nicht, daß wir das Rad verloren haben?“ „Ihr habt ja geſagt, ich ſollt ſchweigen.“ Der Herr gab dem Knecht ein Pferd, er ſolle um das Rad reiten. Der ritt, und als er das Rad gefunden, hob er es auf und hing es dem Pferd um den Hals, es war zu ſchwer und zog den Hals zur Erde, bis der Knecht zum Wagen zurückkehrte, fiel das Pferd um und war tot. Gut. Am nächſten Tag wußte der Herr nicht, was für Arbeit er dem Narren geben ſollte und ſprach, er ſolle in den Hof gehen und arbeiten, was der Nachbar mache. Der Knecht ging und ſah, daß der Nachbar das Dach aufdeckte. Er nahm ſich die Leiter, ſtieg auf das Dach und warf die neuen Ziegeln herunter und warf einen auf ein Ferkel, das fiel um und war tot. „Was machſt du da, du?“ „Seht, was der Nachbar macht, das tue ich auch.“ „Du Dummkopf, der Nachbar

hat ein altes, ſchlechtes Dach, meines iſt neu.“ „Habt Ihr euch geärgert, Herr?“ „O nein, ich habe mich nicht geärgert“ Aber der Herr gedachte Chriſttag zu machen mit dem Knecht, weil er ihm jeden Tag Schaden zufügte, und es war noch lange, bis der Kuckuck rief. Er ſprach mit ſeiner Mutter, die ſtieg eines abends auf den Birnbaum, welcher vor dem Fenſter ſtand und rief in einem fort: „Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck“. Der Herr ſagte zum Knecht: „Hör' der Kuckuck ſingt, wir machen jetzt Chriſttag.“ „Es muß ein verhexter Kuckuck ſein, dies iſt nicht geheuer,“ ſagte der Knecht, nahm ſich das Gewehr und ſchoß die Alte vom Baum herunter. Darauf ſagte der Herr: „Du Menſch, was ſoll ich dir geben, daß du von mir gehſt?“ „Gib mir 100 Gulden.“ Der Herr zählte ihm 100 Gulden in die Hand und hieß ihn ſeiner Wege gehen. Und ich ſtelle mich auf einen Nagel und ſage nichts mehr. *Toader Boar, Gesäs.*

98. Die Mär von einer Katze.

Es war einmal eine Katze, die kletterte an einer Weide hinauf, und begegnete dem roten Hahn. „Wohin gehſt du, du Katze?“ „Ich gehe zum weißen Brot und zum roten Branntwein, kommſt du auch mit?“ „Bleib hier, du Katze, du haſt keine Kreuzer und ohne Kreuzer bekommſt du kein weißes Brot und roten Branntwein.“ „Ich gehe. Wo ich mit dem Fuße ſchlage, bekomme ich ein und zwei Kreuzer.“ Und ſie ging weiter und begegnete einem zwei Wochen alten Ferkel. „Wohin gehſt du, du Katze?“ „Ich gehe zum weißen Brot und zum roten Branntwein.“ „Komm' du Katze mit mir, wir gehen zu meiner Mutter, ſie gibt uns ſüße Milch, die iſt beſſer, ſie gibt ſie uns umſonſt, um das weiße Brot und den roten Branntwein mußt du Kreuzer zahlen.“ „Ich ſchlage nur mit dem Fuß und habe gleich drei und vier Kreuzer, o, ich gehe.“ Und ſie ging bis ſie in ein Wirtshaus kam. Als ſie in das Wirtshaus kam, verlangte ſie um vier Kreuzer weißes Brot und um vier Kreuzer roten Branntwein. Der Wirt gab es ihr und wünſchte, ſie ſollte ihn auch einmal grüßen (d. h. er wollte mit ihr trinken). Sie ſagte, „warum nicht“, der Branntwein ſei ja von ihm, trank und gab dann ihm das Glas. Während er trank, ſahen alle, auch die Wirtin, wie er die Farbe wechſelte, Haar bekam und eine Katze wurde. Er ging mit der Katze in den Wald. Sie gingen und gingen bis ſie an eine Hütte kamen, in die traten ſie ein, und als ſie eingetreten waren, da wurden beide Katzen Menſchen. Der Wirt mit der Kappe, die Katze als Frau mit dem Tuch auf dem Kopf. Dann verliebten ſie ſich in einander und

lebten zuſammen in der Hütte bis ihn die Sehnſucht nach ſeinen Kindern befiel und er ſagte zur Katze: „Du komm', laß uns noch einmal in das Wirtshaus gehen, daß ich ſeh', was noch meine Frau macht und die Kinder, aber von dir laſſ' ich nicht.“ Sie getraute ſich nicht zu widerſprechen und ging mit, und ſie gingen bis ſie dort anlangten. Die Wirtin kannte ihren Mann nicht mehr, aber die Kinder liefen immer um ihren Vater herum. Er nahm ſie in die Arme und küßte ſie und ſagte: „Ihr Kinder, kennt ihr euren Vater noch?“ Da rief der Älteſte ſeine Mutter und ſagte ihr, der Vater ſei gekommen. Als ſie herein trat, ſah ſie beſſer, und erkannte ihn auch und küßte ihn, nur einmal wurde die Katzen-Frau wieder eine Katze und floh aus Angſt, ſie würden ſie doch umbringen, damit ſie ihnen nicht im Wege ſtehe. Sie ging nicht mehr um weißes Brot und roten Branntwein.

(Stammt aus Mergeln.) Maruza Triff, Alzen.

99. Das Torniſterchen.

Es war einmal ein armer, armer Mann, daß er nichts hatte, gar nichts hatte er, und da er nichts hatte, wurde er Păcurar (Schafhirt). Seine Nachbarin war auch arm, ſie hatte einen Knaben und Gott hatte ihr für jeden Tag eine Maß Palukesmehl beſtimmt, aber für einen ganzen Tag mit einer Maß reicht man nicht aus, und ſie gab ihren Knaben dem Schafhirten in Dienſt. Dieſer hatte nichts ſeinem Knechtchen ins Torniſterchen zu geben und gab ihm jeden Tag nur eine ſchwarze Brotkruſte. Er hatte auch kein Torniſterchen und verſorgte die Brotkruſte in den Buſen. Eines Tages verlor er die Kruſte aus dem Buſen und er wurde ſo hungerig, daß er nicht mehr konnte. Wie er ſo hungerig wurde, dachte er: „O, Gott, wenn ich nur ein Torniſterchen hätte, nur ein altes, würde ich mir die Kruſte hinein verſorgen und würde ſie nicht verlieren und könnte manchmal ein wenig daran nagen.“ Wie er ſo dachte, nur einmal fand er unter ſeinen Füßen auf der Erde zehn Kreuzer. Wahrſcheinlich hatte Gott ihm ſie hingeworfen und ließ ihn ſie jetzt finden. Er freute ſich ſo und hob ſie auf und ging gleich auf die Straße, um auf den Markt in die Stadt zu gehen, ſo wie nach Agnetheln, und ging zu dem Mann, welcher die Torniſter macht. Als er an das Tor kam, ſchämte er ſich hineinzugehen und er ging immer hin und her bis der Torniſtermacher herauskam und ihn fragte, was er hier mache, da ſagte der Knabe: „Ich möchte einen Torniſter kaufen.“ „Komm' herein und wähl' dir einen aus, zum Verkaufen hab' ich ſie.“ Der Knabe trat ein

und fragte um den Preis. Der eine koſtete 3 Gulden, der andere 2, einer 1½, billiger nicht. „Ach Gott, ſo kann ich mir keinen kaufen, ich habe nur 10 Kreuzer," ſagte der Knabe traurig und ging hinaus. Als er in den Hof kam, ſah er ein Torniſterchen aufgehangen an einem Hühnerſtall. Es war häßlich, alt und ſchwach, daß es niemand mehr brauchen konnte. Der Knabe dachte, dies würde nicht mehr wert ſein als 10 Kreuzer und trat wieder ins Haus und fragte, ob er das Torniſterchen um 10 Kreuzer bekommen könnte? Der Mann gab es ihm und er machte ſich auf den Heimweg. Nur einmal befiel ihn der Hunger, daß er dachte, er könne nicht mehr aushalten. In ſeinem Elend nahm er das Torniſterchen, ſchlug es auf die Erde und ſagte: „Wenn ich mir lieber ein wenig Brot gekauft hätte!" Wie er es ſo auf die Erde ſchlug, kamen zwei Engel heraus und fragten: „Was wünſcht du, unſer Herr mit Recht?" Dieſer erſchrak über dieſes Wunder und ſagte mit Angſt: „Ich möchte eine Schüſſel ſaure Milch und einen Palukes." Er hatte dieſen Gedanken noch nicht ausgedacht und die Milch und Palukes ſtand neben ihm, er ſetzte ſich und aß und aß bis er ſatt war. Dann ging er weiter, heimwärts, bis er wieder hungrig wurde, dann nahm er wieder das Torniſterchen und ſchlug es auf die Erde, die zwei Engel kamen heraus und fragten: „Was wünſcht du, unſer Herr mit Recht?" „Ich möchte Pletſchinten eſſen und einen guten Wein trinken." Nicht den Gedanken hatte er ausgedacht, die Pletſchinten und den Wein hatte er da. Der Knabe fütterte ſich einmal! Dann eilte er nach Hauſe. Als er daheim war, ſagte er zu ſeiner Mutter: „Meine Mutter, biſt du hungrig?" „Wie ſollte ich nicht hungrig ſein, mein Sohn, du weißt, ich habe nur eine Maß Mehl, mir zugekommen von Gott." „Komm' zum Tiſch, Mutter." Er ſchlug das Torniſterchen auf die Erde, gleich kamen die zwei Engel heraus und fragten: „Was wünſcht du, unſer Herr mit Recht?" „Bringt ein gutes Abendeſſen auf den Tiſch." Nicht den Gedanken hatte er ausgedacht und ſchon ſtand ein gutes Abendeſſen auf dem Tiſch, wie es die Alte noch nie gekoſtet. Sie ſetzten ſich beide und aßen bis ſie ſatt waren, dann legte ſich ſeine Mutter ſchlafen. Als ſie eingeſchlafen war, ſchlug er das Torniſterchen wieder auf die Erde. Die Engel kamen heraus und fragten ihn: „Was wünſchſt du, unſer Herr mit Recht?" „Macht mir ein ſchönes Haus, ſchöner als das des Königs, wo jetzt dieſe Hütte ſteht." Als die Alte erwachte, erglänzte die ganze Welt von dem ſchönen Haus und ſie hatte ſchöne Kleider an, ganz golden. Sie freute ſich ſehr und ſprach: „Mein Sohn, jetzt geh' ich zum König und verlange ſeine Tochter für dich zur Frau." Gut. Sie ging und als ſie zum König kam, ſagte ſie: „Herr König, ich habe einen

Sohn zum Verheiraten. Ihr habt eine Tochter, ich bin gekommen, Ihr ſolltet mir die Tochter für meinen Sohn geben.“ „Dann will ich dir meine Tochter geben, wenn dein Sohn in einer Nacht eine ſilberne Brücke von meinem Hauſe bis an dein Haus machen wird, auf einer Seite mit blühenden Bäumen, auf der andern mit Bäumen, an denen die Früchte reif ſind und in jedem Baum müſſen neunerlei Vögel ſingen.“ „Ich will es meinem Sohn ſagen,“ antwortete die Alte und ging. Als ſie nach Hauſe kam, erzählte ſie ihrem Sohn, was der König verlangte. „Leg' dich jetzt ſchlafen, Mutter, es wird ſo ſein, wie Gott will.“ Als die Alte ſchlief, ſchlug er das Torniſterchen auf die Erde, gleich erſchienen die zwei Engel und fragten: „Was wünſcheſt du, unſer Herr mit Recht?“ „Macht eine ſilberne Brücke von mir bis zum König, auf einer Seite mit blühenden Bäumen, auf der andern mit Bäumen voll reifen Obſtes, auf jedem Baum ſollen Vögel mit neunerlei Stimmen ſingen.“ Am Morgen ſtrahlte die ganze Welt von Gold und Silber, daß ſich der König verwunderte und ſprach: „Dieſer iſt königlicher als ich, dieſem muß ich meine Tochter geben.“ Und er gab ſie ihm, und ſie machten Hochzeit und nach der Hochzeit begleiteten alle das junge Paar in das ſchöne Haus, und der König gab ihnen eine Katze und ein Hündlein, ſie ſollten etwas zum Spielen haben. Sie lebten gut. Sie ging in den Zimmern herum, er ging auf die Jagd. Nur einmal traf es ſich, daß der Torniſtermacher aus der Stadt zu der jungen Frau „in die Gaſſe“ kam und ſie verliebten ſich in einander. Aber ihr Mann merkte nichts. Eines Tages war er wieder auf der Jagd, da ſagte ihr Liebſter zu ihr: „Du, he, von wo hat dein Mann ſo viel Vermögen? er war ein ſo armer Knabe, daß er ſich nicht einmal einen Torniſter kaufen konnte. Ich gab ihm einen alten zerriſſenen um 10 Kreuzer.“ „Ich weiß es nicht, ich habe ihn nie darum gefragt, aber ich will ihn fragen, wenn er es mir ſagen will.“ „Stell dich krank, dann ſagt er dirs.“ Gut. Abends, als er heim kam, fand er ſeine Frau im Bett und ſie jammerte zum ſterben. „Was iſt mit dir, Liebſte mein“, ſagte er und ſetzte ſich neben ſie ans Bett und ſtreichelte ſie mit der Hand über die Stirne und redete ſo ſchön mit ihr. Sie ſagte: „Ach, mein Liebſter, mir tut alles weh', es iſt mir ſo ſchlecht, aber vielleicht würde es mir leichter, wenn ich wüßte, von wo du dieſen großen Reichtum haſt?“ „Das wäre etwas Leichtes, ich will es dir ſagen: Als ich ein armer Knabe war, kaufte ich mir dieſes Torniſterchen für 10 Kreuzer, ich hatte nicht mehr. Wenn ich es auf die Erde ſchlage, kommen zwei Engel heraus und geben mir, was ich wünſche.“ „Ach, mein Mann, es wird mir beſſer, es iſt mir

nicht mehr ſo übel.“ Na, dieſer dachte ſich nichts Schlechtes. Am andern Tag ging er wieder auf die Jagd. Da kam der Torniſtenmacher. Als ſie ihn erblickte, ſagte ſie es ihm gleich. Er nahm das Torniſterchen und ſchlug es auf die Erde. Die Engel traten heraus und fragten: „Was wünſcht unſer Herr mit Unrecht?“ „Ihr ſollt dies Haus mit Sack und Pack in die ſchwarze Welt tragen.“ Er hatte kaum ausgeredet, und das Haus mit allem war in der ſchwarzen Welt, nur die Katze und das Hündlein waren zurückgeblieben. Als er heimkehrte, wußte er nicht, was hier geſchehen, wo das Haus geſtanden, war ein wüſter Platz und nur die Katze und der Hund ſprangen um ihn herum. Bis jetzt hatten dieſe beiden nie geredet, nun fingen ſie an ihrem Herrn zu erzählen, wie die Sache geweſen. Dann gingen ſie alle drei, das Torniſterchen zu ſuchen. Sie wanderten lange, weit, weit, bis ſie ans Meer kamen, dann ſah die Katze ins Waſſer und ſah das ſchöne Haus im Waſſer. Darauf ſagten ſie ihrem Herrn, er ſolle neben dem Waſſer bleiben, ſie beide würden hineingehen durchs Waſſer und das Torniſterchen bringen. Sie ſprangen ins Waſſer und kamen gegen Abend auf die ſchwarze Welt heraus. Die Katze ſetzte ſich aufs Fenſter und ſah hinein. Dort ſaß die junge Frau plaudernd mit dem Torniſtermacher. Das Hündlein ſtellte ſich neben die Türe. Die Frau erblickte die Katze und rief: „Sieh' eine Katze, wir ſollen ſie hereinlaſſen, daß ich mit ihr ſpiele.“ Er öffnete die Türe, und beide ſprangen hinein. Der Mann ſpielte mit dem Hündlein, die Frau mit der Katze. Sie ſpielten ſo lange, bis ſie der Schlaf betrog. Da ſprang der Hund auf den Ofen und warf den Topf mit dem Sauerkraut herunter, daß das Fleiſch im ganzen Zimmer herumflog. Die Katze nahm das Torniſterchen und ſprang damit durch den Rauchfang hinaus. Bis dieſe beiden Niederträchtigen erwachten, war das Hündlein hinter ihr. Dann machten ſie ſich auf den Heimweg. Als ſie ans Meer kamen, ſagte das Hündlein: „Du Schwache, gib mir das Torniſterchen, du biſt eine Katze, und wenn dir ein Fiſch entgegen ſchwimmt, läßt du das Torniſterchen ins Waſſer fallen und fängſt den Fiſch.“ (Nach der Maus der größte Leckerbiſſen für eine Katze.) „O, ich gebe es dir nicht, ich beſorg es wie meine Augen.“ „Du Plage, haſt du noch das Torniſterchen?“ ſo fragte das Hündlein die Katze in einem fort, ſie mit allen möglichen Koſenamen anredend. Die Katze antwortete immer: „Ich hab' es“, trotzdem ſie es ſchon auf halbem Wege verloren. Wie das Hündlein gefürchtet, ſo hatte ſie einen Fiſch erblickt und gleich auf das Torniſterchen vergeſſen und wie ſie nach dem Fiſch geſchnappt, war er ins Waſſer gefallen. Nun hatte ſie ſich gefürchtet, es dem Hund zu

ſagen, bis ſie zu ihrem Herrn gelangten. Dann jammerte ſie und geſtand es. „Ich habe es immer gefürchtet, du hätteſt es mir geben ſollen, du Elende, du miſerable, die du biſt.“ Gut. Ihr Herr ſaß traurig auf der Erde und gab der Katze drei Kreuzer, ſie ſolle zu dem Fiſcher hinübergehen und einen Fiſch kaufen, er ſei hungrig. Sie lief hin und brachte einen dicken Fiſch. Er zog das Meſſer heraus und ſchnitt ihn auf, da fiel das Torniſterchen heraus. Dieſer Fiſch hatte es verſchluckt. Jetzt war eine große Freude unter ihnen. Er ſchlug es auf die Erde, da kamen die beiden Engel heraus und fragten: „Was wünſcheſt du, unſer Herr mit Recht.“ „Bringt ein gutes Eſſen.“ Nicht einmal den Gedanken hatte er ausgedacht, da lag ein weißes Tiſchtuch ausgebreitet im Gras und alle Arten von Speiſen und Getränken ſtanden darauf. Sie riefen auch den Fiſcher und aßen alle vier bis ſie ſatt waren. Dann ſchlug er das Torniſterchen wieder auf die Erde und als die beiden Engel erſchienen, fragten ſie: „Was wünſcht unſer Herr mit Recht?“ „Ihr ſollt mir mein Haus mit Sack und Pack nach Hauſe bringen.“ Er hatte den Gedanken nicht ausgedacht und das Haus mit der Frau und dem Torniſtermacher war wieder da. Dieſen erſchoß er, der jungen Frau hieb er den Kopf ab. Dann ging er zum König und ſagte, wenn er ſeine Tochter noch einmal ſehen wolle, ſolle er mit ihm kommen. Der König kam, und als er ſah, was da war, fragte er, wie dies gekommen, und wie er es gehört, ſagte er: „Du haſt recht gehabt, wenn ſie ſich den Kopf gefreſſen hat, gefreſſen ſoll er ſein.“ (Sich den Kopf freſſen, heißt, wenn jemand durch eigenes Verſchulden ums Leben kommt.) Aber der Mann heiratete nicht mehr, er fürchtete zu ſehr, es würden alle Frauen ſolche Betrügerinnen ſein. Er lebte mit ſeiner Mutter bis ins Alter in Friede und Geſundheit und wenn ſie nicht geſtorben ſind, leben ſie heute noch. *Aus Martinsberg, durch Lina Subtirel, Alzen.*

100. Die Mär von einem Menſchen aus dem Dorf.

Es war einmal, und wenn es nicht geweſen, würde man es nicht erzählen. Es war ein Mann, dem gefiel es nicht mehr in ſeinem Dorf. Er dachte immer, in der Stadt würde es beſſer ſein. Die Städter würden beſſeres eſſen und nichts arbeiten. Er nahm ſich den Torniſter und ſeinen Hund und brach auf den Weg. Als er ging, begegnete er einem aus ſeinem Dorf, der fragte ihn: „Wohin gehſt du, Bade?“ Dieſer antwortete fröhlich: „In die Stadt, ich ſoll Fleiſch von Hühnern eſſen und gut leben.“ „Und den Hund, wohin führſt du ihn?“ „Auch

ihn nehme ich mit in die Stadt, er ſoll Knochen von Hühnern eſſen und auch gut leben.“ Gut.

Es verging, wie viel vergangen ſein wird, nach einiger Zeit begegneten ſich dieſe beiden wieder, der Bade kam traurig auf dem Wege aus der Stadt. Dieſer fragte ihn: „Von wo kommſt du, Bade?“ „Aus der Stadt,“ antwortete er traurig, faſt weinend. „Und den Hund, wo haſt du ihn gelaſſen?“ „Ich habe ihn gegeſſen“ (weinerlich).

So geht es allen Leuten, die nicht mehr zufrieden ſind in ihrer Heimat. *Aus Leschkirch.*

101. Die Mär vom roten Hahn.

„Kennſt du die Mär vom roten Hahn?“ „Nein.“ „Ich ſage nicht ‚nein‘“. „Ich ſage: Kennſt du die Mär vom roten Hahn?“ „Ich kenne ſie nicht.“ „Ich ſage nicht ‚ich kenne ſie nicht‘, ich ſage: Kennſt du die Mär vom roten Hahn?“ „Wie ſoll ich denn ſagen?“ So ſollſt du ſagen:

Cocoşu roşu	Der rote Hahn
Mătură coşu	Kehrt den Kaſten
Răţoiu	Der Enterich
Duce gunoiu	Führt den Dünger
Raţa	Die Ente
Mătură casa	Kehrt das Haus
Două cioară	Zwei Krähen
Duc la moară	Schaffen in die Mühle
Două căţele	Zwei Hundinnen
Fac frecăţei	Machen geriebene Nudeln
Două muşte	Zwei Fliegen
Fac găluşte	Machen Knödel
Cu ele să te împuşte.	Mit den ſoll man dich erſchießen.

Leschkirch.

102. Das Patenkind Gottes.

Es waren einmal zwei Leute ſo arm, daß ihm nicht einmal die Kappe auf dem Kopfe ſaß. Und als ſie ſo arm waren, daß ſie keine Hütte im Dorf hatten, nahmen ſie ſich an der Hand und gingen in den Wald. Er ging auf die Jagd, ſie ſammelte im Wald. Jetzt kam die Zeit, daß ſie einen Knaben bekommen hatten. „Du Frau, wer ſoll uns das Kind taufen?“ fragte der Mann. „Gott wird es wiſſen“, entgegnete die Frau. „Du Frau, ich nehme das Kind und gehe, vielleicht treffe ich einen Pfarrer.“ Am Morgen nahm er den Knaben in den Arm und machte ſich auf den Weg. Aber Gott ſah ihn aus dem Himmel, rief den heiligen Petrus, zeigte ihn ihm und ſagte: „Du Petrus, ſiehſt du dort

unten auf der Welt etwas?“ „Ich ſeh' es, Herr, mir ſcheint, es geht dort ein armer Mann durch den Wald.“ „Du haſt recht, es iſt ein armer Mann mit einem ungetauften Kind, komm wir gehen und taufen es.“ Sie machten ſich beide auf den Weg zur Welt und kamen vor den Mann. „He, du Menſch, wohin gehſt du mit dem Kinde?“ „Ich geh' um es von jemandem taufen zu laſſen.“ „Gib es her, wir taufen es dir.“ Gott trat mit dem Fuß auf die Erde und auf einmal kam heraus ein Keſſelchen mit Waſſer und allem, was man zur Taufe braucht. Sie tauften ihn Joan und als ſie ihn getauft, gab ihm ſein Pate ein Kalb. Der Mann nahm es am Seil, im Arm hatte er das Kind und kehrte um, und kam durch den Wald zu ſeiner Frau. Unterwegs begann das Kind zu weinen, das Kalb erſchrak, riß ſich frei und lief zurück. Als er in den Wald zu ſeiner Frau kam, erzählte er ihr, wie es ihm gegangen und den Knaben hätten ſie Joan getauft.

Es waren einige Jahre vergangen, Joan war groß gewachſen auch im Walde und in der Armut. Sein Vater ging jagen, er blieb bei ſeiner Mutter. Nur einmal fiel ihm ſein Pate ein und er fragte ſeine Mutter, was habe er ihm geſchenkt? Als ſie ihm erzählt, er habe ihm ein Kalb geſchenkt, das habe ſich vor ſeinem Weinen erſchreckt und ſei fortgelaufen, ſagte er: „Mutter, ich geh es ſuchen.“ „Aber mein Kind, wo willſt du es ſuchen nach ſo vielen Jahren, wer weiß, wo es umgekommen.“ „O, ich gehe.“ Er nahm ſich die Gluga (Kaputze) und den Torniſter und ging immer vorwärts weit, weit, bis er an einen Kreuzweg kam, daß er nicht wußte, welchen er einſchlagen ſollte. Rechts oder links oder vorwärts. Nur einmal kam gradaus ein Mann aus Eiſen und fragte ihn, wohin er gehe. Der Knabe ſagte ihm, er ſuche ein Kalb. „Du Knabe, aus deinem Kalb iſt eine ganze Herde entſtanden, wenn du mir den Stier verſprichſt, ſage ich dir, wo du ſie findeſt.“ „Ich gebe ihn dir“, ſagte der Knabe. „Geh nur auf dieſem Wege hinauf, dann findeſt du ſie, ich warte hier auf dich.“ Der Knabe ging höher hinauf, bis er die Kuhherde traf. Der Stier kam zu ihm und fing an zu reden: „Du Knabe, wir ſind alle dein, und du ſollſt unſer Herr ſein, aber eines hat mir nicht gefallen, daß du mich dem Teufel verſprochen, der Mann aus Eiſen war grade der Teufel, aber es wird kommen, wie Gott es beſtimmt. Geh jetzt mit der Herde hinunter, ich krieche in dieſe Waſſerlache, wenn dich der Teufel fragt auf mich, ſage, ich wäre in einen Sumpf gefallen und würde wahrſcheinlich ertrunken ſein.“ Der Joan trieb die Kühe hinunter bis zu dem Weg, wo der Teufel wartete. Als der ihn ſah und den Stier nicht, fragte er, wo er ihn gelaſſen. „Er iſt

in einen Sumpf gefallen und wird ertrunken sein, ich hatte nicht die Kraft ihn herauszuziehen." Als der Teufel diese Worte gehört, ging er schnell hinauf den Stier herauszuziehen und wie er sich ihm näherte, erhob sich der Stier und leckte den Teufel so, daß er gleich umfiel und hin war. Dann lief er hinter den Kühen und hatte sie schnell erreicht und sagte zum Joan: „Du Joane, treib diese Kühe auf den Jahrmarkt und verkauf sie für ein Viertel Dukaten. Wenn du sie verkauft hast, wirst du einen Popen sehen mit einem Stier, sieh' wie mich, es ist mein Bruder, den sollst du kaufen. Der Pope wird dir ein Viertel Dukaten verlangen, gib es ihm, er ist es wert. Dann sollst du wieder zu mir kommen." Der Knabe tat, wie ihn der Stier gelehrt hatte. Er ging auf den Jahrmarkt und verkaufte eine Herde Kühe, erhielt ein Viertel Dukaten für sie, dann sah er den Popen mit dem Stier und sagte: „Domnu Părinte, verkauft Ihr den Stier?" „Ich möchte ihn verkaufen, aber du wirst mir ihn nicht bezahlen." „Jetzt, ich weiß ja, wie viel ein Stier wert ist, ich gebe euch ein Viertel Dukaten." Der Pope lachte und sagte: „Nimm den Stier und gib mir das Geld, ich seh', du weißt, was er wert ist." Joan nahm den Stier und ging zu seinem. Als er jetzt beide Brüder hatte, sagte der ältere: „Unser Herr, geh zum König und verlang seine Tochter zur Frau." „Wie soll ich es wagen zum König zu gehen?" „Geh nur, es wird so sein, wie Gott will." Joan ging und als er gegangen war, sagte der König: „Dann will ich dir meine Tochter geben, wenn du mein Land an einem Tage mit zwei Ochsen pflügst, bis jetzt haben es hundert Ochsen an einem Tag gepflügt." Gut.

Als er es dem Stier sagte, sprach dieser, er solle zum Schmied gehen und einen Pflug bestellen von einem Zentner und einem Pfund Eisen. Als der Pflug fertig war, spannte er beide Stiere daran und fuhr zum König, der zeigte ihm das Land und dieser fing an zu pflügen und pflügte bis zum Mittag mehr als die Hälfte. Die Königstochter brachte das Mittagessen. „Unser Herr, du sollst die Suppe nicht essen, sie ist vergiftet, du stirbst gleich, den Wein kannst du trinken, sag dem Mädchen, sie solle es nur bei Seite stellen, du würdest essen, wenn du fertig mit dem Pflügen wärest." Er gehorchte. Als aber der König mit der Jause kam, wollte er nicht hören und aß davon, und fiel gleich um und war tot, und die Stiere legten sich neben ihn vor Kummer und blieben alle drei liegen bis die Sonne untergehen sollte. Da sagte der eine zum andern Stier: „Du Bruder, was hast du gelernt von den Eltern, als du noch bei ihnen lebtest?" „Ich habe gelernt, wenn ich mit dem Fuß

auf die Erde ſtampfe, ſtehen alle Toten auf.“ „Dann warum machſt du nicht, daß unſer Herr aufſteht?“ Er gab der Erde eins mit dem Fuß, und gleich erhob ſich Joan. Als er zu ſich gekommen, ſagte der andere Stier: „Du Bruder, was haſt du gelernt von den Eltern, als du noch bei ihnen lebteſt?“ „Ich habe gelernt, die Sonne mit meinen Hörnern vom Untergang zu nehmen und zum Aufgang zurückzutragen.“ „Dann tu', was du gelernt haſt, daß wir mit dem Pflügen fertig werden.“ Der Stier nahm auf einmal die Sonne auf die Hörner und trug ſie um ſechs Stunden zurück. Das war ein langer Tag. Als der König kam mit den Leuten, um den Toten wegzuſchaffen, fand er ihn fröhlich hinter dem Pflug, er war grade fertig.

„Dann werde ich dir meine Tochter zur Frau geben, wenn du meine ganze Habe auf einen Wagen lädſt und ſie mit zwei Ochſen fortführſt, oben drauf meine Tochter und fährſt durch einen bodenloſen See und über die wegloſen Schneegebirge.“ Der Stier ſagte zum Joan: „Geh zum Wagner und beſtelle einen Wagen aus einem Zentner und einem Pfund Eiſen, dann ſollſt du uns davor ſpannen, dann werde ich mit dem Ohr winken, wenn genug iſt, aber du kannſt die ganze Habe aufladen.“ Am andern Tage kam Joan mit dem Wagen und zwei Ochſen in den Hof des Königs und fing an aufzuladen und lud alle Sachen auf und da er nichts mehr fand, fing er an das Dach abzudecken. Da rief der König, es ſei genug, er ſolle nicht mehr Schaden machen, er könne den Wagen doch nicht bewegen. Er hob die Königstochter noch hinauf und fing dann an zu treiben. Die zogen, als ob ſie lauter Federn auf dem Wagen hätten und als ſie an den See kamen ſchlug der Ochſe mit dem Fuß und es wurde eine Straße über das Waſſer und ſie fuhren über dieſe Straße, bis ſie zu den Schneegebirgen kamen. Dort ſchlug der andere den Fuß in den Boden, daß eine Straße über die Gebirge entſtand. Seit dem iſt der Paß in die Walachei. Als der König und die Königin ſah, daß der Jüngling auch dieſes vollbracht, ärgerten ſie ſich ſo, daß ſie ſtarben. Dann blieb der Joan König und die ganze Habe blieb ihm. Als er dies erreicht hatte, kamen beide Stiere zu ihm und ſagten, jetzt müßten ſie ſterben, der eine heute, der andere morgen, dann ſolle er jeden unter eine Säule des Tores begraben. Aus ihren Hörnern würden Weinſtöcke wachſen und Trauben bringen, deren Saft ſich von ſelbſt auspreſſe, er brauche nur ein Glas darunter zu ſtellen, damit der Wein hineinfließe und jeder trinken könne, wer da vorbei gehe und er könne mit jedem wetten, aus was die Reben gewachſen, er würde die Wette immer gewinnen. Wie die Stiere geſagt, ſo geſchah es, der eine

ſtarb heute, der andere morgen und er begrub ſie, wie ſie es gewünſcht. Nur einmal wuchſen einige Weinreben ſo ſchön und der Wein floß in das Glas. Es kamen Könige und Kaiſer aus allen Ländern und wetteten, aus was die Reben gewachſen, und niemand konnte es erraten. Alle verloren die Wette. Eines Tages ging er auf die Jagd, da kam ein Armenier zur Königin und ſagte: „Ach, Königin, was für eine ſchöne junge Frau biſt du. Wenn du mein wäreſt, würde ich dich halten wie eine Blume und dir Schuhe kaufen von Igeln und Milch bringen von Vögeln. Frage deinen Mann, aus was wären dieſe Weinreben gewachſen?“ Die Worte, welche der Armenier redete, gefielen der dummen jungen Frau. Sie ſtellte ſich krank, als ihr Mann heimkam. „Na, was iſt mit dir, du Frauchen?“ „Ich bin ſo krank, ſag' mir, aus was ſind die Reben am Tore gewachſen?“ „Aus was ſollen ſie gewachſen ſein, aus den Säulen des Tores.“ Sie ſtand gleich auf und war geſund und fröhlich und ſagte es dem Armenier. Der aber ſprach, er habe nicht die Wahrheit geſagt, aus Säulen könne nichts wachſen. Als der Mann am nächſten Tage wieder auf die Jagd ging, putzte ſie die Säulen mit Gold und Silber heraus. Wie er heimkehrte, fragte er, warum ſie die Säulen aufgeputzt? Sie ſagte, weil ſie ihnen ein ſo großes Glück mit den Reben gebracht. „Du Einfältige, die Reben ſind ja aus den Hörnern von unſern ſchönen Ochſen gewachſen.“ Als ſie dies gehört, ging ſie gleich zum Armenier und ſagte es ihm. Am andern Tage ging der König Joan wieder auf die Jagd, aber der Armenier war hinter ihm gegangen und kam vor ihn, als ob er ihm begegne und ſagte, er möchte mit ihm wetten, er wiſſe, aus was die Reben gewachſen. Joan wettete mit ihm und ſagte, wenn er es errate, ſolle das ganze Königreich und ſein Vermögen und ſeine Frau ihm gehören. „Deine Weinreben ſind aus den Hörnern von deinen Ochſen gewachſen,“ ſagte der Armenier. Auf dieſe Worte wandte ſich der König Joan um in den Wald und ſprach, der Armenier ſolle an ſeiner Stelle nach Hauſe gehen. Er blieb immer im Walde und wurde ein Wilder und floh die Menſchen.

Gott im Himmel ſah es und rief den heiligen Petrus und ſprach: „Komm, Petrus und ſieh' wie unſer Patenkind als Wilder im Walde herumſtreicht, komm, daß wir ihn wieder auf unſern Weg führen.“ „Ich möchte kommen, aber er hütet ſich vor den Menſchen, er wird auch vor uns fliehen.“ „Komm nur, vor uns fürchtet er ſich nicht.“ Sie nahmen ſich jeder einen Torniſter und einen Stock und kamen herunter auf die Erde und gingen in den Wald zu ihrem Patenkind. Als ſie ihn erreicht, fragten ſie ihn, was er da mache; obgleich Gott wußte,

was er tat, fragte er ihn doch. Joan erzählte, wie es ihm ergangen. Dann ſagte Gott: „Du Joane, geh auf deinen Hof und ſage zum Armenier, er ſolle mit dir wetten, wenn die Sonne morgen früh dort aufgehe, wo ſie untergegangen, ſollte das Königreich und das Vermögen und die Frau dein ſein. Dann darfſt du aber nie mehr mit jemanden wetten, was eine Frau weiß, das weiß die ganze Welt.“

Joan ging und wettete mit dem Armenier. Dieſer dachte, er wäre ein Dummkopf, denn wie konnte die Sonne im Untergang aufgehen? Aber Gott iſt groß.

Morgens ging die Sonne am Untergang auf und der Armenier ging, von wo er gekommen. Aber König Joan wettete mit niemandem mehr und wenn er noch nicht geſtorben iſt, lebt er noch heute als König.

F. Dinu, Gesän.

103. Belohnte Treue.

Joan, ein rumäniſcher Burſche, ging an einem ſchönen Morgen mit ſeinen jungen Ochſen ſie zu füttern auf die Wieſe. Hier vorbei floß ein Bach, eingefaßt mit Weiden, welche kühlen Schatten verbreiteten. Plötzlich wurde die große Stille durch klagenden Geſang unterbrochen. Joan ſang ſo traurig, daß die Vögel aufhörten zu fliegen und das Waſſer aufhörte zu fließen und ſeine Mutter herbei kam. „Was iſt dir, Joane? warum ſingſt du ſo traurig, daß die Vögel vergeſſen zu fliegen und die Waſſer aufhören zu fließen? Haſt du die Ochſen verloren, oder dir die Merinde (Mittageſſen) aufgegeſſen, oder die Opinci (Fußbekleidung) zerriſſen?“ „Nein Mutter, die Ochſen habe ich nicht verloren, auch die Merinde nicht gegeſſen, und die Opinci nicht zerriſſen, viel Ärgeres iſt mir zugeſtoßen. Ich legte mich nur ein wenig unter die blühenden Weiden am fließenden Waſſer, da hatte mich der Schlaf betrogen, nur einen Augenblick, da ſchüttelte eine Weide ihre Blüten über mich, eine fiel mir in den Buſen und ward eine Schlange mit neun Schwänzen aus Gold.“

„Mutter, liebe Mutter mein, umwickel dir die Hand mit einem feſten Tuch, ſteck ſie in den Buſen und zieh' mir die Schlange heraus.“ „Viel lieber, Joane, will ich ohne dich bleiben als ohne Hand,“ antwortete die Mutter, „aber gehe zu deiner Schweſter, vielleicht wagt die es, ihre Hand in deinen Buſen zu ſtecken.“ Er ging zur Schweſter: „Schweſter, liebe Schweſter mein, umwickel dir die Hand mit einem feſten Tuch, greife in meinen Buſen, und zieh' mir heraus die Schlange mit neun Schwänzen von Gold.“ „Viel lieber, Bruder, will ich ohne dich bleiben, als ohne Hand,“ ſagte auch die Schweſter, „aber geh' zu deiner Geliebten

vielleicht wagt die es, mit ihrer Hand in deinen Buſen zu greifen.“ Nun geht er auch zur Geliebten. „Meine kleine Liebſte, umwickel dir die Hand mit einem Tuch, greif in meinen Buſen und zieh mir die Schlange mit den neun goldenen Schwänzen heraus.“ „Gerne, Liebſter, will ich mit meiner Hand dir in den Buſen greifen und die Schlange mit den neun Schwänzen von Gold herausnehmen, wird ſie mich aber auch nicht beißen? ich fürchte mich ein wenig.“ „Du, meine liebe Kleine, wickel dir die Hand nur ins Tuch und ſtecke ſie unbeſorgt hinein.“ Sogleich griff das Mädchen mit der Hand in den Buſen, ergriff die Schlange und zog ſie heraus. Das war ja aber keine Schlange mehr, es war ja ein Gürtel von Gold, der ſo funkelte, daß er die Sonne verdunkelte. „Nimm den Gürtel, Geliebte, er iſt dein. Umgürte dich damit am Sonntag, zum Ärger meiner Mutter, umgürte dich damit am Feiertag, daß vor Neid meine Schweſter vergehe.“ *Dodosić Anton, Marpod.*

104. Die drei Sterne.

Vor vielen Jahren lebten in einem Dorfe ein Mann und eine Frau, die hatten keine Kinder, was ſie ſehr betrübte, denn wer ſollte, wenn ſie alt würden, für ſie ſorgen, und wem ſollten ſie ihr Häuschen hinterlaſſen? Für wen quälten und ſchafften ſie jetzt? ſolche Gedanken und Fragen beſchäftigten ſie täglich.

„Weißt du, was wir tun ſollen?“ ſprach einmal der Mann zu ſeiner Frau, „wir gehen hinaus, die Straße entlang, und nehmen das erſte Weſen, das wir antreffen, an Kindesſtatt an.“ Die Frau war es zufrieden und ſo gingen ſie. Aber weit und breit war nichts zu ſehen. Als ſie nun ein gutes Stück gegangen, teilte ſich der Weg, der eine führte gradaus, der andere in den Wald. „Welchen ſollen wir nun gehen?“ fragte die Frau. „Du gehſt gradaus, ich gehe in den Wald. Und wer zuerſt etwas findet, der ſoll es dem andern ſchreien,“ erwiderte der Mann. Kaum hatte er den Wald betreten, ſah er eine Pfütze, in der ſich etwas bewegte. Derſelben ſich nähernd, ſah er ein Schweinchen ſich darin herumwälzend; nun rief er ſeine Frau herbei, und wenn ſie über das Schweine-Kind auch nicht gerade ſehr erfreut waren, ſo hatten ſie doch gelobt, das erſte lebende Weſen aufzunehmen. Alſo ſahen ſie es als ein Geſchenk Gottes an, nahmen es auf den Arm, trugen es nach Hauſe, erzogen es ſo gut, als ſich eben ein Schwein erziehen läßt.

Als es nun ein großer Eber geworden, ſprach es zu ſeinem Vater: „Vater, ich möchte heiraten, aber nur die Königstochter, geht zum König

und verlangt sie für mich.“ Hierüber erschrak der alte Bauer und machte seinem Sohne Vorstellungen, der aber bestand darauf und so mußte der Alte gehen. Zitternd vor Angst, hinausgeworfen zu werden, trat er vor den König, ihm sein Anliegen vortragend. Umso erstaunter war er, als der König ganz freundlich seinem Sohne, dem Schwein, die Prinzessin versprach, allerdings nur unter einer Bedingung, die dem Bauern unmöglich vorkam. Er, der Bräutigam, solle bis die Sonne wieder aufgehe, eine goldene Brücke vom königlichen Palast bis zu seinem Häuschen bauen, zu beiden Seiten blühende Äpfelbäume, in deren Schatten der König mit seiner Tochter zur Abholung des Bräutigams fahren könne.

Als der Alte diese Unterredung seinem Sohne mitgeteilt, war der sehr vergnügt und meinte, das ließe sich leicht tun. Am nächsten Morgen erwachte der König noch vor Sonnenaufgang, geblendet von einem Glanz, der die Sonne weit übertraf, vor seinem Fenster erhob sich eine Brücke, aus Gold und Edelsteinen erbaut, deren Ende er nicht sehen konnte, von beiden Seiten teils blühende Bäume, teils schon mit reifen Äpfeln beladen. Nun ließ der König seine Tochter rufen und teilte ihr mit, daß er sie dem Schwein zum Weibe versprochen, falls er, bis die Sonne aufgehe, eine Brücke aus Gold baue, zu beiden Seiten blühende Äpfelbäume, die den königlichen Palast mit der Hütte seiner Eltern verbinde. Nun sei dies geschehen und sie müsse sich drein fügen. Als die Königstochter dies vernommen, erschrak sie gewaltig, meinte aber, Versprochenes müsse man halten, ging darauf in ihre Kammer und weinte sich aus. Der König befahl nun dem Kutscher sechs weiße Pferde vor den Wagen zu spannen, setzte sich dann mit seiner Tochter hinein und fuhr auf der goldenen Brücke zum Bräutigam, ihn zur Hochzeit zu holen. Als die Braut nun ihren Bräutigam sah, konnte sie die Tränen kaum zurückhalten und war zu Tode betrübt. Auf dem Heimweg lief der Bräutigam neben dem Wagen und wälzte sich in jeder Pfütze, die am Wege lag. Nun wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert, aber noch nie hatte man eine so traurige Braut gesehen. Als aber die Gäste fort waren, und das junge Ehepaar sich in seine Wohnung begeben hatte, schüttelte das Schwein sein Fell ab, plötzlich stand ein wunderschöner Prinz vor seiner jungen Frau und erzählte ihr, er sei nur in ein Schwein verwandelt und sie werde ihn nun erlösen, nur müsse sie zwei Tage das Geheimnis bewahren. Die Königstochter versprach es, sie war überglücklich und hatte ihren Mann jetzt sehr gerne. Am nächsten Morgen kam die „Nănașe“ (Brautmutter) um nach ihrer armen „China“ zu sehen, aber wie erstaunte sie, als ihr ein glückstrahlendes Wesen ent-

gegentrat. Sie wollte die Urſache dieſer ſchnellen Wandlung erfahren und beſtürmte die junge Frau mit Fragen. Die hielt ſich anfangs tapfer, endlich konnte ſie doch nicht widerſtehen ihr großes Glück jemanden anzuvertrauen, und dazu war ja die Nanaſche am erſten berechtigt, hatte ſie ihr doch den Kranz aufgeſetzt. Sie erzählte ihr alles. „Weißt du was? Heute abends, wenn dein Mann das Fell abgeworfen und eingeſchlafen iſt, gib mir es heraus, ich heize unterdeſſen den Ofen und verbrenne es, warum ſoll er noch zwei Tage als Schwein herumgehen.“ Das leuchtete der jungen Frau ein, und ſie verſprach, dem guten Rat der Nanaſche zu folgen.

Als nun am Abend das Schwein aus der Herde kam und in ſein Zimmer trat, ſchüttelte es das Fell wieder ab und wurde der ſchöne Prinz. Kaum war er eingeſchlafen, ſo nahm ſeine Frau das Fell und übergab es der an der Türe ſtehenden Nanaſche, dieſe warf es ſchnell in den Ofen. Doch kaum fing es an zu brennen, erwachte der Prinz, denn er fühlte brennenden Schmerz, ſuchte ſein Fell und fand es nicht. Zitternd geſtand ihm ſeine Frau, was ſie getan. „Wehe dir und mir, jetzt werde ich wieder verwünſcht und komme in eine Stadt, weit, weit von hier, ſie heißt Schalagaſtrau.“ Während er dies ſagte, gürtete er ſie mit einem Gürtel. „Du wirſt gehen und mich ſuchen aber ſo bald nicht finden, und aufgegürtet kannſt du auch nicht werden, bis du mich nicht gefunden und ich die Hand darauf gelegt.“ Als er ihr dies geſagt, war er verſchwunden.

Jetzt ging die arme Frau wieder traurig herum, fand keine Ruhe bei Tag und Nacht und machte ſich auf den Weg ihren Mann zu ſuchen. Sie ging und ging, ein Jahr nach dem andern verging, den Namen der Stadt hatte niemand gehört, ſo oft ſie auch fragte, endlich kam ſie im ſiebenten Jahre zum Freitag und fragte: „Weißt du nicht wo die Stadt Schalagaſtrau liegt?“ „Nein,“ antwortete Freitag, „ich habe nie von dieſer Stadt gehört, aber komm, ich führe dich zu meiner Schweſter, dem Sonnabend, vielleicht weiß die es.“ So gingen ſie hin, aber auch die wußte es nicht, ſchickte ſie aber zur andern Schweſter, dem Sonntag. Auch die hatte nichts gehört, doch wollte ſie verſuchen, durch ihre Vögel es vielleicht zu erfahren. Sie nahm die große Peitſche und knallte in alle vier Ecken dreimal, da kamen alle Vögel herbeigeſtrömt, aber keiner wußte etwas von dieſer Stadt. Wieder nahm Sonntag die Peitſche und knallte noch einmal in alle vier Ecken, da kamen noch einige Vögel, die ſich verſpätet, aber auch von dieſen hatte keiner je von dieſer Stadt gehört. Nun zählte Sonntag die Vögel, da fehlte nur ein einziger.

Sie nahm die Peitſche und knallte wieder nach allen vier Richtungen dreimal, aber jetzt viel heftiger, darauf kam nur das eine Vöglein hinkend herbeigeflogen. Sie holte mit der Peitſche aus, es zu ſchlagen, weil es ſich ſo verſpätet, dies rief aber: „Nicht eilt mit dem Schlagen, eilt mit dem Fragen, ich komme gar weit her, ich war in der Stadt Schalagaſtran.“ „Gut, du kennſt alſo den Weg, nimm dieſe Frau auf den Rücken und fliege mit ihr in die Stadt.“ „Wie kann ich denn eine ſo große Frau auf den Rücken nehmen, ich bin ſo klein, ich will mich ihr auf die Achſel ſetzen und ihr ſo den Weg zeigen.“

Die Frau dankte Schweſter Sonntag für die Mühe, nahm das Vöglein auf die Schulter und fing wieder an zu gehen. Als das ſiebente Jahr faſt zu Ende war, gelangte ſie an die Stadt, konnte aber nicht hinein, denn ein großes Waſſer war dazwiſchen. Sie ſetzte ſich und fing wieder an zu weinen und zu klagen, denn nun war ſie am Ziel und konnte es doch nicht erreichen. Da hörte ſie ein Gezank, als ſie aufſah, ſtanden drei Buben neben ihr, hatten einen Stab, eine Kappe und ein Paar Schuhe und ſollten ſich dieſe drei Dinge teilen, wußten aber nicht wie, denn am liebſten hätte jeder alles behalten. Ich will euch bei der Teilung helfen, nur müßt Ihr mir zuerſt ſagen, wozu man dieſe drei Dinge gebraucht?“ „Was man mit dem Stab berührt, wird zu Stein, ſetzt man den Hut auf, iſt man unſichtbar und mit den Schuhen kann man durch dies Waſſer gehen“, erklärten die Knaben. „Nun gut, geht einmal dieſen Berg hinauf und kommt wieder herab, laßt mir die Sachen aber hier.“ Die Knaben taten wie ihnen befohlen, als ſie herunterkamen, nahm die Frau den Stab und berührte ſie damit, ſogleich ſtanden drei Steine vor ihr. Nun zog ſie die Schuhe an, ſetzte die Kappe auf und ging hinüber in die Stadt, grade in das Haus ihres Mannes, der war eben in der Kirche. Zuerſt ging ſie in die Küche das Frühſtück zu bereiten, deckte den Tiſch und erwartete ihn mit der Kappe auf dem Kopfe. Als er nach Hauſe kam, ſetzte er ſich an den Tiſch und fing an zu eſſen, ſie ſaß unſichtbar neben ihm und aß auch, da berührte er zufällig mit der Hand den Gürtel, der ſeiner Frau in all den Jahren unſägliche Qualen bereitete, ſofort fiel er auseinander. Sie nahm gleich die Kappe ab, da erkannte ſie der Mann, und neben ihr ſtand ein wunderſchöner, großer Knabe. Im erſten Augenblick war die Freude aller grenzenlos, da ſprach der Mann mit wehmütiger Stimme: „Du haſt mich treu geſucht und gefunden, ich habe dich von deiner Qual erlöſt, nun müſſen wir aber auf ewig ſcheiden, jedes von uns dreien wird ſeine Bahn gehen, nimmer werden wir uns wieder treffen.“ Kaum waren dieſe Worte von

ſeinen Lippen gekommen, als alle drei zuſammenbrachen. Drei Sterne ſtiegen auf zum Himmel.

Jeden Abend, bald wenn die Sonne untergegangen, geht ein großer Stern auf, der Abendſtern, und erſt wenn er untergegangen, wird ſeine Frau, der Morgenſtern ſichtbar, beide aber können in weiter Ferne, der eine beim Untergang, der andere beim Aufgang ihr Kind, den Mitternachtsſtern ſehen. *Dodosiă Anton, Marpod.*

105. Die herzloſe Schwiegertochter.

In der Mitte eines Dorfes ſteht ein ſchönes, großes Haus, nach außen mit lauter Heiligen koſtbar bemalt, mit einem goldenen Zaun umgeben, es ſieht ſo reich und ſtolz aus. Der Vorübergehende könnte die Eigentümer beneiden, aber wie ſieht es drinnen aus? Wer wohnt da? Eine Schwiegermutter mit der Schwiegertochter. Erſtere liegt krank im Bett, in fiebernder Hitze mit vertrockneten Lippen und bittet: „Schwiegertochter, liebe Schwiegertochter, gib mir ein wenig Waſſer, das Herz vertrocknet mir.“ „Wart', Schwieger, warte, bis ich das Frühſtück fertig habe, dann will ich dir Waſſer geben.“

Das Frühſtück hatte ſie fertig gemacht, der armen Kranken aber kein Waſſer gebracht. Nach einer Zeit bat die Kranke wieder: „Schwiegertochter, liebe Schwiegertochter, gib mir ein wenig Waſſer.“ „Wart', Schwieger, warte, bis ich das Mittageſſen bereitet, dann will ich dir Waſſer bringen.“

Das Mittageſſen war längſt fertig, aber Waſſer hatte ſie keines erhalten. Wieder bat die Schwiegermutter: „Schwiegertochter, liebe Schwiegertochter, gib mir ein wenig Waſſer, das Herz vertrocknet mir.“ „Warte, Schwieger, warte, bis ich das Abendeſſen fertig habe.“

Auch das Abendeſſen war fertig, aber vergeſſen war das Waſſer. Zum letzten Male bat die Schwiegermutter: „Schwiegertochter, liebe Schwiegertochter, gib mir ein wenig Waſſer, ich verbrenne ganz.“ „Warte, Schwieger, warte, bis ich mich zu Bett lege, dann bring' ich dir Waſſer.“ Sie legte ſich ſchlafen, aber der Kranken Waſſer zu bringen, hatte ſie vergeſſen. Der Hahn verkündete den Morgen, und Gott hatte eine arme, verlaſſene Seele zu ſich genommen. *Anisie Preda, Marpod.*

106. Das Schickſal.

Ein Cioban (Schäfer) kam einmal abends ſpät in ein fremdes Dorf und klopfte bei einem Rumänen an, um Nachtquartier bittend. Er wurde eingelaſſen, ſo gut als möglich bewirtet, dann wies man ihm eine Schlaf-

ſtelle an. Müde von der Reiſe, ſchlief er bald ein. Da hörte er, wie im Traum Geiſterſtimmen durcheinander ſchwirren. Dadurch wurde er ganz munter und aufmerkſam, was um ihn vorging.

Im Hauſe hatte eben ein Knabe das Licht der Welt erblickt, und nun umſchwebten die Ursitori (unſichtbare Geiſter), wie ſie das bei jedem neugeborenen Kinde tun, ſeine Wiege, ſeine Zukunft zu beſtimmen. Da hörte er ſie ſagen: „Dieſes Menſchenkind wird leben, groß und ſtark werden, an ſeinem Hochzeitstage im Brunnen ſterben.“ Der Tſchoban war entſetzt, denn gar zu traurig iſt es, im ſchönſten Lebensalter, im höchſten Glücke, ſterben zu müſſen. Er beſchloß, über dies junge Weſen zu wachen, am beſten konnte ers tun als Nanaş (das iſt rumäniſch Taufzeuge, der dann auch Trauzeuge wird). Aus dieſem Grunde trug er ſich am nächſten Tage zum Paten des Kindes an, taufte und ging dann ſeiner Wege.

Die Jahre vergingen, der Knabe wurde groß, ein ſtattlicher Burſche. Sein Pate kam jedes Jahr mit ſeinen Schafen in das Dorf, beſuchte ihn und hatte jedesmal ſeine Freude an dem munteren Knaben.

Schnell waren zwanzig Jahre vergangen und der Tſchoban, der Nanaſche, wurde zur Hochzeit geladen. Schweren Herzens erſchien er, in der feſten Abſicht, den Bräutigam nicht aus den Augen zu laſſen. Es war eine luſtige Hochzeit. Der Geiger tat ſeine Schuldigkeit, desgleichen der Wein und der Schnaps auch. Die Trauung war vorüber, die Wägen ſtanden bereit. Auf den erſten Stiegen dicht gedrängt, Kopf an Kopf, die Gäſte, in der Mitte die Braut. Auf dem zweiten führte die Mutter der Braut mit der Nanaſche die auf einer neuen, ſchön geblümten Truhe ausgebreitete Ausſteuer. So ging es unter lautem Schreien zum Bräutigam. Die voran galoppierenden Burſchen (Kălăraşi) mit bunten Tüchern geſchmückt.

Im Hauſe des Bräutigams begann die Luſtbarkeit erſt recht, auch der Nanaſch begann ſich zu beruhigen, als plötzlich der Bräutigam erklärte, zum Brunnen gehen zu müſſen, um friſches Waſſer zu trinken. Der Nanaſch drängte ihn zurück und brachte ihm das Waſſer ſelbſt. Der Bräutigam trank, wurde aber immer unruhiger. Bald wollte er wieder zum Brunnen, wieder brachte der Nanaſch friſches Waſſer. Zum dritten Male ſprang der Burſche auf: „Nun hilft alles nichts, ich muß zum Brunnen!“ Da machte der Nanaſch den Vorſchlag, die ganze Hochzeit ſolle hinaus und um den Brunnen tanzen. Er ſelbſt ging aber voran, deckte den Brunnen zu. Der Geiger ſpielte auf, alles tanzte, außer dem Nanaſch und dem Bräutigam, der ſich erſchöpft an den Brunnenrand ſetzte und noch zum Nanaſch ſagte: er könne ſichs nicht erklären, warum

es ihn ſo hinunterziehe. Plötzlich fielen ihm Kopf und Hände auf den Brunnendeckel, er war tot.

Der Nanaſch hatte ſein Möglichſtes getan, den Geiſtern das Leben ſeines Chinu abzuringen, doch war ihm nur ſoviel gelungen, daß er nicht im, ſondern nur am Brunnen ſtarb. Das war den Urſitors auch gleich. Was ſie an der Wiege des Menſchen über ſein Schickſal beſchließen, das erfüllt ſich, trotz aller menſchlichen Sorge. *Ana Jacob, Bägendorf.*

107. Das Salz im Brot.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter. Eines Tages rief er die Älteſte zu ſich und fragte, wie liebe ſie ihn? Hierauf antwortete ſie ihm: „Vater, ich habe dich ſo lieb wie Zucker.“ Der König freute ſich über ſolche ſüße Worte und rief auch die zweite Tochter, um ſie zu fragen, wie ſtark ihre Liebe zu ihm ſei. „Vater,“ antwortete auch dieſe, „ich liebe dich, wie Dultſchaza.“ Auch dieſe Antwort gefiel ihm gar wohl und er rief auch ſeine Jüngſte und frug ſie: „Wie gern haſt du mich?“ „Vater, ich habe dich ſo gerne wie das Salz im Brot.“ Darüber wurde der König ſo zornig, daß er ſeine dritte Tochter fortjagte. Dieſe ging und ging durch Wald und Feld, bis ſie in ein anderes Reich gelangte, zu einem König, deſſen Sohn ſchwermütig war. Der konnte niemanden um ſich vertragen außer ſeine Mutter. Zu dieſer trat das Mädchen in Dienſt. Der Kranke duldete nun auch dieſe um ſich, ſie pflegte ihn ſo gut, und als ein Jahr um war, ſo war er wieder geſund, und hatte ſeine Pflegerin ſo lieb gewonnen, daß er ſie zur Frau begehrte. Da ſie ihn auch gern hatte, willigte ſie ein und bald ſollte Hochzeit ſein, zu welcher die Braut auch ihre Bekannten und ihren Vater einlud. Dieſer wußte aber nicht, daß die Braut ſeine Tochter ſei. Nun befahl ſie, neben ſeinen Teller ungeſalzenes Brot zu legen. Als die Gäſte bei Tiſche ſaßen, ſchmeckte allen das Brot, nur dem alten König nicht, der konnte es nicht eſſen, weil kein Salz darin war. Er ſah aber, wie es allen gut ſchmeckte und fragte ſeinen Nachbarn, ob er auch Brot ohne Salz habe? Der hatte aber nicht ſolches. Jetzt fragte er, wie käme es, daß nur er ſolch ungenießbares Brot bekommen? Da erhob ſich die Braut und ſagte: „Vater, kennſt du mich denn nicht? Ich bin ja deine jüngſte Tochter, die du fortgeſchickt, weil ſie dich wie das Salz im Brot liebt. Heute aber erkennſt du ſelbſt, wie viel wichtiger doch Salz iſt, als alles andere.“ Als dies der Vater hörte, begann er zu weinen und bat ſein Kind um Verzeihung.

Der alte König überſiedelte nun zu ſeiner Jüngſten und lebte noch viele Jahre froh bei ihr. Wer weiß, ob er ſchon geſtorben? *Leschkirch.*

108. Der Zigeuner und der Haſe.

Es ging ein Zigeuner in den Wald, ſich Holz zu ſuchen, aus welchem er Spindeln machen wollte. Nur einmal ſah er im Geſträuch einen ſchlafenden Haſen. Hä, denkt der Zigeuner, dieſer Haſe iſt ein gutes Geſchenk für einen Herrn, mit dem kannſt du dir Ehre machen, nicht nur Ehre, mehr noch, der wird das Geſchenk nicht umſonſt annehmen, er gibt dir dafür ein Ferkelchen, das iſt ein Säuchen. Dies ferkelt 10, lauter Säuchen, jedes von dieſen bringt dir 10, dann hab' ich eine ganze Herde, über die ich der Herr bin, und nehme mir einen Hirten und ſchicke ihn mit der Herde aufs Feld ſie zu hüten, dann kommen die Stăpâni (Hausbeſitzer, denen der Zigeuner arbeitet), und wollen Schweine kaufen, dann gehe ich in die Türe und rufe: „Măi loane, mă—i, — komm mit den Schweinen!“ Dies ſchrie der Zigeuner ſo laut, daß der Haſe erwachte, in die Höhe ſprang und zum Teufel lief. Zuerſt ſtarr vor Schrecken, daß ihm ſein ſchönes Luftſchloß noch ſchneller, als ers aufgebaut, zuſammengefallen, bemächtigte ſich des Zigeuners ein ſo großer Zorn, daß er ſich nicht mit gar ſchönen Schimpfworten Luft machte. Doch das war alles vergebens, der Haſe kam nie wieder. *Marpod.*

109. Nimm, Vetter, Punje! (Haſen-Kuchen.)

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten einen Knaben, der ſeiner Mutter immer Punje (Brot) verlangte, ſie gab ihm immer, und doch war er beſtändig hungrig. Hierüber verwundert, paßte ihm die Mutter auf, um zu erfahren, was er mit dem Punje vorgebe. Der Knabe aber lief zu einem Chriſtusbilde und rief: „Nimm, Vetter, Punje.“ Da trat Chriſtus aus dem Bilde, nahm das Stück und ſtieg wieder in den Rahmen. Als das Kind zum nächſten Male wieder Punje verlangte, ſagte ſie: „Geh', und fordere auch du jetzt dem Herrn Chriſtus etwas zu eſſen.“ Der lief zum Bilde und begann zu weinen: „Vetter, die Mutter will mir keinen Punje mehr geben, ſie ſchickt mich zu dir, du ſollteſt mir auch einmal geben.“

Damals iſt der Herr Chriſtus noch einmal heruntergeſtiegen, hat aus einer Seite Fleiſch genommen, aus der andern einen köſtlichen, weichen Punje und Geld, hat alles dem Kinde gegeben. Wie das die Mutter ſah, ging ſie auch und verlangte Geld. Chriſtus der Herr aber gab ihr keines, ſtieg auch nie mehr aus dem Rahmen herab.

Ana Folobă, Leschkirch.

110. Die taube Frau.

Eine junge Frau, die aber taub war, ſollte mit ihrem Mann die Nanaſche, welche im nächſten Dorfe wohnte, beſuchen. Um ihr etwas mitzunehmen, hatte ſie einen großen ſchönen Punje gebacken und eine hölzerne Ploscă (Flaſche) mit Wein gefüllt. Während ſie dieſe Herrlichkeiten in einen Zwerchſack packte, ſpannte ihr Mann die Ochſen an den Wagen. Als alles fertig war, fuhren ſie die Straße abwärts dem Morgen entgegen. Immer, wenn der Mann ſich den Ochſen zuwandte, trank ſie aus der Flaſche und biß vom Punje. Er trieb die Ochſen, ſie aß und trank, bis kein Wein mehr in der Ploska war. Da wandte ſich der Mann um: „Meine Frau, wo haſt du den Punje?“ Die taube Frau fragte langſam „Pope?“ „Der Teufel ſoll dich holen, Punje habe ich gefragt. Wo iſt der Punje?“ „Muscă (Fliege)?“ „Wenn dich doch die Fliege holen und ungekämmt freſſen ſollte!“ rief er zornig und ſchrie ihr ins Ohr: „Wo iſt der Punje?“ „Der Punje? Je, der war zu eckig, ich wollte ihn abrunden und habe immer davon abgebrochen und in den Mund geſteckt, bis nichts mehr war.“

„Wenn lieber dich der Teufel gefreſſen hätte“, rief böſe der Mann, „aber wo iſt die Ploska mit dem Wein?“ „Pope?“ „Kommſt du mir jetzt wieder mit dem Pope, du einfältiges Weib. Wo iſt die Ploska?“ „Die Muscă (Fliege)?“ „So mach doch die Ohren auf. Wo iſt die Ploska mit dem Wein?“ „Wein? Je, den mußte ich doch auch trinken, ſonſt hätte mir ja der Punje geſchadet.“

Darauf nahm ſich der Mann einen dicken Stock und gab ihr ein Paar über den Rücken. „Da haſt du Punje und Wein, damit dir beides nicht ſchade.“ Wandte darauf den Wagen um und fuhr wieder nach Hauſe, denn mit leeren Händen, wie aus dem Wald, konnten ſie doch nicht Beſuch bei der Nanaſche machen. *Ana Iacob, Bägendorf.*

111. Der fremde Großvater.

Es ging einmal ein Knabe zum Ofen um Holz aufzulegen, da ſaß auf dem Herd ein fremder alter Großvater mit einem großen, großen Hut auf dem Kopf. Der kam dem Knaben ſo merkwürdig vor und er fragte: „Lieber Großvater, wer biſt du? Was für einen großen Hut haſt du auf!“ „Groß wirklich, mein Herz, gar viele Kinder hat er umfangen.“ „Ach Großvater, was für eine lange Naſe haſt du!“ „Lang wirklich, mein Herzchen, gar viele Kinder hat ſie gerochen.“ „Ach Groß-

vater, wie lange Füße du haſt.“ „Groß wirklich, gar viele Kinder hab ich damit erreicht.“ „Aber Großvater, welch' großen Mund haſt du!“ „Groß wahrlich, gar viele Kinder hab' ich gefreſſen. Ham, ich freß jetzt auch dich.“ *Anisie Preda, Marpod.*

112. Der Fremde.

Eine junge Frau war allein zu Hauſe. Sehnſucht und Gram verzehrten ſie. Sehnſucht nach ihrer Heimat, ihrer Mutter, Gram über ihren ſchlechten Mann, der immer auf Raub ausging. „O Mutter, meine Mutter, warum haſt du mich fortgegeben, einem Fremden in ein fremdes Dorf?“ klagte ſie weinend. „Es wollten mich viele Burſchen aus der Heimat, aber an jedem fandeſt du Fehler, keiner war gut genug für deine Tochter. Du gabſt ſie fort einem großen Räuber, freilich, wie konnteſt du wiſſen, was er bezahle. Ich war zu Hauſe nicht gewöhnt, geraubtes Brot zu eſſen, blutige Wäſche zu waſchen.“

Als der Mann nach Hauſe kam, bemerkte er noch die Spuren der Tränen in den Augen ſeiner Frau und ihre Trauer. „Warum haſt du geweint?“ fragte er ſie. „Geweint habe ich nicht, hatte grünes Eichenholz verbrannt, der Rauch trieb mir die Tränen in die Augen.“ „Mein junges Frauchen, warum trauerſt du ſo ſehr? oder ſehnſt du dich nach deiner Mutter?“ „Nach meiner Mutter habe ich mich immer geſehnt und ſehne mich auch heute.“ „O, mein Frauchen, gedulde dich nur ein wenig, nur bis der nächſte Tag anbricht. Den Wagen will ich ſchmieren, die Deichſel umkehren um dich morgen zu deiner Mutter zu bringen.“

Als es Tag wurde, befahl er dem Kutſcher, die Pferde an den Wagen zu ſpannen, damit er zu den Schwiegereltern fahre. Als dann alles fertig war, rief er ins Haus hinein: „Meine Frau, nimm dir den Desage (Zwerchſack, ohne welchen die Rumäninnen nie über Land gehen) in die Hand und komme.“

Nun fuhren ſie und fuhren, bis an ein Wirtshaus, das an der Straße lag. Er ſtieg ab, ging hinein und brachte eine Maß Wein, bot auch ſeiner Frau an. „Nimm du, trinke noch einmal Wein von mir, von heute an wirſt du keinen mehr trinken.“ „Ich brauche deinen Wein nicht, noch ſonſt etwas anderes von dir, du haſt mir ſchwere Gedanken gemacht, auch mein Herz iſt ſchwer zum Sterben.“

Nun fuhren ſie weiter bis an einen See, er befahl dem Kutſcher zu halten, damit die Pferde ein wenig ausruhten, bis dann ſolle er drei Meſſer wetzen. „Was ſollſt du denn mit den geſchärften Meſſern?“ fragte die Frau in großer Angſt. „Dir den Kopf abſchneiden, wie ich's

ſchon zehn Frauen getan.“ Die Frau erſchrak und rief den Kutſcher: „Kutſcher, lieber Kutſcher, geh in mein Dorf und läute die Totenglocke, damit die Leute meinen Tod erfahren. Getötet vom eignen Mann.“ Sie hatte kaum ausgeredet, ſo lag der Kopf auch ſchon auf der Erde. Der Mörder hob ihn auf und legte ihn in die Glugă. (Eine Kopfbedeckung zum Schutze gegen den Regen, aus einem wollenen Tuch kaputzenförmig zuſammengeheftet.) Dann fuhren ſie weiter bis vor der Schwiegereltern Tor. Er ſchlug einmal mit dem Fuß hinein und ſchrie: „Mach auf, Schwiegermutter, die Frau hab' ich gelaſſen in einem Blumengarten mit Korn, im Blute bis an den Gürtel.“ Er ſchlug auch zum zweiten Male mit dem Fuße ins Tor: „Mach auf, Schwiegermutter, das Tor, die Frau hab' ich gelaſſen in einem Blumengarten im Blute bis ans Herz.“ Er ſchlug auch zum dritten Male ins Tor: „Mach auf Schwiegermutter, mach auf, die Frau ließ ich im Garten im Blute bis an den Hals.“ Noch einmal ſtieß er mit voller Kraft ins Tor, daß es in vier Teile zerſprang. Nun kam er in den Hof, wurde freundlich von der nichts ahnenden Schwiegermutter empfangen, gut bewirtet mit Speiſe und Trank. Erſt am dritten Tage begann ſie: „Wie kommt es nur, daß wir hier drei Tage mit einander gegeſſen und getrunken haben, ohne daß du mir etwas von meinem Kinde erzählt und ich erſt jetzt auf ſie frage?“ „Schwiegermutter, Schwiegermutter, du ſaurer Apfel, geh in den Keller und bring mir ein wenig Sauerkraut, ich überbringe dir ſehnſüchtige Grüße von deiner Tochter.“ Die Alte ging und brachte Sauerkraut auf den Tiſch. Während ſie aber noch im Keller war, hatte er den Kopf der jungen Frau auf den Tiſch geſtellt. Als ſie zurückkam, hielt ſie ſich an der Stuhllehne feſt, vor Schreck gelähmt, und ſprach mit verlöſchender Stimme: „O mein Kind, mein Töchterchen, ſo was hab ich immer gefürchtet, es hat mir immer am Herzen genagt, ſeit du ein kleines Kind warſt. Ich rief dich von der Nachbarin, wo ich dich gut aufgehoben wußte, du kamſt aus dornigem Geſtrüpp hervor, ich wußte dich auf blumiger Wieſe, du hielteſt dich zwiſchen harten Erdſchollen auf, ich ſuchte dich bei guten Freunden, und fand dich zwiſchen Feinden.“ *Anisie Preda, Marpod.*

113. Die drei Jäger.

Es war einmal ein alter Jäger, der hatte drei Söhne, mit denen er fleißig in den Wald jagen ging. An einem Sonntagabend, da ſie grade zum Tanze wollten, rief ihnen der Vater nach: „Bleibt nicht zu lange, wir müſſen noch vor Tag in den Wald an die Arbeit.“ Als ſie

vom Tanze nach Hauſe kamen, ſchlief der Vater ſchon, und ſie beſchloſſen unter einander, ihn nicht zu wecken, ſondern auch einmal allein zu gehen. Nahmen ſich jeder auf drei Tage Speck, Brot und Zwiebel in die Gluga und machten ſich auf den Weg; bis ſie in Wald kamen war es grade Tag und ſie konnten gleich zu jagen anfangen, jagten und jagten bis es Abend wurde, dann ſchleppten ſie die Beute unter einen Baum, machten ein Feuer daneben, aßen zu Abend. Die zwei jüngeren legten ſich ſchlafen, der älteſte ſollte Wache halten und aufs Feuer ſorgen, erloſch dieſes, ſo mußte er ſterben. Bis um Mitternacht blieb alles ruhig, als aber die zwölfte Stunde ſchlug, da raſchelte es in den Zweigen, ein großes Ungeheuer fiel vom Baume herab und ſtellte ſich vor ihn: „Mit was wollen wir ringen?“ „Mit Stöcken,“ erwiderte der Jäger, nahm ſeinen Stock und ſchlug, ehe das Ungeheuer ſeinen recht ſchwingen konnte, ihm den Kopf ab, ſetzte ſich dann wieder ans Feuer und wurde durch nichts mehr geſtört bis am Morgen. Als die beiden andern Brüder erwachten, nahmen ſie ihre Gewehre und gingen wieder an ihre Arbeit, bis die Sonne verſchwunden. Abends trugen ſie ihre Beute unter den Baum zu der vom vorigen Tage, machten Feuer an, brieten ein wenig Speck, aßen Zwiebel dazu und nachdem das Abendeſſen überſtanden, legten ſich der Älteſte und Jüngſte unter den Baum zur Ruhe. Der zweite ſchürte das Feuer und hielt Wache. Alles blieb ruhig bis um Mitternacht, wie am erſten Abend, als aber die zwölfte Stunde ſchlug, da bewegten ſich die Äſte, die Blätter raſchelten noch ärger als geſtern und ein noch größeres Ungeheuer fiel herunter, ſtellte ſich vor ihn und forderte ihn zum Ringen auf. „Womit wollen wir ringen?“ fragte es den Zweiten. „Mit Meſſern.“ Der Jäger zog ſein Jagdmeſſer und während das Ungeheuer ſeines in der Luft ſchwang, ſchnitt er ihm den Kopf ab. Nun blieb er ungeſtört am Feuer ſitzen bis Tagesanbruch, da erwachten die Brüder und ſie gingen alle drei wieder an die Arbeit bis zum Abend. Dann brachten ſie das erlegte Wild zu dem übrigen unter den Baum, zündeten ein gutes Feuer an, bähten Brot und aßen es mit Salz und Zwiebel, denn ein guter Rumäne faſtet am dritten Arbeitstage der Woche. Als ſie ihr einfaches Mahl beendet, übernahm nun der Jüngſte die Wache. Bis um Mitternacht erging es ihm ganz ſo wie ſeinen Brüdern. Als aber die zwölfte Stunde ſchlug, da bewegten ſich die Zweige ſo, daß nicht nur das Laub auf dem Baum, ſondern auch das Gras auf der Erde erzitterte. Es ſprang eine Schlange herunter mit grünen Flügeln und ſprach: „Komm, wir wollen mit Flügeln ringen.“ Der Jüngſte war damit zufrieden, band ſich feurige

Flügel an und flog mit der Schlange in die Höhe. Da begegnete ihnen ein Rabe. Die Schlange ſprach zu ihm: „Geh' Rabe, zum grünen Meer, begieße mir grüne Flügel, ich will dir dafür Fleiſch zu freſſen geben von einem Kattner.“ Der Kattner rief aber auch: „Geh' Rabe, zum feurigen Meer, begieße mir feurige Flügel, ich will dir Schlangenfleiſch zu freſſen geben.“ Dies gefiel dem Raben beſſer, er flog zum feurigen Meer, begoß feurige Flügel; der Kattner überwand die Schlange, tötete ſie, ſchnitt die Zungenſpitze ab, hob ſie in der Taſche auf, das übrige Fleiſch überließ er dem Raben zum verſpeiſen, flog dann wieder zurück zu ſeinem Feuer, aber, o weh, dies war erloſchen und wenn er ſich kein friſches herbeiſchaffen konnte, bis der Tag anbrach, ſo mußte er ſterben. Um zu verſuchen, ob er nirgends in der Nähe ein Feuer erſpähe, ſtieg er auf den Baum und ſah wirklich in weiter, weiter Ferne einen leuchtenden Punkt, den er als Feuer erkannte. Um die Gegend nicht zu verfehlen, warf er ſeine Mütze der Richtung zu, ſtieg herunter und lief, was er laufen konnte immer der Mütze nach. Als er eine Weile gelaufen, begegnete er dem Kokoſchgai, das iſt der Hahn, welcher den Morgen verkündet. „Wohin ſollſt du?“ fragt der Jäger. „Aufs Gebirge,“ antwortete Kokoſchgai, ich ſoll krähen, damit es Tag werde, es iſt lange ſeit geſtern abends. Der Kattner nahm ihn und band ihn an einen Baumſtamm und lief weiter, da begegnete er dem Tag. „Wohin ſollſt du?“ fragte er auch dieſen. „Ich ſoll geſchwind aufs Gebirge, damit es Tag wird, es iſt lange ſeit geſtern abends.“ Auch dieſen band er an einem Baumſtamm: „Bleib nur ruhig, bis ich zurückkehre, ich habe noch vieles zu vollbringen, bis es Tag werden darf.“ Endlich war auch das Feuer erreicht, aber wie erſchrak er bei dem Anblick, der ſich ihm darbot! Um ein großes Feuer ſaßen neun Teufel und brieten einen Menſchen. Grauſen packte ihn, aber Feuer mußte er um jeden Preis haben, wie ſollte er es nur klug anſtellen, ohne daß ihn das gleiche Schickſal ereile wie den eben bratenden Menſchen? Schon hatte ihn einer der Teufel bemerkt und zerrte ihn zu den übrigen. Alle umringten ihn: „Höre, du Menſchenkind, wenn du uns nicht die Königstochter ſtehlen hilfſt, ſo mußt du auch am Spieße braten, wie dieſer hier.“ „Gut, ich will ſie Euch ſtehlen, Ihr müßt aber alle mitkommen.“ Nun gingen ſie bis vor das Haus, in dem die Königstochter ſchlief. An der erſten Türe hielt ein ſchlafender Zigeuner Wache. An jede nächſte ſtellte er einen Teufel. An die zehnte kam der Jüngſte, er ſelbſt ging nun hinein, weckte die Königstochter geſchwind, beeilte ſich ihr die Gefahr, in der ſie ſchwebe, klar zu machen, er wolle ſie aber retten, ſie ſolle mit ihm kommen. Als ſie die erſte

Türe öffneten, wollte der Teufel gleich zugreifen, der Retter aber tadelte ihn: „Weißt du denn nicht, wie man eine Königstochter begrüßt? Bücke dich und küß ihr die Füße.“ Sogleich bückte er ſich, der Jäger aber hieb ihm den Kopf ab, ſchnitt die Zungenſpitze weg und nahm ſie zu ſich, an der zweiten und allen andern machte ers ebenſo, bis alle neun Teufel kopflos da lagen, von allen hatte er die Zungenſpitzen genommen. Nun war die Königstochter ſo froh und dankbar und wollte ihren Retter gar nicht mehr fortlaſſen, denn der König hätte verſprochen, ſie demjenigen zum Weibe zu geben, welcher die neun Teufel umbrächte. Nun ſagte er ihr, er müſſe zwar fort, ſonſt werde es nimmer Tag, denn er habe den Tag ſelbſt und ſeinen Gehilfen, den Kokoſchgai, angebunden, aber ſobald als möglich werde er wieder kommen und ſich ſeinen Lohn holen. Darauf gab ſie ihm einen Ring, zerriß ihr Tuch in zwei Hälften, gab ihm die eine, die andere behielt ſie, damit ſie ſich wieder erkennen ſollten. Dann nahm er Abſchied von ihr und eilte zum Feuer. Nahm von dort einen Brand und lief bis zum Tag, band ihn frei, lief weiter zu der Stelle, an welcher er den Kokoſchgai angebunden, ſchnitt auch dieſen frei und eilte weiter, kam noch zur rechten Zeit zu ſeinen ſchlafenden Brüdern. Zu gleicher Zeit, als das Feuer luſtig zu flackern anfing, krähte der Hahn, brach der Tag an, ſeine Brüder rieben ſich die Augen und hatten keine Ahnung, welch Abenteuer ihr jüngſter Bruder in der kurzen Zeit, einer einzigen Nacht, durchgemacht. Er hatte nun große Eile, nach Hauſe zu kommen, das Sonntagsgewand anzuziehen und in die Stadt zu fahren, warum? ſagte er niemandem. Er machte ſeinen Brüdern den Vorſchlag, das erlegte Wild nun heimzutragen und zum Verkaufe in die Stadt zu ſchaffen. Die Brüder waren zufrieden, ſchwer beladen kehrten ſie heim, denn ſie hatten Jagdglück gehabt. Der Vater war auch mit ihnen zufrieden und ſo rüſteten ſie ſich zur Stadt. Als ſie am nächſten Morgen hineinkamen, fanden ſie alle Gaſſen feſtlich geſchmückt und die Leute gingen alle in Feiertagskleidern aufgeregt einher. Die Wirtin erzählte ihnen auf ihre verwunderten Fragen, was das alles zu bedeuten habe? Die Königstochter ſei durch einen Zigeuner von neun Teufeln gerettet worden, nun müſſe ſie ihn heiraten, weil ſie der König dem zum Weibe verſprochen, welcher die neun Teufel töten werde. Heute ſolle die Hochzeit ſein. Als der Jüngſte dies gehört, füllte er das halbe Tuch der Königstochter mit Haſelnüſſen und ſchickte es ihr. Dieſe erkannte das Tuch ſofort und ließ die drei Brüder zu ſich rufen. In Gegenwart des Königs, der Braut, ſeiner Brüder und des Zigeuners erzählte er ſeine Erlebniſſe der Nacht. Darob erſtaunten ſeine Brüder, der Zigeuner

aber erbleichte, es lief ihm bald heiß, bald kalt über den Rücken, doch faßte er ſich wieder und ſprach, als der Jäger geendet: „Wie kann dies möglich ſein, ich habe doch die beſten Beweiſe, die Zungen, bei mir.“ Indem zog er ſie aus der Taſche, aber allen fehlte die Spitze. Nun nahm der wahre Retter zuerſt die Zungenſpitze der Schlange, darauf die der Teufel, und ſie paßten ganz genau, ſchließlich zeigte er auch den Ring am Finger, den ihm die Braut beim Abſchied gegeben. Der Zigeuner ſah nun, daß er verloren ſei und wollte fliehen, wurde aber gebunden und auf einem wilden Pferde durch die Stadt gejagt.

Der König machte aber große Hochzeit und als er alt war, ſo wurde der Kattner König, und lebte mit ſeiner jungen Frau viele Jahre glücklich. Von wo ich dieſe Mär gehört, von dort hab ich ſie auch erzählt. *Burgberg.*

114. Radu Bolfe.

Zu der Zeit, da die Zigeuner noch nicht ſo arbeiteten, wie jetzt, und jeder nur einen Stăpân (Herrn) hatte, lebte ein Zigeuner, der hieß Radu. Der hatte ſo viele Kinder als Löcher in einem Siebe ſind und noch eines mehr, aber noch immer waren ſie ſatt geworden von dem, was ihr Vater vom Stăpân heimſchleppte. Nie war er auch nur auf den Gedanken gekommen, zu ſtehlen.

Zum erſten Male in ſeinem Leben, war er eines ſchönen Sommertages nicht auf dem Platz zum Stăpân, er hatte verſchlafen, als er dann aber doch hinlief, war dieſer ſchon längſt mit den Leuten auf dem Feld. Zum erſten Male auch ſollten ſeine Kinder einen ganzen Tag hungern. Dieſer Gedanke machte ihn ganz betrübt. So kam er heim. Auf halbem Wege traf er die ganze Schar, ſie war ihm entgegengekommen, um die Râncezala (vergilbter Speck) in Empfang zu nehmen. Über dieſe herbe Enttäuſchung ſchlugen ſie ein fürchterliches Geheul auf, daß ſich der arme Zigeuner nur hinter den Ohren kraute, bis er mit der heulenden Bande zu ſeiner Frau kam. „Du Frau, ſeit ich bin, habe ich noch nie geſtohlen, aber heute muß ich, ſieh' her, wie die ſchreien.“ „Nicht geh', der Tag wird ja vergehen auch hungrig, nicht geh', man erwiſcht dich und wirft dich ins Gefängnis, nicht geh',“ ſuchte die Frau ihn zu beruhigen. „Ich will eſſen, ich will eſſen, auch ich, auch ich,“ ſchrie es durcheinander. „In meinem Leben hab' ich noch nie geſtohlen, heute muß ich, ich tu's ja für die Kinder. Frau, unſer Herrgott wird mir helfen, von dieſen vielen Kindern, für die ich Speiſe ſchaffen muß, wird ja eines Glück haben, daß man mich nicht erwiſcht.“ Mit dieſen Worten lief er fort. Er lief bis er in einen

Garten kam, wo ein Baum ſtand, ganz blau von Pflaumen. Vorſichtig ſtieg er hinauf, füllte ſich den Buſen und kam nach Hauſe. Aber, o weh, das reichte ja kaum für zwanzig, und da erhielt jedes nur eine. Kurz entſchloſſen kehrte er wieder um, kletterte auf den Baum, nahm ſo viel er im Buſen und in den Taſchen bergen konnte. Nun waren aber auch alle befriedigt, und die Ruhe hergeſtellt, aber nicht die ſeines Gewiſſens, es brannte und fraß in ihm. „Du Frau, gewiß hat mich jemand geſehen, bald ſind ſie hinter mir, wohin ſoll ich mich verſtecken? Ich krieche in den Ofen, du ſtellſt dich davor, als ob du Feuer anmachen wollteſt, und wenn ſie dann kommen, mußt du ſagen, du wüßteſt nichts von mir, hörſt du Frau? ich ſterbe vor Angſt.“ Er hockte im Ofen, ſeine Frau ſtand davor. So verging eine Stunde nach der andern, aber niemand kam, den Radu zu fangen. Endlich ſprang er heraus, gab ſeiner Frau eine Ohrfeige aufs rechte Ohr und ſchrie: „Du, ich bin der größte Räuber, den Gott auf ſeiner ganzen Welt hat.“ „Nicht ſchrei ſo, man hört dich ja, und du biſt ja kein Räuber,“ beruhigt ihn die Frau. Da fühlte ſie ſeine rauhe Fauſt auch auf dem linken Ohr. „Du, ich muß zum Stăpân gehen und es ihm auch ſagen, ich ſei der größte Räuber, den Gott auf ſeiner Welt hat.“ „Aber, was fällt dir ein, bleib doch hier,“ fing ſie wieder an, aber Radu hörte nicht mehr. Als er zu ſeinem Herrn kam, war der grade vom Felde heimgekehrt, und rief voll Mitleid: „Ach du armer Radu, was haſt du heute gemacht, ſind deine Kinder nicht verhungert? Wart nur, die Stăpâneasa (Herrin) ſoll dir eine Schüſſel voll Râncezală bringen und Palukesmehl, damit die Armen wenigſtens ein gutes Abendeſſen kriegen, und nicht hungrig zu Bett gehen müſſen.“ „Nein, Stăpâne, ich will, ich brauche nichts, bin nur gekommen um dir zu ſagen, daß unſer Herrgott auf ſeiner ganzen Welt keinen größeren Räuber als mich hält. Nur um dir dies zu ſagen, bin ich gekommen.“ „Aber Radu, biſt du denn närriſch geworden? Seit du ein Kind warſt, biſt du in meinem Hauſe herumgegangen, und noch nie hab' ich dich beim Stehlen ertappt. Was fehlt dir denn?“ „Nichts fehlt mir, aber ich bin doch der größte Räuber in dieſer Welt.“ „Nun gut, aber beweiſe es mir, daß du der größte Räuber biſt. Morgen ſchicke ich zweihundert Leute mit hundert Pflügen und hundert Paar Ochſen auf mein Land unter den Bergen, wenn du die ſtehlen kannſt, ſo erhältſt du hundert Gulden und darfſt dir das Paar Ochſen nehmen, das dir am beſten gefällt. Kannſt du aber nicht, ſo, ſiehſt du den Baum dort? hänge ich dich an ihn auf und haue dir obendrein den Kopf ab.“ „Gut, Stăpâne, es ſei. Machen wir alſo ein wenig Kontrakt und gib mir

zehn Gulden Handgeld.“ Der Herr gab es. Radu kaufte nun einen Sack voll Hühner, einen voll Enten und einen voll Gänse, und versteckte sich hinter den Berg. Um die Mittagszeit des nächsten Tages, als die zweihundert Pflüger sich zum Essen setzten, ließ er den Sack mit den Hühnern hinunter fliegen. „Seht, da kommt eine ganze Herde wilder Hühner, laßt sie uns fangen, wir machen uns mit diesen Ehre beim Herrn,“ riefen sie durcheinander. Die meisten sprangen auf und jagten hinter den Hühnern her. Die andern blieben sitzen. Da ließ er die Enten frei. „Seht, da kommt eine Herde wilder Enten, wir wollen sie fangen, dem Herrn eine Freude machen, uns aber Ehre.“ Wieder standen so viele auf und liefen die Enten zu fangen, daß nur noch zwanzig sitzen blieben. Aber fort mußten sie alle, darum ließ Radu zuletzt auch die Gänse den Berg hinunterfliegen. Nun standen auch die Letzten auf und riefen: „Seht, da kommt eine Herde wilder Gänse, die wollen wir fangen, heut' abends dem Herrn eine Freude und uns Ehre damit machen.“ Nun waren alle 200 Menschen hinter dem Geflügel her, entfernten sich immer mehr vom Lande, das sie pflügen sollten. Da kam der Zigeuner schnell hinter dem Berge hervor, trieb alle Ochsen zusammen und brachte sie zum Stăpân in den Hof, klopfte ans Fester und rief: „Herr, sieh, die Ochsen sind da.“ „Wie zum Teufel hast du das angestellt, oder hast du meine Leute bestochen und willst den Hunderter mit ihnen teilen.“ „O nein, Herr, die wissen nichts davon, ich hab sie auf die ehrlichste Weise gestohlen, aber den Lohn will ich nicht, bis die Leute nicht selbst herbei kommen, damit du sie fragst.“ Die Leute kamen aber nicht, es verging ein Tag und noch einer und auch der dritte brach an, da endlich keuchten sie herbei. „Wie kommt es denn ihr Leute, daß ihr erst heute mit dem Pflügen fertig geworden, sonst brauchtet ihr ja nur einen Tag zu der Arbeit?“ „Ach, Herr, und erst sind wir nicht halb fertig geworden.“ Und sie erzählten, es sei zuerst eine Herde wilder Hühner, dann eine Herde wilder Enten und zuletzt eine Herde wilder Gänse aufs Land gerade zwischen sie geflogen, sie hätten ihm eine Freude und sich bei ihm Ehre machen wollen und hätten versucht, sie zu fangen, hätten auch viele gehabt, doch zu dem Lande zurückgekehrt, wären sie vor Schreck fast gestorben, denn alle Ochsen wären fort gewesen, in der Aufregung hätten sie auch das Geflügel frei gelassen. Dann hätten sie sich auf die Suche nach den Ochsen gemacht, wären durch Dick und Dünn, durch Feld und Wald gelaufen, hätten sich an den Dornen die Kleider zerrissen und nichts gefunden. Nun würden die, welche eigne Ochsen hätten, sie ihm geben, die andern müßten sie aber abdienen. Da lachte der Stăpân und fragte:

„Wißt ihr, wer die Ochſen geſtohlen? Es war der Radu, der Zigeuner.“ Die Leute bekreuzigten ſich. Wie das doch in der Welt geht: der ehrliche Radu, der größte Räuber! Der aber erhielt die verſprochenen hundert Gulden, wählte ſich die ſchönſten Ochſen und führte ſie heim. Dort nahm er eine Axt und ſchlug einen auf den Kopf, daß er gleich tot zuſammenbrach. Die Kinder fielen darüber her, ſchnitten ſich Stücke mit Haut und Haar ab, und brieten ſie und im Augenblick war der Ochſe aufgefreſſen von der heißhungrigen Schar.

Am nächſten Morgen ſprach der Herr: „Radu, geſtern haſt du deine Sache gut gemacht, aber jetzt ſollſt du mir auch mein Reitpferd aus dem Stall ſtehlen, kannſt du dies, ſo ſoll es dein ſein und obendrein noch hundert Gulden. Aber wiſſe, wenn du nicht kannſt, dann kommſt du doch an den Baum dort und ich hau dir obendrein noch den Kopf ab.“ „Gut, Herr, ich wills verſuchen noch in dieſer Nacht.“

Nun ließ der Herr viele Wachen um das Pferd herum aufſtellen. An jeden Fuß einen, jedes Ohr mußte von einem gehalten werden, und der Schwanz, und auf dem Rücken ſaß auch einer. Es war alſo ſehr gut bewacht.

Um Mitternacht hörte man im Gänſetümpel neben dem Tore eine klägliche Stimme ächzen und ſtöhnen: „Ihr lieben Leute, kommt einem armen, alten, elenden Krüppel zu Hilfe, ſonſt muß ich hier ſterben. Schon ſeit neun Jahren und neun Tagen trage ich dieſe Laſt mit mir herum, es iſt ein Fäßchen alter Wein und ein Fäßchen Branntwein, wer mir heraus hilft, dem ſoll alles ſein, denn ich kann ihn nicht mehr auf meinem alten Rücken tragen, ach weh, weh.“

Als die Leute dies hörten, wäſſerte ihnen der Mund nach den guten Getränken. Die Hälfte von ihnen kam richtig zu Hilfe, übernahmen die beiden Fäßchen und tranken mit den andern neben dem Pferde. Bis ein Fäßchen geleert, waren alle vollſtändig betrunken. Nun kam Radu, der „arme alte Krüppel“, gab den vieren anſtatt den Pferdefüßen je einen Fuß von einem Webeſtuhl in die Hand, denen, welche die Ohren hielten, die Scheiden, dem andern ſtatt den Schwanz eine Hanfreiſte und den auf dem Pferd ſitzenden ſetzte er oben auf den Webſtuhl, ſich aber ſetzte er aufs Pferd, ritt heim und band es an ſeinen Zaun, kehrte dann wieder um, klopfte dem Stăpân ans Fenſter und rief: „Stăpâne, Stăpâne, komm heraus, ich hab dir das Pferd geſtohlen.“ „Wie zum Teufel haſt du das angeſtellt? Die Wachen halten es doch feſt.“ „Komm und ſieh, wie feſt ſie halten.“ Als er in den Stall trat, bot ſich ihm ein ſolcher Anblick dar, daß er in ſchallendes Gelächter ausbrach. Die Wachen hielten

krampfhaft am Webstuhl, der obenauf ritt, als ob es einen Ritt um die Welt gelte. Des Herrn lautes Lachen ermunterte sie so weit, daß sie aufmerksam wurden und plötzlich ganz nüchtern. Er aber klopfte dem Räuber auf die Schulter: „Radule, das hast du gut gemacht, komm, daß ich dir den ehrlich verdienten Hunderter gebe.“ Radu ließ sich nicht viel bitten und während er sich das Geld in die Tasche des Riemens versorgte, sagte der Herr, „Du hast zwar gezeigt, daß du ein großer Räuber bist, aber den Ring vom Finger meiner Frau kannst du doch nicht stehlen?“ „Warum nicht? ich wills versuchen.“ „Gut, gelingt dir auch dies, so soll der Ring dein sein, obendrein noch hundert Gulden, aber du kennst nun den Baum da drüben, an dem wirst du doch noch baumeln ohne Kopf.“ „Das hat noch Zeit, Herr, ich stehle den Ring.“ Na, gut.

In der nächsten Nacht nahm der Herr alle Pistolen und anderen Schießgewehre hervor, denn er hatte sich vorgenommen, den Ring selbst zu bewachen. Gegen Abend ging der Zigeuner zum Galgen, schnitt einen Aufgehängten ab, band ihn an eine Stange und ging damit vor die Fenster seines Stăpân, hielt den Leichnam, dem er seinen Hut aufgesetzt, bald an das eine, bald an das andere Fenster. Drinnen dachten sie, Radu wäre es selbst und versuche einzubrechen. Der Herr nahm eine Pistole, feuerte ab und hatte ihn mitten durchs Herz getroffen, er hörte ihn mit großem Gepolter hinunter fallen. Jetzt wurde es ihm doch bang vor dem Gericht. Da sprach seine Frau, „Aber geh doch hinaus, es ist so dunkel, niemand sieht dich, grabe geschwind im Garten ein Grab und verscharre ihn, wer wird weiter nach dem Zigeuner Radu fragen?“ „Du hast recht, meine Frau, ich gehe.“ Und er ging. Nach einer Weile kam er wieder ganz müde und erhitzt, wischte sich die Stirne und sprach gedämpft außer Atem: „Endlich bin ich den Räuber frei, ich hab solche Angst ausgestanden, aber der Ring ist Gott sei Dank, gerettet. Gib mir die Hand, laß mich ein wenig mit deinem Fingerchen, an dem du den Ring hast, spielen. Du könntest jetzt gut mir ihn ein wenig zum Tragen geben, ich hab's wohl verdient.“ „Natürlich, mein Lieber, sollst du ihn jetzt auch ein wenig behalten, zieh mir ihn ab und steck dir ihn an.“ Kaum hatte ihn der Mann am Finger, so klagte er wieder über große Hitze, er müsse sich noch ein wenig draußen abkühlen. Nur einen Augenblick war er gegangen, so kam er wieder herein, ganz müde und erhitzt wie vorhin, wischte sich die Stirne und sprach gedämpft, außer Atem: „Endlich bin ich den Räuber frei, hab solche Angst ausgestanden, aber der Ring ist Gott sei Dank, gerettet.“ Die Frau wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, daß ihr Mann seine Worte von vorhin wiederholte. „Gib mir die

Hand, laß mich ein wenig mit dem Fingerchen, an dem du den Ring trägſt, ſpielen, du könnteſt jetzt gut mir ihn ein wenig zum Tragen geben.“ — Da ſprang die Frau entſetzt auf: „Aber, um Gottes willen, Mann, was redeſt du, biſt du denn irre? Ich gab dir doch den Ring vorhin.“ „Mir haſt du den Ring gegeben?“ „Na ja, als du zum erſten Male hereinkamſt.“ „Du verfluchter Zigeuner, den Ring hätteſt du doch nicht ſtehlen ſollen!“

Der Zigeuner ſtand unter dem Fenſter und lachte: „Was verlangſt du noch von mir, Stäpáne?“ „Bring mir um Mitternacht den romäniſchen Pfarrer in einem Sack in den Gänſeſtall, hundert Gulden ſind dein, kannſt du aber nicht, ſo kommſt du an den Baum, du kennſt ihn, den Kopf hau ich dir ab.“ „Gut, ich gehe, es iſt bald Mitternacht.“ Er ging zur Kirche, ſeit kurzem hatte auch die romäniſche Kirche ein Schloß mit einem Schlüſſel, ſie war aber zum Glück nicht zugeſperrt. Er ging hinein, zündete alle Kerzen an, ſtellte ſich an den Altar und begann laut zu ſingen: „Wenn nur der Pfarrer bald käme und brächte die hundert Gulden, die er in der Lade hat und einen großen Sack, ich, der Geiſt Gottes bin von Chriſtus geſchickt worden um ihn im Sack hinauf ins Paradies zu tragen, Chriſtus will ihn zum Protopop machen, wenn er nur bald käme, damit wir uns nicht verſpäten.“ Der Pfarrer ſah die erleuchtete Kirche, hörte den Geſang, um beſſer zu verſtehen, öffnete ers Fenſter. Eben wurde der Geſang wiederholt. Dem Pfarrer klang der Geſang gar lieblich. „Höre, Frau, der Geiſt Gottes weiß, daß wir hundert Gulden in der Lade haben, nicht mehr, nicht weniger, das muß doch ein großer Geiſt ſein, geſchwind gib mir den Sack, du hörſt, ich darf mich nicht verſpäten.“ In der Eile fand die Frau keinen leeren Sack, nahm daher den mit dem Palukesmehl, lehrte ihn mitten auf den Boden und übergab ihn dem davoneilenden Pfarrer. Als er die Kirche betreten wollte, vernahm er wieder den Geſang: „Schließe feſt die Augen, auf daß du mich nicht ſiehſt, ſonſt mußt du ſterben, ſchließ die Augen feſt und leg den Hunderter auf den Altar. Kriech hinein in den Sack.“ „Aber heiliger Geiſt Gottes, wie ſoll ich in den Sack kriechen, ich kann ja nicht?“ „Steck nur den Kopf hinein, dann drücke ich dich ſchon ganz hinein.“ Der Pope legte mit feſtgeſchloſſenen Augen den Hunderter auf den Altar (ſofort ſteckte ihn der Zigeuner in die Taſche), brachte dann nicht ſehr zart den Popen in den Sack, band ihn zu und warf ihn über die Schulter. Als er mit dieſer Laſt zur Türe hinaus wollte, ſchrie der Pfarrer: „Nur behutſam, nur behutſam, Geiſt Gottes, du haſt mir die Naſe angeſchlagen, das Blut rinnt mir in den Buſen.“ Der Zigeuner

hatte den Gänſeſtall ſchnell erreicht, warf den Pfarrer im Sack zwiſchen die Gänſe, die ſchlugen ein Geſchrei auf: Gigagak, Gigagak, ſtürzten ſich über den nicht ausgeſchüttelten Mehlſack und bohrten gleich hundert Löcher hinein. Der Zigeuner brachte ſeinen Stăpân heraus. Der kam, äußerlich ernſt, innerlich faſt zerplatzend vor Lachen zum Stall, ſchnitt mit ſeinem Meſſer den Sack auf und befreite den Betrogenen. „Aber, Herr Pfarrer, das hatte ich von Euch doch nicht geglaubt, Ihr ſolltet kommen, mir die Gänſe zu ſtehlen.“ „Das will ich auch nicht, aber ein Teufel hat mich genarrt, zum Glück hatte ich mich verſpätet, ſonſt hätte er mich in die Hölle getragen. Jetzt muß ich aber gleich ſieben Popen zuſammenrufen, daß ſie Sluşbe machen und beten, damit ich auf immer vom Teufel befreit werde.“ „Wißt Ihr auch, wer der Teufel iſt, wie er heißt? Es iſt ja mein Genugtuer Radu, der Zigeuner, ich habe ihm hundert Gulden verſprochen, wenn er Euch im Sack in meinen Gänſeſtall bringen könnte.“ „Verzeiht mir, Pope, ich will die hundert Gulden mit Euch teilen, ſeht, da habt Ihr fünfzig.“ „Na, gut, aber gib mir auch meine hundert zurück.“ „Eure? Na, ich hab ja keine.“ „Aber du haſt ſie doch vom Altar genommen.“ „Habt Ihr Beweiſe? Habt Ihr Zeugen?“ Der Pfarrer konnte gegen den Zigeuner nicht aufkommen, er mußte den kürzeren ziehen und war ſchließlich noch froh, daß ihn nicht der Teufel geholt.

Nun machte der Stăpân noch einen letzten Verſuch, ſeinen teuren, im wahren Sinne des Wortes teuren Radu, doch noch an den Baum zu bringen: „Sage mir deinen Familiennamen (Polecra), wenn du ihn nicht weißt, ſo mußt du ſterben, weißt du ihn aber, ſo ſei das Häuschen rückwärts im Hof dein, dort magſt du wohnen mit deinen Kindern, ſo lange du lebſt.“ Da fing der Zigeuner an zu weinen und zu klagen. „Ach, Herr, jetzt muß ich ſterben, woher ſoll ich denn meinen Familiennamen wiſſen, ich armer, armer Zigeuner. Sei ſo gut, Herr, tu mir vor meinem Ende nur den einen Gefallen, laß meine Frau und Kinder kommen, damit ſie, bis ſich die Richter zuſammenfinden, mit mir zuſammen weinen und klagen.“

Seine Frau und alle Kinder, ſo viele als Löcher in einem Sieb und noch eines mehr, kamen herbei, um einen Tiſch ſaßen die Richter. Da fing er an zu klagen: „O ich armer, o Bolfe, Bolfe (Geſchwulſt), du haſt dir deinen Kopf gefreſſen.“ Da fingen die Richter an zu lachen und zu rufen: „Du biſt gerettet, Radu Bolfe, du haſt deinen Namen erraten.“

Nun zog er in das Häuschen rückwärts im Hofe mit allen ſeinen Kindern und lebte von den vielen, in wenigen Tagen durch ſeine Spitz-

findigkeit verdienten Hundertern und von seinem Stäpân, dem er wieder treu diente. So lange er lebte, hat er nicht wieder gestohlen, und seine Kinder sind auch nicht verhungert. *Lina Subtirel, Alzen.*

115. Das goldene Kreuz.

Einem Pfarrer war seine Frau gestorben, die hatte ihm ein kleines Töchterchen hinterlassen und ein paar kleine, schöne Schuhe, ihre Brautschuhe. Als sie den Tod herannahen fühlte, mußte er ihr versprechen, nur die zur Frau zu nehmen, welcher die Schuhe passen würden. Nun hätte er gerne wieder geheiratet, aber so viel er auch suchte, die Schuhe paßten keiner. Allen waren sie zu klein. So vergingen die Jahre, der Pope hatte das Suchen aufgegeben. Da kam an einem Sonntage sein nun erwachsenes Töchterlein fröhlich zu ihm gesprungen: „Sieh, Vater, wie gut mir die Schuhe von meiner Mutter passen.“ Als er das Kind ansah, erschrak er, beschloß aber sogleich, es zu heiraten. Als er es ihr gesagt, lief sie entsetzt zu einer alten Frau über die Gasse und klagte der ihr Leid. Diese tröstete das Mädchen und sprach: „Willige ein, verlange aber zuerst ein kupfernes Kleid.“ Sie kam nach Hause und sagte ihrem Vater, sie würde ihn heiraten, wenn er ihr ein kupfernes Kleid gekauft hätte. Er fuhr auf den Jahrmarkt und brachte das kupferne Kleid. Das Mädchen zog es an und ging in die Kirche und betete. Dann kam sie wieder zu der alten Frau über die Gasse, die rief ihm, sie solle ein silbernes Kleid verlangen, sie tat es. Der Vater fuhr wieder auf den Jahrmarkt und brachte auch ein silbernes. Das Mädchen zog es an, wurde aber immer trauriger, denn es sah, der Vater schaffte ihr, was sie wünschte. Am Sonntag zog sie es an, begab sich in die Kirche um zu beten und nachher zu der alten Frau über die Gasse zu gehen. „Mein Kind, verlange auch ein goldenes Kleid, wenn er dir's auch kauft, es vergehen doch wieder einige Tage und du gewinnst Zeit.“ Das Mädchen kam nach Hause zum Vater und verlangte ein goldenes Kleid. Der Alte fuhr auf den Jahrmarkt und brachte ein goldenes, das funkelte und blendete stärker als die Sonne, das Mädchen wurde immer trauriger und bleicher. Sie zog es an, ging in die Kirche und betete und wußte nicht mehr, wo aus noch ein vor Herzeleid, da fiel ihr Blick auf den Gekreuzigten, sie kam wunderbar gestärkt nach Hause und ging nicht noch zur alten Frau über die Gasse. Als der Vater aus der Kirche kam, bat sie, er möchte ihr nun auch noch ein goldenes Kreuz kaufen. Der Vater fuhr sogleich in die Stadt und brachte es, das war

aber ſo ſchön und leuchtete heller als Sonne, Mond und Sterne. In der ganzen Umgegend wurde es nicht mehr Nacht. Das Mädchen warf ſich vor dieſem wunderbaren Kreuz nieder und küßte es. Da öffnete ſich daran eine unſichtbare Türe, das Mädchen ſtieg hinein, und ſofort ſchloß ſie ſich wieder.

Bald wurde es im ganzen Dorf bekannt, die Tochter des Popen ſei verloren, man ſuchte und ſuchte, konnte ſie aber nicht finden. Da kam eines Tages der Königsſohn vorbeigeritten und wunderte ſich über den großen Glanz, trat ein und erblickte das Kreuz und wünſchte es zu kaufen. Für den Popen hatte es keinen Wert mehr, daher überließ er's dem Königsſohn um dreihundert Gulden, der nahm es aufs Pferd und ritt heim, dort ſtellte ers auf, kniete davor und küßte es. Sogleich ſprang die unſichtbare Tür auf und drinnen ſtand das wunderſchöne Mädchen im goldenen Kleid. Dem Königsſohn gefiel es ſo gut, daß er ſie ſogleich heiratete. Nun war die junge Frau glücklich, hielt aber das Kreuz in Ehren, kniete jeden Morgen und jeden Abend davor und betete und dankte Gott für das große Glück. *Marpod.*

116. Mundra Lumi.

Es war einmal, und wenn es nicht geweſen, würde man es nicht erzählen, es würde zerfließen, wie Schaum. Wer hören will, und aufmerken, wird dieſe Mär gut lernen. Alſo, es war einmal ein König, der hieß Vearde. Dieſer König ließ eine Kirche bauen aus ſeinem Geld, ſtolz und ſchön. In die Sonne kannſt du ſehen, in die Kirche nicht, ſo funkelte ſie, heller als die Sonne. Eines morgens hörte der Küſter ein Vöglein ſingen: „Viel bin ich in der Welt herumgeflogen, vielerlei Schönes habe ich geſehen, aber ſo was Schönes ſah ich noch nie, und doch fehlt etwas.“ Er ging gleich zum König und erzählte ihm, was er gehört. Dieſer wollte eine vollkommene Kirche haben, in der gar nichts fehle, hatte ſie auch dafür gehalten, darum ließ ihm dieſer Vogelgeſang keine Ruhe. Er befahl dem Küſter, das Vöglein, wenn es wieder komme, zu fragen, was denn fehle. Am nächſten Morgen kam es wirklich wieder, ſetzte ſich, wie am erſten auf den Baum vor der Kirchentüre und begann zu ſingen: „Viel bin ich in der Welt herumgeflogen, vielerlei Schönes hab' ich geſehen, aber ſo was Schönes ſah ich noch nie, und doch fehlt etwas.“ „Was fehlt denn?“ rief der Küſter. „Es fehlt auf dem Altar das Vöglein der Mundra Lumi,“ ſang es und flog fort. Als dies der König gehört, ließ er im ganzen Reiche bekannt machen, wer

ihm das Vöglein der Mundra Lumi bringen könnte, dem gebe er sein halbes Reich und er solle statt seiner König sein. Da sprachen seine zwei ältesten Söhne mit einander, es wäre doch schade, wenn ein Fremder sich das halbe Reich verdiene und obendrein noch König würde, sie wären doch auch so tapfer, wie jeder andere und wollten das Vöglein zur Stelle schaffen. Gut, sie kamen zum Vater und sagten ihm, sie wollten selbst ausziehen, das Vöglein der Mundra Lumi zu suchen, er möchte ihnen nur Geld zur Reise, Sonntagskleider und Pferde zum Reiten geben. Der König freute sich, daß er so tapfere Söhne hatte, gab ihnen Geld zur Reise, Feiertagskleider und Pferde zum Reiten, dann kam die Zeit, daß sie fortritten. Sie ritten und ritten bis sie zu einer Schlange kamen, die sich mitten über den Weg gelegt. „Nicht reitet über mich, nehmet mich auch mit," rief die Schlange. „Was sollen wir mit dir, du häßliches Tier," antworteten die beiden Brüder und ritten über sie und ließen sie liegen. Bald kamen sie zu einer Maus. Auch die bat, sie sollten sie mitnehmen. „Du Maus, geh' aus dem Wege, sonst zermalmen dich die Hufe der Pferde," riefen die fortgaloppierenden Reiter. Nun gelangten sie auf eine wunderschöne Wiese mit Blumen geschmückt, diese wollten alle gepflückt werden, die eine rief: „Nimm mich, nimm mich," die andere: „Ihr seht ja mit einem Strauß auf dem Hut dreimal so schön aus," da sprangen die Jünglinge ab, pflückten sich auf den Hut einen Strauß und ritten weiter bis an ein Straßenwirtshaus. Dort lagen drei schöne Jungfrauen im Fenster und winkten sie heran mit lockender Stimme: „Fahrt doch nicht vorbei, tretet ein und stärket Euch, die Portion kostet nichts." Die Brüder ließen sich nicht lange bitten, traten ein, wurden aber sofort samt ihren Pferden neunundneunzig Klaftern tief in die Erde vergraben.

Ein Tag verging nach dem andern, aber Nachricht von seinen Söhnen erhielt König Bearde nicht. Der Jüngste verging fast vor Sehnsucht nach seinen Brüdern, darum kam er auch zu seinem Vater und bat um Geld für die Reise, ein Pferd zum Reiten und Feiertagskleider, er wolle ausziehen, seine Brüder zu suchen und das Vöglein der Mundra Lumi zu bringen. „Du armer Cenuşotcă (Aschenputtel), wie willst du so Großes wagen, nachdem es deinen großen Brüdern, solchen Kattnern, nicht gelungen?" Da der Jüngste aber nicht mit Bitten nachließ, so gab der König auch ihm Geld zur Reise, ein Pferd zum Reiten und Kleider sich zu schmücken. So ausgerüstet ritt der jüngste Königssohn aus, seine Brüder zu suchen und das Vöglein der Mundra Lumi zu bringen. Als er ein Stück Weges geritten, lag mitten über die Straße

die Schlange und jammerte: „Nicht reite über mich, heb mich auf und nimm mich mit.“ Er lachte und antwortete: „Aber liebe Schlange, ich möchte dich ja gerne mitnehmen, aber ich kann ja nicht, habe nicht einmal einen Zwergſack bei mir, in den ich dich ſtecken könnte.“ „Das macht nichts, mein Junge, heb' mich nur auf, ich krieche unter den Sattel.“ Er ſchwang ſich vom Pferde, hob ſie auf und half ihr unter den Sattel, dann ritt er weiter bis zur Maus, auch dieſe wollte mit. „Aber liebes Mäuschen, wie ſoll ich dich mitnehmen, ich habe gar nichts wohin du ſitzen könnteſt.“ „Wenn es nur das iſt,“ rief erfreut die Maus, „ſo finde ich ſchon einen Platz, ich krieche unter den Schwanz.“ Kaum geſagt, krabbelte ſie am Fuße des Pferdes hinauf, ſchwang ſich dann unter den Schwanz und nun ging es zu dreien weiter bis zur ſchönen Wieſe die in prachtvollem Blumenſchmucke dalag. Auch zu ihm kamen die ſchönſten Blumen heran und riefen: „Nimm mich, o nimm mich, pflück uns alle zu einem Strauß auf den Hut, du ſiehſt ſo dreimal ſchöner aus.“

Die Schlange hatte ihn aber ſchon früher vor dieſen falſchen Blumen gewarnt und vor den drei Jungfern im Fenſter des Straßenwirtshauſes. So ritt er achtlos an dieſen und an jenen vorbei noch ein gutes Stück weiter, da ſah er in der Ferne das Schloß der Mundra Lumi. Es war aber bis hin noch ziemlich weit. Zuerſt mußte er über einen großen Fluß, der weder Brücke noch Fähre hatte. Da ſprang die Schlange ſchnell unter dem Sattel hervor, legte ſich als Brücke über den Fluß, ſo daß er ganz gut auf ihr hinüber konnte. Als er ſie wieder aufs Pferd nehmen wollte, ſagte ſie, vorläufig bleibe ſie hier, nachdem ſie ihre Schuldigkeit getan. Er ſolle jetzt ſehen, daß er ſchnell ins Schloß gelange, denn nur von 12—2 Uhr nachmittags könne man hinein, da ſchlafe alles. Er müſſe durch mehrere Zimmer gehen bis zur Mundra Lumi, die auch ſchlafe, dort wären viele Vöglein, er ſolle aber nicht wählen, ſondern gleich eines nehmen und herauskommen, damit er nicht eingeſperrt werde. Er ritt, um 12 Uhr war er dort, das Pferd ließ er draußen in der Sorge des Mäuschens. Alles ſchlief, alle Türen ſtanden offen. Er kam durch viele Zimmer, im letzten ſchlief die Mundra Lumi in ſeidener Wiege mit einer ſeidenen Decke zugedeckt. Er nahm geſchwind ein Vöglein, ſteckte es in den Torniſter und wollte hinaus, warf aber noch einen Blick über die ſchöne Wiege, da dachte er, es wäre doch ſchade, daß er die Mundra Lumi gar nicht ſehen ſollte, kehrte um, deckte das Geſicht nur ein wenig auf, und ſah und konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem ſchönen Mädchen. Er ſchrieb geſchwind einen Zettel mit ſeinem Namen und der Hausnummer und ſteckte es ihr unter den Kopf, küßte ſie auf den Mund und lief

dann hinaus, es ſchlug gerade 2 Uhr. In eine Türe wurde er faſt eingeſchlagen, das Tor zwängte ihm die Kleider ein, ſo daß er ſie mit dem Meſſer frei ſchneiden mußte. Nun ſetzte er ſich aufs Pferd und ritt weiter bis an das Waſſer, wo ihn die Schlange erwartete. Sie legte ſich wieder als Brücke von einem Ende zum andern, daß er über ſie hinüber reiten konnte, dann zog ſie ſich geſchwind hinauf unter den Sattel und nun ritten ſie heimwärts. Als ſie in die Nähe des Wirtshauſes kamen, ſagte die Schlange: „Wenn dich die Schweſtern rufen, ſo gehe hinein, wenn ſie dir nur eine Portion bringen, ſchlage ſie mit einem Stock ſo, daß ſie bald ſchreien: „Nicht mehr ſchlage, wir bringen dir zu Eſſen und zu Trinken ſoviel du willſt.“ Du aber ſchlage weiter und ſage, du würdeſt nicht aufhören, bis ſie dir deine Brüder nicht wieder geſund und friſch wie früher herbeiſchaffen ſamt ihren Pferden. „Deine Brüder haben 99 Klaftern in der Erde lange, weiße Bärte erhalten und eingefallene Geſichter, ſehen aus, wie alte Großväter und auch ihre Pferde ſind vor Hunger ganz zerfallen.“ So war es. Als er am Straßenwirtshaus vorbeikam, lagen die drei Jungfrauen wieder im Fenſter und lockten mit ihren Stimmen. Der Jüngſte kam heran, band ſein Pferd an einen Baum und trat ein. Die Schweſtern brachten eine kleine Portion Eſſen und ein kleines Gläschen Branntwein, da nahm er ſeine Peitſche und hieb in ſie, daß ſie laut ſchrien. „Was? ihr ſchlechten, ihr bringt mir, einem ſo großen Menſchen, nur ſo wenig Eſſen? ich will euch geben.“ „Hör auf, wir geben dir, ſo viel du verlangſt.“ „Was? ich ſoll aufhören? tot ſchlage ich euch, wenn ihr mir nicht gleich meine Brüder bringt, aber ſo, wie ſie waren und nicht, wie ſie jetzt ſind, und auch ihre Pferde.“

Wollten die Schweſtern nicht totgeſchlagen werden, ſo mußten ſie gehorchen und ſo gingen ſie und brachten die Brüder unter der Erde hervor, richteten ſie wieder her und übergaben ſie ihrem Bruder. Dieſer erzählte ihnen, wie es ihm gegangen und daß er das Vöglein der Mundra Lumi in der Taſche habe. Den Brüdern kam es ſehr ſchlecht, daß ſie jetzt nach Hauſe ſollten und der Jüngſte, der ſchwächſte doch tapferer geweſen. Sie ſchämten ſich, der eine flüſterte: „Du Bruder, was ſollen wir machen?“ „Wir bringen ihn um, wir hauen ihm den Kopf ab, nehmen das Vöglein und tragen es heim.“ Als er einmal vorausritt, hieben ſie ihm und dem Pferd den Kopf ab, nahmen das Vöglein und ritten nach Hauſe, doch das Vöglein ſaß traurig auf dem Altar und wollte nicht ſingen.

Nun laſſen wir die und kehren zu dem armen mit dem abgehauenen Kopfe zurück.

Als die Brüder fort waren, kroch die Schlange unter dem Sattel hervor und die Maus unter dem Schwanze. „Mäuschen, weißt du kein Mittel für Tote“? „O, ich weiß eins, aber ich muß ins Loch kriechen und wenn ich mich damit belade, kann ich nicht mehr heraus.“ „Wenn es nur das ist, geh' nur geschwind, ich zieh dich schon heraus, bis dann leck ich das Blut ab und richte den Kopf wieder ein.“ Die Maus ging, doch die Schlange hatte über ihrer Arbeit auf die Maus vergessen, und erst als sie fertig, fiel es ihr ein, daß sie ihr hatte helfen sollen. Sie lief ans Loch und rief: „Mäuschen, bist du da?“ „Ja, zieh mich geschwind heraus, sonst zerspringe ich.“ Die Schlange zog die Maus heraus und nun tröpfelte sie Saft aus der Erde auf den Schnitt, nur einmal stand der Jüngling frisch und munter auf, und sprach: „Ach, wie tief habe ich geschlafen.“ „Tief wirklich, sprach die Schlange, wenn wir beide nicht gewesen, wärst du auch nicht mehr erwacht. Sieh, so und so ist es dir ergangen“, und sie erzählte ihm, was seine Brüder getan. Unterdessen hatte die Maus auch das Pferd bestrichen, und das stand nun auch wieder schön und mutig da. Nun sprach der Jüngling: „Meine Lieben, euch habe ich viel, mein Leben, zu verdanken, kommt wir wollen Busenfreunde (frati de cruce) sein und immer zusammen bleiben.“ „Das geht nicht, wenn wir jemandem das Leben wieder geben, so müssen sich unsere Wege in diesem Leben trennen. Also bleibe mit Friede und guter Gesundheit, wir gehen jetzt unserer Wege, unsere Arbeit ist getan.“ Er ritt in seine Stadt, schämte sich aber, seinem Vater und seinen Brüdern unter die Augen zu treten und verdingte sich als Knecht.

Nun lassen wir ihn dienen und gehen zur Mundra Lumi.

Als diese erwachte, glaubte sie geträumt zu haben, es sei ein schöner Jüngling bei ihr gewesen und habe sie geküßt. Wie sie aber aufstehen sollte, fiel ein Zettel unter ihrem Kopf heraus, auf dem der Name und die Hausnummer des Königssohnes stand. Nun sah sie, daß es nicht nur ein Traum gewesen. Sie mußte fort und fort an ihn denken und zuletzt liebte sie ihn so, daß sie sich vornahm, ihn zu heiraten. Sie bestellte sich den Wagen und ihre Leute und machte sich auf den Weg. Als sie sich nun auf den Weg machte, ritten Soldaten vor ihr und Soldaten hinter ihr, alle schön geputzt und hatten alle neben dem Säbel eine Weidenrute. Als sie nun in die Stadt kam, erglänzte alles, wo sie vorüber fuhr, alles drängte sich um den Wagen, und die Begleiter riefen, wer auf den Wagen steigen könne, der würde die Mundra Lumi zur Frau nehmen. Da drängten sich die beiden Königssöhne heran, um zu ihr hinaufzusteigen, aber die Weidenruten bewegten sich von selbst und hieben

auf ſie los, daß ſie herunterfielen. Als dies der alte König ſah, weinte er. Da kam auch der Jüngſte herbei, er hatte grade im Stall die Pferde geputzt und noch die Stallſchürze um, aber ſo ſchmutzig er auch war, als er ſich dem Wagen näherte, ſenkten ſich die Weidenruten und er ſchwang ſich auf den Wagen neben die Mundra Lumi, und nun fuhren ſie in den Königshof. Jetzt erzählte er ſeinem Vater, wie es ihm ergangen, doch die Brüder leugneten. Darauf ſagte er, ſie ſollten alle drei ihre Säbel in die Höhe werfen und welcher grade herunterfalle, der ſei im Recht. Er warf zuerſt ſeinen, der flog ſo hoch, als wolle er bis in den Himmel fliegen, doch fiel er bald herunter und ſo grade, daß er in der Erde ſtecken blieb. Nun warf der zweite, der flog nicht ſehr hoch, als er aber fiel, fiel er mit einem Getöſe, als ob der Blitz eingeſchlagen, und zerſchlug beide Brüder, daß nur ein Haufen Aſche übrig blieb. Das war die Strafe Gottes.

Der Jüngſte machte nun Hochzeit mit der Mundra Lumi und als ſie in die ſchöne neue Kirche traten, fing das Vöglein ſo ſchön an zu ſingen, wie noch niemand gehört hatte, und der alte König weinte vor Freude, denn nun fehlte der Kirche gar nichts mehr.

Lina Subtirel.

117. Die Mär von der Henne, der alten Frau und dem Hahn des alten Mannes.

Vor langer, langer Zeit lebte einmal eine alte Frau und ein alter Mann. Die Frau hatte eine Henne und der Mann einen Hahn. Die Henne der Frau legte jeden Tag ein Ei, aber die Frau wollte niemals dem Manne auch ein Ei geben, ja, ſie wollte gerne, die Henne ſollte ihr jeden Tag zwei legen. Darum fütterte ſie dieſelbe, bis ſie fett wurde, aber fette Hühner legen ja nicht mehr. Hierüber ärgerte ſich die Alte und ſchlug die Henne. Als die Henne merkte, daß ſie die Frau nicht mehr leiden mochte und es ihr ſchlecht gehe, machte ſie ſich auf die Gaſſe und kam lange Zeit nicht mehr nach Hauſe. Eines Tages kam ſie wieder und fing im Hof an zu ſingen. Die Frau dachte, ſie werde etwas mitgebracht haben und breitete ein großes Leintuch im Hof aus. Die Henne ſtellte ſich in die Mitte des Leintuches, ſchüttelte und drehte die Federn, da fiel ihr aus dem Munde eine ſehr ſchöne Perle. Die Frau hob ſie auf und zeigte ſie dem Manne. Nun glaubte der Mann, ſein Hahn werde auch etwas bringen und ſchlug ihn auch gut. Der Hahn brach auf gegen die Gaſſe, als er gerade durchs Tor ging, fuhr ein

Wagen vorbei, in dem ſaß ein ſehr reicher Herr. Der Hahn lief immer hinter der Kutſche und ſchrie: kukurigu. Der Herr ließ halten und ſich den Hahn auf den Wagen bringen und weil er ihm gefiel, nahm er ihn mit. Der Hahn freute ſich, daß er nun auch etwas finden ſollte und ſuchend ſtöberte er überall herum und zerriß, was er fand. Dies gefiel dem Herrn, der ihn mit ſich genommen, nicht. Dieſer Mann war ſo reich, daß er eine Lade voll Geld hatte. Wie er nun ſah, daß der Hahn alles Schöne zerſtörte, beſchloß er, ihn zu töten und warf ihn daher in einen Brunnen. Aber der Hahn erſchrak nicht und ſtarb auch nicht, ſondern trank den ganzen Brunnen aus und flog dann heraus. Nun warf ihn der Herr in den heißen Backofen. Doch unſer Hahn war verſtändig und blies nun das kalte Waſſer aus dem Brunnen in den heißen Ofen, bis er auch kalt war, dann kam er aus dem Ofen heraus. Als nun der reiche Mann ſah, daß er den Hahn nicht töten konnte, nahm er ihn und ſperrte ihn in die Lade mit dem Gelde ein. Er war überzeugt, der Hahn werde den feſten Deckel der Lade nicht aufbrechen können, das wollte der Hahn auch nicht, er hatte nun, wonach er geſucht. Sogleich begann er die Goldſtücke einzuſchlucken. Als er etwa die halbe Lade geleert, kam der Herr um einmal nach ihm zu ſehen, der Hahn aber war ſo geſcheit, ſogleich herauszufliegen und flog aus der Lade ins Zimmer, aus dem Zimmer in den Hof, aus dem Hof auf die Gaſſe und ſo weiter bis in den Hof des alten Mannes. Wie der ihn ſah, breitete er ein Leintuch im Hof aus, der Hahn ſetzte ſich mitten darauf und füllte das Leintuch mit Geld. Nun kam die Frau und verlangte ihm auch Geld, er aber ſagte, er gebe ihr keines, ſie hätte ihm auch nie ein Ei geben wollen. So war er ein reicher Mann geworden und konnte ſich kaufen, was er begehrte. Aber auch den Hahn hielt er gut, ſo lange er lebte. Und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie bis auf den heutigen Tag. *Nora Bran, Leschkirch.*

118. Die böſe Schwiegermutter.

Es war einmal eine junge Frau, die hatte eine böſe Schwiegermutter, welche ihr nur von dem Eſſen, das ſie für den Hund bereitete, gab, wenn dieſer ſchon ſatt war. Dafür erhielt ſie viel Schelte, nie ein gutes Wort. Eines ſchönen Morgens zur Erntezeit nahm ſich die Schwiegertochter die Sichel und ging aufs Feld, Korn ſchneiden. Sie ſchnitt fleißig bis zum Frühſtück, das ihr jedoch niemand brachte, Tränen traten ihr in die Augen. Sie ſchnitt weiter bis zum Mittag. Je höher

die Sonne ſtieg, deſto heftiger rannen die Tränen, deſto größer ward ihr Hunger und ihre Sehnſucht nach der Heimat. Es fragte niemand nach ihr, niemand brachte ihr zu eſſen. Die Sonne ſank, aber nicht ihre Traurigkeit. Da ſah ſie in der Ferne die Schwiegermutter mit leeren Händen kommen, um zu ſehen, was ſie gearbeitet. Nun geſellte ſich zu den dreien, Hunger, Leid und Sehnſucht, noch die Furcht vor der Schwiegermutter. Da fiel ſie auf die Knie und betete: „O mein Gott, laß mich doch eine Schwalbe werden, damit ich heimfliegen kann zu meiner Mutter.“ Sogleich wurde ſie eine Schwalbe und flog fort. Ihre Mutter ſaß grade auf dem Herd Feuer anmachend, als ein Vöglein mit den Flüglein ans Fenſter ſchlug. „Häſch, häſch! du Schwälbchen, wirſt ja nicht mein Kind ſein!“ rief die Mutter. Da flog es fort bis ans Fenſter ihrer Hochzeitsmutter (Nanaſche). Dieſe kehrte grade in der Stube, als es mit den Flüglein am offnen Fenſter Wind ſchlug. „Häſch, häſch, mein Schwälblein, wirſt ja nicht meine Fine ſein!“ rief dieſe. Da ſagte die Schwalbe: „Nanaſche, liebe Nanaſche mein, wären dir doch lieber deine Hände vertrocknet, bevor du mir den Kranz aufs Haupt gelegt.“ „Aber mein liebes armes Kind,“ antwortete die Nanaſche, „gib doch nicht mir die Schuld; der Kranz war ja nur in meinen Händen, aber du hatteſt die Augen.“ *Dodosie Preda, Alzen.*

119. Der Löffelzigeuner.

Es ritt einmal ein ſchöner Zigeunerburſche mit Löffeln an einem Haus vorbei; im Fenſter lag eine vornehme Soldatentochter. Der Burſche gefiel ihr ſo gut, daß ſie rief: „Komm' herein zu mir, mein Haus iſt von außen geweißt von innen gemalt.“ Er antwortete: „Komm' du zu mir, mein Haus ſieht von außen grün aus wie eine Wieſe, innen ſind die Wände aus lauter Süßigkeiten.“ Sie kam heraus, er nahm ſie auf's Pferd und ritt mit ihr davon, weit, weit über Berg und Tal, durch Gräben und durch Felder. Da fragte ſie: „Wo iſt denn dein Haus?“ „Siehſt du den Rauch? Wo der aufſteigt, da iſt meine Wohnung,“ antwortete er. Bald hatten ſie ſein Zelt auf freiem Feld erreicht. Nun merkte ſie den Betrug, ſprang vom Pferd, nahm den Beſen und kehrte. Als ſie bis vor die Türe gekehrt, erhob ſie den tränenden Blick und ſah' eine Taube. „Lieb' Taube mein, kommſt du nicht vielleicht aus meiner Heimat, haſt du nicht meine Mutter geſehen und meinen Vater?“ „Deine Mutter knetet Teig zu weißem Brot und miſcht das Mehl mit ihren Tränen auf; dein Vater läßt zwei Pferde beſchlagen mit feſten

Hufen, um dich zu ſuchen.“ „Mein liebes Täubchen, flieg zu meinen Eltern und ſag' ihnen, ſie ſollen mich nicht ſuchen, ſie würden doch keine lebende Tochter mehr finden.“ *Dodosie Preda, Alzen.*

120. Der ſind die Krähen nicht über's Dach geflogen.

Ein Mann lebte ſchon viele Jahre glücklich mit ſeiner Frau und nur etwas trübte dies Glück, und das war die Spindel, weil ſie die Frau an die Finger brannte. Dies betrübte den Mann ſehr, denn er hätte gerne eine fleißige Frau gehabt. Eines Tages befahl er ihr ernſtlich, ſie möge ſpinnen. „Aber wie ſoll ich denn ſpinnen, ich habe alle Spindeln voll Garn und du machſt mir keinen Haſpel.“ Mit dieſen Worten lief ſie in die Kammer und brachte in der Schürze volle Spindeln, keuchte, als ob ſie an der Laſt ſchwer trage; es lagen aber nur oben drei Spindeln. Nun lief ſie wieder in die Kammer und kam mit denſelben Spindeln heraus, ſo daß der Mann wirklich dachte, ſie habe ſo viel geſponnen, nahm ſich die Axt und ging in den Wald, Holz für einen Haſpel zu bringen. Leiſe folgte ihm die Frau und verſteckte ſich im Geſträuch. Als er nun oben auf einem Baume ſaß, rief ſie mit verſtellter grober Stimme: „Cine face ristitoare, baba-i moare.“ (Wer einen Haſpel macht, dem ſtirbt ſeine Frau.) Als der Mann dieſe Worte vernahm, erſchrak er, denn er wollte ja nicht, ſeine Frau ſollte ſterben, und nun gar durch ſeine Schuld. Er hielt inne mit der Arbeit und lauſchte, da rief die Stimme wieder: „Cine face ristitoare, baba-i moare“. Nun ſprang der Mann vom Baume herunter, eilte geſchwind nach Hauſe, wo ihn ſeine Frau erwartete. Auf ihre Frage, wo denn der Haſpel ſei, erzählte er ihr ſein Erlebnis. „Na, laß gut“, erwiderte ſie, „ich will mir ſchon auf andere Weiſe helfen.“ Als nun die Zeit kam, daß das Garn geſechtelt werden ſollte, ſprach ſie zu ihrem Manne: „Schau, wenn ich das Garn einlege, mußt du dich aufs Dach ſetzen und die Krähen verjagen! denn ſobald eine übers Dach fliegt, wird das ganze Schaff voll Garn zu Werg.“ Der gute Mann ſtieg ſogleich aufs Dach hinauf, fuchtelte eifrig mit den Händen und ſchrie in einem fort: „Häſch, häſch!“ Unterdeſſen legte die pfiffige Frau den ungeſponnenen Hanf ins Schaff. Kaum war ſie fertig, rief er mit verzweifelter Stimme: „Es iſt mir doch eine Krähe übers Dach geflogen.“ „Komm' herab,“ antwortete die Frau, jetzt iſt all meine Mühe umſonſt geweſen, das geſponnene Garn iſt wieder alles zu Werg geworden.“ Seither ſagt man, wenn eine Frau im Frühling viel Garn im Harbach ſpült: „Der ſind die Krähen nicht übers Dach geflogen.“ *Dodosie Preda, Alzen.*

121. Was Gott zusammenfügt, kann der Mensch nicht scheiden.

Es waren einmal zwei junge Leute, die hatten sich lieb. Sie war aus vornehmem Hause, er ein schöner, stattlicher Jüngling. Sie hatten sich so lieb, daß sie nicht von einander lassen konnten, trotzdem die Eltern vom Heiraten nichts wissen und sie gewaltsam trennen wollten. Sie begegneten sich zum letzten Male und weinten beide sehr. Endlich kamen aus seinem Munde die traurigen Worte: „Nimm, mein Lieb, dies Ringlein aus Silber: und wenn das Silber schmilzt, so wisse, daß ich tot bin.“ Sie sprach mit zitternder Stimme: „Nimm, Geliebter, dieses Tuch von Seide mit Gold umrandet. Wisse, wenn dieses Gold schwindet, so bin ich tot.“ Darauf gaben sie sich die Hände und nahmen Abschied für dieses Leben. Sie ging zurück; er wanderte weiter, immer weiter, lange, lange; es wurde ihm warm, Schweißperlen tropften von der Stirne, er nahm das Tuch, strich sich damit über's Gesicht, es schmolz das Gold und weinend fiel er zu Boden. Da kam ein Knabe auf kleinem Pferd geritten. „Knabe, lieber Knabe mein, kommst du nicht aus meinem Dorfe?“ rief er dem näher heranreitenden zu, weißt du nichts von meiner Geliebten?“ „Ich komme aus deinem Dorf,“ antwortete der Knabe. „Dein Mädchen ist tot, heute hat man sie in ein tiefes, tiefes Grab gelegt, damit du sie nie mehr sehen, nie mehr erreichen solltest.“ Diese Nachricht kam dem Burschen nicht unerwartet, er sprach: „Mein lieber Knabe auf kleinem Pferd, reit zu meinem Vater und sage ihm, daß ich mich auch in einen tiefen Graben gelegt, da wo die Wasser am schärfsten fließen, vielleicht treffe ich doch mit ihr zusammen in jenem Leben.“ Er sprang hinein und versank. Als sein Vater hievon hörte, ging er mit Hacke und Schaufel das Wasser zu durchsuchen, fand aber lange nichts und als er weiter auf den Sand kam, lag tief drinnen sein Sohn neben der Geliebten. Schrecken bemächtigte sich der Eltern von beiden. Nun berieten sie sich, wie sie dieselben begraben sollten, damit sie nicht wieder zusammen kämen. Ihn begruben sie hinter den Altar, sie vor die Kirchentüre. Nun waren sie weit voneinander und konnten sich sicher nie mehr treffen. Als es Frühling wurde, da wuchs aus seinem Grab eine Tanne, die ward immer höher über die Kirche hinaus, und wo sie begraben war, kam eine Weinrebe hervor, rankte sich um die Kirche, bis sie die Tanne erreicht hatte und sie umschlang, als ein Zeichen des Himmels für die Eltern, daß, was Gott zusammenfügt, Menschenhände nicht trennen können. *Dodosie Preda, Alzen.*

122. Der Engel.

Es war einmal ein kleines Mädchen, das hatte auf der ganzen Welt niemanden außer einer böſen Stiefmutter, und das war ſchlechter, als wenn es gar niemanden gehabt hätte. An einem Sonntag ging ſie in die Kirche, befahl aber dem Kinde, es ſolle, bis ſie heimkomme, den großen Garten putzen. Es ging in den Garten, ſetzte ſich nieder und weinte, denn es wußte nicht, wie es in der kurzen Zeit fertig werden ſollte, und fürchtete ſich vor den Schlägen. Da kam ein Engel, brachte ihm zwei Äpfel und Brot und ſagte, es möge nur ſitzen bleiben und eſſen. Nun fing der Engel fleißig an zu putzen; bis das Kind gegeſſen hatte, war auch der Garten fertig und der Engel flog fort. Als die Stiefmutter aus der Kirche kam, verwunderte ſie ſich. Am nächſten Tage gab ſie ihm Milch und Brot zu eſſen, da kam der Engel wieder, verbot ihr, die Milch zu eſſen, denn ſie war vergiftet, und brachte ihr Brot und eine Traube. Am andern Abend machte die Stiefmutter ein ſchönes Bett unter dem Schopfen, darunter grub ſie ein tiefes Loch, damit das Mädchen, wenn es ins Bett ſteige, hineinfalle, denn ſie wollte es umbringen, und wußte nicht mehr, auf welche Weiſe, denn im Garten hatte es ſich nicht zu Tode gearbeitet, von der vergifteten Milch war es auch nicht geſtorben. Als es ſich grade entkleiden ſollte, kam der Engel wieder und ſprach: „Komm' mit mir mein Kind, hier iſt deines Bleibens nicht mehr. Ich trage dich in den Himmel, da ſollſt du mit den Englein ſpielen und es wird dir gut gehen.“ Er nahm es unter ſeine Flügel und flog mit ihm fort.

Erzählt von Maria Georgi, Alzen.

123. Drei Tauber.

Es arbeitete einmal ein Tauber an einem Zaun. Zu dieſem kam ein anderer Tauber, dieſer war Hirt bei den Ziegen, und die Ziegen hatte er verloren. Jetzt ging er, ſie zu ſuchen. „Du, Kamerad, haſt du nicht geſehen, wozu meine Ziegen gegangen?“ Der Gefragte hatte verſtanden, der frage, bis wohin er den Zaun machen ſolle und zeigte mit der Hand: „Bis dahin.“ „Dahin ſind meine Ziegen gegangen? Laß nur, wenn ich ſie finde, ſchenke ich dir auch eine, die mit den abgebrochenen Hörnern.“ Er ging und fand richtig alle Ziegen nicht weit entfernt graſen. Hierüber froh brachte er die verſprochene dem Tauben, welcher den Zaun machte. Dieſer dachte, der glaube, er habe der Ziege die Hörner abgebrochen und ſprach: „Ich habe ſie nicht abgebrochen.“ Der andere: „Ich bringe dir ſie, weil ich ſie ja verſprochen habe.“

„Ich habe die Hörner nicht abgebrochen.“ Da fingen ſie ſich beide an zu zanken und gingen zum Richter. Als ſie hinkamen, war der nicht zu Hauſe, nur ſeine taube Tochter. Sie erzählten den Streit ihr, dieſe verſtand aber, beide wären wegen ihr gekommen, ſie wollten ſie heiraten, und ſagte: „Mein Vater iſt nicht zu Hauſe. Aber wenn er kommt, will ich es ihm ſagen und ich werde den von euch nehmen, welcher zuerſt kommt.“ *Erzählt von Ana Iacob, Alzen.*

124. Ein Jüngling ohne Glück.

Ein Jüngling hatte kein Glück auf dieſer Welt. Weil er nun kein Glück hatte, ging er in die Welt um zu verderben. Eltern beſaß er nicht, auch keine Geſchwiſter. Ein ſchönes Weizenfeld zerſchlug ihm der Hagel des heiligen Elias,[1] daß ihm nicht ein Körnchen geblieben, der heilige Petrus hatte Wölfe in die Ochſenherde geſchickt, ihm die Ochſen zu freſſen, und ſeine waren die ſchönſten in der ganzen Herde geweſen. Nun ſah er ſich allein und arm, ſo arm, daß ihm nur drei Kreuzer geblieben. Dieſe ſteckte er in die Taſche und begab ſich auf die Straße. Einen ganzen Tag ging er immer vorwärts auf der Straße, nur einmal begegnete ihm ein alter Mann, dieſer war Gott, aber der Jüngling ohne Glück kannte ihn nicht. „Wohin gehſt du, mein Junge?“ fragte ihn unſer Herrgott. „Ich gehe in die Welt um zu verderben, hier habe ich kein Glück,“ entgegnete der Gefragte. „Mein Junge, haſt du keinen Kreuzer für mich?, ich bin ſo arm,“ ſagte der Alte. „O, ich habe drei. Von dieſen kann ich auch dir einen geben.“ Dies ſagend reichte er ihm einen hin und fing wieder an zu gehen. Am nächſten Tage begegnete er wieder einem alten Großvater, erkannte aber nicht, daß es derſelbe, daß es Gott ſei. Es wiederholte ſich dasſelbe Geſpräch von geſtern, und als der Alte ihm einen Kreuzer verlangte, ſprach der Junge: „Ja, ich habe zwei, einen davon kann ich dir geben,“ reichte ihm ihn hin und ging weiter. Am dritten Tage begegnete er wieder einem alten Manne. Nach denſelben Fragen und Antworten verlangte der Alte einen Kreuzer. Der Junge zog ihn aus der Taſche mit den Worten: „Ich habe nur dieſen, den gebe ich euch, mir iſts gleich, ob ich einen oder keinen habe, ich gehe ja doch in die Welt um zu verderben, hier habe ich kein Glück.“ „O nein, du ſollſt nicht verderben, ſuch dir dein Glück, vielleicht iſt's nicht einmal ſo weit von dir, gehe nur immer rechts, dann wirſt du Leute treffen

[1] Elias, ein ſehr gefürchteter Heiliger, ſein Tag, 2. Auguſt, nach rumäniſchem Kalender 20. Juli, wird gefeiert, weil er gerne Hagel und Blitzſchlag bringt.

und was die arbeiten, das tue auch du, wenn sie zum Essen gehen, gehe auch du zum Tisch und iß, und wenn sie schlafen gehen, leg dich auch. Aber reden sollst du kein Wort, bis du nicht von jemandem gefragt wirst."

Der Jüngling ohne Glück tat grade so, wie ihn der alte Großvater gelehrt. Er ging und ging bis er einige Leute antraf, diese arbeiteten an einem Zaune, er fing auch an dort zu helfen, und wie sie zum Mittagessen gingen, setzte er sich auch zwischen sie und aß, und als er sich abends zum Schlafen legte, ruhte er so gut, daß er fast glaubte, das Glück gefunden zu haben. Um Mitternacht erwachte er und sah neben sich das Glück stehen redend mit denen, die den neugebornen Kindern ihre Zukunft in die Wiege legen, — diese nur um Mitternacht sichtbaren Männer heißen Ursitori —, sie sagten: „In dieser Nacht sind 50 Leben zur Welt gekommen, welches Glück gibst du ihnen?" „Unser Essen von heut abends und unsere Ruhe dieser Nacht", antwortete das Glück. Darauf entfernten sich die Ursitoren durchs Fenster. „Ihr armen Seelen, seid auch in einer schlechten Stunde ins Leben gekommen, wie ich, nichts werdet auch ihr haben, kein Abendessen und kein Bett," dachte der Arme und schlief wieder ein und schlief bis zum Morgen. Am zweiten Tage ging er zum Zaun und arbeitete wie gestern, aß mit den andern, abends legte er sich schlafen und ruhte gut. Gefragt hatte ihn niemand etwas und er auch nicht ein Wort geredet. Um Mitternacht wurde er wieder von leisen Stimmen geweckt, die Augen ein wenig öffnend sah er das Glück an seinem Lager stehend mit den Ursitoren redend: „In dieser Nacht sind 60 Seelen ins Leben gekommen, welches Glück gibst du ihnen?" „Unser Essen dieses Abends und unsere Ruhe dieser Nacht." Nun gut, die Ursitoren flogen zum Fenster hinaus, unser Jüngling aber dachte mitleidig: „O Gott, wie viele Menschen sind ohne Glück, weder Bett, noch Essen, noch Ruhe."

Am dritten Tage nahm er wieder seine Arbeit auf und auch diese Stunden vergingen, wie die der zwei letzten Tage. Abends konnte er trotz Müdigkeit nicht gut ruhen, trotzdem das Glück wieder neben ihm stand. Um 12 Uhr drangen die Ursitoren zum Fenster herein und begannen wieder dem Glück zu erzählen: „In dieser Nacht sind 70 Seelen zum Leben erwacht, welches Glück gibst du ihnen?" „Unser Essen von heut abends und unsere Ruhe dieser Nacht." Als sie diese Worte vernommen, entfernten sie sich durchs Fenster.

Der Jüngling aber konnte keinen Schlaf mehr finden aus Mitleid mit den vielen armen Seelen, die in diesen drei Nächten geboren. Am

nächſten Morgen, als er zum faſt fertigen Zaun kam, fing der Hausherr an, ihn zu fragen: „Du Burſch, was iſt mit dir? Du haſt mir nun drei Tage gearbeitet, aber aus deinem Munde habe ich noch kein Wort gehört. Wer biſt du und woher kommſt du?“ Darauf fing dieſer derb an: „Erſt jetzt fällt es euch ein, mich zu fragen, nachdem ich euch drei Tage gearbeitet?“ nahm ſich ein Stück Holz und begann damit den Hausherrn zu ſchlagen. Er ſchlug ſolange, bis der Geſchlagene ſchrie: „Nicht mehr hau auf mich, gib Ruhe und gehe lieber auf dem rechten Wege vorwärts und wenn du an ein Haus kommſt, tritt hinein und verdinge dich als Knecht.“ Er ging. Und wie er ſo ging, kam er an einen Hof, dort wohnten zwei alte Leute, die hatten aber eine ſchöne, junge, kräftige Tochter mit gutem Herzen. Doch hatte ſie einen Fehler an ſich, ſie durfte nämlich, wenn die Sonne hoch am Himmel ſtand, nicht hinausgehen, weil ſie die Sonnenſtrahlen hinaufziehen. Doch das machte ja nichts, wenn ſie nur ſonſt geſund war, um die Mittagszeit blieb ſie eben im Zimmer. Er verdingte ſich als Knecht, da er aber bald den Alten und auch der Jungen gut gefiel, gaben ſie ihm ihre Tochter zur Frau. Sie machten Hochzeit und nun war er glücklich, dachte nicht mehr daran, in die Welt zu gehen um zu verderben, dachte nicht einmal daran, er könnte je wieder unglücklich werden. Das Glück ſtand wirklich neben ihm, das konnte jeder ſehen. Aber auf dieſer Welt ſteht ungern das Glück den Menſchen allein zur Seite, nahebei verſteckt ſich das Unglück um plötzlich hervorzubrechen, ſich neben das Glück zu ſtellen, ja dieſes ganz bei Seite zu drängen. Auch unſeren armen Jüngling ohne Glück ging es grade ſo. Einmal war er Pflügen gefahren, ſeine Frau bereitete das Mittageſſen. So gegen Mittag, als ſie fertig war und glaubte, ihr Mann werde kommen, bemerkte ſie, daß kein Waſſer im Krug ſei. „Ach, mein armes Männlein kehrt jetzt durſtig heim und findet kein Waſſer.“ Geſchwind nahm ſie den Krug und eilte zum Brunnen, doch wie ſie zum Brunnen kam, zogen ſie die Sonnenſtrahlen hinauf in den Himmel, grade als ihr Mann heimkehrte, er konnte noch ſehen wie ſie oben in den Sonnenſtrahlen verſchwand. Er ſchrie, er jammerte, klagte, aber es war alles umſonſt, wie er ſich auch ſtellte, erreichen konnte er ſie nicht mehr. „O, ich armer Menſch, klagte er, was ſoll ich jetzt machen. Auf dieſer Welt iſt mir kein Glück beſchieden, hier iſt meines Bleibens nicht mehr, der heilige Elias hat mir das Weizenfeld verdorben, der heilige Petrus die ſchönen Ochſen gefreſſen, nun nimmt mir Gott mit der heiligen Sonne auch die Frau, dies iſt nun doch das ärgſte, ich gehe in die Welt um zu verderben.“ Gut.

Er nahm ſich die Taſche und Mantel und ging. Wie er auf dem rechten Wege ging, hatte er grade den getroffen, welcher in den Himmel führt. Er ging und ging lange, bis er an die Himmelstüre kam. Als er dort anlangte, verdang er ſich als Knecht. Am erſten Morgen brachte er dem heiligen Elias das Waſſer und als dieſer die Hand darnach ausſtreckte, hieb der Knecht ihn und zerbrach ihm den Arm. Elias ſchrie laut vor Schmerz. „Gefällt dir dies, du Heiliger?“ fragte der Knecht. „Sieh', auch mir gefiel es nicht, als du mir das Weizenfeld zerſchlugſt.“ Am andern Morgen brachte er dem heiligen Petrus Waſſer. Wie er eintrat, ſchlug der Knecht ihm das Bein, daß es brach. Petrus brüllte vor Schmerz. „Gefällt dir dies, du Petrus? Sieh' auch mir gefiel es nicht, als du meine ſchönen Ochſen den Wölfen zum Verſpeiſen hinwarfſt.“ Am dritten Morgen ging er hin und zündete das Paradies an. Nur einmal kam unſer Herrgott und fragte: „Wo iſt Elias, daß er noch nicht herbeikommt?“ Da kam er langſam mit dem Arm in der Binde. „Was fehlt dir, Elias, daß du ſo langſam kommſt?“ „Der Knecht hat mir den Arm gebrochen.“ „Du Kind, weſſen beſchuldigſt du Elias?“ „Unſer Herr, er hat mir das Weizenfeld zerſchlagen.“ „Iſt es ſo Elias?“ „Es iſt ſo, Herr.“ „Was iſt denn mit Petrus, das er nicht da iſt?“ Da hinkte Petrus herbei. „Warum kommſt du ſo ſpät?“ „Der Knecht hat mir den Fuß zerbrochen.“ „Warum haſt du dem Petrus den Fuß zerbrochen, du Knabe?“ „Weil er meine Ochſen den Wölfen gegeben.“ „Iſt es ſo Petrus?“ „Es iſt ſo, Herr.“ Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als Gott einen brenzlichen Geruch in der Naſe ſpürte, daß er ſchrie: „Es hat mir jemand das Paradies angezündet.“ Da trat der Knecht vor: „Verzeih mir, unſer Herr, ich habe es angezündet. Gefällt es dir, daß das Paradies jetzt abbrennt?“ „Nein, es gefällt mir nicht.“ „Nun ſieh', auch mir hat es nicht gefallen, als du mir meine Frau genommen, denke nur, mit ihr haſt du ja auch mein Glück genommen.“

Jetzt ging Gott hinaus und brachte die junge Frau an der Hand und gab ſie ihrem Manne. „Hier haſt du deine Gefährtin wieder, geht jetzt nach Hauſe und lebt in Frieden und Geſundheit.“ Kaum hatte Gott dieſe Worte geſprochen, floſſen die Tränen dem Jüngling ohne Glück aus den Augen, es waren aber nicht Tränen, die das Weh und die Trauer hervorrufen, es waren Tränen der Freude, weil er ſein Glück erhalten.

Ana Iacob, Alsen.

125. Der Fuchs mit dem Ohrringel.[1]

Ein Fuchs hatte ein Ohrringel. Einmal blieb es ihm an einem Dornenſtrauch hängen. Dieſer wollte es ihm nicht mehr geben. Der Fuchs ging weiter, kam an ein Feuer und ſagte: „Feuer, verbrenn den Dornenſtrauch, er will mir mein Ohrringel nicht geben.“ „Ich will nicht,“ ſagte das Feuer. Er ging weiter, kam an ein Waſſer und ſprach: „Waſſer, löſch das Feuer, das Feuer will den Dornenſtrauch nicht verbrennen, der Dornenſtrauch will mir das Ohrringel nicht geben.“ Das Waſſer ſagte: „Ich will nicht.“ Er ging weiter, kam zu einem Ochſen, und ſprach: „Ochſe, trinke das Waſſer, das Waſſer will das Feuer nicht löſchen, das Feuer will den Dornenſtrauch nicht verbrennen, der Dornenſtrauch will mir das Ohrringel nicht geben.“ „Ich will nicht,“ ſagte der Ochſe. Er ging weiter, kam zum Wolf und ſprach: „Wolf, friß den Ochſen, der Ochs will das Waſſer nicht trinken, das Waſſer will das Feuer nicht löſchen, das Feuer will den Dornenſtrauch nicht verbrennen, der Dornenſtrauch will mir das Ohrringel nicht geben.“ Da ſagte der Ochs: „Eher als mich der Wolf frißt, will ich das Waſſer trinken.“ Das Waſſer ſprach: „Eher als mich der Ochs trinkt, will ich das Feuer löſchen.“ Das Feuer ſagte: „Eher als mich das Waſſer löſcht, will ich den Dornenſtrauch verbrennen.“ Der Dornenſtrauch ſagte: „Eher als mich das Feuer verbrennt, will ich das Ohrringel geben“ und gab es dem Fuchs, der hing ſichs ans Ohr und ſprang luſtig davon. *Ana Petriçor, Alzen.*

126. Die Mär der Blumen.

Ein reicher Mann, ſo reich, wie man noch nie gehört, mit vielem Geld in der Kaſſe und vielen Schafen im Gebirge, hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter, auch nicht mehr ganz jung. Sie hatte ſich aber noch immer keinen Mann bekommen, denn ihr Vater wollte ſie keinem geben, der nicht auch ſo viel beſitze als ſie. So reiche Burſche aber gibt es nur wenige und auch dieſe gefielen der Marie nicht, ſo hieß nämlich dieſe Tochter. So oft ſie auch zum Tanze ging, ſie konnte ſich keinen Liebſten finden. Da, an einem Sonntag, ſie war wieder auf dem Tanze, kam ein armer Burſch, der hieß Juon, war aber ſo ſchön, in die heilige Sonne kennſt du ſehen, auf ihn aber nicht. Er kam zur Marie und rief ſie in den Reihen. Ihr aber, wie ſie ihn geſehen, gefiel er gleich ſo gut, daß

[1] Später erzählte Nuza Cochila, der Fuchs habe den Dornenſtrauch um Nachtherberge gebeten, dieſer habe ſie ihm gewährt und ihm in der Nacht das Ohrringel geſtohlen.

ſie dachte, dieſen und keinen andern. Er liebte ſie ſeit langer Zeit, wagte aber nicht, ſich ihr zu nähern, weil er zu arm war und ſie zu reich, und er wußte, der Alte werde es nicht erlauben. Er bemühte ſich, ſie zu vergeſſen, ſie aus dem Herzen zu reißen. Wie er ſich auch bemühte, er liebte ſie immer mehr und wo er ging, wo er arbeitete, waren ſeine Gedanken bei ihr. Ihr ging es auch nicht beſſer, ſie bat ihren Vater, er ſolle ihr den Juon geben, der aber antwortete: „Nur einen ſo reichen Schwiegerſohn wie ich, oder reicher oder ich halte mir die Tochter, ſo lange ich lebe.“ Sein Herz ſchlug heftig für ſein Kind, aber noch lieber waren ihm die zwei Stieglitze, die er im Käfig am Fenſter hatte.

Es waren aber auch merkwürdige Vögel, ſie ſangen den ganzen Tag, ſo ſchön, wie man auch nicht mehr gehört hatte, ſo daß dem Alten die Tränen rannen wie Waſſerbäche und er manchmal lachte, daß er faſt zerplatzte. Ohne ihren Geſang meinte er gar nicht mehr leben zu können. Eines morgens fand er die beiden in ihrem Käfig traurig und ſtumm und was er auch tat, ſie blieben ſtumm. Er bemühte ſich, ſie wieder fröhlich zu machen, doch ſie blieben traurig. Jetzt ſchickte der reiche Mann Befehl in alle Welt, wer ſeine Vögel wieder ſingen mache, dem gäbe er ſeine Tochter zur Frau. Von dieſem hörte auch unſer armer Freier und dachte ſo viel, daß ihn faſt die Gedanken fraßen, wie er es machen könnte, die Vogelſprache zu lernen, um die beiden Vögel zu fragen, warum ſie nicht mehr ſingen wollten? Mit dieſen Gedanken ging er aufs Feld zur Arbeit. Da überkam ihn Durſt, daß er zu einem Brunnen, ſo wie ſie auf dem Hattert ſind, ging. Wie er ſich bückte, um zu trinken, trübte eine weiße Schlange das Waſſer. Er ſprach ſehr geärgert: „Du Schlange, warum trübſt du mir das Waſſer? Jetzt bring ich dich um.“ „O, Gott, bring mich doch nicht um, du Menſch,“ jammerte die Schlange. „Ich bin ins Waſſer gefallen, und kann nun nicht mehr heraus, aber gewinne du mich heraus und trage mich meiner Mutter, der Schlangenkönigin, ſie wird dir geben, was du verlangſt. Du ſollſt aber nichts anderes verlangen, als den Kopf einer weißen Schlange. Meine Mutter wird denken, ich brächte ihr einen Menſchenbraten und wird dann erſchrecken, wenn ſie hört, wie es mir ergangen und über deinen Wunſch, aber du mußt feſt bleiben, und dich nicht fürchten, ſie tut dir nichts, ſie wird dir allerlei verſprechen, aber du ſollſt darauf beſtehen, was ich dir geſagt. Wenn du den Kopf der weißen Schlange ißt, dann verſtehſt du die Sprache der Vögel und der übrigen Tiere und der Blumen.“

Als Juon dieſe Worte gehört, griff er ſogleich mit der Hand ins Waſſer, zog die Schlange heraus und ſprach: „Wozu ſoll ich dich tragen?

ich kenne ja den Weg zu deiner Mutter nicht.“ „Steck mich in den Buſen und laß mir nur den Kopf draußen. Nach welcher Seite ich mit ihm nicke, dahin ſollſt du gehen. Nicke ich rechts, ſo gehſt du auf dem Wege nach rechts, nicke ich links, ſo gehſt du auf dem Wege nach links, nicke ich grade, ſo geheſt du geradeaus.“ Unſer Juon machte es grade ſo, wie ihn das Schlangenkind gelehrt hatte, nahm es und ging immer ſchnell, immer ſchnell, bis er das Haus der Schlangenkönigin erreicht hatte. Die Alte ſtand in der Gaſſentür und ſchaute voll Angſt um ihren Jungen aus, weil er ſo lange nicht nach Hauſe kam. Nur einmal erblickte ſie ihn kommend mit einem Menſchen-Jüngling und war ſehr erfreut, nicht nur weil er ſelbſt geſund zurückgekehrt, ſondern weil ſie glaubte, er bringe ihn ihr zum verſpeiſen. Aber ihr Kind rief ihr noch von Weitem zu, bevor ſie das Menſchenkind mit ihrer Hand erreichen konnte: „Meine Mutter, verzeih, daß ich dir keinen Menſchenbraten mitbringen konnte, aber ſieh, ich war in einen Brunnen gefallen und dieſer Jüngling hat mich herausgezogen, wenn er nicht geweſen, wäre ich ertrunken, er hat mich vor dem Tode bewahrt.“ Seine Mutter freute ſich ſehr und ſprach: „Was ſoll ich dir geben, Kupfer, Silber oder Gold? was dein Herz verlangt.“ „Ich danke für alles und bitte nur um das Eine: Gib mir die Vogelſprache.“ „Um Gottes willen, du Menſch, weißt du, was du verlangſt? Du verlangſt ja meinen Kopf,“ ſchrie die Schlange erſchreckt, am liebſten hätte ſie ihn ſogleich verſchluckt, aber ihr Sohn winkte ihr: „Sei ſtill Mutter, du mußt es ihm geben, denn er hat mich vor dem Tode bewahrt.“ Darauf ſchwieg ſie, ging hinaus und brachte einen weißen Schlangenkopf und lehrte ihn ſo: „Brate dir dieſen und iß ihn, dann wirſt du verſtehen die Sprache der Blumen, der Vögel und aller Tiere, aber du mußt wiſſen, ſobald du jemandem dieſes erzählſt, wirſt du ſogleich ſterben.“ Er dankte dafür, nahm den Kopf, warf ihn auf die Kohlen, daß er briet und aß ihn darauf. Als er fertig war, verabſchiedete er ſich von der Schlangenkönigin und ihrem Sohne und eilte dann raſch vorwärts, denn der Abend nahte, und er wollte ſchnell nach Hauſe kommen. Wie er aber auf die Straße kam, konnte er ſich nicht genug verwundern. Es ſchien, als ob er auf einer andern Welt wäre, oder war er ein anderer geworden? Alles um ihn herum ſchien Leben zu haben. Er hörte, wie die Blumen redeten und die Tiere und die Vögel. Er ging und blieb ſtehen und ging und ſtand und konnte nicht müde werden, dem Geplauder der Blumen zu lauſchen. Wie war er bisher ohne Sorge zwiſchen ihnen gewandelt, hatte die Blumen zertreten, das Gras abgemäht — gedankenlos. Aber jetzt wußte er nicht, wie er ſie

behüten ſollte vor dem Zertreten, damit er ihnen nicht einmal wehe tun ſollte und ſie im Geſpräche nicht ſtöre.

Neben dem Weg zieht ſich der Spitzwegerich, lang und dünn, ohne viel Worte, aber doch mit großem Selbſtbewußtſein, daß er ein ſo gutes Heilkraut iſt. Er ſieht immer nach dem Rain, wo die Langen wachſen und plauſchen. Eben erzählte die Weberkarde, was für ein gutes Kraut ſie an den Stengeln halte, daß ſich die Eſel nur von dieſen ernährten, nachher, ſo gegen den Winter, kämen dann die Frauen und ſchnitten Zweige um Spulen und Spülchen daraus zu machen. Glücklicherweiſe ſpüre ſie das Meſſer gar nicht, denn ſie habe ſich ſchon zum Winterſchlaf in die Wurzel zurückgezogen. So helfe ſie den Fäden ſich zum Gewebe fügen. „Ach, welch ein ſchönes Leben führſt du," entgegnete der wilde Wermut. „Aber auch ich bin zufrieden, wie es mir geht. Wenn ich groß genug gewachſen bin, ſchneiden mich die Mädchen ab, binden mich feſt zuſammen, bis ich ſchlank bin, wie ein Beſen, kehren dann mit mir im Hauſe. Dies würde mir nicht grade gut gefallen, wenn ich dabei nicht gar viel hören ſollte. Aber bei dieſer Arbeit ſingen ſie immer ſo ſchön, und da habe ich erfahren, wie bitter meine Stiefſchweſter, der echte Wermut iſt, und doch wird ſie im Garten gepflanzt und gepflegt. Einmal hörte ich über ſie ſingen: Ach wie bitter iſt der Wermut, bittrer noch iſt nur die Fremde; ſelbſt wenn man dort aus dem Waſſer Wein bereiten ſollte, würde es doch nicht gefallen. Leg' ich mich abends ſchlafen, iſts mir, als läg' ich auf grünem Wermut, ſteh ich morgens auf, waſch' ich mich mit grünem Wermut. Der Wermut und die Fremde ſind wie zwei Schweſtern."

Juon bekreuzigte ſich und ging weiter. Jetzt hatte er geſehen, daß ihn die weiße Schlangenkönigin nicht betrogen. Er verwunderte ſich auf Schritt und Tritt, war dabei ſo vergnügt, wie ſeit lange nicht mehr, denn nun wußte er, daß er die Marie erwerben werde. Zu Hauſe angekommen, wechſelte er nur die Kleider und ging dann zum Vater ſeiner Geliebten und verſprach, die Vögel wieder zum Singen zu bringen. Alle Vögel mit Flügeln wiſſen alles, was in der Welt geſchieht. So wußten auch dieſe, daß der Burſch ihre Sprache verſtand. Sobald er nur eintrat, fingen ſie gleich an zu ſingen. In dem wunderlieblichen Geſang lagen dieſe Worte: „Wir ſchwiegen nur darum, weil unſer Herr dir ſeine Tochter nicht geben wollte." Der Alte war ſo gerührt, daß ſeine Augen wie Bäche überfloſſen. Er verſprach ihm allerlei, er wollte ihn auch ſo reich belohnen, wie zuerſt die Schlange, aber auch hier ſchlug er alles andere aus, er wollte nur die ausgerufene Belohnung: die Tochter. Da

der Vater dieſe jedoch anfangs verweigerte, rufend: „Meine Tochter geb' ich dir nicht," ſchwiegen die Stieglitze gleich und zogen ſich traurig in den Käfig zurück, ſobald der die Schwelle wieder betrat, fingen auch die kleinen Sänger ihre Lieder wieder an zu ſingen. Da blieb dem Alten nichts anders übrig, als einzuwilligen. Kaum war dies geſchehen, ſo ſangen die Vöglein ſo ſchön wie noch nie und noch nie waren die Tränen aus den Augen ſo reichlich gefloſſen wie Waſſerbäche.

Nun wurde Hochzeit gemacht, die dauerte volle acht Tage, groß und ſchön. Da war viel Schönes zu ſehen und zu hören, viel gutes zu eſſen. Die Geiger ſpielten in einem fort, auch die Vöglein übertrafen ſie noch um vieles.

Als die Hochzeit vorüber war, lebten die jungen Leute wie im Paradies. Immer gingen ſie zuſammen, arbeiteten zuſammen. Glücklicher als ſie, die Marie, ſchien der Juon zu ſein. Nicht nur ſeine Frau, ſondern auch ſein Geheimnis bereitete ihm Vergnügen. Oft fing er an zu lachen, es wußte niemand warum. Wenn er die Blumen und Vögel plaudern hörte und die Pferde und Hunde. Gerne hätte er es auch ſeiner Frau mitgeteilt, aber er durfte ja nicht, was hätte es ihnen genützt, wenn er dann ſterben mußte?

An einem ſehr ſchönen Tage ſagte ſie zu ihm: „Lieber Juon, komm, wir reiten aus." Nun gut, ſie ritten. Das Pferd, auf dem ſie ritt, ging ſchneller und war immer einige Schritte voraus, nur einmal rief es ſich umwendend: „Mihaha." Das zurückbleibende antwortete: „Mihaha." „Na, hör' nur, was haben dieſe Pferde, daß ſie ſo wiehern?" meinte die junge Frau. „Was werden ſie haben, es wird ihnen warm ſein," entgegnete ihr Mann, er hatte aber verſtanden: „Du kannſt leicht voraus laufen, du trägſt nur die zarte junge Frau, auf mir aber ſitzt unſer ſtarker Herr."

Wieder einmal gingen ſie zuſammen in den Wald, er nahm auch das Gewehr und zwei Hunde zum Jagen mit. Am Waldesrand ſaßen ſie nieder und ſahen, wie der Mond aufging. Sie ſah in den Mond, er merkte mehr auf die Hunde. Der eine bellte den andern an, da wandte ſich dieſer und lief nach Hauſe. Hiedurch aufmerkſam gemacht, ſagte die Frau: „Was nur dieſe Hunde miteinander haben, zuerſt bellen ſie ſich an, dann läuft der eine fort." „Es ſcheint, als ob er nach Hauſe laufe," entgegnete der Mann. Er hatte aber das Hundegeſpräch ganz genau erlauſcht: „Haſt du, mein Genoſſe, noch je ſo zwei ſorgloſe Menſchen geſehen? Beide gehen ſie gegen Abend fort, nehmen auch uns beide mit, laſſen das Haus ganz allein, ein Räuber kann das ganze

Haus forttragen. Weißt du was? bleib du hier und ſorg auf unſere Herrſchaft, ich eile nach Hauſe und ſorg auf ihren Hof."

Da nun der Mann wußte, daß Haus und Hof behütet wurde, machte er ſeiner Frau den Vorſchlag, wären ſie nun ſchon im Walde, ſo ſollten ſie bis zu ihrer Schafherde gehen und nachſehen, ob es nicht Zeit ſei, die Schafe zu ſcheren und einige zu ſchlachten. Alſo gut, ſie gingen. Als ſie hinkamen, hatte der Hirt die Herde grade zuſammengetrieben und für die Nacht gerichtet. Hier mitten im Walde war es nicht ſo ſtille als am Waldesrand, es blökten die Schafe, bellten die Hunde, beſonders einer, in geringer Entfernung konnte man das „Bau, vau" des Wolfes vernehmen. Da richtete der Mann das Gewehr auf den am lauteſten bellenden Hund, den man für den treueſten hielt, und ſchoß ihn nieder. „Um Gottes willen, was machſt du mit dem beſten Hund?" ſchrie entſetzt die Frau. Er antwortete nicht, rief nur den Hirten und befahl das fetteſte Schaf zu ſchlachten, welches ſo viel blöke. Juon hatte deshalb alle dieſe Anordnungen getroffen, weil er das Geſpräch zwiſchen Hund, Schaf und Wolf belauſcht hatte. Der Hund war gar nicht treu, der Wolf hatte ihm ein Schaf verlangt, und er hatte es verſprochen, wenn er dafür ein Stück Fleiſch und einen ſchönen Knochen bekäme; der Wolf ſolle nur ſpäter kommen, wenn alle ſchliefen. Das wiederholte „mähähä" des Schafes ſagte, daß es einwillige. Wenn nämlich die Schafe eine beſtimmte Maſſe Fett angeſetzt haben, ſo wiſſen ſie, daß ihre Stunde geſchlagen hat und ſie ſehnen ſich zu ſterben. „Vau, vau", ließ ſich der Wolf wieder hören: „Biſt du dazu, juckt dich das Fett?"

Der Frau war manches unverſtändlich, was ihr Mann tat, doch hatte ſie noch nie dringend gefragt, hauptſächlich darum nicht, weil ſie ihn nicht erzürnen wollte, denn ſie hatte ihn ja ſo lieb. Es verging noch eine Zeit. Da kam ein ſchöner Sonntag im Herbſt, an dem es ihr in den Kopf ſtieg und plötzlich klar wurde, er wiſſe etwas, das niemand wußte, und ſie beſchloß dahinter zu kommen, geſchehe denn, was wolle. Sie wollten zuſammen in die Kirche gehen; er ſtand fertig am Fenſter und wartete auf ſeine Frau, die noch einiges im Hauſe zu beſorgen hatte. Am Fenſter ſtehend, ſah er dem luſtigen Treiben der Vögel zu. Im Garten vor dem Fenſter ſtand eine Reihe von Hanfſtengeln, auf welchen ſich die Sperlinge vergnügten, unten tummelten ſich die Hühner herum, die den Vögeln entfallenden Körner aufpickend. Da flog ein Spatz herunter zwiſchen die Hühner um auch vom Boden Körner aufzuleſen, darüber gackerten die Hühner und krähte der Hahn: „Habt ihr denn oben in den Äſten nicht genug Körner, laßt die vom Boden uns." Hierüber

lachte der Mann am Fenſter und grade in dem Augenblick trat die Frau herein ihn abzuholen. „Warum lachſt du?“ Er gab eine ausweichende Antwort. „Sag mir die Wahrheit, ich habe ſchon längſt bemerkt, daß du ein Geheimnis haſt, das du mir nicht anvertrauen willſt,“ ſprudelte die Frau gereizt hervor, „und du mußt mir's ſagen“! Gut, ich will's dir mitteilen, aber wiſſe, ſobald ich's geſagt, muß ich ſterben.“ „So ſtirb, aber ſagen mußt du's mir.“ „Nun gut, alſo laſſen wir heute die Kirche und gehen lieber zuerſt das Begräbnis beſtellen, und was man noch für einen Toten braucht.“ Sie gingen, er zum Tiſchler, wegen dem Sarg, ſie in ein Geſchäft um Tücher uſw. Er kam vor ihr nach Hauſe. Wie er in den Flur trat, war großes Geſchrei unter dem Hühnervolk, inmitten ſtand der Hahn mit hoch gerötetem Kamm und krähte empört: „Iſt unſer Herr doch ein Palukes, er hat nur eine Frau und kann nichts mit ihr ſchaffen, ich habe eine ganze Schar und ſie müſſen mir alle gehorchen. Hui, ich an ſeiner Stelle kaufte mir vom Seiler einen guten Strang, wickelte ihn feſt und haute ſie über den Rücken, daß ihr alle Neugierde verginge, und ſie auf's Fragen vergäße.“ Dieſes hörend, ſchlug ſich Juon an die Stirne: „Was für ein dummer Kerl bin ich doch, muß mir der Hahn die Augen öffnen.“ Dacht's und kehrte ſogleich um, ging zum Seiler, kaufte den Strang und ließ ihn der heimkehrenden Frau auf dem Rücken herumtanzen, daß ihr nicht nur Sehen und Hören verging, ſondern auch Fragen und Neugierde. Sie hat nie wieder gefragt: „Warum haſt du gelacht,“ und wenn er nicht an einer Krankheit oder am Alter geſtorben iſt, ſo lebt er noch heute.

Maria Dan und Maria Georgi.

Anhang.

Rumänische Volksmärchen aus dem Alttal.

1. Die Steinsäule.

Es war einmal ein Kaiser, der hatte keine Kinder. Weil er nun keine Kinder hatte, empfing er die heiligen Gaben der Kirche vom Pfarrer immer nach denen, welche Kinder hatten, trotzdem er der Kaiser war. Dies ärgerte ihn und auch die Kaiserin so, daß sie beschlossen, sie wollten sich beide auf den Weg machen, Gott und den heiligen Petrus zu suchen. Sie gingen und gingen weit, weit bis sie in einen großen Wald kamen, da begegneten sie zwei alten Männern. Sie hatten Quersäcke auf dem Rücken: „Guten Tag." „Ich danke euch, (bis) wohin?" „Wir gehen Gott und den heiligen Petrus suchen. Wir wollen ihn fragen, was wir tun sollen, wir haben keine Kinder, darum empfangen wir die Segnungen der Kirche immer zuletzt." „Kehrt um, sagte der Jüngere, nehmt diese zwei Äpfel und eßt sie, ihr werdet, ehe das Jahr zu Ende geht, einen Knaben haben." Der Kaiser und die Kaiserin dankten, sie glaubten, es würde vielleicht Gott und der heilige Petrus gewesen sein. Es war solches schon vorgekommen, daß die beiden als arme Menschen auf der Erde wandelten und denen begegneten, die sie suchten. Zu Hause angekommen schälte die Kaiserin die Äpfel, aß einen selbst, den andern gab sie dem Kaiser, die Schalen bekam die Köchin, diese aß die Schalen zusammen mit ihrem Mann, sie hatten auch keine Kinder. Das Jahr war noch nicht zu Ende, da bekam die Kaiserin und die Köchin einen Sohn, beide schön wie die Äpfel. Gut. Der Sohn der Kaiserin hieß Serjem, der der Köchin Costav. — Die Zeit verging, die beiden wuchsen heran und gingen in die Schule, sie liebten sich wie Brüder. Serjem war schöner, Costav war umsichtiger, besorgter und klüger, er sorgte immer auf des Kaisers Sohn. — Als sie aus der Schule frei waren, sagte Serjem: „Mein Bruder, ich heirate nicht, wenn ich nicht das Mädchen finde, das mir ähnlich ist. Aber komm du mit mir, wir gehen in die Welt, vielleicht finde ich das Mädchen." „Wir gehen." Sie nahmen sich Torniſter und Stock und machten sich auf den Weg. Sie gingen und gingen weit, weit und fanden das Mädchen, welches dem

Serſem gleich ſah, nicht. Sie gingen bis ſie in einen Wald kamen. Mitten im Walde trafen ſie Alexander, den Räuber, er ſaß vor ſeiner Hütte. „Guten Tag, Räuber Alexander!“ „Ich danke, wohin?“ „Wir gehen und ſuchen das Mädchen, das mir gleich ſieht, ich ſoll mir es zur Frau bringen.“ Gut. „Ich will euch ſagen, wo ihr dies Mädchen findet. Es iſt die Tochter des grünen Kaiſers, ſie heißt Cocofane und wohnt im Giebel des Hauſes, behütet von ſieben alten unbeſcholtenen Frauen. Sie ſchläft in einer goldenen Wiege, zu ihren Häupten ſtehen zwei Gläſer mit Wein und brennen zwei Kerzen aus Wachs. Zu Füßen ſtehen zwei Gläſer mit Waſſer und angezündet zwei Kerzen aus Unſchlitt. Du mußt dir eine Leiter aus Seilen machen, anders kannſt du nicht zu ihr gelangen.“ Gut. Sie gingen jetzt alle drei, Alexander, der Räuber, zeigte den Weg. Als ſie in der Nacht an das Haus angelangt, wo dies Mädchen wohnte, ſtieg Serſem auf der Leiter aus Seilen hinauf, er ſtieg und ſtieg bis er an dem Giebel des Hauſes ſtand, dann zog er ſich zum Fenſter hinein und erblickte das Mädchen, es ſchlief, die alten Frauen ſchliefen, die Kerzen brannten. Er bückte ſich und küßte das Mädchen, es rührte ſich nicht, er trank den Wein aus den zwei Gläſern und wechſelte ſie mit dem Waſſer, auch die Kerzen wechſelte er. Die Kerzen aus Wachs ſtellte er zu Füßen, die aus Unſchlitt zu Häupten. Dann trat er zurück und ließ ſich an der Leiter aus Seilen hinunter. Morgens, als der Kaiſer aufgeſtanden, merkte er gleich, daß jemand bei ſeiner Tochter geweſen. Weil die Alten nicht geſorgt, ließ er allen ſieben die Köpfe abhauen, rief andere ſieben alte abgelebte Frauen das Mädchen zu behüten, ſchenkte wieder Wein in die Gläſer ein und ſtellte die Kerzen aus Wachs zu Häupten, die aus Unſchlitt zu Füßen. Aber um Mitternacht ſchliefen auch dieſe ſieben Alten ein. Serſem kletterte auf der Leiter aus Seilen bis in die Spitze des Hauſes, ließ ſich dann zum Fenſter hinein, küßte das Mädchen, trank den Wein, wechſelte die Gläſer und die Kerzen und verzog ſich ſchnell. Morgens, als der Kaiſer in des Mädchens Zimmer trat, ſah er gleich, daß jemand da geweſen. Wieder ließ er den ſieben alten Frauen die Köpfe abhauen. Abends ſprach er zu ſeiner Tochter: „Du Mädchen, ſieh, wegen dir habe ich vierzehn Leben getötet, ſorg jetzt du auf dich!“ Gut. In der nächſten Nacht, als Serſem kam und ſie küßte, ſchlug ſie die Augen auf und redete mit ihm. Er gefiel ihr. Er ging dann mit ihr zum Kaiſer, um ſie von ihm zur Frau zu bitten. Der Kaiſer gab ſie ihm und nun hielten ſie Hochzeit. Alexander, der Räuber, und Coſtav waren auch dabei. Als die Hochzeit zu Ende war, brach das junge Paar mit dem treuen Freund auf in ſeine Heimat.

Als ſie in den Wald traten, ſahen ſie einen Brunnen, ſetzten ſich zu kurzer Raſt daneben und ſchliefen ein. Als ſie eingeſchlafen waren, kam in einer weißen Wolke der Drache und ſtahl die Cocoſane. Jetzt war ihr junger Mann ſo traurig und wußte nicht, was er machen ſollte, aber Coſtav ſprach: „Bleib du hier, ich gehe und bringe dir die Frau Cocoſane zurück.“ — Er ging. Als er im Hauſe des Drachen ankam, war der auf der Jagd. Er nahm die junge Frau aufs Pferd und ritt ſchnell fort. Aber das Pferd des Drachen war des Teufels, es wieherte ſo laut, daß es der Drache auf der Jagd hörte, er kam geſchwind nach Hauſe und ſchrie: „Hopp, Schecke, gut zum Helden (Hopp cal breaz, bun de viteaz), Hunde, Wölfe ſollen dein Fleiſch freſſen, wenn ich am beſten jage, dann rufſt du mir.“ „Wie ſoll ich dich nicht rufen, Herr, ſieh, man hat uns die Frau Cocoſane geſtohlen.“ „Kannſt du noch drei Backöfen voll Brot und drei fette Ochſen freſſen und drei Eimer Wein ſaufen und drei Pfeifen Tabak rauchen?“ „Ich kann, kann.“

Als ſich das Pferd ſo gefüttert hatte, ſaß der Drache auf und ſchnell wie der Gedanke hatte er den Coſtav mit der Frau Cocoſane erreicht. „He, du Coſtav, was ſoll ich dir jetzt tun?“ „Unſer Herrgott verzeiht dreimal, verzeih du mir einmal.“ „Gut, ich will dir verzeihen“, ſagte der Drache, nahm ſich die junge Frau aufs Pferd und ritt zurück. „Schlecht, ſchlecht, jammerte Coſtav. Jetzt muß ich zu des Windes Großmutter an den Rand der Welt und ihr ein Jahr dienen.“ Er eilte vorwärts ſchnell, wie der Wind, denn es ſtand ihm ein langer Weg bevor, ſo lang, wie dieſe Mär, denn viel ſchönes iſt noch zu erzählen. — Auf dem Wege ſah er auf einem Aſt einen Raben ſitzen mit gebrochenen Flügeln. „Hai, Rabe, wie ſoll meine Büchſe in dich knallen!“ „O nein, nicht ſchieß' mich, du haſt doch keinen Nutzen von mir, ſchiene mir lieber den Flügel zwiſchen zwei Äſtchen, wenn du meiner gedenkſt, werde ich auch bei dir ſein.“ Coſtav tat, wie der Rabe wünſchte, dann ging er weiter. Als er weiter ging, traf er einen lahmen Wolf. „Ach Wolf, wie ſoll meine Büchſe in euch knallen.“ „Nicht ſchieß' mich, du haſt doch keinen Nutzen von mir, lieber verbinde mir den Fuß. Ich werde auch bei dir ſein, wenn du meiner gedenkeſt.“ Dieſer verband den Fuß des Wolfes und ging weiter bis an ein Bächlein. Da ſprang aus dem Waſſer ein Fiſch mit goldenen Floſſen heraus, es war der König der Fiſche. „Hei, Fiſch, wie ich mich einmal von dir füttern ſoll!“ „Nicht fang mich, ein Eſſen oder zwei vergehen, ich will aber bei dir ſein, wenn du meiner gedenkeſt.“ Er ging weiter, nur einmal ſah er einen Ameiſenhaufen über die Straße wandern. „Hei, wie ſoll mein Pferd

zwiſchen euch treten, ihr Ameiſen!“ „O, nicht tritt in uns, halt' dein Pferd ein wenig ſtill, bis wir uns zur Seite ziehen, wir werden auch deiner gedenken, wenn du uns brauchſt.“ Er hielt das Pferd an und wartete, bis die letzte Ameiſe über den Weg gezogen, dann ritt er weiter und gelangte zu des Windes Großmutter am Rande der Welt. „Guten Tag, Großmutter des Windes.“ „Ich danke, Menſch der Erde, was willſt du bei mir?“ „Ich bin gekommen, dir ein Jahr zu dienen.“ „Gut, welchen Lohn verlangſt du?“ „Ich verlange nicht viel, du ſollſt mir nur ein Füllen geben.“ „Ich geb' es dir, wenn du ehrenhaft biſt und dienſt, wie es ſich gehört. Viel Arbeit haſt du nicht, du ſollſt mir nur die Stute auf dem Gras hüten und ſie abends nach Hauſe bringen. Wenn du ſie nicht bringſt, dann — ſiehſt du die Stecken am Zaun? Auf jedem ſteckt ein Kopf, von meinen Knechten, nur einem fehlt er noch, es iſt deiner.“ Am Morgen ſetzte ſich Coſtav auf die Stute, dieſe war aber des Teufels, ſie trug ihn zuerſt aufs Eis, daß er faſt gefror, dann lief ſie mit ihm in die Hitze, daß er gleich einſchlief. Sie ſchüttelte ihn auf einen Aſt der Pappel und flog in die Wolken und verwandelte ſich in einen Raben und brachte ein Füllen zur Welt. Als er erwachte und ſich auf der Pappel, nicht auf der Stute ſah, erſchrak er und fing an zu weinen; da fiel ihm plötzlich der Rabe ein, und gleich war er bei ihm und fragte, was er wünſche. „Sieh', ſo und ſo iſt es mir ergangen.“ „Laß nur ſein, ich will dir ſchon helfen.“ Er rief alle Raben aus der ganzen Welt zuſammen und befahl ihnen, die Stute ſamt dem Füllen aus den Wolken zu ziehen. Die Raben brachten ſie ſogleich herunter. Coſtav ſchüttelte den Zaum über ſie und rief: Häha ho, meine zwei Pferde, du biſt die Stute, alsbald war ſie es auch wirklich, er ſetzte ſich auf und ritt nach Hauſe. Die Großmutter des Windes zeigte keinen Zorn, ging aber in den Stall und zankte mit ihr, weil ſie ſich nicht beſſer verſteckt hätte. „Laß nur ſein, morgen verſtecke ich mich beſſer.“ Am nächſten Morgen trug ſie den Jüngling wieder zuerſt in die Kälte, daß er faſt erfror, dann in die Hitze, daß er gleich einnickte, darauf ſchüttelte ſie ihn über Geſtrüpp, verwandelte ſich in ein Schaf, miſchte ſich in die Schafherde, und füllente das zweite Füllen. Als Coſtav erwachte, dachte er gleich an den Wolf: Ach Wolf, wärſt du doch hier, du würdeſt mir helfen. Er hatte den Gedanken nicht ausgedacht, da kam der Wolf ſchon herbei und fragte, was er wünſche. Als er ihm erzählte, wie es ihm ergangen und ob er ihm helfen könne, ſagte der Wolf: „Ich kann, Herr. Ich gehe dorthin in die Schafherde, dann werden ſich alle Schafe zerſtreuen, und nur das eine bleibt allein ſtehen; du mußt nur

den Zaum darüber werfen und sagen: Häha ho, du bist die Stute.“ Gut, wie der Wolf gesagt, so geschah es. Abends ritt er heim. Des Windes Großmutter ärgerte sich, zeigte es aber nicht, sie ging in den Stall und zankte noch mehr, als das erstemal, warum sie sich nicht besser versteckt hätte. „Laß nur sein, morgen will ich mich so verstecken, daß er mich gar nicht finden kann.“ Am dritten Morgen trug sie ihn wieder zuerst in die Kälte, daß er fast erfror, dann in die Hitze, daß er einschlief, und warf ihn auf eine Weide, verwandelte sich dann in einen Fisch und warf das dritte Füllen. Als Costav erwachte und sich auf dem Weidenast anstatt auf der Stute befand, dachte er an den Fisch. Kaum hatte er gedacht, war der Fisch da und fragte, was er wünsche. „Sieh', es ist mir so und so ergangen, wirst du mir nicht helfen können?“ „Wie sollt' ich nicht, komm' nur mit mir und schüttele den Zaum über den Fisch, den ich dir herausbringen werde.“ Er ging mit dem Fischkönig bis an den Rand des Baches. Der Fisch begab sich ins Wasser und rief alle Fische zusammen und befahl ihnen, den Fisch herauszujagen. Sobald er den Kopf aus dem Wasser steckte, schüttelte Costav den Zaum über ihn und rief: Häha ho, meine Pferde alle vier, du bist die Stute, schwang sich hinauf und kam bis zum Sonnenuntergang nach Hause zur Großmutter des Windes. Diese ärgerte sich sehr, daß er auch diesmal zur rechten Zeit gekommen, denn jetzt war das Jahr aus, damals hatte ein Jahr nur drei Tage. Sie ging mit der Peitsche in den Stall und schlug die Stute so, daß sie immer Tulai schrie. Dann nahm sie die Herzen der beiden größeren Füllen heraus und gab sie dem kleinen, blies dann Staub und Schmutz aufs Fell und ließ dies ungestriegelt, daß es schwach und häßlich aussah, die andern aber striegelte und putzte sie, daß sie sehr schön aussahen und gab ihnen Zucker und Hafer und Brot, daß sie fett wurden, dann kam sie herein und sprach zu ihrem Knecht: „Jetzt ist das Jahr zu Ende, aber geh in den Hof, dort habe ich einen Barren mit Korn, das sollst du mir noch ausdreschen, aber die Garben darfst du nicht anrühren.“ Er ging hinaus und dachte: Na, jetzt haben mir geholfen der Rabe, der Wolf und der Fisch, jetzt könnte gut der Ameisenkönig mit seinem Volk kommen und mir helfen. Er hatte den Gedanken noch nicht ausgedacht, da war auch schon der Ameisenkönig mit all seinem Volk an der Arbeit, es waren so viele Ameisen, daß immer drei an einem Körnlein zogen. Auf der Stelle waren sie fertig. — Als Costav am Stall vorbeikam, rief ihn das elende Füllen mit den drei Herzen und sagte ihm, daß er nicht eines von den größern wählen sollte, denn die hätten keine Herzen, die Alte habe sie alle ihm gegeben,

daher sei es mutiger, als die schönen, trotzdem es so häßlich und schwach aussehe, sie wolle ihn nur betrügen. Gut. — Als die Großmutter des Windes sah, daß Costav auch diese Arbeit fertig gebracht, dachte sie: „Dieser ist noch mehr des Teufels als ich," sagte aber nichts, ging mit ihm in den Stall und zeigte ihm alle drei Füllen, er solle sich jetzt eines wählen. Er langte die Hand nach dem häßlichen. „Aber, mein Sohn, nimm dir doch eines von den schönen, du hast mir gedient, wie es sich gehört." „O nein, Großmutter, laß mir nur dieses, es ist für mich gut genug; da ich auf der Straße herumwandere, würde man mir ein schönes gar bald stehlen, wenn ich im Walde schlafe. Dieses schwache hier stiehlt niemand, ich kann es frei herumgehen lassen, während ich ausruhe, es verliert sich auch nicht." Die Großmutter des Windes hatte gedungen, er dürfe sich wählen, welches er wolle, darum durfte sie weiter nichts mehr sagen. Er nahm es und drückte sich fort. Als er aus dem Hofe hinausgelangte, setzte er sich auf das Füllen. Dieses sagte: „Wie soll ich dich jetzt tragen, wie der Gedanke oder wie der Wind?" „Trage mich wie der Gedanke; wenn du mich trägst, wie der Wind, hängen wir uns an alle Äste." Nur einmal fing das Füllen an die Füße von einem Berg auf den andern zu setzen, es hatte eben drei Herzen. Schnell, wie der Gedanke, war es im Hof des Drachen angekommen. Er war auf der Jagd. Costav nahm die Frau Cocofane aufs Pferd und ritt schnell mit ihr fort. Das Pferd des Drachen wieherte, daß der Stall erzitterte: (Hop cal breaz, bun şi viteaz) „Hopp Schock, gut und tapfer, daß die Hund und Wölfe dein Fleisch fressen. Immer dann rufst du mich, wenn ich am besten jage." „Wie soll ich dich nicht rufen, der Costav ist gekommen und hat uns die Frau Cocofane gestohlen." „Na hör, jetzt kannst du aber noch drei Backofen voll Brot, drei fette Ochsen essen, drei Faß Wein trinken und drei Pfeifen Tabak rauchen?" „Ich kann den Teufel, Costav hat ein Pferd mit drei Herzen von der Großmutter des Windes am Rande der Welt, das tritt von Berg auf Berg, ich trete nur vom Berg ins Tal, aus dem Tal auf den Berg." „Wir wollen doch versuchen." „Versuchen wir." Der Drache stieg aufs Pferd, stieß ihm mit seinen Stiefeln (călţuni) in den Bauch und schlug ihm mit der Peitsche über den Kopf, doch konnten sie sie nicht mehr erreichen. „Aber steh doch, Bruder," rief das Drachenpferd dem des Costav zu. Dieses stammte nämlich auch von der Stute der Großmutter des Windes, es hatte aber nur ein Herz. „Dann werde ich auf dich warten, wenn du den Drachen in die Höhe schleuderst, wenn er zurückfällt auf die Erde und lauter Staub und Brocken wird", antwortete das Pferd des

Coſtav ſeinem Bruder. Kaum hatte es die Worte beendet, warf das Drachenpferd ſeinen Herrn bis in die Wolken, und als er herunterfiel, war nichts als Staub und Bröſel. Nach dieſem lief das Pferd zu ſeinem Bruder. Die Frau Cocofane ſetzte ſich darauf und nun erreichten ſie den armen Serſem. Jetzt brachen ſie alle drei auf, der Heimat zu. Abends kamen ſie an einen Brunnen, am Brunnen ſtand ein Pflaumenbaum, unter dieſen legten ſie ſich ſchlafen. Aber Coſtav ſchlief nicht, er hütete die beiden, denn er fürchtete, es könne wieder etwas geſchehen. Er ſaß am Brunnen, wie lange er geſeſſen ſein mag, da kamen drei Tauben auf den Pflaumenbaum und fingen an zu ſingen: „Wie viel wir auf der Erde herumgeflogen, zwei Menſchen, die einander ſo ähnlich geweſen, haben wir nie geſehen. Was? Sie werden nicht lange leben, ſein Vater iſt ein Hund, ſeine Mutter eine Hündin. Sie haben ein Pferd von neun Jahren und neun Monaten. Dies werden ſie dem jungen Paar entgegenſchicken, der Bräutigam wird aufſteigen, das Pferd wird ihn hoch bis an den Himmel ſchleudern, er wird als Staub und Bröſel zur Erde fallen. Aber wenn ihm ein guter Jüngling die Adern zerſchneiden wird, iſt es gut, wenn er es aber jemanden ſagt, wird er zur Steinſäule bis an die Kniee.“ Am nächſten Morgen brachen ſie auf, da brachte man wirklich das Pferd entgegen. Serſem freute ſich, daß ſeine Eltern an ihn gedacht, und wollte es gleich beſteigen. Da zog aber Coſtav das Schwert und zerſchnitt ihm die Adern, daß es gleich tot zur Erde fiel. „Du Bruder, was haſt du gemacht?“ fragte erſchrocken Serſem. „Oder biſt du zornig, mein Bruder?“ „O nein, ich bin nicht zornig.“ „Alſo komm, wir gehen auch zu Fuß, es iſt nicht mehr weit bis nach Hauſe.“ Sie gingen weiter und kamen wieder an einen Brunnen, daneben ſtand ein Pflaumenbaum. Sie legten ſich darunter und ſchliefen ein. Coſtav ſaß am Brunnen und hütete ſie. Da flogen die Tauben in die Äſte des Baumes und ſangen: „Wie viel wir auch herumgeflogen auf der Welt, zwei Menſchen, die ſich ſo ähnlich ſind, haben wir nie geſehen. Was? Sie werden nicht lange leben, ſein Vater iſt ein Hund, ſeine Mutter eine Hündin. Wenn er in das Haus tritt, wird ihm ſeine Mutter ein Hemd bringen, das Hemd iſt in Gift geweicht. Er wird es anziehen und gleich ſterben. Wenn das Hemd ein guter Jüngling nehmen und ins Feuer werfen wird, iſt es gut, wenn er dies aber jemand ſagt, wird er zur Steinſäule bis an den Gürtel.“ Auch dieſes hörte Coſtav. Als die Jungen erwacht waren, gingen ſie weiter bis zum nächſten Brunnen, neben ihm ſtand ein Pflaumenbaum. Serſem mit ſeiner Frau legten ſich darunter, um ein wenig auszuruhen, und ſchliefen ein. Coſtav behütete

ſie. Wieder kamen drei Tauben geflogen und ſetzten ſich auf die Äſte und ſangen: „Wie viel wir auch über die Erde geflogen ſind, zwei Menſchen, die einander ſo ähnlich, haben wir nie geſehen. Was? Sie werden nicht lange leben. Sein Vater iſt ein Hund, ſeine Mutter eine Hündin. Wenn die Jungen in ihrem Zimmer ſchlafen, wird ein Drache mit ſieben Häuptern hineindringen und ſie freſſen. Wenn aber ein guter Jüngling im Zimmer bleiben und dem Drachen die Köpfe abſchlagen wird, iſt es gut, wenn er es aber jemanden ſagt, wird er zur Steinſäule bis über den Kopf.“ Coſtav hörte auch dieſes und hielt es im Sinn, bis ſie nach Hauſe gelangten. Die Mutter kam mit einem ſchönen Hemd entgegen und ſagte freundlich (fröhlich), er möge es anziehen. Als er die Hand darnach ausſtreckte, ergriff Coſtav ſchnell das Hemd und warf es in den Ofen. „Du Bruder, was machſt du denn?“ „Biſt du zornig, mein Bruder?“ Serſem gedachte des vielen Guten, was ihm Coſtav getan, und ſprach ſchnell verſöhnt: „O nein, ich bin nicht zornig, Bruder.“ Als nun abends das junge Paar in ſein Zimmer gehen wollte, ſprach Coſtav: „Laßt mich auch in euer Zimmer, ich habe viel mit euch erlebt und euch behütet.“ „Komm Bruder.“ Die beiden legten ſich ſchlafen, Coſtav hütete ſie. Nur einmal kam um Mitternacht der Drache mit ſieben Häuptern. Aber Coſtav ſtand hinter der Türe, und wenn der Drache einen Kopf hereinſteckte hieb er ihn mit dem Säbel ab, bis er alle ſieben abgeſchlagen. Dann fegte er ſie alle hinaus und kam noch einmal herein um das Schwert, es war voll Blut. Als er es grade abwiſchte, trat die Kaiſerin herein und ſchrie: „Tulai, Coſtav haut meinem Sohn den Kopf ab.“ Aber ſie log. Serſem war nicht ihr Sohn, er war aus Äpfeln entſtanden, darum zog ſie auch das Herz nicht zu ihm und ſie hatte kein Mitleid für ihn. Serſem erwachte, und als er das blutige Schwert in der Hand des Bruders ſah, erſchrak er und dachte, die Mutter habe recht. „Ach, ach, Bruder, was hatteſt du vor?“ Aber der Bruder ſchwieg. Die Richter kamen und richteten, Coſtav ſolle erhängt werden. Und er ſchwieg. Alle gingen hinaus aus der Stadt, dahin, wo er gehängt werden ſollte, auch der Pfarrer kam. Jetzt bat Coſtav, man ſolle erlauben, daß er beichte. Nun fing er an zu erzählen. Zuerſt, warum er dem Pferd die Adern zerſchnitten. Als er fertig war, wurde er bis an die Kniee zur Steinſäule. „Ach Bruder,“ jammerte Serſem, „nicht erzähle weiter, ich glaube dir, du ſollſt nicht gehängt werden.“ Aber Coſtav ſprach: „Es war beſchloſſen, du ſollteſt mich mit dem Seil freſſen, nun freſſe ich mich mit dem Mund“, und fing weiter an zu erzählen, warum er das Hemd verbrannt habe; kaum waren die Worte ausgeredet, wurde

er bis an den Gürtel zur Steinſäule. „Ach, Bruder, nicht mehr rede, ich glaube dir und bin dir nicht böſe, du ſollſt nicht um mich ſterben.“ Aber Coſtav ſprach: „Es war beſchloſſen, du ſollteſt mich mit dem Seil freſſen, jetzt freſſe ich mich mit dem Mund“; und er erzählte, wie er die ſieben Drachenköpfe abgehauen. Kaum ausgeredet, war er ganz zur Steinſäule geworden. Jetzt war große Trauer, Serſem und Cocofane fielen auf die Kniee und jammerten um den guten Bruder. Aber die Richter richteten, der Kaiſer und die Kaiſerin ſollten erhängt werden. — Die Jungen wollten nicht mehr in die Stadt ziehen, ſie mauerten neben der Steinſäule ein Haus und wohnten dort, aber ohne Frieden. Eines Morgens ſagte Serſem zu ſeiner jungen Frau: „Hör' du, ich gehe und ſuche Gott und den heiligen Petrus, daß ich ſie frage, ob ich nicht etwas machen könnte, um den Coſtav zu befreien?“ „Geh, mein Mann.“ Er nahm den Torniſter und ging und ging, bis er in einen Wald kam, dort ſtand ein älteres Mädchen, er wünſchte einen guten Tag. Sie dankte und fragte, wohin er gehe? Er ſagte es ihr, und als er es geſagt, ſprach das Mädchen: „Tu gut, frage auch um mich, warum ich nicht heiraten könne?“ „Ich will fragen.“ Er ging weiter und kam an ein Bächlein. „Wohin gehſt du, du Menſch?“ rief das Bächlein. Sieh, ſo und ſo, und er erzählte es ihm. „Tu gut und frage auch um mich, warum ich keine Lebeweſen in meinem Waſſer habe, wie alle Waſſer?“ „Ich will fragen.“ „Sei ſo gut, nicht vergiß!“ Er ging weiter und kam an einen warzigen Baum, der rief: „Wohin gehſt du, junger Mann?“ Er ſagte es auch dem Baum. „Tu gut und frage, warum ich nie eine Frucht habe. Im Frühjahr blühe ich, dann fallen alle Blüten ab, im Herbſt, wenn meine Schweſtern alle mit Äpfeln beladen ſind, ſtehe ich leer.“ „Ich will fragen.“ Er ging weiter und begegnete zwei Männern. „Guten Tag.“ „Wir danken, wohin gehſt du, junger Mann?“ „Ich gehe, Gott und den heiligen Petrus ſuchen.“ Er klagte auch dieſen ſein Leid. „Nicht mehr geh weiter, auch wir können dir ſagen, was du tun mußt (er hatte aber gerade Gott und den heiligen Petrus getroffen, nur gaben ſie ſich ihm nicht zu erkennen): „Weißt du nicht, daß nur Menſchentränen, von ganzem Herzen geweint, Steine erweichen können? Geh nach Hauſe, nimm ein Schaff und weine es mit deiner Frau zuſammen voll Tränen. Dann nehmt jedes einen Zweig vom Buſiok — (Buſiok iſt auch heute noch das Kraut des Glückes, in keinem noch ſo kleinen Gärtchen darf es fehlen; auf der Reiſe trägt es der Rumäne im Buſen, dann braucht er ſich nicht zu fürchten), taucht es in die Tränen und beſtreicht und beſprengt die Säule, ſie wird ſich erweichen, und Coſtav wird frei

werden.“ Serſem dankte und fragte auch um das Mädchen, warum es nicht heiraten könne, um das Bächlein, das keine Lebeweſen in ſeinem Waſſer habe, und warum der Apfelbaum keine Früchte behalte. „Sage dem Mädchen, ſie ſolle den Kehricht, wenn ſie gekehrt, nicht gegen die Augen der Sonne werfen, ſondern auf die Schattenſeite, dann würde ſie heiraten. Sage dem Bächlein, ſo lange es nicht ein lebendes Weſen ertränkt in ſeinem Waſſer, werde es nie eines halten. Aber geh zuerſt auf einen Berg, dann nur ſag es ihm, ſonſt ertränkt es dich. Der Apfelbaum iſt ein Räuber, er hat an der Wurzel einen Keſſel voll Geld, bis den nicht jemand fortnimmt, kann er keine Früchte tragen.“ Serſem dankte auch für dies, wünſchte gute Geſundheit und kehrte um, der Heimat zu. Als er zum Apfelbaum kam und es ihm ſagte, bat der ſo viel, er möchte ihn befreien; zuerſt wollte er nicht, denn er hatte Eile nach Hauſe zu kommen, dann bedauerte er ihn, fing an zu graben und zog den Keſſel mit dem Geld heraus. Dann ging er bis zum Bächlein und wollte ſchnell vorübergehen auf den nächſten Berg. „Haſt du auf mich vergeſſen?“ rief es ihm nach. „Ich habe nicht vergeſſen, warte nur bis ich oben auf dem Berge bin, dann will ichs dir ſagen.“ Als er oben war und es herabrief, ſchwoll das Bächlein an, das Waſſer trat heraus, lief dem jungen Manne nach, um ihn zu ertränken. Es konnte aber nicht bis auf den Berg reichen, machte ihm nur die Füße naß und trat dann wieder zurück, auf ein Opfer wartend. Er ging weiter bis zu dem Mädchen. „Du Mädchen, nicht mehr wirf den Kehricht gegen die Augen der Sonne, wenn du gekehrt haſt, wirf ihn auf die Schattenſeite, dann wirſt du heiraten.“

Als er zu Hauſe ankam, erzählte er ſeiner Frau, wie es ihm ergangen. Sie nahmen ein Schaff und fingen an zu weinen und weinten, bis das Schaff voll Tränen war, nahmen dann jedes einen Zweig vom Buſiok, tauchten ſie in die Tränen und beſtrichen die Steinſäule, damit ſie ſich erweiche; und ſie wurde weich und fiel zuſammen, da ſtand Coſtav ſchön und friſch. Da war große Freude bei allen und alle dankten ſie Gott und dem heiligen Petrus. Den Coſtav verehrten ſie aber bis an ihr Ende. *Iuon Vuga, Rucur.*

2. Der Urſprung der Bäder.

Vor langer, langer Zeit, als noch Gott und der heilige Petrus auf der Welt wandelten, ſagte er an einem Tage im Herbſt zu Petrus: „Du Petrus, komm, wir gehen einmal in das Weinland, daß wir ſehen, wie die Menſchen noch da herum ſind.“ „Ich komme.“ Petrus nahm den Stock und

Torniſter, und ſie lenkten ihre Schritte auf die Straße. Als ſie faſt einen Tag gewandert, kamen ſie an einem Weingarten vorbei, der nahe an einem Dorf lag und in drei Teile geteilt war. In dieſem Dorf hatte ein armer Mann gelebt, der hatte nichts als dieſen Weingarten und drei Söhne. Als er geſtorben war, hatten die drei Brüder den Weingarten geteilt und weil ſie zu arm waren, um einen Hüter zu bezahlen, hüteten ſie der Reihe nach. „Ich bin ſo durſtig, wie möchte ich doch eine Traube eſſen,“ ſagte Petrus. Gott bat den Jüngling um eine Traube. An dem Tage hütete der älteſte den Weingarten. Der ging gleich und brachte zwei der ſchönſten ſüßen Trauben aus ſeines Bruders Teil. Gott nahm ſie und warf ſie weg, ſie waren geſtohlen. Am nächſten Tage hütete der mittlere Bruder. Gott kam wieder vorbei und bat um eine Traube, der Jüngling brachte ſogleich zwei ſchöne Trauben aus des Jüngſten Weingarten, Gott nahm ſie und warf ſie fort neben die Straße, ſie waren geſtohlen. Er ging mit Petrus in das Dorf für die Nacht. Gott weiß alles. Er wußte, daß im Dorf ein reicher Mann wohnte, der eine ſchöne Tochter hatte. Jetzt gedachte Gott, er wolle probieren, ob dieſes Mädchen Glauben und ein gutes Herz habe. Er klopfte ans Fenſter und bat um Herberge für die Nacht. Der Alte rief ſie herein und ſetzte ſie an den Tiſch. Das Mädchen lief gleich, kochte Palukes, brachte in einer Schüſſel Milch und bat die Fremden mit freundlichen Worten zu eſſen. Sie würden hungrig ſein und müde vom weiten Wandern. Der Alte brachte auch Branntwein und ehrte die Fremden, wie es ſich gehört. Als ſie gegeſſen, brachte die Tochter Stroh herbei, bereitete ein Bett, damit ſie ſich ausruhen und am nächſten Morgen mit Gott weiter gehen könnten. Dies Mädchen gefiel Gott. Am Morgen brachen ſie auf und kamen wieder am Weingarten vorbei. Jetzt hütete der Jüngſte. Gott verlangte eine Traube. Der Burſche brachte ein Körbchen voll der ſchönſten aus ſeinem eignen Teil. Nun, Gott nahm ſie und aß ſie mit Petrus mit Genuß, dieſe waren nicht geſtohlen, ſie waren aus ganzem Herzen geſchenkt. Als ſie gegeſſen, ſprach Gott zum Jüngling: „Mein Sohn, was wünſchſt du dir von Gott?“ „Was ſoll ich wünſchen? Ich wünſche mir eine gute Frau, die auch den Glauben hat, welchen ich habe.“ „Komm mit uns, ich weiß ein Mädchen, wie du es wünſchſt, ich will dir Nănaș (Beiſtand) ſein.“ Der Jüngling ging mit ihnen und jetzt gingen ſie alle drei auf die Freite. Der Jüngling ging mit den beiden, er wußte aber nicht, daß er mit Gott und dem heiligen Petrus ging. Als ſie in das Haus kamen und das Mädchen den Burſchen ſah, gefiel er ihr gleich, und bald machten ſie Hochzeit. Petrus ſchenkte ihnen vier Pferde und einen Wagen. Aber Gott fragte

ſie, was ſie ſich von Gott wünſchten? Der junge Mann antwortete: „Gott hat mir eine gute Frau gegeben, gläubig wie ich, wenn mir jetzt auch noch ein Wunſch zukäme, würde ich bitten um ein gemauertes Haus an einem See. Das Waſſer in dieſem See ſoll heilkräftig ſein, daß ich die kranken Menſchen, welche zu mir kommen, heilen kann.“ Gott ſprach: „Gott gebe dir, was du wünſcheſt, mein Chinule“ (ſo heißt der Beiſtand den jungen Mann nach der Trauung, der junge Mann nennt den Beiſtand Nanaſch oder Nunu). „Aber jetzt ſetze dich mit der jungen Frau auf den Wagen und fahrt immer auf dem rechten Wege, bis ihr an das gemauerte Haus am See kommt, es ſoll euch gehören, und ihr lebt in Frieden und Geſundheit, wie ihr bis jetzt gelebt habt im Glauben an Gott. Auch wir beiden machen uns jetzt auf unſern Weg, lange haben wir uns mit dieſer Hochzeit aufgehalten.“ Das junge Paar dankte, und dann brachen zuerſt die zwei Fremden zu Fuß auf. Der junge Mann ſchirrte ſchnell die Pferde an den Wagen, um die beiden bald einzuholen und auch auf den Wagen zu nehmen, aber ſie waren nirgends mehr zu ſehen. Gott und der heilige Petrus hatten ſich ſogleich in den Himmel erhoben, um nach ihrer Arbeit zu ſehen. Die Jungen fuhren, wie lange ſie gefahren ſein werden, nur einmal merkten ſie, daß ſich ein See neben der Straße hinzog, am See befand ſich ein Hof mit einem gemauerten Haus und Ställen, ein ſchöner Garten mit Obſtbäumen, da war ein feiner Schatten. In der Türe ſtand eine Magd, das Tor öffnete ein Knecht, damit der Herr mit der jungen Herrin hereinfahren könne. Jetzt fingen die beiden an zu leben, wie ſie es ſich vorgenommen hatten. Die Kranken ließen ſie im See baden, beſorgten und pflegten ſie, wie es ſich gehört, und ließen ſie bei gutem Wetter im Schatten ruhen. Zuerſt kamen nur einige, dann immer mehr; alle, welche in dem Waſſer gebadet, wurden geſund. Ein Jahr verging um das andere, da kam Gott ſein Chinu in den Sinn und er dachte einmal nachzuſehen, ob er gut geblieben im Glauben an Gott. Er nahm die Geſtalt eines alten Krüppels an und legte ſich neben den See. Nur einmal ſah ihn der Herr und rief gleich ſeiner Frau: „Komm, du, ſieh es liegt ein alter krüppeliger Großvater da, wir wollen ihn ins Haus tragen.“ Sie kam ſchnell herbei, entſchuldigte ſich, wenn ſie ihn zu lange habe liegen laſſen, ſie hätte im Hauſe zu tun gehabt und nicht zum Fenſter hinausgeſehen. Jetzt bemühten ſich beide, den Alten aufzuheben und ins Haus zu tragen, konnten ihn aber nicht bewegen. Sie faßte ihn an den Händen, er an den Füßen. „Geh und bring den Wagen,“ ſagte ſie zu ihrem Mann. Er ging und zog ihn herbei. Nun gelang es ihnen mit großer Anſtrengung, den Alten

hinaufzuheben, aber der Wagen ließ ſich nicht von der Stelle bewegen. „Geh du und bring ein Pferd.“ Sie ging und brachte es, aber noch immer blieb der Wagen wie angenagelt, er brachte auch das zweite, gleichviel, der Wagen rührte ſich nicht, auch das dritte, und erſt als alle vier Pferde vor dem Wagen ſtanden, ließ er ſich leicht bewegen, und ſie fuhren bis an die Türe, dann trugen beide den alten Krüppel auf den Händen ins Haus.

Gott aber freute ſich, als er ſah, wie ſein China und ſeine China ſich um die Kranken bemühten und nicht darnach fragten, ob die Kranken auch Geld hätten zu bezahlen oder nicht, und wie ſie im Glauben an Gott lebten. Und wie er ſah, wie viele Kranke die Geſundheit durch das Waſſer erlangten, ging er weiter und heiligte viele Waſſer auch in andern Ländern. Das iſt der Urſprung der Bäder. *Nicolai Gaspar, Gr.-Schenk.*

3. Die eigenſinnige Frau und der Teufel.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine eigenſinnige Frau, der er nichts recht machen konnte. Er beſaß Haus und Hof im Alttale und hatte ſich ſeine Frau aus Agnetheln am Harbach gebracht. Wollte er einmal ſeine Schwiegereltern beſuchen, wollte ſie nicht; ſagte er: Heute können wir nicht zu deinen Eltern fahren, dann erregte er gleichfalls ihren Widerſpruch, und ſie fuhren. So ging es in allen Dingen. Sie war immer voll Widerſpruch, der ihn manchmal zur Verzweiflung brachte. Jetzt hatte er ſich vorgenommen, ihr nicht mehr nachzugeben. Als ſie nun bald darauf wieder zu ſeinen Schwiegereltern fuhren und in den Harbach kamen, kamen drei Enten und ein Enterich aus dem Waſſer. Er rief: „Sieh da drei Enten und ein Enterich.“ „Nein, es ſind nur zwei Enten und ein Enterich.“ „Aber Frau, ſieh doch und zähl, 1, 2, 3 Enten und 1 Enterich.“ „Wenn du noch einmal widerſprichſt, ſo ſterbe ich,“ ſchrie die Frau. „Frau, ich kann dir nicht nachgeben, wenn ich recht habe.“ „Gut, dann ſterbe ich.“ Sie fiel zurück und war tot. Als er an ſeines Schwiegervaters Haus kam, öffnete der das Tor und tat erfreut, ſeine Kinder wieder zu ſehen. „Ach, Schwiegervater, ich bringe nichts gutes, meine Frau iſt unterwegs geſtorben.“ Dann erzählte er, wie es gekommen. „Ach mein Sohn, wir werden ſie ja begraben, du biſt noch jung und wirſt dich ja mit einer andern tröſten.“ Man trug nun die Tote hinein und begann die Aufbahrung vorzubereiten. Ihr Mann trat an ſie heran, da rief ſie noch mit ſchwacher Stimme zwei Enten und ein Enterich. „Du, ſei doch vernünftig, ſteh auf, ſieh, man wird dich

ſonſt aufbahren.“ „Zwei Enten und ein Enterich.“ „Nein, drei Enten und ein Enterich.“ Da fiel ſie wieder zurück und war tot. Sie wurde aufgebahrt und die Totenwache begann. Da kam ihr Mann wieder zu ihr und ſchüttelte ſie. „Zwei Enten und ein Enterich,“ ſagte ſie. „Nein, drei Enten und ein Enterich.“ Nicht einmal im Tode konnte ſie gerechten Widerſpruch vertragen, ſie ſank zurück und war tot. Am nächſten Tage ſollte der Pfarrer kommen und das Begräbnis beginnen, wieder ſchüttelte ſie ihr Mann. Da fragte ſie „Zwei Enten und ein Enterich?“ „Nein, drei Enten und ein Enterich, aber Frau, nimm Vernunft an, der Pfarrer kommt, dann wirſt du begraben.“ Sie ſank aber zurück und war tot. Der Pfarrer kam, die Begräbnisfeier begann. Bevor der Sarg geſchloſſen wurde, ſchüttelte er ſie noch einmal, ſie fragte: „Zwei Enten und ein Enterich?“ „Nein, drei Enten und ein Enterich.“ Sie ſank zurück und war tot und ward begraben. Der Mann fuhr mit ſeinem Knecht nach Hauſe und freute ſich auf den Frieden, den er viele Jahre entbehrt. Aber bald fehlte hier etwas, bald dort, das Eſſen war nicht fertig, das Zimmer nicht gekehrt, die Krüge ſtanden leer, niemand hatte friſches Waſſer gebracht. Die Schweine waren nicht gefüttert, die Kuh nicht gemolken, niemand ordnete ihm das Haar und band ihm das Halstuch um. Da ſprach er ſeufzend zu ſeinem Knechte: Rou eu rou, da mai rou vore rou (ein auch bei den Sachſen oft angewandtes Sprichwort: Schlecht mit Schlechten, aber noch ſchlechter ohne das Schlechte). „Spann die Pferde vor den Wagen, nimm Haue und Schaufel, wir wollen meine Frau wieder bringen.“ Sie fuhren zum Friedhof. Als ſie aber an das Grab kamen, ſaß da ein alter Mann mit grauem Haar und einem ellenlangen Bart und erſchrak heftig, als er hörte, daß der Mann ſeine Frau ausgraben wolle. „Um Gottes willen, tu mir das nicht. Ich bin der Teufel und mußte jahrelang in ihr ſtecken, ſie hat mich furchtbar gequält. Jetzt iſt ſie gut verſorgt, und ich will dir auch zu deinem Glück verhelfen. Ich fahre in den roten König, und will ihn ſehr quälen. Er wird im ganzen Lande bekanntgeben, daß er dem ſeine Tochter zur Frau gibt, welcher ihn vom Teufel befreit. Verkleide dich als Arzt und melde dich, du könnteſt den Teufel austreiben. Sobald ich dich ſehe, fahre ich aus und in den grünen König, aus dem darfſt du mich aber nicht heraustreiben, ſonſt drehe ich dir den Hals um. Der Mann war froh und tat, wie ihn der Teufel gelehrt. Bald darauf ſtand in allen Zeitungen, der rote König werde vom Teufel geplagt, wer ihn befreie, dem gebe er ſeine Tochter zur Frau und das halbe Königreich. Wie viele Ärzte auch kamen, keiner konnte den König be-

freien. Da kam auch ein Fremder, es war der Mann aus dem Alttal und versprach, den König gesund zu machen. Schon bei seinem Anblicke wurde es ihm besser, das war auch richtig, denn der Teufel zog gleich aus. Nun freuten sich nicht nur der König, sondern das ganze Reich. Nun gab es eine Hochzeit, wie keine größere und schönere gewesen, seit die Welt steht. In allen Gassen der Stadt hörte man die Klarinette blasen. Als die Hochzeit vorüber war, lebte das junge Paar eine Zeit lang glücklich und in Frieden. Der Ruf des jungen Mannes als Arzt hatte sich über das Land hinaus verbreitet. Da kam die Nachricht von der Erkrankung des grünen Königs. Der hatte auch von dem geschickten Arzt gehört, der jetzt der Schwiegersohn vom roten König sei und schickte zu ihm, er möge kommen und ihn vom Teufel befreien. Nach dem Kontrakt mit dem Teufel durfte er nicht gehen und ließ sich entschuldigen. Der grüne König ließ aber nicht ab mit Bitten, als diese nichts halfen, drohte er und schickte zuletzt ein Regiment Soldaten und ließ sagen, falls er nicht kommen wolle, werde er mit Krieg kommen und alle zusammenschlagen. Nun mußte er gehen, wie es auch kommen werde. Und er kam zum grünen König. Wie ihn der Teufel sah, kam er zornig heraus: „Du bist des Todes, habe ich dir nicht verboten hieher zu kommen?“ Der Schwiegersohn des roten Königs antwortete: „Aber sei mir doch nicht bös, ich bin ja nicht gekommen, dich auszutreiben, sondern nur um dich zu warnen, denn meine Frau ist aus dem Grabe auferstanden und sucht dich.“ Hierüber erschrak der Teufel so sehr, daß er ins Gebirge floh und in eine Tanne fuhr. Dort steckt er bis auf den heutigen Tag. *Nicolai Gaspar, Gross-Schenk.*

4. Păcală (Hanswurst).

Es war einmal ein Mann, der hieß Păcală. Der hatte eine kluge Frau und eine Kuh. Diese Kuh wollte er verkaufen, denn sie hatten kein Futter; und der Winter ist lang, zumal wenn er bevorsteht, so um den Hundertbüchler Jahrmarkt. Da bringen alle Leute ihr Vieh auf diesen Jahrmarkt zum Verkaufe. Păcală nahm die Kuh am Seil und führte sie Hundertbücheln zu. Er kam an einer Eiche vorbei, auf der saß eine Elster und schrie: „zark, zark“. Păcală blieb mit der Kuh stehen und fragte. „Redest du mit mir, was willst du? Ja, ich weiß, du willst die Kuh kaufen“. Darauf wieder die Elster: „zark, zark“. „Gut, ich will sie dir für 20 fl. geben, wann soll ich ums Geld kommen?“ Die Elster: „zark, zark,“ er verstand unter zark März, (das ist Dienstag). „Ja, also gut, ich komme Dienstag.“ Er band die Kuh an eine Eiche und

ging nach Hauſe zurück. Seine Frau war ſehr verwundert, wie bald er gekommen und fragte, was er mit der Kuh gemacht, denn in der kurzen Zeit konnte er nicht einmal auf den Jahrmarkt gelangt ſein. Er ſagte, daß er ſie unterwegs verhandelt hätte und nächſten Dienstag das Geld abholen werde. Als der Tag kam, machte er ſich fertig und ging. Die Kuh war verſchwunden. Die Elſter rief auf dem nächſten Baum. Als er zu ihr kam, lag da ein hoher Düngerhaufen. Er verlangte ſein Geld, die Elſter ſprach immer nur zark, zark; er verſtand ihre Sprache. „Was? alſo unter dieſer Erde finde ich das Geld, gut, ich werde es herausſcharren, mir ſcheint, du haſt ſo nicht die Kraft dazu.“ Als er die Erde ein wenig beiſeite gemacht, kam ein Topf voll mit Geld zum Vorſchein. „Nach dem du mir trauſt, will ich dir zeigen, daß ich dich nicht betrüge, da, ich nehme meine 20 fl., das andere verſorge ich dir wieder.“ Er nahm das Geld, bedeckte den Topf wieder mit Erde und ging nach Hauſe, er kam aber wieder ſo bald nach Hauſe, daß die Frau mißtrauiſch wurde und ernſtlich wiſſen wollte, wem er die Kuh verkauft. Er meinte, es wäre am beſten, ſie käme mit ihm, daß er es ihr zeige. Sie gingen, er deckte den Topf auf und zeigte ihr das Geld. „Du biſt ein rechter Păcală, warum haſt du nicht den ganzen Topf genommen, der gehört ja niemandem.“ „Mir auch nicht, ich hatte nur das Recht, mir 20 fl. zu nehmen, und wenn du ihn nimmſt, zeige ich dich bei Gericht an.“ „Du wirſt ja nicht ſo dumm ſein,“ erwiderte die Frau. Sie trug den Topf mit dem Gelde nach Hauſe, trotzdem ſie wußte, daß ihr Mann ſie anzeigen werde. Zu Hauſe angekommen, war der Mann ermüdet und legte ſich ſchlafen. Die Frau trug einen Tiſch in den Hof, ſetzte darauf weißes Brot, gebratnes Fleiſch und eine Flaſche Wein. Als der Mann erwachte, rief ſie: „Komm' jetzt nur ans Fenſter und ſieh, es hat weißes Brot, gebratnes Fleiſch und Wein gereguet.“ „Wie kann das ſein.“ Er kam ans Fenſter und überzeugte ſich, daß es ſo ſei. Er ging hinaus und aß ſich gut ſatt, dann ſchlief er bis am andern Morgen, machte ſich aber dann ſogleich auf den Weg zum Gericht und klagte ſeine Frau wegen Diebſtahl an. Die Frau wurde herbeigerufen und ihr die Klage des Mannes vorgelegt. Sie ſprach: „Ach, mein Mann iſt ja der Păcală, er weiß nicht, was er redet.“ „O ich weiß.“ „Alſo, wann habe ich denn geſtohlen?“ „Damals, als es weißes Brot, gebratnes Fleiſch und Wein gereguet.“ „Seht ihr, welchen Unſinn er redet?“ Die Richter ſahen es ein und entließen das Weib.

Nicolai Gaspar, Gross-Schenk.

5. Ein Traum.

Der rote Kaiſer hatte drei Söhne. Nachdem er nun drei Söhne hatte, fragte er ſie an einem Morgen, was ſie geträumt hätten. Die zwei älteſten ſagten ihm einige Lügen, aber der Jüngſte erzählte ſeinen Traum wahr: „Seid ſo gut und verzeiht, wenn euch mein Traum nicht gefällt, auch mir gefällt er nicht, aber ich kann nicht dafür. Traum iſt Traum, der Menſch iſt nicht ſchuld, wenn er Dummheiten träumt. Ich habe geträumt, ihr hättet mir das Handtuch gebracht, ich ſolle mich wiſchen, die Mutter das Waſſer, damit ich mich waſche.“ Als der Kaiſer dieſe Worte vernommen, wurde er zornig und ſchrie: Du Elender, du Betrüger, du willſt größer ſein als ich? Das wirſt du nicht erreichen, lieber bringe ich dich um.“ Er rief einen Knecht und befahl ihm, ſeinen Sohn in den Wald zu führen, um ihn zu töten und als Zeichen, daß er es getan, das Herz und einen Finger mitzubringen. Die beiden gingen in den Wald. Als ſie im Walde waren, hatte der Knecht Mitleid mit dem Jüngling; dieſer ſchnitt ſich ſelbſt einen Finger ab, gab ihn dem Knecht und verſprach, er werde in die Welt gehen und nie mehr nach Hauſe zurückkehren; das Herz nahm der Knecht von einem Hündlein und ging damit zum Kaiſer zurück. Des Kaiſers Jüngſter ging im Walde immer weiter, bis er an ein Häuschen mit offner Tür kam. Im Häuschen ſaßen am Tiſch ein alter Großvater und eine alte Großmutter, die waren beide blind. Sie hatten ein kleines Krüglein mit Wein. Die Alte trank daraus und gab es dann ihrem Mann. Bis dieſer die Hand danach ausſtreckte, nahm es der Jüngling geſchwind und trank es aus. Als der Alte trinken ſollte, war das Krüglein leer. „Du Frau, du haſt alles getrunken und gibſt mir das leere Krüglein!“ „Wie ſollte es denn leer ſein?“ „Nimm und fühl.“ Der Alte nahm es, ging in den Keller und brachte es wieder gefüllt herauf, trank einen Schluck und gab es ſeiner Frau. Bis die langſam mit zittriger Hand danach langte, nahm der Burſche es ſchnell, trank es aus und gab es der Frau. „Du Mann, jetzt haſt aber du das ganze Krüglein ausgetrunken!“ „Aber Frau, wie kannſt du ſo reden, ich trank ja nur einen Schluck. Du, das geht nicht mit rechten Dingen zu, es muß jemand hier ſein.“ Er fing mit den Händen an zu ſuchen, die Frau ſagte: „Mein Kind, ſag, wer biſt du? Biſt du ein Knabe, ſei unſer Sohn, biſt du ein Mädchen, ſei unſere Tochter.“ „Sucht nicht mehr, Großvater, ich bins, des roten Kaiſers jüngſter Sohn. Jetzt will ich gerne euer Sohn ſein, es iſt mir zu Hauſe ſchlecht gegangen. Wir ſind drei Brüder. Mein Vater verlangte, jeder ſolle ihm ſeinen Traum erzählen, meine beiden Brüder erzählten Lügen, ich

ſagte die Wahrheit. Ich hatte geträumt, meine Mutter hätte mir Waſſer gebracht, ich ſolle mich waſchen, der Vater hielt mir das Handtuch hin, ich ſolle mich trocknen. Wegen dieſem Traum wurde er ſo zornig, daß er einen Knecht mit mir in den Wald ſchickte mich zu töten. Der erbarmte ſich meiner, nahm meinen Finger, ſeht er fehlt mir an der Hand, und das Herz vom Hündlein, als Zeichen, daß ich tot ſei. Dann ging ich im Walde immer weiter, bis ich hierher kam; wenn ihr mich halten wollt, bleibe ich gerne." Darauf ſagte der Alte: „Bleib' bei uns. Am Tage ſollſt du die Schafe hüten, hier haſt du eine Flöte, wenn die Hunde dieſe ſehen, haſt du keine Sorge." Am Morgen ging der Jüngling mit den Schafen aufs Gras und fing an zu flöten und flötete ſo ſchön, wie man noch nie gehört auf dieſer Welt. Mittags kamen die Mägde der neun Hexen mit den Krügen um Waſſer. Als ſie das ſchöne Flöten hörten, blieben ſie ſtehen und hörten und hörten und gingen nicht mehr fort, bis er die Flöte in den Gürtel geſteckt. Als die Mägde nach Hauſe kamen, fragten die Hexen, wo ſie ſo lange geblieben? Die Mägde erzählten von der merkwürdigen Flöte ſo viel, daß ihre Herrinnen nicht mehr aushalten konnten vor Neugierde und alle neun zum Brunnen flogen, wo der Burſche die Schafe hütete. Als er ſie fliegen ſah, zog er geſchwind den Stöpſel aus der Flöte und ſteckte ihn in den Buſen. Die Hexen ließen ſich neben ihn auf die Erde nieder und baten ihn zu flöten. Aber er antwortete, er möchte gerne, habe aber den Stöpſel verloren, ſie ſollten ſo gut ſein und ihm helfen einen neuen machen. Er nahm die Axt, hieb eine junge Eiche ab, ſpaltete ſie, rief dann die Hexen herbei, ſie ſollten das Mark herausnehmen. Als ſie die Hände drinnen hatten, zog er die Axt heraus, und alle Hände waren eingeklemmt. Jetzt hieb er achten die Köpfe ab. Die neunte bat, er möchte ſie doch am Leben laſſen, ſie zahle ihm, ſo viel er wolle. „Wohin habt ihr die Augen meiner Alten verſteckt?" „Such nur beim Herde. Die Augen des Mannes haben wir auf dem Herde, die Augen der Frau unter dem Herde verſorgt. Um Mitternacht lege ſie ihnen auf ihre Stelle, dann nimm, bevor die Sonne aufgeht, Tau und waſch' ihnen damit die Augen, dann werden ſie wieder ſehen, wie die Kinder." Er dankte und hieb auch ihr, der neunten, geſchwind den Kopf ab. Denn die Hexen ſind Teufelsfrauen, wem ſie in den Weg treten, der muß ſie umbringen, ſie tun den Menſchen immer nur Schlechtes. Abends brachte er die Schafe nach Hauſe und ſetzte ſich mit den Alten zum Abendeſſen. Als ſie gegeſſen, gingen die beiden zu Bett, der Jüngling aber blieb auf bis um Mitternacht, dann ſuchte er die Augen und fand ſie, wie ihm die Hexe geſagt, und ſetzte

ſie ihnen ein, Schlafen legte er ſich nicht, damit ihn der Schlaf nicht betrüge und ging vor Tagesanbruch hinaus, ſammelte Tau und beſtrich damit die Augen der beiden Alten, dann legte er ſich auch ein wenig nieder. Als die Alten erwachten, ſagte der Mann: „Du Frau, ich ſehe.“ „Du Mann, auch ich ſehe. Wer ſollte uns denn dies Gute getan haben? Das kann niemand anders als unſer Kind gemacht haben, der jüngſte Sohn des roten Kaiſers.“ Da erhob ſich der Jüngling und erzählte alles, was er am vorigen Tage erlebt. „Nun, unſer Sohn, nachdem du uns dies Gute verſchafft haſt, wollen wir dir auch zu deinem Glück verhelfen.“ Die Alte ging und brachte ihm goldene Kleider und zog ihn an, der Alte brachte ihm ein goldenes Pferd und einen goldenen Säbel und ſandte ihn zum grünen Kaiſer, ihm ſeine jüngſte Tochter zur Frau zu verlangen. Als er aufbrach, ſtanden beide in der Türe und freuten ſich über den ſtattlichen Burſchen. Nur einmal fiel es der Alten ein, ſie hätte dies nicht gut gemacht, er ſolle die Kleider erſt anziehen, wenn er das Mädchen erhalten hätte. Sie rief ihn zurück und ſagte es ihm. Er ſtieg vom Pferd, zog die Sachen aus und ging in den alten Kleidern an den grünen Kaiſerhof und verdang ſich als Hühnerknecht. Er hatte keine andere Arbeit, als den Hühnerſtall rein zu halten, damit ſich die Kaiſertochter nicht beſchmutze, wenn ſie Eier ſuchen käme. Der grüne Kaiſer hatte drei Töchter und wollte nun die zwei Älteſten verheiraten, darum ließ er es im ganzen Lande bekannt geben, alle ſchönen Jünglinge ſollten herbeikommen, damit ſeine Töchter wählen könnten. An dem Morgen kam die Jüngſte wieder zu den Hühnern Eier ſuchen, da redete ſie der Knecht an und ſprach: „Du könnteſt auch heiraten, ſage deinem Vater, wenn deine Schweſtern gewählt hätten, wolleſt du unter einem dir auch einen Mann nehmen; wenn es dein Vater erlaubt, ſo wähle mich, ſieh', ich bin kein Hühnerknecht, du wirſt nur ſehen, wer ich bin, und es wird dein Glück ſein. Dein Vater wird zornig werden, bald verſöhne ich ihn und dann werden wir alle glücklich.“ Der Kaiſertochter gefiel der Burſche und ſie verſprach es ſo zu machen. Nun kamen viele ſchöne Jünglinge an den Kaiſerhof geritten. Die Muſik ſpielte, Klarinette wurde geblaſen; es war überall große Freude. Als die beiden älteſten Kaiſertöchter die ſchönſten Jünglinge gewählt, da trat die Jüngſte zu ihrem Vater und bat, er möchte ihr erlauben, ſich auch einen Bräutigam wählen zu dürfen, es wären jetzt ſo viele ſchöne Burſchen da. Der Kaiſer freute ſich, ſo ſchnell alle ſeine Töchter zu verheiraten, und erlaubte es ihr. Da brachte ſie den Hühnerknecht an der Hand zu ihrem Vater. Der erſchrak, als er ſah, welchen Spott ihm ſeine Tochter ange-

tan. Er ſchämte ſich vor der großen Verſammlung und jagte beide in den Hühnerſtall. Es betrübte die junge Braut nicht, denn ſie merkte, wie fein der Burſche war, und hatte ihn lieb. Als es abend war, ſagte er, ſie ſolle jetzt nur ruhig da bleiben, er werde gehen und morgen in ſeiner wahren Kleidung kommen, dann würde ihr Vater ſicher nichts dawider haben. Er ging, ſie blieb. Am nächſten Morgen kam nur einmal ein Kaiſerſohn in goldener Kleidung auf goldnem Pferd auf den Hof zum grünen Kaiſer. Die Leute glaubten, er käme von ſo weit her, daß er ſich um einen Tag verſpätet, und bedauerten nun die arme Jüngſte im Hühnerſtall, daß ſie dieſen jetzt nicht wählen könnte. Der grüne Kaiſer ſetzte ihn an den Tiſch und brachte ihm Speiſe und Trank. Der ſchöne Ritter begann zu eſſen, ſchüttete ſich aber auf den ſchönen, goldnen Rock Suppe, dann Fleiſch. Der Kaiſer und die Kaiſerin ſahen ein, daß er dies abſichtlich tat, und fragten ihn, warum? Der Jüngling ſprach: „Für meine Braut im Hühnerſtall.“ Da wurden die beiden Alten rot, denn ſie erkannten in dem ſchönen Jüngling den Hühnerknecht, man brachte das Mädchen herein, und nun war aller Zorn verflogen, ſtatt deſſen herrſchte große Freude, und es wurde Hochzeit gehalten. Die Klarinette wurde 8 Tage ununterbrochen geblaſen. Als die Hochzeit beendigt war, fuhr der junge Mann mit ſeiner Frau zu ſeinen Eltern an den roten Kaiſerhof, denn jetzt war ſein Traum erfüllt, er war von größerem Anſehen geworden. Als er im goldenen Wagen in die Stadt kam, wurde es ſo hell, als ob zwei Sonnen ſchienen, und alle Leute kamen aus ihren Häuſern heraus, aber niemand kannte den goldenen Kaiſer. Als er vor das Haus ſeiner Eltern fuhr, öffnete ſich das Tor von ſelbſt, ſie kamen bis auf die Treppe entgegen, führten das junge Paar in die Stube und brachten das Eſſen. Da rief die Mutter: „Der goldene Herr Kaiſer wird ſich zuerſt waſchen wollen,“ ſie lief und brachte die Waſchſchüſſel mit friſchem Waſſer, der Vater hielt in der Hand das Handtuch; da rief der goldene Kaiſer: „Vater, Mutter, kennt ihr mich denn nicht mehr?“ Er ſtreckte die Hand mit dem fehlenden Finger aus. Da löſte ſich der abgeſchnittene Finger, den man an die Wand gehängt, ab und ſprang ihm wieder an den Finger. Der Traum, nur ein Traum, hatte ſich aber doch erfüllt. *Nicolai Gaspar, Gr.-Schenk.*

6. Veltinţeleptu (Der Weltweiſe).

Es war einmal ein alter Mann, dem war ſeine Frau geſtorben. Jetzt, da ſeine Frau geſtorben, war es ihm ſehr einſam allein und er wußte nicht, was er machen ſollte, darum ging er zu den Verwandten.

Viele ſagten, er ſolle wieder heiraten, viele ſagten er ſolle nicht mehr heiraten, er wäre zu alt. Andere ſagten, er ſolle zum Veltinţeleptu gehen, der würde ihm raten, was beſſer wäre. Er machte ſich auf den Weg und ging zu den Eltern des Veltinţeleptu, er ſelbſt war nicht zu Hauſe. „Geh' nur auf die Gaſſe, du wirſt ihn finden mit den Kindern ſpielen." Der Alte ging, fand und fragte ihn. Veltinţeleptu antwortete mit dieſen Worten: „Die Gebirge ſind weiß geworden, die Äpfel weich, zu zwei Füßen braucht es noch einen, damit drei ſind." Kaum hatte er dieſe Worte ausgeredet, ſetzte er ſich auf einen Stock, rief ju (Ausdruck für das Anſpornen der Pferde) und galoppierte fort, die Kinder alle hinter ihm. Der Alte befand ſich allein, er hatte den Teufel verſtanden, (nichts). Er kehrte geärgert zu den Eltern des kindiſchen und ſpöttiſchen Weiſen zurück. „Was hat dir unſer Sohn geſagt?" fragten ſtolz die Eltern. „Was ſollt' er mir geſagt haben, er ſagte einige kindiſche Worte." „Aber doch, ſag' uns, was ſprach er?" „Die Berge ſind weiß geworden, die Äpfel ſind zergangen, zu zwei Füßen braucht es noch einen, daß es drei ſind." „Ach, nicht einmal ſoviel verſtehſt du? Die Berge ſind gebleicht, iſt ſo zu verſtehen: Deine Haare ſind gebleicht, weiß geworden. Die Äpfel ſind deine Zähne. Du haſt keine Zähne mehr. Der dritte Fuß iſt der Stock, bald mußt du ihn zu Hilfe nehmen, wenn du in die Kirche geheſt; wenn du dir alle dieſe Worte ins Gedächtnis zurückrufſt, mußt du wiſſen, daß du zu alt zum Heiraten biſt." Der Alte ging nach Hauſe und heiratete nicht mehr. Aber dieſe Geſchichte vom Veltinţeleptu verbreitete ſich in alle Welt und kam bis zum Kaiſer, dieſer verwunderte ſich über dieſen Menſchen und rief: „Veltinţeleptu." „Ich höre." „Was macht Gott im Himmel?" „Auf einer Leiter ſteigt er hinauf, auf der andern läßt er ſich wieder herunter." „Wie kommt das?" „Die Reichen werden arm, die Armen reich." Am andern Morgen fragte er wieder: „Veltinţeleptu." „Ich höre." „Was macht Gott im Himmel?" „Einen Wagen ladet er auf, den andern ladet er ab." „Wie kommt das?" „Er nimmt von den Reichen und gibt es den Armen." Am nächſten Morgen fragt er wieder: „Veltinţeleptu." „Ich höre." „Was macht Gott im Himmel?" „Er ſieht auf den Kaiſer, wie er die armen Kinder (Waiſenkinder) auszankt."

Iuon Vuga, Rucur.

7. Gottes Lohn.

Es waren einmal ein paar ſehr reiche Leute, die hatten keine Kinder gehabt und waren nun ziemlich alt. Da ſie nun keine Kinder hatten, beſchloſſen ſie, zu einem Propheten zu gehen und ihn zu befragen,

ob ſie nie in ihrem Leben Kinder haben würden, und wenn er ſagen ſollte, es ſei vorbei und Friede, ſollten ſie ihr Vermögen ordnen, wie es am beſten ſein würde. Sie ſpannten zwei Pferde: ſchwarz wie die Raben, feurig wie das Feuer, vor den Wagen und machten ſich auf den Weg und erreichten den Propheten. Dieſer hieß ſie bis am Morgen warten, er werde in der Nacht in den Sternen leſen. Am Morgen prophezeite er, es ſtehe in den Sternen, ſie würden über ein Jahr einen Sohn bekommen, aber dem Sohne habe Gott beſtimmt, er ſolle nie heiraten. Nach einem Jahre hatten ſie einen über alles ſchönen Knaben. Als er größer wurde, ging er in die Schule und lernte und lernte, bis er mehr wußte als der Lehrer. Da bat er ſeinen Vater, er möchte ihm einen hohen Turm bauen, ſo hoch, daß niemand zu ihm komme als der Wind, damit er ungeſtört lernen könne ohne andere Gedanken. So verging ein Jahr nach dem andern, bis für den Jüngling die Zeit zum Heiraten kam, aber er ſah nicht nach den Mädchen. — In einem fremden Lande lebte ein Mann, der ebenſo reich war wie dieſer. Der hatte eine ſchöne Tochter zum Verheiraten und ließ ſagen, daß er ſie dem Burſchen zur Frau geben möchte; der wollte aber aus ſeinem Turm nicht herauskommen. Sein Vater ſandte die Antwort, es ſtehe in den Sternen, ſein Sohn werde nicht heiraten. Es werde ſich anders nicht machen laſſen, wie Gott es angeordnet. Jetzt miſchte ſich auch ſein Onkel, der Bruder ſeines Vaters, in dieſe Angelegenheit und ſagte: „Du Bruder, wir müſſen wenigſtens verſuchen. Ich rufe das ganze Dorf in den Wald, die Geiger und den Wirten mit einem Faß Wein, zu einem Feſt. Es werden viele ſchöne Mädchen kommen und wird eine feine Sache werden, ihr ſollt auch kommen, vielleicht findet ſich der Junge ein Mädchen, das ihm gefällt.“ Gut. — Am Sonntag geſchah, was die Brüder verabredet, der Sohn war auch mitgekommen, aber er ſah kein Mädchen an, Gott behüte, wenn ſich ihm eine näherte, hielt er die Hand vor die Augen, auch dies Feſt hatte nichts genützt. Eines Tages kam der Bruder, um Abſchied zu nehmen, er hatte ein Schiff mit Getreide gerüſtet für ein fremdes Land. Damit er aus einem Kreuzer zwei mache. Da rüſtete auch der Vater für den Sohn eines, damit auch er lerne, wie ein Menſch aus einem Kreuzer zwei machen könne. Nun, der Jüngling zog ab. Als ſie im fremden Lande ankamen, hing der Onkel einen Zettel ans Schiff, auf dem geſchrieben ſtand: Ein Viertel Frucht zu fünf Groſchen. Der Jüngling ſchrieb einen andern Zettel: zu zehn Groſchen das Viertel. Die Leute kamen alle zum Alten kaufen, in kurzer Zeit war ſein Schiff leer, er wandte es um und fuhr nach Hauſe. Der Junge mußte bleiben,

zu ihm war niemand gekommen. Aber jetzt, da keine billige Frucht mehr war, kamen die Leute auch zu ihm und kauften alle Tage, bis auch sein Schiff leer war. Jetzt hatte er noch einmal so viel Geld im Beutel als sein Onkel, aber er fuhr nicht nach Hause. Er nahm sich einen Menschen, der ihn durch die Stadt führen sollte, durch alle Gassen. Wenn er nach Hause käme, sollte er sagen können: Meine Augen haben gesehen, wo ich überall gewesen. Mitten in der Stadt, in der vornehmsten Gasse, stand ein schönes Haus, dort wohnte ein reicher Mann, der hatte viel, viel Geld, neben dem Haus befanden sich zwei Säulen, zwischen diesen stand ein Sarg, darüber hing ein Lädchen. Der Jüngling fragte seinen Führer, was dies bedeute, der erzählte es ihm: „Es war einmal ein armer Kaufmann, der nahm Geld vom reichen Mann zu leihen, als er es genommen, starb er. Und da er gestorben war, konnte er das Geld nicht mehr zurückzahlen. Darum erlaubte der Reiche nicht, daß er begraben werde, er liegt in dem Sarg; in das über ihm hängende Lädchen werfen die Leute aus Mitleid hie und da einen Kreuzer, wenn so viel drinnen ist, als die Schuld beträgt, dann will er ihn begraben." Unsern Jüngling schauderte es, er trat in das Haus des Reichen und fragte, wie viel sei der Tote noch schuldig? „Wart', wir wollen nachsehen." Er brachte das Lädchen herein und begann das Geld, das darinnen war, zu zählen. Es fehlten noch 3000 Gulden. Dieser hatte noch Geld im Beutel, er hatte seine Frucht gut verkauft. Er zählte 3000 fl. auf den Tisch, dann ging er und bereitete alles für ein Begräbnis; er hatte alles so schön und fein für den Armen bestellt, ohne Gedanken an einen Lohn. Aber Gott ist groß und kann vieles machen. Als der Tote zur Ruhe gekommen, bat er, Gott möge ihm die Kraft geben, daß er dem guten Jüngling helfen könne zu dem größten Glück, welches der irdische Mensch erhofft. Als die Leute die Mär hörten, es habe ein fremder Jüngling die Schuld des armen Mannes bezahlt und ihn schon begraben, schämten sie sich, weil es niemanden in den Sinn gekommen, zusammenzulegen und die Schuld zu bezahlen und den Armen zu begraben, bis ein Fremder gekommen und es allein getan. Diese Sache werde sich nun in die ganze Welt verbreiten und sie würden alle zum Gespött. Aber sie kamen zusammen und beschlossen, jeder solle etwas geben, um dem Fremden seine Auslagen doppelt zurückzugeben. So machten sie es. Aber der Jüngling ließ das Geld unangerührt auf dem Tische liegen und ging weg, die Leute hinter ihm, sie gäben ihm noch, was er wünsche, nur solle er auch die Schuld annehmen. Er wollte nicht. Als die Leute sahen, daß sie nichts mit ihm anfangen könnten, gingen sie zum Kaiser

und baten ihn, er möchte verſuchen ihn zu erweichen. Der Kaiſer rief ihn an ſeinen Hof und ſagte ihm, er ſolle ſich im ganzen Hauſe, Hof und Garten umſehen und auswählen; was ihm gefalle, dürfe er verlangen, nur ſolle er auch die Schuld annehmen. Der Jüngling ging durch die Zimmer, durch den Hof, fand aber nichts, das ihm begehrenswert vorkam; ſo kam er auch in den Garten. Da ſah er ein ſchönes Mädchen, leuchtend wie die Sonne, angebunden mit einer goldenen Kette. „Was iſt mit dir, du Mädchen?“ „Was ſollt' es ſein? Sieh, der Kaiſer hat mich aus meinem Land geſtohlen, ich bin die Tochter vom roten Kaiſer aus der Stadt Bologaſter, die auf einem Strohhalm hängt und ſich an einem Haar hält.“ „Willſt du mit mir kommen, ich will dein Herr ſein, du ſollſt meine Herrin ſein.“ „Ich will, ich bin ſatt dieſer Kette.“ Der Jüngling ging zum Kaiſer und verlangte das Mädchen an goldener Kette angebunden. Jetzt war unter allen Leuten große Freude. Sie hielten Hochzeit, dann führte er ſeine junge Frau an der Hand zum Schiff, die Leute brachten ihm das Geld nach. Er beſtieg mit ihr das Schiff und gab dieſem mit dem Fuß einen Stoß, daß es gleich das Ufer verließ, die Leute ſtanden mit dem Gelde, ehe ſie ſich recht bewußt wurden, allein und ſchrieen ihm nach. — Als die Jungen zu Hauſe ankamen, war eine Freude und alle verwunderten ſich, daß er doch geheiratet, trotzdem aus den Sternen prophezeit war, es wäre ihm nicht beſchieden, daß er einſt heiraten werde. Eines Tages fing die junge Frau an, von ihrer Heimat zu ſprechen, ſie ſollten nun auch ihre Eltern beſuchen. Gut, ſie rüſteten das Schiff und brachen auf, zuvor ſchickten ſie Nachricht in ihr Land, ſie ſei frei von der Kette und käme mit ihren Mann in die Heimat. Da rüſtete auch der rote Kaiſer ein Schiff und ſchickte es ihnen entgegen mit Generälen, Muſik und allerlei. Aber ein General hatte das Mädchen des Kaiſers auch geliebt. Der Teufel fuhr in ihn, er nahm eine Säge und zerſägte ein Brett am Schiff, wenn des Kaiſers Schwiegerſohn darauf trete, ſollte er ins Waſſer fallen und ertrinken. Gut. So war es. — Aber der Menſch denkt, doch ohne den Willen Gottes kann er dennoch nichts vollbringen. Als das junge Paar von ſeinem Schiff auf das andere trat, krachte es „pock“, und der junge Mann fiel ins Waſſer und im Waſſer war er, was die junge Frau auch ſchrie und jammerte. — Nun laſſen wir ſie in ihrer Trauer und ſehen nach dem Manne. Als er in das Waſſer gefallen, ſtand ein Rabe auf einer Weide und ſah es. Gleich bückte er ſich ins Waſſer und zog den Ertrunkenen heraus, legte ihn unter die Weide und leckte ihn bis er die Augen aufſchlug, dann ſagte der Rabe: „Jetzt geh' in die Stadt

zu deinem Schwiegervater, aber nicht geh gleich hinein, höre zuerſt, was die Leute reden. Am erſten Abend, wenn du wieder mit deiner Frau vereinigt biſt, geh ein wenig hinaus, ich werde dir am Fenſter klopfen.“ Der Rabe ſchlug die Flügel und flog fort. Der Mann machte ſich auf den Weg und erreichte die Stadt und näherte ſich dem Hauſe ſeines Schwiegervaters. Da ſah er, daß drei Ärzte herauskamen, hinter ihnen der Koch weinend. Er fragte ihn, warum er weine? „Wie ſoll ich nicht weinen, ich mache immer gutes Eſſen, aber des Kaiſers Tochter will gar nichts eſſen. Jetzt haben die Ärzte geſagt, wenn ich morgen nicht eine Speiſe koche, die ſie ißt, hauen ſie mir den Kopf ab.“ „Laß nur ſein, ich weiß eine ſehr gute Speiſe, wenn ſie die nicht ißt, dann ſollen ſie mir den Kopf abhauen. Aber, was reden die Leute noch?“ „Sie erzählen, der Schwiegerſohn des Kaiſers ſei ins Waſſer gefallen und ertrunken. Jetzt wolle ſie ein General, aber ſie brauche ihn nicht, ihr Vater rede ihr zu, denn ſie könne ja nicht immer eine Witwe bleiben.“ Am andern Tage machte er das Eſſen nicht anders, als wie alle Speiſen ſind, aber er legte auf den Teller ſein Tüchel mit Gold geſäumt, ſeinen Namen und ihren Namen mit Gold eingenäht. In die Suppe legte er den Ring mit ihren Namen. Als ſie dieſe beiden Zeichen ſah, die niemand ſenden konnte als er, kam es ihr ſo gut, daß ſie anfing zu eſſen und faſt alles aß. Als der Kaiſer ſah, daß ſeine Tochter geſund geworden und nicht mehr trauerte, fing er wieder von der Hochzeit an. Da ſie nun wußte, ihr Mann ſei in der Nähe und würde ſie nicht laſſen, ſagte ſie: „Gut, machen wir Hochzeit.“ Der Kaiſer ſchickte Einladungen in alle Städte, an alle Kaiſer, ſie ſollten zur Hochzeit kommen. Sie kamen alle, nur der eine nicht, welcher die Tochter geſtohlen und ſie an goldener Kette gehalten hatte. Als des Kaiſers Schwiegerſohn dieſes gehört, zog er ſich kaiſerliche Kleider an und kam in ſeine Stelle. Es erkannte ihn niemand außer ſeiner Frau. Als alle verſammelt waren, fing der Pfarrer an zu fragen, zuerſt den Bräutigam General: „Nimmſt du dir dieſe Frau aus freiem Willen?“ „Aus freiem Willen, Herr Pfarrer.“ Als er aber die Braut fragte, bewegte dieſe die Hand, holte aus und gab dem Bräutigam eine Ohrfeige, daß er dachte, die Augen ſprängen ihm aus dem Kopf. Alle erſchraken, einer urteilte ſo, der andere anders. Nur einmal fing der zuletzt gekommene Mann ſo zu reden an: „Hört Brüder! Ich hatte mir ein neues Lädchen gekauft und verlor den Schlüſſel. Ich ſchickte um den Schloſſer, er möchte mir einen neuen Schlüſſel machen. Er machte ihn mir, und als er ihn mir brachte, fand ich den alten. Welchen würdet ihr jetzt behalten haben? Welcher wird der beſſere ſein,

der, den ich mit der Lade neu gekauft oder der, welchen der Schloſſer gemacht?“ Alle ſagten: „Der erſte.“ „Nun ſeht ihr, ſo mache ichs auch. Dieſe Frau hatte einen Mann verloren und ſollte jetzt einen andern nehmen, da fand ſich der erſte wieder. Dieſer Bräutigam war ſchuld, durch ſeine Tat fiel er ins Waſſer, aber durch Gottes Willen lebt er noch. Seht ihr guten Leute, ich bin nicht ein Kaiſer, habe nur kaiſerliche Kleider an.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, floh der Bräutigam, gelb wie Wachs im Geſicht, durch die Türe, aber die Wächter fingen ihn, banden ihn auf ein blindes Pferd mit dem Geſicht dem Schwanz zugekehrt und ließen es laufen. Aber alle, welche verſammelt waren auf der Hochzeit, blieben zuſammen vergnügt bis abends. Als alle fort waren, klopfte es ans Fenſter, der junge Mann dachte ſogleich an den Raben und ging hinaus. Als er hinauskam, nahm ihn der Rabe unter die Flügel und flog ſchnell wie der Gedanke mit ihm bis an den Rand der Welt und wieder zurück. Als er wieder zu Hauſe angelangt, ließ er ihn nieder und ſagte: „Mein Sohn, wiſſe, ich bin der tote Mann, dem du die Schuld bezahlt und ihn ſo ſchön begraben, daß ich zur Ruhe gekommen. Wegen dieſer Wohltat, die du mir getan, bat ich Gott, er möchte, was dir ſchon beſtimmt, anders richten, du ſollteſt dir auch, wie alle Menſchen, ein ſchönes Mädchen nehmen, das deiner wert ſei, dies war für die erſten 1000. Für das zweite 1000 bewahrte ich dich vor dem Tode im Waſſer, für das dritte habe ich dich durch die Welt getragen, und weil du mich begraben, will ich Gott bitten, du möchteſt mit Gott bleiben in Frieden und Geſundheit.“ Bis der Rabe dieſe Worte geſagt, hatte er ſich in den Wolken verloren. *Iuon Vuga, Rucur.*

8. Der Schutzengel.

Es war ein reicher Mann, genannt Anania. Jetzt weil er reich war, kam ein Kaufmann aus einem fremden Land zu ihm und verlangte von ihm 3 Pfund Dukaten leihweiſe. Dieſer gab ſie ihm. In jedem Pfund waren neunhundert Dukaten. Der Kaufmann nahm ſie und ging fort, aber er kam nicht wieder und Anania bekam ſie nicht mehr.

Die Jahre vergingen und Anania wurde alt und blind. Aber er hatte einen Sohn, der hieß auch Anania und war ſehr kräftig. Nun ereignete es ſich, daß in der Stadt Jahrmarkt war, da ſagte der Vater zu ſeinem Sohne: „Mein Sohn, geh du auf den Jahrmarkt und ſieh dich um, ob du nicht irgend einen Mann ſiehſt in Kleidern aus dem fremden Land, dem Lande der Kaufleute, den ſollſt du ein wenig zu mir

rufen.“ „Gut, ich gehe,“ ſagte der Sohn, und ging. Wie er gegangen war, traf er einen Menſchen aus dem fremden Lande und rief ihn zu ſeinem Vater. Als er zu Anania kam, wünſchte er ihm einen guten Tag. Der Alte dankte und fragte, ob er nicht den und den Kaufmann kenne? „O, ich kenne ihn.“ „Würdeſt du nicht mit meinem Sohn bis zu ihm gehen, ſieh, ſo und ſo iſt es mir mit ihm ergangen.“ „O ja, ich gehe.“ Na, gut. Er brach auf mit dem Jungen. Was er dafür verlangte, hatten ſie nicht ausgemacht. Nun gingen ſie beide und gingen, bis ſie an ein großes Waſſer kamen. Es nahte die Nacht heran. Sie legten ſich an das Ufer und ſchliefen. Am Morgen erhob ſich der Jüngling Anania, bückte ſich über das Waſſer, um ſich zu waſchen. Wie er ſich bückte, ſtand ein Fiſch da mit offenem Munde, um ihn zu verſchlucken. Er ſprang erſchrocken zurück. „Du Kind, warum wäſchſt du dich nicht“? „Sieh, es ſteht da ein Fiſch mit offenem Mund mich zu verſchlucken.“ Darauf lachte der Fremde über ſolche Angſt und ſprach: „Du hätteſt ihn am Genick erwiſchen ſollen, ach, was für einen Fang hätten wir getan.“ Er ſchämte ſich und bückte ſich trotz der Angſt über das Waſſer und packte den Fiſch am Halſe und warf ihn zur Erde. Der fremde Mann nahm die Leber heraus und das Fett und gab es dem Jüngling in den Buſen und ſagte ihm, er ſolle es gut aufbewahren, er würde es noch brauchen. Dann machte er ein Feuer an und briet den Fiſch auf den Kohlen. Dann frühſtückten beide, bis ſie ſatt waren, was übrig blieb, ließen ſie liegen. Nur einmal fing der Fremde an: „Du Anania, weißt du, was ich gedacht“? „Nein, aber ſag' es mir, dann weiß ichs.“ „Ich habe mir gedacht — ein wenig weiter von hier iſt ein Mädchen, die ſollſt du heiraten, ſie hat denſelben Glauben wie du.“ „Ich will ſie nehmen, trotzdem mein Vater nichts weiß.“ Gut.

Abends erreichten ſie das Haus, in dem das Mädchen wohnte. Der Fremde klopfte ans Fenſter. „Wer iſt da?“ rief die Wirtin. „Wir, zwei Menſchen auf dem Wege ins fremde Land. Die Nacht hat uns ereilt, wir bitten um Quartier für dieſe Nacht.“ „Tretet ein! Wie ſollte ich euch nicht geben.“ Als ſie ins Zimmer eintraten, wünſchten ſie einen guten Abend. Die Hausfrau dankte. „Setzt euch.“ Sie bereitete das Abendeſſen. Als es fertig war, ſetzten ſie ſich alle an den Tiſch und aßen. Nur einmal fing der Fremde an zur Hausfrau: „Wir ſehen, daß ihr tüchtig ſeid und eine Frau, aber von dieſer hier wiſſen wir nicht, ob wir zu ihr Mädchen oder junge Frau ſagen ſollen?“ „Es iſt unſere Tochter.“ „Ihr ſollt ſie dieſem Burſchen zur Genoſſin geben.“ „Ich würde ſie ihm gerne geben, aber ich muß euch ſagen, wie es iſt: Dieſes Mädchen, das ihr hier ſeht, hat ſieben Männer gehabt, und doch iſt ſie ein Mädchen.

Am Hochzeitsabend, wenn das junge Paar in ſein Zimmer kam, ſtarb der Mann."

Der Fremde ſagte darauf: „Aber die Macht iſt bei Gott, der wird doch größer ſein, als der Teufel, wir werden doch Hochzeit machen." Darauf hielten ſie Hochzeit.

Die Hausfrau gab dem Jüngling Anania eine Schafherde, eine Pferdeherde und eine fette Ochſenherde. Jetzt, als die Hochzeit beendigt war, und der Abend ſich näherte, ſprach der Fremde zum Bräutigam: „Nimm die Leber aus dem Buſen, brate ſie und iß ſie mit deiner jungen Frau, dann erſt geht in euer Haus. Gib mir den Schuldſchein, ich gehe und hole dir die Schuld von dem Kaufmann."

Anania tat, wie ihm der Fremde geſagt. Aber dieſer war ein Engel, nur wußte es niemand. Er ging ſchnell, wie der Gedanke zum Kaufmann, und dieſer gab ihm die Gelder alle. Am Morgen war er wieder bei der Hausfrau. Dieſe ſtand mit der ganzen Hochzeit wie erſtarrt, als Anania geſund und vergnügt herauskam mit ſeiner jungen Frau. Na, jetzt machten ſie ſich fertig für die Reiſe nach Hauſe. Anania mit ſeiner jungen Frau und dem Schutzengel ſetzten ſich auf den Wagen. Die Schaf-, Pferde- und fette Ochſenherde trieben die Knechte.

Als der alte Anania dieſe Mär hörte, rief er: „Ihr ſollt mich in die Mitte des Hofes führen und auf einen Stuhl ſetzen. Nachdem ich ohne das Augenlicht geblieben, will ich wenigſtens mit den Ohren hören, was ſich bei mir ereignet hat." Gut.

Als ſie angekommen, fing die Hochzeit von neuem an, und ſie hochzeiteten ſieben Tage. Nach dieſen ſprach der Alte zu ſeinem Sohn: „Mein Kind, wir haben mit dieſem Mann aus dem fremden Lande nicht gedungen, und er hat dir geholfen, daß du ſo viel Gutes erreicht haſt. Was wird wohl recht ſein, das wir ihm geben?"

„Väterchen, ich habe mir gedacht, wir ſollen alles mit ihm teilen, nur meine Frau kann ich nicht teilen."

„Gut haſt du geſagt, mein Sohn, geh und ruf ihn ein wenig heraus." Er ging. Als er mit ihm herauskam, ſagte der Alte ſo und ſo, darauf antwortete der Fremde: „Ihr guten Leute, ich brauche gar nichts, ich bin kein Menſch, ich bin der Schutzengel, und nur, weil ihr es wert ſeid, habe ich geholfen, ihr ſolltet alles Gute erlangen."

Kaum hatte er dieſe Worte vollendet, ſo hatte er ſich aus ihren Augen verloren. Aber der alte Anania mit ſeinem Sohne ließen ſich auf die Kniee und dankten Gott und dem Schutzengel.

Iuon Vuga, Rucur.

9. Gott und der Teufel.

Damals, als noch Gott mit dem heiligen Petrus auf Erden wandelte, lebten ein paar alte Leute in einem Dorf. Und weil sie arm waren, hatten sie nicht ein lebendes Wesen im Hof.

Eines Tages, es war grade Jahrmarkt in der Stadt, sagte der Mann zu seiner Frau: „Du Frau, ich gehe auf den Jahrmarkt, ich will sehen, ob ich mir nicht wenigstens ein Schweinchen kaufen kann.“ „Geh.“

Er machte sich fertig und ging.

Als er auf die Straße gekommen war, traf er einen Mann, der trieb neun Ferkel in die Stadt auf den Jahrmarkt. „Guten Morgen.“ „Ich danke.“ „Bis wohin gehst du, Freund?“ „Ich gehe in die Stadt auf den Jahrmarkt, ich soll mir ein Schweinchen kaufen.“

Nicht mehr gehe hin, ich verkaufe dir meine alle neun. Du sollst mir dafür nur neun Worte beantworten, ich komme heut abends, mir sie zu holen.“

Der Alte nahm alle neun und dachte sich dabei nichts Schlechtes und kam vergnügt nach Hause. Als er nach Hause gekommen, erzählte er der Frau, wie es ihm ergangen. Die Frau war gescheiter wie er und sagte: „Du Mann, du hast Jahrmarkt gemacht mit dem Teufel.“ Der Alte erschrak: „Weh mir, was soll ich machen?“ „Ich bleibe nicht zu Hause, ich gehe zum Nachbar.“ Er nahm sich die Kappe und verdrückte sich. Es verging nur eine kurze Zeit, da traten zwei Menschen ins Haus und baten um Quartier für die Nacht. Die Frau nahm sie auf, rief sie an den Tisch und gab ihnen Abendessen. Dann fragte der Ältere nach ihrem Mann, trotzdem sie wußten wie und was, es waren Gott und der heilige Petrus. Gott weiß alles, was sich auf der Welt zuträgt, nichts geschieht ohne seinen Willen.

Die Wirtin erzählte, wie es ihm mit den Ferkeln ergangen, und sie glaube, es sei der Teufel gewesen.

„Du hast recht, aber doch sollst du schnell gehen und ihn zurückrufen, ich will dem Teufel antworten, wenn er kommt.“ Sie ging und brachte ihren Mann zurück. Jetzt saßen sie zusammen, wie lange sie gesessen sein werden am Tisch, nur einmal klopfte es ans Fenster: „Schläfst du, Hauswirt?“

„O nein, ich schlafe nicht,“ antwortete Gott. „Was ist eins?“ „In einem Dorf ist nicht nur ein Mensch, nicht im Wald nur ein Holz.“

„Was ist zwei?“ „Gott hat dem Menschen zwei Augen gemacht, er sieht damit genug.“

„Aber was iſt drei?“ „Wenn der Menſch drei Fenſter am Haus hat, ſo iſt es hell genug im Zimmer.“

„Aber was iſt vier?“ „Wenn der Menſch vier Ochſen am Pflug hat oder am Wagen, arbeitet er genug.“

„Aber was iſt fünf?“ „Gott hat den Menſchen fünf Finger an die Hand gegeben, wenn er damit eine Ohrfeige verſetzt, ſo paßt ſich das gut.“

„Aber was iſt ſechs?“ „Der geplagte Menſch durchlöcherte ein getrocknetes Holz, und wenn er geärgert iſt, bläſt er hinein und vergißt den Ärger.“

„Aber was iſt ſieben?“ „Der Menſch, wenn er ſieben Töchter hat im Haus, iſt die Geſellſchaft bei ihm, er braucht nirgends zu gehen.“

„Aber was iſt acht?“ „Der Menſch, wenn er acht Söhne hat, braucht er keine Angſt zu haben vor einem ganzen Dorf, es werde ihn ſchlagen.“

„Was iſt Neun?“ „Neun haſt du dir erſonnen, mit neun Schweinen dieſen Mann (zu verderben?), und du ſollſt zerpletſchen, Teufel.“

„Ach, du biſt Gott,“ ſchrie der Teufel und zerbarſt.

Iuon Vuga, Rucur.

10. Zwei Brüder mit Kohlen.

Zu der Zeit, als noch keine Zündhölzchen waren, lebten zwei Brüder. Der ältere war ſehr reich, er hatte Felder und Vieh genug. Der jüngere lebte mit ſeiner Mutter und war arm, ſo arm, daß er nicht einmal ein Ferkelchen im Stall, noch Holz im Hof hatte. Am Morgen ging das Feuer im Ofen immer aus. Dann ging er oder ſeine Mutter zum Bruder und verlangten einige Kohlen. Der gab ſie ihnen, aber immer mit Gezänk und böſen Worten. Am Vorabend des neuen Jahres ſagte ſeine Mutter: „Mein Sohn, dieſe Nacht wollen wir auf das Feuer ſorgen, daß es nicht ausgeht, damit uns dein Bruder nicht auch am Neujahrsmorgen auszankt. Ich hüte das Feuer bis zwölf Uhr, du ſollſt es nach Mitternacht bis in der Früh beſorgen.“ Gut.

Die Alte hütete gut, aber den Burſchen betrog der Schlaf, wie eben einen jungen Menſchen. Dickes Holz hatte er nicht, er legte immer nur Äſte und Stöcke auf. Das Feuer erloſch gänzlich, ſo daß nicht eine einzige Kohle blieb. Als er erwachte und ſah, daß keine Kohlen mehr waren, ging er in den Garten, ſtieg auf eine Eiche, um ſich umzuſehen, ob er nicht irgendwo ein Feuer bemerke. Siehe, da im nächſten Walde zeigte ſich ein Feuer.

Er ſprang herunter und lief in den Wald zum Feuer. Dort ſaßen Gott und der heilige Petrus, gekleidet wie zwei alte Leute, am Feuer und wärmten ſich.

„Guten Morgen, ihr guten Leute.“ „Wir danken. Was führt dich zu uns ſo am frühen Morgen des neuen Jahres?“ „Mir iſt das Feuer ausgegangen; weil es mir ausgegangen, wollte ich nicht zu meinem Bruder um Kohlen gehen, weil er mich immer ausputzt; ich ſtieg auf die Eiche, um zu ſehen, ob ich nicht irgendwo Feuer bemerke, ich ſah dieſes. Tut gut und gebt mir einige Kohlen.“

„Wir geben dir, aber wie ſtehen in deinem Dorf die Reichen mit den Armen?“

„Die Reichen geben den Armen ein Viertel Korn. Der Arme arbeitet dafür das ganze Jahr, und wenn es zur Verrechnung kommt, iſt es doch nicht bezahlt.“ Gott gab ihm Kohlen ins Hemd. Als er in den Hof kam, war es durchgebrannt. Die Kohlen fielen in den Garten und in den Hof, es blieben nur wenige, die er ins Haus brachte.

Als ſeine Mutter erwachte, ſah ſie ſich in einem großen ſchönen Hauſe, wie ſie noch nie geſehen. Als ſie zum Fenſter hinausſah, erblickte ſie eine Herde Schafe im Hof ſpielend und eine Herde von Pferden, alles entſtanden aus den Kohlen. Jetzt war der Arme von heut auf morgen reich.

Der Reiche wartete am Morgen immer auf ſeinen Bruder, er ſolle um Kohlen kommen, damit er gut mit ihm zanke. Aber dieſer kam nicht, und als er kam, verlangte er keine Kohlen, ſondern lud ihn zum Mittageſſen ein, am neuen Jahr. Er wunderte ſich hierüber: von wo ſollte er etwas zum Eſſen haben? ſagte aber nichts und verſprach zu kommen.

Als er mittags zu ſeinem armen Bruder kam, verwunderte er ſich ſehr über die große Wohlhabenheit und fragte, wie ſich dies zugetragen? Der Bruder erzählte es ihm. Jetzt konnte er kaum erwarten, das Jahr ſollte vergehen, und als der Vorabend des Neujahres gekommen, ſtieg auch er auf eine Eiche und ſah das Feuer im Walde. Schnell ſprang er herunter, nahm ſich den Mantel und eilte in den Wald. Als er in den Wald kam, ſtand wieder Gott mit dem heiligen Petrus um das Feuer und wärmte ſich.

„Was verlangſt du, Menſch?“

„Tut gut und gebt mir einige Kohlen.“ „Wir geben dir, aber wie ſtehen bei euch die Reichen mit den Armen?“ Der Reiche gibt dem Armen ein Viertel Korn, dafür arbeitet der Arme ein ganzes Jahr und wenn es zur Verrechnung kommt, iſt es nicht bezahlt.“

Er nahm ſich den Mantel voll Kohlen und ging. Als er nach Hauſe kam, war ihm der Mantel nicht zerriſſen, und die Kohlen nicht herausgefallen. Aber er verzettelte ſie im Hof, in der Scheune, im Stall und ging ins Haus. Nur einmal hörte er die Knechte ſchreien. „Tulai, es brennt.“ Es verbrannte die Scheune, der Stall, das Vieh, ſeine ganze Wirtſchaft.

Dann wurde der Reiche arm und ging nun auch jeden Morgen Kohlen verlangen. *Nicolai Gaspar, Gross-Schenk.*

11. Frumoase lumi (Schöne der Welt).

Vor langer, langer Zeit war einmal eine Witwe, die hatte drei Töchter und einen Sohn. Jetzt geſchah es, daß ſich ihr der Tod näherte, und ſie rief ihren Sohn und ſagte ihm, wenn ein Freier käme und eines von den drei Mädchen verlange, ſei es durch das Fenſter oder durch den Rauchfang, ſolle er es geben.

Als die Mutter geſtorben war, verging nicht viel Zeit, da kam ein Freier an das Fenſter und verlangte die älteſte Schweſter. Der Bruder nahm ſie und warf ſie zum Fenſter hinaus und fragte nicht, wer der Freier ſei.

Nach einiger Zeit klopfte wieder ein Freier ans Fenſter und verlangte die zweite Schweſter. Dieſer nahm ſie und warf ſie zum Fenſter hinaus, wieder ohne zu fragen, wem er ſie gebe.

Nun verging eine Zeit, wie viel vergangen ſein wird, nur einmal verlangte ein Freier die jüngſte Schweſter durch den Rauchfang. Er nahm ſie und warf auch die letzte Schweſter in den Rauchfang.

Jetzt war er nur allein, aber er konnte es ſo nicht lange ertragen, es war ihm ſo einſam und kam eine ſo große Sehnſucht über ihn nach ſeinen Schweſtern und er wußte weder, wem noch wohin er ſie gegeben. „O, Gott, war ich doch dumm, ich hätte ja wenigſtens meine Schwäger um ihre Namen fragen ſollen.“

Er nahm ſich den Torniſter und den Stock und machte ſich auf den Weg, ſeine Schweſtern zu ſuchen. Er ging weit, weit durch den größten Wald und konnte ſie nicht finden, nicht einmal eine.

Als er bald aus dem Walde herauskommen ſollte, traf er auf ein großes, ſchönes Haus, in dieſem Haus wohnte die Frumoase lumi. Sie ſtand grade in der Gaſſentüre: „Guten Tag.“ „Ich danke, bis wohin?“ „Ich gehe meine Schweſtern ſuchen, ich habe ſie irgendwelchen Männern durch das Fenſter und durch den Rauchfang gegeben, jetzt

finde ich ſie nicht mehr.“ Ein Wort gab das andere. Der Burſche gefiel ihr. Nur einmal nahmen ſie ſich an der Hand und kamen überein, ſie ſollten ſich vereinigen, er ſolle der Genoſſe, ſie die Genoſſin ſein. Dann machten ſie Hochzeit und er ging nicht mehr ſeine Schweſtern zu ſuchen.

Die Frumoase lumi war ſchöner als alle Mädchen aus der ganzen Welt und hatte acht Stuben, eine ſchöner als die andere, ganz mit Gold, Silber und Kupfer gemalt.

Eines Tages ging ſie in die Stadt und gab ihm die Schlüſſel von allen Zimmern, und ſagte, er könne durch ſieben gehen, aber das achte ſolle er zugeſperrt laſſen, und ſich nicht unterſtehen hineinzugehen. Nun, er ging durch alle ſieben, er hatte ja nichts anderes zu tun. Nur einmal dachte er: „Ach Gott, warum ſollte ich denn in das achte nicht auch gehen ſollen? Ich gehe.“ Er nahm den Schlüſſel, es war ein ganz verroſteter, vielleicht hatte noch niemand dieſe Türe aufgeſperrt. Und, was war in dem Zimmer? Er trat bis an die Knie in Schmutz und Kehricht! Es war im ganzen Zimmer nichts anders, nur in der Mitte war ein großes Faß mit drei Reifen gebunden. Im Faß war der Drache eingeſperrt. Der junge Mann wußte dies aber nicht.

Der Drache bat, er möge ihm eine Kanne voll Waſſer bringen, er ſterbe vor Durſt. Der Alberne ging und brachte Waſſer, als der Drache getrunken, ſprang ein Reif. Er bat noch um eine Kanne. Als er die zweite getrunken, ſprang auch der zweite Reif. Der Drache ſchleuderte ſich heraus aus dem Faß und gerade kam die Frumoase lumi nach Hauſe. Der Drache nahm ſie und floh mit ihr ins Gebirge in ſein Haus.

Jetzt ſah der Mann, wie dumm er geweſen, daß er ſeiner Frau nicht gehorcht. Er ging in den Stall und gab ſeinem Pferd allerlei zu freſſen: Hafer, Zucker, Brot und gab ihm Wein zu trinken, damit es Kraft bekomme, dann ſetzte er ſich darauf und ritt ins Gebirge zu ſeiner Frau. Der Drache war auf Raub ausgegangen. Er nahm ſeine Frau geſchwind aufs Pferd und ritt fort, wie der Teufel. Aber der Drache hatte es gerochen und kehrte ſchnell nach Hauſe zurück, ſetzte ſich auf ſein Pferd und verfolgte ſie. Sein Pferd hatte acht Herzen, das andere war aber nur ein irdiſches Pferd und was es ſich auch bemühte, das Drachenpferd holte es doch ein. Der Drache nahm ſich die junge Frau und ſagte, für die erſte Kanne Waſſer tue er ihrem Manne nichts.

Dieſer kehrte traurig heim und gab ſeinem Pferd noch mehr und noch beſſere Speiſen zu freſſen und zu ſaufen, aber auch zum zweiten Male erging es ihm nicht beſſer, der Drache ließ ihn auch für die zweite

Kanne am Leben. Als er ihn aber zum dritten Male eingeholt, nahm er ihn und zerschnitt ihn in lauter Stücke, und warf sie auf eine Weide den Raben zum Fraß, damit er Ruhe vor ihm habe.

Es verging nicht lange Zeit, da näherten sich drei Raben dieser Weide, sie hatten das Fleisch gerochen. Aber als sie die Stücke nehmen wollten, schrie der Älteste: „Bruder, bleib still, dies ist unser Schwager, was weißt du, mein Ältester?“ „Ich weiß, daß man alle Stückel zusammenstellen muß.“ Sie sammelten schnell alle Stücke und legten sie zusammen, bis der ganze Mensch da lag. „Was weißt du mein Jüngster?“ „Ich weiß, daß man die Stücke lecken muß, bis alle zusammengepickt sind.“ Sie begannen schnell alle drei zu lecken, bis sich kein einziges Stück mehr von dem andern löste. Dann nahm der Älteste zuletzt drei Zweige vom Injer (Hebewinde, Schutzengel) und drei Äste vom Blutbaum (roter Hornstrauch, sinjer) und rieb ihn mit diesen lange, lange, bis er die Augen aufschlug. „Ach, lange hab ich geschlafen.“ „Du hast auch geschlafen, Schwager, und wärst auch nie mehr erwacht, wenn wir nicht gewesen wären.“ „Aber seid ihr Raben meine Schwäger?“ „Wahrlich, wir sind es, aber wir sind nur am Tage Raben aus Furcht vor dem Drachen, nachts sind wir Menschen. Jetzt wollen wir dir sagen, was du tun mußt, damit wir alle, vom Drachen befreit, wieder Menschen werden. Du sollst zur alten Hisbaba gehen und ihr ein Jahr dienen. Ein Jahr hat nur drei Tage. Du sollst dich so eindingen, daß sie dir gibt, was du verlangst. Du mußt ihr verlangen eine Ochsenherde und ihr schwächstes Füllen. Nahe am Hof der Hisbaba ist eine Brücke, auf der einen Seite hütet ein Bär, auf der andern steht der Wolf. Diesen mußt du die Ochsenherde versprechen, sonst lassen sie dich nicht über die Brücke und fressen dich. Wenn du ein Ungemach haben solltest, denk nur an uns, gleich sind wir bei dir.“ Sie wünschten ihm glückliche Reise, dann machte er sich auf den Weg zur alten Hisbaba.

Er erreichte die Brücke ohne Ungemach. Der Bär und der Wolf wollten ihn gleich fressen, aber er versprach ihnen eine Herde Ochsen, da ließen sie ihn in Ruhe weiter gehen. Er kam zur Hisbaba und verdingte sich; wenn er ein Jahr aushalten könne, gäbe sie ihm, was er verlange, könne er nicht, haue sie ihm den Kopf ab, um ihn an den leeren Pfahl zu hängen, denn es war nur noch einer leer, an neunundneunzigen hingen die Köpfe der Knechte, die nicht dienen konnten. Am Tage mußte er hundert Pfähle machen, abends sollte er nur eine Stute aufs Gras führen und sie dort hüten; wenn er sie verliere, verliere er auch seinen Kopf. Am ersten Tage machte er seine Arbeit gut, abends gab ihm die

Alte ein Brot mit Schlaf zum Abendeſſen ein. Als er ſich auf die Stute ſetzte, wurde er ſo ſchläfrig, daß er herunterfiel. Wie er aufſtand, war die Stute verſchwunden. Er konnte ſie nirgends finden, er fing an zu weinen, daß er faſt verging, und jammerte: „Ach, wenn doch mein Schwager hier wäre!“ Gleich war der älteſte Rabe da. „Was für ein Ungemach haſt du, mein Schwager?“ „Der Schlaf hat mich betrogen, daß ich von der Stute herunterfiel, und ſie war fort.“ „Siehſt du dort die Ochſenherde?“ „Ich ſehe ſie.“ Wirf den Zaum über den größten, es iſt deine Stute.“ So war es. Am Morgen kam er mit ihr nach Hauſe.

Die Alte ging zur Stute und verfluchte ſie mit häßlichen Worten und zankte ſie aus, weil ſie ſich nicht beſſer verſteckt und den Jüngling vom Tode befreit hätte.

Die Stute war die Tochter der Hisbaba und war immer nur in der Nacht eine Stute. Wie ſie ſich auch verſchwor, ſie wäre nicht ſchuld, ihre Mutter glaubte es nicht und ſchlug ſie auch noch.

Am nächſten Tag machte der Knecht wieder hundert Pfähle, abends gab ſie ihm ein Brot mit Schlaf zu eſſen. Als er ſich auf die Stute ſetzte, kam ein ſolcher Schlaf über ihn, daß er herunterfiel. Die Stute lief fort. Als er zu ſich kam, hatte er nicht mehr, von wo die Stute nehmen.

„Ach, ach, wäre doch mein Schwager hier!“ Gleich war der zweite Schwager bei ihm. „Was iſt dir, Schwager, warum haſt du geweint?“ „Sieh, der Schlaf hat mich betrogen, daß ich von der Stute fiel, ſie iſt fort, jetzt ſchlägt mir die Hisbaba den Kopf ab.“ „Fürchte dich nicht, ſie macht dir nichts, ſiehſt du dort die hohe Pappel mit der Spitze bis zum hohen Himmel?“

„Ich ſeh ſie.“

„Dort in der Spitze ſitzt ein Vogel, dieſer Vogel iſt deine Stute. Ich ſteige hinauf und nehme mich hinter ihr; aus Furcht wird ſie ſich herunterlaſſen, du ſollſt den Zaum über ihren Rücken werfen, gleich wird ſie zur Stute.“

So machte er es.

Am Morgen kam der Knecht fröhlich auf der Stute zur Alten. Dieſe ärgerte ſich faſt zu Tode, ging in den Stall und verfluchte ſie und ſchlug ſie, trotzdem dieſe ſich verſchwor, ſie wäre nicht ſchuld, aber das nächſtemal möge die Alte ſie verſtecken, ſie wiſſe nicht mehr wohin.

Der Knecht machte ſich an die Pfähle, bis gegen Abend waren hundert fertig. Dann bekam er wieder ein Brot mit Schlaf. Als er zu

Pferde ſaß, wurde er ſo ſchläfrig, daß er herunterfiel. Als er wieder zu ſich kam, war die Stute fort.

„Ach, ach, Schwager komm!“ Darauf war der jüngſte Schwager ſogleich bei ihm.

„Was für ein Ungemach haſt du, Schwager?“

„Jetzt nimmt mir die Alte doch mein Leben. Der Schlaf hatte mich betrogen, jetzt weiß ich nicht, von wo ich die Stute nehmen ſoll.“

„Erſchrick nicht, wir werden ſie ſchon finden, heute hat ſie die Alte verſteckt. Sie hat ſie zu einem Ei gemacht und hinter den Ofen verſteckt. Du ſollſt dich über den Kopf werfen, dann wirſt du ein Fuchs. Miſche dich unter die Hühner und Enten, die werden ſchreien. Die Alte wird herauskommen, ich gehe hinein und bringe dir das Ei hinter dem Ofen, wirf den Zaum darüber, gleich haſt du die Stute. Mit dem heutigen Tage geht dein Jahr zu Ende. Als Lohn ſollſt du nur das ſchwächſte, verderbte Füllen verlangen, es ſieht nur ſo aus, weil es ein ſchmutziges Fell hat, damit es niemand ſtehle, aber es iſt das mutigſte, es hat neun Herzen.“

So machte er es. Am Morgen kam er mit der Stute.

Die alte Hisbaba ſah jetzt, daß ihre Tochter nicht ſchuld war und ſagte: „Ich hatte neunundneunzig Knechte, und nicht einer konnte das ganze Jahr dienen. Jetzt, was verlangſt du?“

„Du ſollſt mir eine Herde Ochſen geben und ein Füllen.“

„Ich gebe es dir, komm in den Stall.“ Dort war Pferd an Pferd und Füllen, eines ſchöner als das andere, nur in einer Ecke lag ein krummes, elendes Füllen im Stroh.

„Großmutter, gib mir dieſes.“

„Aber mein Sohn, wie kann ich dir dieſes elende Füllen geben, daß dich die Leute auslachen, ſieh, hier ſind ja viele ſchöne, wähle dir eines, du biſt es wert, du haſt mir die Stute gut gehütet.“

Der Knecht wollte nur das eine. Sie mußte es ihm geben, denn ſie hatte, welches immer er wollte, gedungen. Er nahm ſich dies Füllen und kam heraus. In der Stalltüre fiel das elende Füllen in die Knie, er ſchlug es mit der Peitſche, daß es wieder aufſtand. Dann ging es ein wenig und fiel wieder zu Boden. Er hieb es noch einmal, es ſtand auf und nun kamen ſie bis zur Brücke. Der Bär und der Wolf ſtanden mit aufgeſperrtem Mund und konnten kaum die verſprochenen Ochſen erwarten. Als er ſie ihnen gegeben, ging er ruhig über die Brücke, dann ſetzte er ſich auf das Füllen, das warf ihn zehn Klaftern hoch.

„Biſt du erſchrocken, mein Herr?“

„Freilich bin ich erſchrocken.“

„Na, ſieh, ſo war ich auch erſchrocken, als du mich ſchlugſt.“

Es warf ihn wieder zwanzig Klaftern hoch. „Biſt du erſchrocken, mein Herr?“ „Erſchrocken freilich.“ „So erſchrak auch ich, wie du mich zum zweiten Male ſchlugſt, aber jetzt halte dich feſt.“

Das Füllen ſchüttelte ſich einmal, da fiel ihm das ſchmutzige Haar herunter, es wurde ein ſchönes Pferd, noch ſchöner als das des Teufels.

Schnell wie der Gedanke war er bei der Frumoase lumi, nahm ſie und ritt fort. Das Drachenpferd wieherte, daß der Drache es von der Jagd aus hörte und herbeikam.

„Warum haſt du gewiehert?“

„Der Mann der Frumoase lumi hat ſie genommen und iſt mit ihr fort.“

„Kannſt du noch eſſen und ſchlafen und ſie noch erreichen?“

„Den Teufel kann ich erreichen, wir werden ihren Rücken ſehen, das Geſicht ſehen wir nicht wieder. Mein Bruder hat neun Herzen, ich habe nur acht.“

„Wir wollen doch verſuchen.“

Er ſetzte ſich aufs Pferd, das rannte ſchnell wie der Teufel hinter ſeinem Bruder; da ſagte der Drache: „Ruf' deinem Bruder, daß er ſtehen bleibt, bis wir zu ihm kommen.“

„Bruder, Bruder, bleib ſtehen, er hackt mir die Sporen in den Magen, ich kann faſt nicht mehr weiter.“

Der antwortete: „Wirf, Bruder, den Drachen hinauf bis in den Himmel und fang ihn in deinen Hufen auf, daß er lauter Staub und Bröſel wird, dann komm du zu uns. Du dienſt mit mir bei der Frumoase lumi leichter als beim Drachen.“ Als das Drachenpferd dieſe Worte hörte, warf er ihn bis an den hohen Himmel und wartete nicht, er ſolle ihm wieder in den Sattel fallen, er ließ ihn zur Erde fallen, daß er zerbarſt in lauter Stücke, wie er es mit dem Manne gemacht. Aber die Raben kamen nicht, um ihn wieder zuſammenzuſtellen.

Als ſie hörten, daß er geſtorben, wurden ſie wieder Menſchen auch am Tage. Dann kamen ſie alle zuſammen und lebten noch lange in Frieden. *Nicolai Gaspar, Gross-Schenk.*

Inhalt des dreiunddreißigſten Bandes.

1. Heft.

Dr. **Guſtav Kiſch**, Vergleichendes Wörterbuch der Nösner (ſiebenbürgiſchen) und moſelfränkiſch-luxemburgiſchen Mundart nebſt ſiebenbürgiſch-niederrheiniſchem Orts- und Familiennamenverzeichnis ſowie einer Karte zur Orientierung über die Urheimat der Siebenbürger Deutſchen . . . . . 5—274

2. Heft.

D. **Fr. Teutſch**, Rede zur Eröffnung der 55. Hauptverſammlung des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde . . . . . 277—301

Pauline Schullerus, Rumäniſche Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtale . . . . . 302—466

3. Heft.

Pauline Schullerus, Rumäniſche Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtale, im Anhang aus dem Alttale (Schluß) . . . . . 469—692

4. Heft.

Jahresbericht des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde für das Vereinsjahr 1905 . . . . . 1— 51

A FINE IS INCURRED IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

RETURNED NOV 1974

4629478

JAN 29 75 H

3 2044 105 522 874